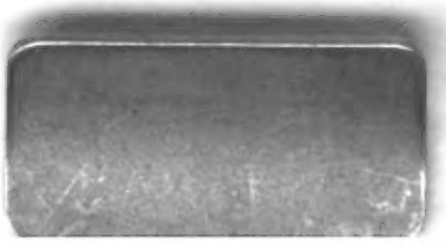
Müller

Zool. 376 te

Xerokopieren aus konservato
rischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar



Digitized by Google

<36614700950011

<36614700950011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Anschluß an Müller's „Wohnungen in der höheren Thierwelt" erscheint:

# Wohnungen,
# Leben und Eigenthümlichkeiten
## im Reiche der Lurche und Fische, Insekten und wirbellosen Thiere
überhaupt, geschildert

von

**Dr. Ludwig Glaser** und **Dr. Karl Klotz.**

**Vollständig in etwa zwölf Heften.**

Dieser das Werk abschließende Theil umfaßt das Gebiet der niederen Thierwelt (Fische, Reptilien, Gliederthiere, als auch Mollusken, Würmer, Zoophyten u. s. w.). Der ersten Abtheilung ist eine übersichtliche und vergleichende Vorerörterung vorangestellt, die sich z. B. über den Kunsttrieb und Formensinn, über die vorsorgliche Thätigkeit und Arbeit zu Gunsten der Nachkommenschaft ꝛc. verbreitet. Bei den Insekten kommen besonders die Produkte eines ordnenden Kunstfleißes, einer erfinderischen Betriebsamkeit zur Anschauung, wobei auf das Talent zum Bau von ganzen Kolonien, sowie auf die wunderbare Eigenthümlichkeit einer damit innig zusammenhängenden Metamorphose jener Geschöpfe näher eingegangen wird. An geeigneter Stelle findet in unserm Buche auch jene merkwürdige Erscheinung: „der Winterschlaf der Thiere" (aus der Feder von Carl Cornelius), eine eingehende Besprechung. Weiterhin umfaßt das werthvolle Werk neben den Schilderungen der Insekten und außer der des Stichlings, als eines Nestbaukünstlers unter den Fischen, noch die Abhandlungen über die besonders hervorragenden Vertreter in der Nest- und Obdachbereitung aus den übrigen Klassen der Gliederthiere, wie z. B. Spinnen, Krustenthiere ꝛc., während die zweite Abtheilung über die Weichthiere u. s. w. handelt.

Wie hieraus ersichtlich, bietet das Werk ebenso reichhaltiges als interessantes Material. Seine Haltung ist eine gemeinfaßliche, anregende, auf solider, wissenschaftlicher Grundlage. Die Schilderungen dürften ebenso sehr jeden Freund der Natur und besonders die studirende Jugend anziehen, als durch Gründlichkeit und Neuheit der Beobachtungen den Forscher und Kenner befriedigen.

Hinsichtlich der künstlerischen Ausstattung steht der Verlagshandlung, abgesehen von den trefflichen Abbildungen aus Wood's „Homes without hands" ein höchst werthvoller Illustrationsfond in prachtvoll ausgeführten Abbildungen von Thiergestalten und Lebens-Eigenthümlichkeiten aus obengenannten Reichen zur Verfügung, wodurch ein Reichthum und eine Mannichfaltigkeit in der bildlichen Darstellung geboten wird, wie sie sich unsers Dafürhaltens in keinem ähnlichen hier in Betracht kommenden Werke wieder finden möchten.

### Subskriptions-Bedingungen.

1. Die „Wohnungen, Leben und Eigenthümlichkeiten in der niederen Thierwelt" erscheinen in etwa zwölf Heften à 3 Bogen oder 48 Seiten, ausgestattet mit zahlreichen Illustrationen.
2. Jedes der reich illustrirten Hefte, in der Regel geschmückt mit einem werthvollen Tonbilde in sorgfältiger Ausführung, kostet 7½ Sgr. = 27 Kr. rhein.
3. Alle 5—6 Wochen wird ein Heft ausgegeben und darf das regelmäßige Erscheinen um so mehr in Aussicht gestellt werden, als der größere Theil des Manuskripts sich bereits in den Händen der Verlagshandlung befindet. Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Leipzig, im Mai 1868.

**Die Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer.**

Digitized by Google

Ende September d. J. erscheint in neuer Auflage (Pracht-Ausgabe):

Das

# Buch der Pflanzenwelt.

## Botanische Reise um die Welt.

### Versuch einer kosmischen Botanik.

Den Gebildeten aller Stände und allen Freunden der Natur gewidmet

von

Dr. **Karl Müller** von Halle.

Mitherausgeber der „Natur".

**Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.**

**Pracht-Ausgabe in zwei Abtheilungen von etwa 40 Bogen.**

Mit neun Ansichten in Tondruck und über 350 in den Text gedruckten Abbildungen.

Preis des **vollständigen** Werkes geheftet 3⅓ Thlr. = 6 Fl. rh.

**Dasselbe in elegantem englischen reich vergoldeten Einband**

3 Thlr. 25 Sgr. = 6 Fl. 54 Kr. rh.

## Prospectus.

„Die so zahlreich vertretene Literatur der sogenannten populären Bearbeitungen naturgeschichtlicher Gegenstände hat in den letzten Jahren auch nicht Ein Werk hervorgebracht, das sich an wirklich wissenschaftlichem Gehalte und an echter Popularität der Behandlung mit dem vorliegenden Buche messen dürfte, welches in der gesammten botanischen Literatur entschieden Epoche machend ist. Jeder, der sich für das ungeheure Reich der Pflanzen interessirt, welches uns in Feld und Wald und Garten in einer solchen unendlichen Mannichfaltigkeit von Gewächsen umgiebt, und auf welches wir Menschen auf jeder Stufe der Kultur mittelbar oder unmittelbar so sehr angewiesen sind, — Jeder, der auch nur eine geringe Kenntniß von Botanik besitzt, wird in dem vorliegenden Buche eine im höchsten Grade anregende und belehrende Unterhaltung finden, in einem Gebiete menschlichen Wissens heimisch werden, das zu den anmuthendsten, innerlich befriedigendsten

Digitized by Google

wie äußerlich nutzbarsten gehört. Mit Bewunderung wird er dem tiefen, gründlichen und umfangreichen Wissen des Verfassers folgen und die Meisterschaft anerkennen, womit derselbe seinen ungeheuren Stoff zu beherrschen, dem Leser unter verschiedenen Seiten der Betrachtung in einer mustergiltigen, klassischen Darstellung vorzuführen weiß."

So spricht sich ein Recensent in den „Erheiterungen" über das vorliegende Buch aus, das er nach Form und Inhalt an die Seite der Humboldt'schen Schriften stellte. Die Erfahrungen, welche die Verlagshandlung mit dem Buche gemacht, haben dieses ausgezeichnete Urtheil, dem eine Reihe ähnlicher Beurtheilungen zur Seite stehen, bestätigt. Eine starke Auflage ist seit mehreren Jahren vergriffen und dies beweist, daß der Verfasser ein wirkliches Bedürfniß herausgefühlt und solches auch befriedigt habe. Eine neue Auflage wäre demnach längst wünschenswerth gewesen. Deren Herstellung hat allerdings mehrere Jahre in Anspruch genommen, weil die Verlagshandlung diesmal dem Publikum eine wirkliche Pracht-Ausgabe ihres schönen Werkes vorlegen wollte. Auch der Autor hat Zeit bedurft zur Durchsicht seines Buches. Denn die Wissenschaft ist nichts Fertiges. Und so haben sich Verfasser und Verleger gleichzeitig verbunden, ihr Werk dem gegenwärtigen Standpunkt der fortgeschrittenen Wissenschaft anzupassen. Die ursprüngliche Anlage des Buches ist zwar beibehalten, nichts aber in und an demselben belassen worden, was den gegenwärtigen Forderungen nicht völlig entspricht.

Dies bezieht sich namentlich auf die Abbildungen und den Umfang des Buches. In erster Beziehung wird man mit Befriedigung die größte Sorgfalt in der Auswahl guter Illustrationen, aber auch zugleich einen Reichthum bemerken, welcher der Anschauung ungleich mehr zu Hülfe kommt, als dies in der ersten, schon reichlich illustrirten Auflage der Fall sein konnte. In der zweiten Beziehung ist den Fortschritten der Wissenschaft dadurch Rechnung getragen worden, daß die zweite Abtheilung des Buches um eine Anzahl Bogen vermehrt wurde. Nichts ist angetastet, was dem Publikum werth sein konnte; wohl aber hat diese Partie, ohne daß hierdurch der alte liebgewonnene Geist verwischt oder erdrückt worden wäre, eine solche Umgestaltung durch Vermehrung des Stoffes und der Gesichtspunkte erfahren, daß sie einem neuen Buche gleichkommt. Der frühere Mangel eines Registers ist jetzt durch Beigabe eines solchen ausgeglichen; die beiden Theile sind zu einem innigen Ganzen verschmolzen; das kleinere Format hat einem stattlicheren weichen müssen, — kurz, es ist nichts versäumt worden, die neue Auflage zu einer wirklich verbesserten und vermehrten, zu einer wahren Prachtausgabe zu erheben.

Vertrauensvoll bieten wir hiermit dem Publikum aufs Neue ein Buch an, das im vollsten Sinne des Worts eine allgemeine Botanik sein will. Der Verfasser hat sie eine kosmische genannt, und nicht mit Unrecht. Nur, was die Pflanze an das Weltganze kettet, nur, insofern sie ein Theil ist der gesammten

Digitized by Google

Schöpfung, nur, ſoweit ſich in ihr die ewigen Geſetze des ganzen Weltalls abſpiegeln, nur, ſoweit ſie der plaſtiſche Ausdruck für die Entwicklung unſeres Planeten, die Folie für das Thierleben, beſonders aber ein Hebel für die geſammte Völkerkultur und Völkergeſchichte iſt, — nur innerhalb ſo großartiger Perſpektiven bewegt ſich des Verfaſſers Darſtellung. Indem ſie hiermit die Pflanze gleichſam auf einen allgemein menſchlichen Standpunkt verſetzt, muß ſie das Intereſſe eines Jeden erregen, welcher es liebt, eine Sache aus höheren, ſo zu ſagen, planetariſchen und ethiſchen Geſichtspunkten zu betrachten. Darum hat auch an dem alten Plane weder etwas geändert, noch vermehrt werden können. Der Pflanzenſtaat als ſolcher, inſoweit er von Verwandtſchaften, Gemeinden, Gruppirungen, Boden, Klima u. ſ. w. abhängt, und ſich durch dieſelben konſtituirte; die Geſchichte dieſer Konſtituirung im Laufe der verſchiedenen Schöpfungszeiten; die Wirkung dieſes nun fertigen Staates als Bild in der Natur durch die mannichfaltigſten (phyſiognomiſchen) Formen, deren Vertheilung über Zonen, in Regionen, nach Vegetationslinien, nach ihrem Wechſelverhältniß zu der Thierwelt, — das ſind die Geſichtspunkte der erſten Abtheilung geblieben.

Bezeichnend hat ſie darum der Verfaſſer eine **Vorbereitung zu einer botaniſchen Reiſe um die Welt** genannt, weil er überzeugt war, daß erſt nach ſolcher Einſicht in das Innere des Pflanzenſtaates der volle Zauber deſſelben auf Geiſt und Gemüth während einer **Weltreiſe** ausgeübt werde. Eine ſolche tritt er in der zweiten Abtheilung mit dem Leſer an, indem er ihn, immer an der Hand großartiger Geſichtspunkte, mit den Charakter-Eigenthümlichkeiten jedes Erdtheiles, bis zu dem Wechſelverhältniß der das menſchliche Schickſal mitbeſtimmenden Pflanze hinauf bekannt macht. Aus dieſem Grunde auch hat gerade dieſer Theil die größte Vermehrung erfahren. Nichts von allgemeinerem Intereſſe wollte der Verfaſſer verſäumen, um den Leſer in den Stand zu ſetzen, ſeine Weltanſchauung im Einklange mit den neueſten Eroberungen der Wiſſenſchaft auszubilden, ſeine Stellung zu nehmen zu dem Planeten, den wir bewohnen. Aber fern von wiſſenſchaftlicher Anmaßung ſucht dies der Verfaſſer in einer Form, welche, indem ſie nur ſchildert, das Urtheil eines Jeden unbeeinflußt läßt. Im Geiſte eines Kunſtwerkes, tendenzlos und doch auf feſtgegebenem Standpunkte, — ſo ſchreitet der Verfaſſer vor, objektiv und erfüllt von jener Toleranz, welche auch dem Fremdeſten ſeine Berechtigung zuerkennt.

Ihr Buch in der vorliegenden Geſtalt auf's Neue empfehlend, hofft ſich den Dank des Publikums zu verdienen

Leipzig, im Auguſt 1868.

**Die Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer.**

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Adolf und Karl Müller.

Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Wohnungen,

# Leben und Eigenthümlichkeiten

## in der höheren Thierwelt.

Geschildert

von

**Adolf** und **Karl Müller.**

Mit 125 Text-Abbildungen, acht Tonbildern und einem Frontispice.

Nach Zeichnungen von F. M. Petzl, N. Kretschmer, H. Leutemann, Ad. Müller, Thieme u. A.

**Leipzig.**

Verlag von Otto Spamer.

1869.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sämmtliche Rechte vorbehalten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

# Vorwort.

Nach dem ursprünglichen Plane sollte dieses Buch nicht blos die höhere Thierwelt behandeln, sondern auch hervorragende Eigenthümlichkeiten in der Wohnungsbereitung und im Leben niederer Thierklassen in entsprechender Weise berücksichtigen. Es war zu diesem Zweck ein äußerster Umfang von 36 Druckbogen einschließlich des Illustrationsmaterials vorgesehen. Aber schon während der Bearbeitung der Säugethiere gelangten wir trotz unserer Beschränkung auf die Vertreter der ins Auge zu fassenden Arten und Sippen zu der Ueberzeugung, daß entweder eine größere Ausdehnung des Buches oder eine Verkleinerung des naturwissenschaftlichen Gebietes für unsere geistigen Wanderungen unerläßliche Bedingung sei. Oberflächliches Drüberhinwegschreiten würde kein anderes Ergebniß geliefert haben, als eine trockene Beschreibung, die als Stückwerk weder fesselnde Kraft hätte, noch auch erheblichen wissenschaftlichen Nutzen brächte. Wollten wir Neigung und Grundsatz treu bleiben, so durften wir von einer eingehenden, lebendigen Darstellungsweise, welche unbeschadet der strengen Wissenschaftlichkeit die unleugbare Thierseele in ihren mannichfaltigen und bewundernswürdigen Offenbarungen nachweist, nicht abweichen. Ebenso treulos gegen uns selbst wären wir gewesen, wenn wir den Titel des Buches abgekürzt und den Rahmen beschnitten hätten, indem wir nur die Wohnungen in Betracht gezogen. Der Kunsttrieb der Thiere bietet zwar an sich schon reichlich anziehenden Stoff, der ja auch unserem Buche hauptsächlich Gang und Eintheilung angewiesen hat; aber von vielen der in Frage gekommenen Thiere würden wir alsdann nur wenig zu sagen gehabt haben, während ihre sonstigen Eigenthümlichkeiten und Lebensäußerungen unser Interesse in hohem Grade fesseln. Mußten wir uns ja ohnedies schon der immerhin eng gezogenen Grenzen wegen bei Niederlegung unserer Erfahrungen und Beobachtungen zur

Mäßigung bequemen; mußten wir doch eine Menge Thiere, mit deren Charakteren und Lebensweise wir innig vertraut sind, an den musternden Blicken unberücksichtigt vorübergehen lassen, weil sie sich eben keine Wohnungen bereiten. Dadurch aber, daß uns nur das Gebiet der höheren Thierwelt überlassen blieb und andere Autoren in einem von der Verlagsbuchhandlung vorgesehenen weiteren Bande die niederen Thiere behandeln und somit das im Prospekt angekündigte Werk vollenden werden, konnten wir sorgfältiger schildern und freier uns bewegen. Demgemäß und nicht minder der vielfach ungenügenden Behandlung des Stoffes in dem Werke von Wood gegenüber, welches nach einem anfänglichen, vor Herausgabe unseres Buches gehegten Plane bei unseren Schilderungen herangezogen werden sollte, sagten wir uns los von einer Bearbeitung, die nichts mehr als eine Wiedergabe von Wiedergaben oft zweifelhafter und höchst mangelhafter Natur gewesen sein würde. Im Hinblick auf einige bereits erschienene Beurtheilungen über die ersten Hefte unseres Werkes und auf den nunmehr verlassenen Gang des Prospektes betonen wir entschieden, daß unser Buch nichts weiter mit dem von Wood gemein hat, als die meisten der schönen, naturgetreuen Illustrationen, welche die eigentliche Zierde des letzteren sind. Die Kritik wird unser Buch nach Haltung und Bedeutung zu würdigen wissen.

Niemand wird es uns verdenken, daß wir mit besonderer Vorliebe die Thiere der Heimat, unsere deutschen, behandelt haben und aus der Fremde die besten Forscher maßgebend reden lassen. Natürlich springt in letzterem Falle der Nachtheil des Referirens in das Auge, während in ersterem die eigne Anschauung der Darstellung Frische und Leben geben konnte. Diejenigen irren bedauerlich, welche glauben, die Heimat sei ausgeforscht, und wer Großes leisten wolle, müsse von ihr sich losreißen, um in der Fremde und Ferne seinen Gesichtskreis zu erweitern. Reisen ist schön und lohnend; auf Reisen forschen, sammeln, vergleichen und die Wissenschaft bereichern, um den Wissensdurst zu stillen und der Menschheit nutzenstiftende Opfer zu bringen, das kann nicht hoch genug in Anschlag gebracht und nicht dankbar genug anerkannt werden. Aber saget uns, Fachgenossen, ist nicht die Natur eine unversiegbare Quelle immer neuer Forschungen und Entdeckungen? Die Thiere in das System zu fügen — so schwer und gezwungen es auch in einzelnen Beziehungen erscheinen mag — damit ist die Wissenschaft, wenn sie sich nicht in unnützen Spitzfindigkeiten verlieren will, bald fertig; anders

aber ſteht es mit dem Leben, den Charakter- und Seelenzügen dieſer noch vielfach verachteten und verkannten Weſen. Nach dieſer Richtung hin hat die Wiſſenſchaft erſt ihre Thätigkeit begonnen, und ein großes Stück Arbeit iſt ihr vorbehalten. Wir ſchätzen uns glücklich in dem Bewußtſein, mit dieſem Buche einen Beitrag zur Seelenkunde unſerer Thiere geliefert zu haben. Außerdem ſind wir aber auch bemüht geweſen, Licht in die Nacht der Vorurtheile über das Leben mancher Thiere zu bringen, die bisher noch immer mangelhaft beobachtet worden ſind, und in anderen Beziehungen nochmals die von Forſchern bereits erhobenen Waffen der Aufklärung gegen gemeinſchädliche Volksirrthümer zu ergreifen. Endlich leitete uns bei der Schilderung der Bauthätigkeit hervorragender Künſtler nicht nur das Beſtreben, Form, Gefüge und Beſtandtheile der Wohnungen genau zu beſchreiben, ſondern mehr noch den Künſtler ſelbſt in ſeiner Arbeit, in ſeinem Weſen und ſtufenweiſen Verfahren aufmerkſam zu verfolgen und ſo der Wiſſenſchaft einen beſonderen Forſchungsweg zu empfehlen. Welche Schwierigkeiten dabei zu überwinden ſind, beweiſt einfach das ſcheue, vorſichtige und mißtrauiſche Weſen vieler Thiere, ganz abgeſehen von ihrem geheimnißvollen Wandel. Wer ſich's bequem machen will, kommt zu kurz; wer nicht tief und klar in den Haushalt der Thiere zu blicken verſteht, gelangt zu mangelhaftem Ergebniß oder gar zu falſchen Schlüſſen. Wohlſein und Behagen müſſen oft gering geachtet werden; Wind und Wetter, Froſt und Hitze dürfen das begonnene Unternehmen, inſoweit dies von dem Beobachter abhängt, nicht ſtören. Man ſtelle ſich nur nicht vor, daß man auf „zahmen" Spaziergängen aus der Natur wie aus einem Buche die Wiſſenſchaft herausleſen könne.

„Geheimnißvoll am hellen Tag
Läßt ſich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was ſie deinem Geiſt nicht offenbaren mag,
Das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Ebenſo unwiſſend als hochmüthig erweiſt ſich die Meinung einer gewiſſen Sorte von Leuten, Forſchungsergebniſſe, wie ſie in dieſem Buche niedergelegt ſind, ſeien gleichſam im Vorbeigehen von den Hecken gepflückte Beeren. Solcher Beurtheilung entziehen wir uns, für ſolche Kurzſichtigkeit haben wir nicht geſchrieben. In unſern Schilderungen reden nicht allein Monate und einzelne Jahre; das ganze Leben ſpricht mit. Schon der Knabe und ſein Thun und Treiben in Wald, Feld und Garten hat Antheil an dem, was der reife Mann auf dieſe Blätter geſchrieben,

und zwar — wir betonen es — keinen geringen. Dank der naturgemäßen Erziehung von Seiten des Vaters ſchärfte ſich frühzeitig das Auge für die Geheimniſſe der Thierwelt, bildete ſich die große Liebe zu ihr in Umgang und Pflege aus. Die heutige Jugend wird leider zu fern von der Natur gehalten, in ſauerſtoffarmen Schulſtuben verbringt ſie ihre Tagesſtunden. Die Menge der dürftigen, meiſt ſehr trocknen, zum Theil auch auf falſchen Beobachtungen beruhenden und obenein mit Bildern ohne Geſchmack und Naturwahrheit angefüllten encyklopädiſchen Bücher aus älterer und neuerer Zeit ſoll nun den Mangel der eignen, unmittelbaren Anſchauung erſetzen? Nimmer wird dies gelingen. Wer die Thiere kennen lernen will, muß ſie ſehen, aber nicht blos in den engen Behältern der zoologiſchen Gärten, ſondern draußen in dem Leben und Wandel ihrer Freiheit, muß ihnen nachgehen und ihr Thun und Treiben belauſchen, muß ſie als ſeeliſche Weſen achten und lieben können. Von ſolchen Grundſätzen und Anſchauungen muß Jeder ausgehen, der von unſerm Buch befriedigt ſein will, ſei er nun Schriftſteller oder Laie, nenne er ſich Forſcher oder denke er von ſich beſcheidener, geſtatten ihm Zeit und Beruf, große Umſchau in der lebendigen Welt zu halten, oder weiſen ihm ſeine Verhältniſſe nur ein kleines Beobachtungsfeld, vielleicht das engbegrenzte der nächſten Umgebung, an. Von derartigen Geiſtern möchten wir geprüft, gewürdigt und, wo nöthig und verdient — getadelt werden!

Gladenbach und Alsfeld, im April 1868.

**Adolf Müller,**
Oberförſter.

**Karl Müller,**
Pfarrer.

# Wohnungen,

## Leben und Eigenthümlichkeiten in der höheren Thierwelt.

Ein Register, beziehentlich vollständiges alphabetisches Namenverzeichniß, befindet sich am Schlusse dieses Buches.

## Inhaltsübersicht.


Seite

Einführung. — Instinkt und überlegtes Handeln in der höheren Thierwelt . . . . . 8—16

### Erste Abtheilung. Säugethiere.

**1. Leben unter dem Schnee, der Erde oder in Felsen- und Baumhöhlen.**

Der Eis- oder Polarbär (Thalassarktos polaris) . . . . . 17—26
Der Elch oder das Elenthier (Cervus alces) . . . . . 27—41
Der gemeine oder braune Bär (Ursus arktos) . . . . . 42—57
Die Familie der Dachse.
Unser Dachs (Meles vulgaris) . . . . . 58—66
Der Honigdachs (Ratelus capensis) . . . . . 66—67
Wiesel, Marder, Iltis.
Unser kleines und großes Wiesel (Mustela vulgaris et M. Erminea) . 67—74
Der Edelmarder (Mustela martes) . . . . . 75—80
Der Stein- oder Hausmarder (Mustela foina) . . . . . 81—84
Der Iltis (Mustela putorius) . . . . . 84—85
Fuchs.
Unser Fuchs (Vulpes vulgaris) . . . . . 86—94
Der Polarfuchs oder Eisfuchs (Vulpes lagopus) . . . . . 95—101
Das eigentliche Murmelthier (Arctomys Marmota) . . . . . 102—106
Der gemeine Ziesel (Spermophilus Citillus) . . . . . 107—108
Der Präriehund (Cynomis Ludovicianus) . . . . . 108—110
Das Kaninchen (Lepus cuniculus) . . . . . 111—115
Das amerikanische Erdeichhorn (Tamias Lystreri) . . . . . 116—117
Der Hamster (Cricetus frumentarius) . . . . . 117—119
Der Lemming (Myodes Lemmus) . . . . . 120—124
Die ägyptische Springmaus (Haltomys aegyptiacus) . . . . . 124—128
Der Pferdespringer (Scirtetes vel Alactaga Jaculus) . . . . . 128
Die canadische Taschenratte (Ascomys canadensis) . . . . . 129—130
Das gemeine Stachelschwein (Hystrix cristata) . . . . . 131—132
Die gemeine Spitzmaus (Sorex vulgaris) . . . . . 133—134
Der Maulwurf (Talpa europaea) . . . . . 135—139
Die Gürtelthiere (Cingulata).
Das Riesengürtelthier (Euphractus giganteus) . . . . . 141—142
Der Pichiciego (Chlamydophorus truncatus) . . . . . 142—143
Kapisches Erdferkel (Orycteropus capensis) . . . . . 143—145
Die Schuppenthiere (Manes) . . . . . 145


Digitized by Google

Seite

2. Leben über der Erde, auf Bäumen und Sträuchern.

Allgemeines über die Affen . . . . . 146—149
Der Orang Utang (Pithecus Satyrus) . . . . . 150—152
Der Schimpanse (Troglodytes niger) . . . . . 152—153
Der Nschiego Mbouve (Troglodytes calous) . . . . . 153—154
Das Eichhörnchen (Sciurus vulgaris) . . . . . 155—160
Das Geschlecht der Mäuse.
Die Zwergmaus (Mus minutus) . . . . . 161—165
Die gemeine Hausmaus (Mus musculus) . . . . . 166—170
Die große Haselmaus (Elyomis vel Myoxus nitela) . . . . . 171—174
Die kleine Haselmaus (Muscardinus avellanarius) . . . . . 174—175
Der Igel (Erinaceus europaeus) . . . . . 176—179

3. Leben im Wasser.

Der Biber (Castor Fiber) . . . . . 180—191
Die Bisam- oder Zibethratte (Fiber Zibethicus) . . . . . 191—192
Die Wasserratte u. die Schärrmaus (Hypudaeus amphibius et H. terrestris) 193—200
Der gemeine Fischotter (Lutra vulgaris) . . . . . 201—206
Der Nörz (Vison Lutreola) . . . . . 206—208
Die Wasserspitzmaus (Crossopus s. Sorex fodiens) . . . . . 208—210
Das Schnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus) . . . . . 211—214

Zweite Abtheilung. Vögel.

Das Nisten der Vögel . . . . . 215—244
Der Zug und die Wanderung der Vögel . . . . . 245—278

I. Leben in Höhlen.

1. Leben unter der Erde.

A. Vorhandene Höhlen und Löcher Benutzende.

Die Prärie-Eule (Pholeoptynx hypogaea) . . . . . 279—281
Die Höhlenente (Tadorna vulpanser) . . . . . 281—284
Der Fettvogel oder Guacharo (Steatornis caripensis) . . . . . 284—286

B. Höhlenfertiger (Grabende — Minirer).

Die Uferschwalbe (Hirundo riparia) . . . . . 287—290
Der Sturmvogel (Thalassidroma pelagica) . . . . . 290—292
Der Papageientaucher (Fratercula arctica) . . . . . 293—295
Der Bienenfresser (Merops apiaster) . . . . . 295—297
Der Eisvogel oder Königsfischer (Alcedo ispida) . . . . . 297—300
Der Stoßfischer. Der Graufischer (Ceryle rudis) . . . . . 300

2. Leben in Baumhöhlen und Mauerlöchern.

A. Vorhandene Höhlen und Löcher Benutzende.

Der Toko (Ramphastus Toco) . . . . . 301—302
Die Hornvögel (Bucerotes) . . . . . 302
Der Staar (Sturnus vulgaris) . . . . . 303—305
Die Dohle (Monedula turrium) . . . . . 305—306
Der Mauersegler oder die Thurmschwalbe (Cypselus apus) . . . . . 306—309
Der Wiedehopf (Upupa Epops) . . . . . 309—312
Der Baumläufer (Certhia familiaris) . . . . . 312—313
Der Alpenmauerläufer oder Alpenspecht (Tichodroma muraria) . . . . . 314—315
Der Wendehals (Jynx torquilla) . . . . . 316—317

B. Höhlenfertiger. Meißler.

Spechte (Picidae). Allgemeines über dieselben . . . . . 318—321
Der Schwarzspecht (Dryocopus Martius) . . . . . 321—323
Der Buntspecht (Picus major) . . . . . 323—325

Digitized by Google

Seite
Der Mittelspecht (Picus medius) . . . . . 325
Der Grünspecht (Gecinus viridis) . . . . . 325—326
Der Elfenbeinschnabel (Campephilus principalis) . . . . . 326—328
Der Rothkopf (Melanerpes erythrocephalus) . . . . . 328
Der Goldspecht (Calaptes auratus) . . . . . 328—329
Calaptes rubricatus . . . . . 330—331
Melanerpes formicivorus . . . . . 331

## II. Leben im Freien.

### 1. Flache Nester oder plattförmig Bauende.

Allgemeines über die Adler . . . . . 332—338
Der Stein- und Goldadler (Aquila fulva et chrysaëtos) . . . . . 338—339
Der weißköpfige Seeadler (Haliaëtus leucocephalus) . . . . . 339—345
Die Ringeltaube (Columba Palumbus) . . . . . 345—350
Die Turteltaube (Turtur auritus) . . . . . 350—352

### 2. Flechtende Nestbauer.

Das Teichhuhn (Stagnicola chloropus) . . . . . 353—357
Das Bläß- oder Wasserhuhn . . . . . 358—359
Die Madenfresser (Crotophaga). Der Ani (Crotophaga Ani) . . . . . 359—360

### 3. Flechtende und webende Nestbauer.

Der Kolkrabe (Corax nobilis) . . . . . 361—364
Die Saatkrähe (Corvus frugilegus) . . . . . 364—368
Der Eichelheher (Corvus glandarius) . . . . . 368—372
Der Blauheher (Cyanocitta cristata) . . . . . 372—373
Der Blutfink oder Dompfaff (Pyrrhula vulgaris) . . . . . 373—378
Die Erdsänger. Die Nachtigall (Luscinia Philomela) . . . . . 378—382
Das Rothkehlchen (Rubecula sylvestris) . . . . . 382—387
Der Spottvogel oder die Spottdrossel (Turdus s. Mimus polyglottus) . . . 387—389
Die Grasmücken. Die schwarzköpfige Grasmücke (Curruca atricapilla) . . 389—392
Die Sperbergrasmücke (Curruca nisoria) . . . . . 392—393
Die Dorngrasmücke oder das Weißkehlchen (Curruca cinerea) . . . . . 393
Die Laubsänger. Der kleine Weidenzeisig (Motacilla rufa) . . . . . 393—395
Der große Weidenzeisig oder Fitis (Sylvia fitis) . . . . . 395—398
Die Gartensänger. Die Bastardnachtigall (Hypolais hortensis) . . . . . 398—400
Die Schilfsänger. Allgemeines . . . . . 401—402
Die Rohrdrossel (Acrocephalus turdoides) . . . . . 402
Der Teichschilfsänger (Sylvia arundinacea) . . . . . 402—404
Webervögel (Ploceï). Allgemeines . . . . . 405—407
Der Mahaliwebervogel . . . . . 407
Der gelbe Oriol (Ploceus ocularius) . . . . . 408—409
Der goldstirnige Webervogel (Ploceus icterocephalus) . . . . . 409
Der Tahaweberrvogel (Taha) . . . . . 409
Der Büffelweber (Textor erytrorhynchus) . . . . . 409—410
Textor Alecto . . . . . 410
Der gefleckrückige Webervogel (Ploceus spilonotus) . . . . . 410—411
Der Baya (Nelicurvius Baya) . . . . . 411—413
Der gesellige Webervogel oder Siedelweber (Philetaerus socius) . . . . . 414—416
Der Baltimorevogel (Hyphantes Baltimore) . . . . . 416—418
Der Japu oder Haubenkassike (Cassicus cristatus) . . . . . 419—420
Die Laubenfertiger . . . . . 420
Der Atlasvogel (Ptilonorhynchus holosericeus) . . . . . 421—424
Der Kragenvogel oder der gefleckte Laubenvogel (Chlamydera maculata) . . 424—425

### 4. Filzende Nestbauer.

Kreuzschnäbel (Loxiae). Loxia pityopsittacus et Loxia curvirostra . . . . 426—433
Der Edelfinke (Fringilla coelebs vel nobilis) . . . . . 434—438
Der Distelfinke oder Stieglitz (Fringilla carduelis) . . . . . 438—441

Digitized by Google

Seite

Der Bluthänfling (Fringilla cannabina) . . . . . 441—442
Der Pirol oder Pfingstvogel (Oriolus galbula) . . . . . 443—445
Das Goldhähnchen (Regulus). Das safranköpfige und das feuerköpfige Goldhähnchen (Regulus flavicapillus et ignicapillus) . . . . . 446—448
Der Zaunkönig (Troglodytes parvulus) . . . . . 449—456
Die Schwanzmeise (Orites caudatus) . . . . . 457—459
Die Beutelmeise (Aegithalus pendulinus) . . . . . 460—461
Der Pink-Pink (Drygmoica textrix) . . . . . 462—463
Der Capocier (Drygmoica maculosa) . . . . . 463—464
Die Kolibris.
Der gemeine Kolibri (Trochilus colubris) . . . . . 465—466
Der weißseitige oder weißflankige Hügelstern (Oreotrochylus leucopleurus) 467
Der Sappho-Komet (Cometes sparganurus) . . . . . 467
Der Chimborasso-Hügelstern (Oreotrochylus Chimborazo) . . . . . 467—468
Sägenschnabel-Kolibri (Grypus naevius) . . . . . 468—469
Die brasilianische Waldnymphe (Thalunania glaucopis) . . . . . 469
Der feurige Topas (Topaza pyra) . . . . . 469
Der Karmoisin-Topas (Topaza pella) . . . . . 469—470
Der Eremit (Phaetornis eurynome) . . . . . 470
Der rubinkehlige Kolibri . . . . . 470—471
Der Eisenkraut-(Verbena-)Kolibri (Mellisuga minima) . . . . . 472

### 5. Mauernde und kittende Nestbauer.

Die Elster (Pica caudata) . . . . . 473—476
Die Haus- oder Mehlschwalbe (Hirundo urbica) . . . . . 477—482
Die Rauchschwalbe (Cecropis rustica) . . . . . 483—485
Der Ariel (Chelidon Ariel) . . . . . 485—489
Die Salangane (Collocalia nidifica) . . . . . 489—494
Die Schwarzamsel und die Singdrossel (Turdus s. Merula vulgaris s. ater Mülleri und Turdus musicus) . . . . . 495—503

### 6. Wallfertiger oder Wallnister.

Die Megapodien (Großfüßer) . . . . . 503
Der Gestrüpptruthahn oder Talegalla (Talegalla Lathami) . . . . . 504—505
Der australische Dschungelvogel (Megapodius tumulus) . . . . . 505
Die Leipoa (Leipoa ocellata) . . . . . 505—509

### 7. Schneidernde oder heftende Nestbauer.

Die Schneidervögel. Der ostindische Schneidervogel (Orthotomus longicaudata) . . . . . 509—510
Der Cistensänger (Cisticola schoenicola) . . . . . 510—513

### 8. Nestlose und Schmarotzer.

Unser Kukuk (Cuculus canorus s. europaeus) . . . . . 514—533
Der Straußkukuk (Coccystes glaudarius) . . . . . 534—541
Der Riesenkukuk (Scythrops Novae-Hollandiae) . . . . . 541—542
Der Koel oder Kuil (Endynamys orientalis) . . . . . 542—543
Der Kuhvogel (Molothrus pecoris) . . . . . 543—548
Die nordamerikanischen Kukuke.
Der gelbschnäbelige oder Regenkukuk (Cuculus americanus) . . . . 549—552
Der schwarzschnäbelige oder rothäugige Kukuk (Cuculus dominicus) .
Der blauohrige Honigesser (Entomyza cyanotis) . . . . . 552—553

Digitized by Google

# Ueberſicht der Illuſtrationen.


| | Seite |
|---|---|
| Brauner Bär (Anfangsvignette) | 1 |
| Der Nſchiego-Mbouve oder Obdach bauende Affe | 5 |
| Affen (verſchiedene Arten) | 8 |
| Junghuhn's Zuſammentreffen mit dem Königstiger | 11 |
| Der Eis- oder Polarbär | 17 |
| Winterlager der Eisbärin | 24 |
| Bärenjagd auf den Eisfeldern | 26 |
| Der Elch in ſeiner Burg | 27 |
| Jagd auf das Elenthier | 37 |
| Der braune Bär (mit Jungen) | 42 |
| Quartier im Baumrieſen | 48 |
| Bärenkopf (Schlußvignette) | 57 |
| Der Stinkdachs | 58 |
| Großes Wieſel mit Haſe | 69 |
| Spielende Wieſel | 71 |
| Der Edelmarder auf dem Raube | 77 |
| Die Fuchsfamilie | 86 |
| Der Polarfuchs | 95 |
| Der dunkle Polarfuchs | 99 |
| Murmelthiere | 105 |
| Prärie-Eulen und Präriehunde | 109 |
| Kaninchen | 111 |
| Kaninchen in ihrem Bau | 113 |
| Das Erdeichhorn | 115 |
| Der Hamſter | 117 |
| Der nordiſche Lemming | 120 |
| Die ägyptiſche Springmaus | 125 |
| Der Pferdeſpringer | 127 |
| Canadiſche Taſchenratte | 129 |
| Das Stachelſchwein | 131 |
| Die gemeine Spitzmaus | 133 |
| Der Maulwurf | 135 |
| Der Maulwurfsbau im Grundriß | 137 |
| Der Maulwurfsbau im Aufriß | 137 |
| Der Schildwurf | 140 |
| Kapiſches Erdferkel | 144 |
| Der Orang Utang | 146 |
| Spielende Eichhörnchen | 159 |
| Zwergmaus | 163 |
| Die gemeine Hausmaus | 166 |
| Große Haſelmäuſe und ihr Neſt | 173 |
| Der Igel | 177 |
| Der Biber | 180 |
| Arbeiten und Bauten der Biber | 185 |
| Die Biſamratte | 191 |
| Waſſerratte und Schärrmaus | 193 |
| Der Fiſchotter | 201 |
| Das Schnabelthier | 211 |
| Zaunkönig-Familie | 215 |
| Turtelchen | 223 |
| Die dumme Lumme | 235 |
| Kolonie afrikaniſcher Webervögel | 241 |
| Zug und Wanderung der Vögel | 245 |
| Vogelleben in der Fremde | 265 |
| Der Eisvogel | 279 |
| Die Uferſchwalbe | 287 |
| Der Sturmvogel | 291 |
| Papageientaucher | 293 |
| Hornvögel | 301 |
| Der Toko | 302 |
| Der Mauerſegler | 307 |
| Der Wiedehopf | 311 |
| Buntſpecht | 323 |
| Stein- und Goldadler | 332 |
| Durchſchnitt des Uhuauges<br>Knochenring von demſelben Auge<br>Durchſchnitt vom Auge des Königsadlers | 334 |
| Weißköpfiger Seeadler | 340 |
| Die Ringeltaube | 347 |
| Das grünfüßige Rohrhuhn | 353 |
| Der ſchwarze Madenfreſſer | 360 |
| Kolonie von Saatkrähen | 365 |
| Der Eichelheher | 369 |
| Die Nachtigall | 379 |
| Das Rothkehlchen | 383 |
| Der amerikaniſche Spottvogel | 388 |
| Der Schwarzkopf | 391 |
| Großer Weidenzeiſig oder Fitis | 397 |
| Der Teichſchilfſänger | 403 |
| Auſtraliſche Webervögel | 405 |
| Der Bayavogel | 412 |
| Geſellige Webervögel | 414 |
| Der gehaubte Kaſſike und der Baltimorevogel | 417 |
| Der Atlasvogel | 421 |
| Laubenvögel beim Neſtbau | 423 |
| Plectorhynchus lanceolatus | 425 |
| Der Kiefernkreuzſchnabel | 426 |
| Der Edelfinke | 434 |

| | Seite |
|---|---|
| Der Distelfinke oder Stieglitz | 439 |
| Der Pirol oder Pfingstvogel | 443 |
| Das Goldhähnchen | 446 |
| Zaunkönigpärchen mit Nest | 449 |
| Das Zaunkönigpärchen | 453 |
| Schwanzmeisen | 457 |
| Der Pink-Pink | 462 |
| Der Einsiedler unter den Kolibris und seine Familie | 465 |
| Der Sägenschnabel-Kolibri<br>Die brasilianische Waldnymphe<br>Die weißseitige Bergnymphe | 468 |
| Der Topas-Kolibri und der Eremit | 470 |
| Elsternpaar und Nest | 475 |
| Rauchschwalbe<br>Haus- oder Mehlschwalbe<br>Thurmschwalbe<br>Uferschwalbe | 477 |
| Nestkolonie des Ariel. Drosselstelze und ihr Nest | 486 |
| Der Ofen- oder Töpfervogel | 488 |
| Die Salangane | 491 |
| Eßbare Schwalbennester | 494 |
| Die Schwarzamsel und ihr Nest | 495 |
| Die Singdrossel | 501 |
| Australischer Tschungelvogel | 507 |
| Durchschnitt des Talegalla-Nestes | 507 |
| Der indische Schneidervogel | 511 |
| Der Cystensänger | 513 |
| Der junge Kukuk u. seine Pflegemutter | 517 |
| Der nestsuchende Kukuk von den Nestvögeln ausgeschimpft | 525 |
| Der Straußkukuk | 535 |
| Der Riesenkukuk | 541 |
| Der Kuhvogel | 544 |
| Der Honigesser im fremden Nest | 553 |


## Tonbilder.


| | | |
|---|---|---|
| Frontispice. | | |
| Die Dachsfamilie | zu Seite | 60 |
| Wanderung der Lemminge | = | 123 |
| Das Riesengürtelthier | = | 141 |
| Kleine Haselmäuse | = | 175 |
| Adlerhorst | = | 336 |
| Das Bläß- oder Wasserhuhn | = | 358 |
| Kolibripaar | = | 470 |
| Talegalla-Huhn | = | 504 |

# Wohnungen,

# Leben und Eigenthümlichkeiten

im

## Reiche der Säugethiere und Vögel.

Einführung.

Bevor wir den Leſer mit dem Leben und Treiben derjenigen Thiere näher bekannt machen, denen unſere Betrachtungen gewidmet ſind, ſcheint es uns geboten, in einem kurzen Abriß ihm ſowol einen Ueberblick über das Ganze zu gewähren, als auch die Stufenleiter zu zeigen, auf welcher ſich einzelne, beſonders merkwürdige Triebe in den verſchiedenen Thierklaſſen bis zu bewunderungswürdiger Ausbildung und Höhe emporheben. Vor Allem bemerken wir, daß für unſere Schilderungen nur ſolche Thiere gewählt ſind, bei welchen, neben anderen beſonders intereſſanten Eigenſchaften, hauptſächlich auch der Kunſttrieb, ſich Wohnungen zu bereiten, hervortritt. In dieſer Hinſicht hielten wir uns, mit Rückſicht auf das zur Benutzung herangezogene Buch des engliſchen

Digitized by Google

Naturforschers J. G. Wood, in der Hauptsache nur an dessen schöne und lebendige Bilder, weil sie, gegenüber der trockenen, ja oft dürftigen Beschreibung, die eigentliche Seele des englischen Werkes bilden. Wenn wir außerdem noch mit besonderer Vorliebe und größerer Ausführlichkeit manche beliebte Thiergestalten aus der theuern Heimat kennzeichnen, so möge dieses Verfahren daran mahnen, daß man das Nächstliegende, das Heimatliche, erst recht gründlich vor dem Entfernteren und Ausländischen beachten, kennen und würdigen lerne. In diesem Sinne haben wir es grundsätzlich vermieden, bei gleicher Wohnungsbereitung und bei ähnlichen Lebens- oder Charakterzügen, den Thieren aus fernen Welttheilen etwa vor einheimischen den Vorzug zu geben. Nein, wir wiederholen es, die Heimat ist uns vor Allem der Boden unserer Forschung geblieben, und nur wenn wir hier das nicht fanden, was unsere Betrachtung erheischt, erst dann haben wir uns in der Fremde umgesehen.

Gehen wir nun zunächst, um einen Ueberblick zu gewinnen, auf die einzelnen Thierklassen ein, so finden wir die Säugethiere im Allgemeinen auf der höchsten Stufe körperlicher Ausbildung und geistiger Fähigkeiten. Dennoch ist jene besondere Kunstfertigkeit, welche sich in der Bereitung von Wohnungen bekundet, bei ihnen in der Regel nur schwach ausgebildet, ja, bei den niederorganisirten Thieren dieser Klasse, z. B. bei den Walen, gar nicht vorhanden. Verhältnißmäßig sind es überhaupt nur wenige Säugethiere, die sich wirkliche Wohnungen bereiten, und mit geringen Ausnahmen sind letztere wieder nur rohe und dürftige Anfänge eines Kunsttriebes im Vergleich zur entsprechenden Thätigkeit anderer Thierklassen. Angesichts dieser Thatsache wenden wir bei den ausgewählten Säugethieren unser Augenmerk nicht allein auf die Bereitung und die Art ihrer Wohnstätten, sondern auch, dem ganzen Titel unseres Buches gemäß, auf ihre Lebensäußerungen überhaupt, d. i. auf ihre Stellung in dem großen Reich der Thiere, auf ihre eigenthümlichen Fähigkeiten, kurz auf ihre Wesenheit im Großen und Ganzen. Die Gruppirung, in welcher wir unsere Vertreter dieser Thierklassen vorführen, glaubten wir mehr ihrem Leben im Allgemeinen, ihrem Aufenthalte anschließen zu müssen, als einer besonderen Kunstfertigkeit, etwa in der Wohnungsbereitung, da letztere hier, wie erwähnt, noch nicht allgemein und durchgreifend hervortritt.

Die überwiegende Mehrzahl der Säugethiere bedient sich der so mannichfaltigen natürlichen Schlupfwinkel und Zufluchtsorte, ohne alle Nachhülfe künstlicher Art. Es genügt eine Vertiefung auf der Scholle und im Getreide des Feldes, ein einfacher Platz im Gras, auf der Heide oder im Laub und Gebüsch des Waldes. Felsenhöhlen und Baumspalten, Klüfte und Risse im Boden der Erde oder in menschlichen Wohnungen und Gebäuden sind an und für sich schon die Aufenthaltsstätten, die Ecken, Winkel und Baracken der genügsamen Armen und Proletarier, die Kasernen und Klöster der Lungerer und die Salons der schon Behäbigeren unter den weitaus meisten Vertretern der großen Klasse der Vierfüßler. Ehe wir weiter schreiten, bemerken wir für den Leser, daß man diese einfachen Ruhestätten auf flacher Erde, im Schilf und Gras, in der Heide und im Gebüsche, unter Wurzeln und Felsenvorsprüngen, in Felsenspalten und Baumhöhlen einfach mit Lager bezeichnet; von allen Säugethieren, welche keine eigentlichen Wohnungen bereiten, wird nun das Lager auch die Herberge oder das Bett für die Jungen.

Alle künſtlichen Wohnungen in der Thierwelt ſind entweder Erd- oder Baumhöhlungen, oder Neſter. Unter den künſtlichen Wohnungen der Säugethiere ſind beſonders die Erdhöhlen oder ſogenannten Baue vertreten, während bei dieſer Thierklaſſe das eigentliche Neſt nur ausnahmsweiſe vorkommt. Das an die Scholle gebundene Säugethier ſucht auch ſeine Wohnung hauptſächlich an und in der Erde; nur die leichteren und beweglicheren Gäſte der Bäume und Sträucher wählen die Baumhöhle, und nur ſehr wenige unter ihnen ſind Neſtbereiter.

Unter Neſt verſteht man im Allgemeinen einen vielgeſtaltigen, meiſt kugelig oder halbrund geformten, von Gras, Laub, Moos, Erde und ähnlichen Stoffen verfertigten Wohnungsbehälter der Thiere. Erſt bei den Vögeln und Inſekten, dieſem Volk der Lüfte, tritt die leichte, luftige Neſtform auf, obgleich hier auch künſtliche Erd- und Schneegänge, ähnlich den Löchern der Nagethiere im Holz und Lehm unſerer Gebäude, ſowie künſtliche Baumhöhlen vorkommen. Bei den Inſekten oder Kerbthieren werden wir gar mannichfache Formen und Bedeutungen der Neſter und damit übereinſtimmend auch verſchiedene Benennungen der letzteren kennen lernen.

Unter der weitverzweigten Ordnung der Raubthiere (Rapacia) ſind es, außer den von uns geſchilderten Füchſen, unſerem Dachſe, dem Honig- und Stinkdachſe, dem Fiſchotter und den Maulwürfen, nur noch die Wüſtenfüchſe (Canis *vel* Megalotis Zerda), unter der Familie der Schleichkatzen oder Viverren das Scharrthier oder die Surikate (Herpestes *vel* Rhyzaena capensis) und der igelartige Tanrek (Centetes ecaudatus), welche in ſelbſtverfertigten, verzweigten Erdbauen leben, während unſer Igel und einige Spitzmäuſe Neſter bauen und bewohnen. Ein großer Theil dieſer Ordnung jedoch lebt unter freiem Himmel, wie die Rieſenkatzen der alten und neuen Welt, die Wildhunde und noch viele Mitglieder der genannten Familien, welche ſich in dem Schilfe der Stromniederungen, dem Steppengraſe oder dem Gebüſche der Vorhölzer und Wälder ohne jede Wohnung in einem Lager verbergen. Die Ordnung der Dickhäuter (Pachydermata), und innerhalb dieſer ſowol die Familien der plumpen Vielhufer, der Rüſſelthiere ſowie der Borſtenthiere, auch die Ordnung der Einhufer (Solidungula) und Zweihufer oder Wiederkäuer (Bisulca s. Ruminantia), leben durchgehends ohne künſtliche Wohnſtätten. Alle ihre Vertreter — bis auf eine einzige Ausnahme — haben unter freiem Himmel ihre Herbergen. Vom amerikaniſchen Muſtang (Wildpferd) bis zum Zebra und Quagga Afrika's und den Wildeſeln Aſiens hin, vom Biſon der amerikaniſchen Prairien und den Kameelen der afrikaniſchen und aſiatiſchen Wüſten und Steppen bis zu den niedlichen Zwergmoſchusthieren Oſtindiens und den Zwerghirſchen Afrika's herunter, — in dem ganzen plumpen Troß der Rüſſelthiere und Vielhufer, wie Elephanten, Tapire, Nashörner und Flußpferd, erblicken wir gewiſſermaßen die Nomadenheerden der Säugethierwelt. Das Gras der Steppen, das Geſtrüppe der Gebirge oder das Dickicht der Wälder iſt ihr Lager, das freie Himmelsgewölbe darüber ihr Zelt. Sie haben weder die natürlichen Werkzeuge, und viele hindert auch ſchon ihre bedeutende Größe daran, um ſich Höhlen oder Löcher in die Erde zu wühlen, noch beſitzen ſie die Kletterfertigkeit und Körpergeſchmeidigkeit oder überhaupt das Naturell, in Baumhöhlen und Felſenſpalten zu hauſen. Nur eine Familie

unter dieſer Gruppe, die der Klippſchliefer oder Klippdächſe (Hyraces) — wenn man die Ergebniſſe neuerer Forſchungen als richtig annimmt, in Folge deren dieſe Thiere von Kaninchengröße den Ungleich-Zehigen (Anisodactyla) unter den Dickhäutern oder Vielhufern zugetheilt werden — bewohnt Felſenſpalten und Höhlen. Auch unſer gemeines Wildſchwein (Sus scrofa), ein Vertreter der Borſtenthiere unter den Dickhäutern, mag in der Reihe derjenigen Thiere wenigſtens allgemein erwähnt werden, welche ſich zwar keine Wohnungen, aber doch eine beſondere Vertiefung in dem Boden ſelbſt anfertigen. Es iſt dies der ſogenannte Keſſel, eine größere, mehrere Fuß tiefe Stelle, welche ein „Rudel" (Haufen) Wildſchweine mittelſt ihrer „Gebrechе" oder Rüſſel gemeinſchaftlich auswühlen, um darin den Tag über zu ruhen. So reiht ſich dieſe Art Ruheſtätten, mit Rückſicht auf ihre Geſtaltung und Kunſtloſigkeit, zunächſt den Schneeburgen des Elchs an, ohne freilich die Ausdehnung und Bedeutung dieſer letzteren zu haben.

Neben den bezeichneten Raubthieren bieten uns vornehmlich zwei Ordnungen unter den Säugethieren noch eigentliche Wohnungsbereiter, nämlich die Nager (Rodentia) und die Zahnlücker oder Zahnarmen (Edentata *sive* Bruta). Mit den entſprechenden Werkzeugen, d. i. mit bedeutenden Zähnen und ungeheuren Klauen ausgerüſtet, haben die meiſten Gattungen jener beiden Thierordnungen den natürlichen Trieb, ſich nicht allein künſtliche Wohnungen, meiſt in Form von unterirdiſchen Bauen, zu graben, ſondern auch darin zum Zwecke der Ruhe und des Schlafes Lagerſtätten, oder zur Hege und Pflege der Jungen kunſtreiche bequeme und warme Neſter oder, wie der Biber es thut, ſogar Erdburgen anzulegen.

Zwiſchen den Raubthieren und den Nagern inmitten befindet ſich noch eine Reihe von Säugethieren, deren Vertreter in Geſtalt, Weſen und Wohnungsbereitung halb zur erſteren, halb zu der letzteren Ordnung hinneigen, nämlich die Beutelthiere (Marsupialia) Neuhollands. Hier haben wir es bei dem Beutelbilch (Phascologale penicillata) und der großen Beutelmaus oder dem Wombat (Phascolomys Wombat s. fossor) mit Fertigern und Bewohnern von künſtlichen Erdbauen, gleich denen der Prairiehunde u. ſ. w., zu thun; während wir in der eigentlichen Kängururatte (Hypsiprymnus murinus) wiederum einem Thiere begegnen, das ſich blos Erdvertiefungen ſcharrt, ſie mit Gras und Blättern ſorgſam und glatt belegt, um darin zuſammengerollt, entweder allein oder mit mehreren eines Gleichen verſchlungen, den Tag zu verſchlafen. Der Stutzbeutler (Choeropus castanotis s. ecaudatus) nähert ſich nicht minder in Geſtalt, Weſen und Lebensweiſe als im Neſtbau den Spitzmäuſen oder auch den Siebenſchläfern. Noch andere ſich an die Raubthiergruppe anlehnende Familien dieſer Ordnung, nämlich die der Raubbeutler, wie der Beutel- oder Zebrawolf (Thylacinus cynocephalus) auf Vandiemensland, ſowie ſein Verwandter, der bärenartige Raubbeutler oder Teufel (Diabolus ursinus), auch der Rauhſchwanz oder gefleckte Beutelmarder (Dasyurus viverrinus) und a. m. benutzen wiederum entweder ſelbſtverfertigte Erdbaue, wie unſere geſchilderten Erdbaukünſtler, oder Baumhöhlen und Felſengeklüfte zu ihren Wohnſtätten.

Sehen wir uns weiter unter dem kletternden Volke der Affen (Simiae) nach ſolchen Vertretern dieſer Thierordnung um, welche Wohnſtätten oder Neſter bauen,

ſo finden wir hier — trotz vielfacher Erzählungen von ganzen Affendörfern ꝛc. — nur ausnahmsweiſe eine Kunſtfertigkeit dieſer Art. Die Sippe der **Paviane** oder **Hundsköpfe** (Cynocephalus) hauſt als Erd- oder Felſenaffen unter freiem Himmel, höchſtens bei ſtarkem Regen und Unwettern ſich unter Klippenvorſprüngen bergend.

Der Nſchiego-Mbouve oder Obdach bauende Affe.

Den mannichfachen Gattungen der Baumaffen bietet der dichte Schirm ihrer vaterländiſchen Wälder ein Obdach vor Regen und Sonnenbrand, die Aeſte der Waldbäume das Lager zu Ruhe und Schlaf. Auch trifft man, ähnlich wie bei geſellig lebenden Vögeln, bei einigen Affenfamilien regelmäßige Schlafſtellen, die mehr

oder weniger lange Zeiträume hindurch von Paaren oder ganzen Trupps der Arten Abends besucht werden. Es sind diese Stätten gewissermaßen als Uebergänge zu festen Wohnungen zu betrachten. Nur von zwei Vertretern des Affengeschlechts aus der Sippe der Waldmenschen, nämlich von dem Orang-Utang und dem Schimpanse, ist es mit ziemlicher Sicherheit bekannt, daß sie sich auf Bäumen eine Art Laubhütten fertigen, worauf wir später noch genauer eingehen werden.

Manchen Säugethierarten kommt die Natur bei Bereitung ihrer Wohnstätten ganz besonders zu Hülfe. Auf bemerkenswerthe Weise zeigt ihnen der Naturtrieb oder sogenannte Instinkt die Mittel und Wege, um sich im Schnee vor Unwettern, namentlich aber ihre Jungen vor den grimmen Wintern des hohen Nordens zu sichern.

Ferner giebt es Säugethiere, welche sich, je nach Umständen, nur künstliche Wohnungen bereiten, im Uebrigen aber sehr veränderlich sind in der Wahl ihrer Aufenthaltsstätten oder Lager. Hierher gehören, außer den näher beschriebenen Bären, den Füchsen, dem Fischotter, dem Iltis, unserem Eichhörnchen und verschiedenen anderen, hauptsächlich einige Hyänen aus der Familie der Schleichkatzen, der Ichneumon (Herpestes Ichneumon), die Fuchsmanguste (H. Steedmanii), auch einige Rollmarder (Paradoxurus), der dem Wieselgeschlechte nahe stehende gemeine Vielfraß (Gulo borealis), sowie die marderähnlichen Uronen oder Grisons (Galictis) Amerika's. Alle diese Thiere leben bald in hohlen Bäumen, bald in Geklüften, bald im Grase, Gestrüppe oder Gebüsche der Steppen, Heiden und Wälder. Insbesondere nimmt der Vielfraß mit jedem Schlupfwinkel vorlieb, hier im Felsengeklüft, dort im Wälderdickicht, ein ander Mal wieder in Fuchsbauen, unter Schnee und unter der Erde, endlich auch in kunstloser, selbstverfertigter Erdhöhle. Ebenso benutzen die Grisons die Baue der Gürtelthiere, wie die Felsspalte und den hohlen Baum.

Bei all' dieser Veränderlichkeit in der Wohnungsbereitung der Säugethiere herrscht doch, abgesehen von einer gewissen Vorsorge für den Erstarrungszustand im Winter, namentlich bei den nordischen Säugethieren, vornehmlich als allgemeine Regel der Zweck vor, für die Nachkommenschaft eine schützende Wohnstätte, das warme, sichere Haus, ein wirkliches Nest zu bereiten. Es ist also hauptsächlich das Familienleben, welches die in der Wohnungsbereitung ziemlich unbewanderten Thiere für irgend ein Obdach zum Schutze ihrer Kleinen sorgen läßt. Dieser Zweck tritt noch augenscheinlicher bei den Vögeln und Insekten hervor, die ihre Nester fast lediglich zum Zwecke des Nistens, d. h. zur Brut und Fortbildung ihrer Jungen, zu fertigen pflegen. Wir wissen bereits, daß die große Mehrzahl der Säugethiere sich mit einem bloßen Lager an geschützter Stelle des Feldes oder Waldes begnügt oder hierzu die schon angegebenen natürlichen Zufluchtsstätten benutzt. Daher besitzt diese Thierklasse im Ganzen nur wenige Baukünstler, welche bei Fertigung ihres Obdaches einen gewissen Kunsttrieb an den Tag legen. Abgesehen vom Biber, sind es vorzugsweise die Nester bauenden Eichhörnchen, Zwerg- und Haselmäuse und noch einige andere, in deren Kunstfertigkeit wir gleichsam einen Uebergang zu dem entsprechenden wirklichen Kunsttrieb der Vögel erblicken dürfen.

Die Nestbereitung der Vögel wird uns von der höchsten Baugeschicklichkeit innerhalb der Thierwelt Zeugniß ablegen, und wir werden dem bezüglichen zweiten

Abschnitt unseres Werkes eine allgemeine Betrachtung über jene Kunstfertigkeit und das dabei sich entfaltende Familienleben vorausschicken, wodurch wir zugleich dem ersten Theile im Titel unserer Schilderungen gerecht zu werden beabsichtigen, indem wir eine Beschreibung der Vögelwohnungen oder des eigentlichen Nestbaues in der Thierwelt geben.

Daneben werden wir aber auch Eigenthümlichkeiten und Seelenzüge in dieser Thierklasse betrachten und hierbei namentlich eines merkwürdigen Naturzuges, einer gewaltigen, tief eingeprägten und in ihren Quellen theilweise noch unerforschten Lebensäußerung, nämlich des wunderbaren Wandertriebes in der Vogelseele, gedenken.

Obgleich wir nun die von uns in Betracht gezogenen Vögel unter derselben Hauptgruppirung wie die Säugethiere aufführen, so betrachten wir doch jene Baumeister noch unter ganz besonderen Gesichtspunkten, nämlich je nach der Art und Weise ihrer Erfindsamkeit und Geschicklichkeit bei der Wohnungsbereitung, d. i. je nach der Form und dem Gefüge, dem Stande, der Lage und der Anheftung ihrer Nester. —

Hart den Vögeln zur Seite in der Kunst der Wohnungsfertigung, ja, was regelmäßige Formgebung anlangt, hin und wieder noch über den Vögeln, stehen die Insekten oder Kerbthiere aus der Reihe der wirbellosen Gliederthiere (Animalia articulata). — In dieser Thierklasse bringen wir unter der IV. Abtheilung unseren Lesern hauptsächlich die Produkte eines ordnenden Kunstfleißes, einer erfinderischen Betriebsamkeit zur Anschauung, wobei wir auf die rühmlichen Eigenschaften der Ausdauer und Sorgsamkeit, auf das Talent zum Bau von ganzen Kolonien, sowie endlich auf die wunderbare Eigenthümlichkeit einer damit innig zusammenhängenden Metamorphose (oder Verwandlung) jener Geschöpfe näher eingehen werden. In diesem Sinne wird auf ähnliche Weise, wie bei dem Theile über die Vögel, auch dem Abschnitt über die Insekten eine übersichtliche und vergleichende Vorerörterung über den Kunsttrieb und Formensinn, sowie in Betreff einer darauf gegründeten Gruppirung der Vertreter dieser Thierklasse, vorausgeschickt werden.

Nur gleichsam in einzelnen Ausläufern der niederen Thierklassen machen wir endlich noch mit einigen hervorragenden Künstlern in der Nest- und Obdachbereitung Bekanntschaft, wie — außer dem Stichling unter den Fischen in der III. Abtheilung — noch mit einigen Vertretern aus den einzelnen Klassen der Gliederthiere und, wenn es der Raum gestattet, der Weichthiere (An. mollusca), endlich der Pflanzenthiere (An. zoophyta).

In solcher Weise werden wir also das Augenmerk unserer werthen Leser auf das jeweilig Eigenthümliche in dieser und jener Thierklasse innerhalb des verhältnißmäßig engen Rahmens unserer Betrachtungen lenken. Und auf diesem geistigen Rundgang durch das weite Gebiet der Thierwelt werden wir wenigstens die Lichtpunkte in diesem großen Reiche der Natur herausfinden, welche auf gewisse verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Mensch und Thier hinweisen und den Menschen erkennen lassen, daß er, der zwar als oberstes Glied mitten in der schönen Erdenschöpfung steht, doch nimmermehr mit Uebermuth und Geringschätzung auf die oft verkannte und ohne Grund verachtete Thierseele herabblicken darf.

Inſtinkt und überlegtes Handeln in der höheren Thierwelt.

Was iſt Inſtinkt? und was iſt jene Thätigkeit, die das Thier auf die Stufe erhebt, auf welcher es die Grenzen des menſchlichen Geiſtes berührt? Wir verſchmähen jede Worterklärung und wenden uns ſogleich in der Sache ſelbſt an die Erfahrung.

Der nordiſche Lemming verläßt im Herbſte die hohe Alpenſcheidelinie zwiſchen Norwegen und Schweden, ſeine eigentliche Heimat, in unzähligen Schaaren, um nach einem gewiſſen Zeitraume mit der hereinbrechenden beſſeren Jahreszeit ſeine Wanderzüge wieder rückwärts in die Gebirge zu beginnen. So folgt er, wie unſere Zugvögel auf ihrer Wanderung nach dem Süden und wieder zurück, einem Naturtriebe, der nicht blos in einzelnen Individuen ſich kundgiebt, ſondern die ganze Maſſe ſeiner Art beherrſcht. Es iſt eine unbewußte und unwiderſtehliche Regung, über die ſich ein Lemming oder ein Vogel, ſelbſt mit Menſchenverſtand begabt, keinen Aufſchluß geben könnte. Urplötzlich überfällt die nordiſche Wandermaus eine unbezwingliche Sehnſucht zu wandern, ein geheimnißvolles treibendes Naturgeſetz regt ſie an, und ſiehe! in der Nacht bricht ſie mit tauſend und abertauſend ihres Gleichen auf, alle mit dem ſtillen Geheimniß in ihrer Bruſt dahinziehend.

In dichtgedrängten Reihen verfolgen die Wandernden ihren Weg. Wer lehrt sie sich zu einander gesellen? Schon die feste, gerade Richtung, von der sie durch alle möglichen Hindernisse sich nicht abbringen lassen, zeigt uns das Walten eines mächtig gebietenden Triebes, dem unwiderstehlich jene Thiere sich fügen. So viel man aber auch mit Erforschung der eigentlichen Ursachen dieser und ähnlicher merkwürdiger Erscheinungen sich mühte, — alle bis jetzt versuchten Erklärungen haben das Dunkel, das über jenem räthselhaften Triebe schwebt, noch immer wenig gelichtet. Mangel an Nahrung, große Vermehrung der Thiere oder ihre Ahnung eines strengen Winters, — das Alles sind nur unzureichende Vermuthungen, welche für unsere Einsicht das Naturräthsel gewiß nicht befriedigend lösen.

Sieh' den Hasen im Winter in die Furche des Ackers gedrückt, wie er sich von dem dichten Schneegestöber einschneien läßt, bis ihn das weiße winterliche Kleid fußhoch bedeckt. Wer hat ihn gelehrt, die Schneedecke ruhig über sich entstehen zu lassen? Seine Haseneltern wahrlich nicht, die ihn schon früh im Jahre verlassen haben, um neue Generationen zu gründen. Niemand anders als die Mutter Natur ist seine Lehrmeisterin, die ihm den dunklen Trieb, welchem er folgt, in die Brust gelegt hat. Es ist jene eigenthümliche Gabe der Natur, welche wir Instinkt nennen. Derselbe Trieb führt die weiße Bärin im Spätjahr an eine schützende Felswand, wo sie eine Vertiefung kratzt und hier die Schneelawinen des Polarwinters über sich auftürmen läßt. Bald entsteht daraus ein kleiner Eispalast, in welchem geborgen sie die Zeit ihres Winterschlafs überdauert, während die grausigsten Unwetter für die Mutter und ihren dort neugeborenen Kindern spurlos vorüberziehen. Dasselbe Naturwalten läßt den Dachs im Walde wie den Hamster im Felde seinen unterirdischen Bau anlegen mit allen zweckmäßigen Einrichtungen für Sicherheit und Gesundheit. Der mürrische Einsiedler der Wälder hat wahrlich keine physikalischen Begriffe, vermöge deren er die senkrechten Röhren behufs Zuführung frischer Luft in seine unterirdische Burg leitet, eben so wenig wie der Getreide sammelnde Taschendieb Hamster sich in Betreff seines Baues über die geschickte Anlage von Fallöchern, in welche er bei nahender Gefahr so schnell flüchtet, selbstbewußte Rechenschaft zu geben vermag. Derselbe dunkle, aber mächtige Naturzug weiset ferner die vorzüglichen Höhlenverfertiger an, ihren „Kessel" unter Mauern, Bäumen, Sträuchern und Dämmen anzulegen. Und wer unterweist das einjährige Zwergmäuschen, oder das gleichalterige Haselmaus-Pärchen, sein niedliches Kugelnest gerade an den rechten Orten, von Außen mit Rohr und Halmen zu bekleiden und nach Innen mit den weichsten Blütenrispen, Moos und Würzelchen auszupolstern? Als winzige Nestlinge haben sie es sich gewiß nicht gemerkt und etwa darauf gelauscht, welche Form und Bestandtheile die Eltern ihrem Neste gegeben haben. Nein, es liegt nun einmal in der Eigenthümlichkeit ihrer Natur, daß Dachs und Fuchs und die ganze Reihe lichtscheuer Erdbewohner sich ihren Bau in der Erde graben, daß unsere niedlichen Zwerg- und Haselmäuse an den Rohrstengeln oder Buschzweigen ihre kunstvollen Nester anheften und daß unser hochstrebendes Eichhörnchen seine Wohnung als einen kleinen Luftballon in der Höhe der Waldwipfel befestigt. Wie sie es heute thun, so haben sie es seit undenklichen Zeiten, so haben es die ersten Pärchen dieser Gattungen im ersten Sommer schon zu Stande gebracht.

Digitized by Google

Es iſt eine unmittelbare Naturmitgift, welche das Raubthier zum vorſichtigen Schleichen, zum bedächtigen Lauern, zum plötzlichen Sprung auf eine Beute anleitet, wenn auch angenommen werden muß, daß die Erfahrung ausbilden hilft und zu mancherlei Veränderungen des Benehmens Anlaß giebt. Aber der Inſtinkt führte gewiß das junge Mäuschen in das Loch zurück, auch wenn es keine unterweiſenden Alten zu Vorbildern hätte; der Inſtinkt zeigt dem Wieſel und Marder die Stelle, wo ſie ihre ſpitzen Zähne in den Sitz des Lebens ihres Opfers eingraben müſſen, um raſch das heiße Blut auszuſaugen; der Inſtinkt macht den Fuchs zum Wetterpropheten und treibt ihn zeitig in den Bau, wenn ein wüſtes Schneegeſtöber im Anzug iſt. Kein anderer Antrieb läßt den Hühnerhund vor dem aufgefundenen Wilde im Lager plötzlich bildſäulenartig ſtehen, den Dachshund ohne beſondere Anweiſung in den Bau des Raubthieres, oder das Frettchen in die Kaninchenwohnungen kriechen; keine andere Bewegkraft führt das Thier an die Stellen ſeiner Nahrung, als die inſtinktive; keine andere läßt den jungen, in die Gefangenſchaft gekommenen Affen vor der Berührung eines noch nie geſehenen Skorpions oder einer Schlange zagen; keine andere treibt die Kängurumutter an, ihre noch ganz unausgebildete Geburt an die Zitzen in ihrem Beutel zu hängen, damit der halbe Embryo ſich hier feſtſaugen und an der Nahrungsquelle zur Ausbildung heranreifen kann. Wo ſollen wir enden, wollten wir die vielen Beiſpiele auch nur zum kleinen Theile aufzählen, welche auf den wunderbaren Naturtrieb zurückführen, der als zwingendes Geſetz die ganze Thierwelt regiert!

Wir gehen aber noch einen Schritt weiter und behaupten geradezu, daß der Inſtinkt nicht blos der Thierſeele eigenthümlich ſei, ſondern daß auch der Menſch inſtinktiv handle. Denn auch in unſerem Thun und Treiben offenbart ſich zuweilen jener unmittelbare Naturzug, vermöge deſſen der Menſch eben ſo gut wie das Thier ſich unbewußt einer ihm in die Bruſt gelegten Macht beugt. Nur treten jene Handlungen viel ſeltener als beim Thiere und nicht ſo entſchieden zu Tage, — aus dem einfachen Grunde, weil das Thier der Natur und ihren unmittelbaren Einflüſſen oder zwingenden Geſetzen ungleich näher gerückt und mehr unterworfen bleibt als der Menſch. Durch die raſtlos fortſchreitende Kultur, durch jene unzähligen künſtlichen Stufen, auf denen das menſchliche Fühlen und Denken hinangeleitet wird zu dem, was wir Erziehung und geſittete Bildung nennen, wird der Menſch von dem Naturleben und ſeinen unmittelbaren Einflüſſen und Wechſelwirkungen entfernt. Wie ſchon im Allgemeinen bei den lebenden Weſen, ſo iſt insbeſondere beim Menſchen die Grenze zwiſchen Inſtinkt oder angeborenem Naturtrieb und wirklicher Ueberlegung äußerſt ſchwierig feſtzuſtellen. Als einziger Beleg für das Geſagte möge folgendes Beiſpiel einer inſtinktiven menſchlichen Handlung genügen. In ſeinen „Reiſen durch Java“ (1845, S. 358) erzählt Junghuhn, daß er beim Durchſtreifen der Umgegend des Dorfes Djurang-urang mit einigen Eingeborenen auf einem Gebirge plötzlich drei Tigern gegenüber ſtand, welche vor ihm im Gebüſche aufſprangen. „Zwei von ihnen nahmen die Flucht und entſchwanden ſchnell unſeren Blicken, — man hörte nur noch einige Sekunden lang das Geräuſch der zerknickten Baumzweige, über die ſie ſprangen; der dritte aber, ein großer Königstiger, blieb, die Zähne fletſchend, dicht vor mir ſtehen.

Junghuhn's Zuſammentreffen mit dem Königstiger

Digitized by Google

„Man denke sich meinen Schreck! Alle meine javanischen Begleiter waren wegen Ermüdung in dem Dorfe Djurang-urang zurückgeblieben, und nur zwei Maduresen waren mir bis hierher gefolgt. Diese hielten kleine Hackmesser in den Händen, ich selbst war nur mit einem dünnen Bambusstabe bewaffnet. Ein tödtlicher Schrecken malte sich auf den Gesichtern der Maduresen, sie standen stumm und unbeweglich, und mir, der ich noch keinen Tiger in der Wildniß so nahe gesehen hatte, war ganz eigenthümlich zu Muthe. Doch fühlte ich mich durch eine Art Instinkt gedrungen, den Tiger anzuschreien, was ich aus allen Leibeskräften that, — die Maduresen halfen mir, — und siehe da, der Tiger, dessen Trommelfell unser Konzert, wovon die Felsen wiederhallten, keineswegs zu behagen schien, sprang auf und entfloh mit Windeseile."

Gewiß können wir diesem eigenen Bekenntniß über die menschliche Anwandlung eines instinktiven Gefühles um so weniger unsere Anerkennung versagen, als es von einem einsichtsvollen und an scharfe wie gewissenhafte Beobachtung gewöhnten Naturforscher herrührt.

Wir haben bisher durch mannichfache Beispiele das Walten einer geheimen Naturkraft in den lebenden Wesen, des Instinktes, bis zum höchsten Geschöpf, bis zum Menschen hinauf, verfolgt. Hiernach wollen wir nun in entgegengesetzter Richtung uns nach Beispielen dafür umsehen, daß neben dem sogenannten Instinkt, der bis zu den niedrigsten thierischen Organismen hinunterreicht, auch noch eine andere, bald mehr bald minder hervortretende, Seelenthätigkeit höherer Natur in dem Thiere liegen muß, die Fähigkeit nämlich, mit Ueberlegung zu handeln. Abgesehen von den Vierfüßern finden wir einzelne Spuren solcher höheren Seelenthätigkeit in gewisser Deutlichkeit auch bei den Vögeln, wenn sie z. B. im Falle der Nachstellung nach ihrer Brut gewisse angeborene instinktive Thätigkeiten, wie Neigungen und Gewohnheiten beim Nestbau u. s. w., aufgeben. Ja, wir begegnen hin und wieder noch Andeutungen jener Seelenthätigkeit selbst bei den Fischen und einigen Insekten, wie Bienen und Ameisen. Im Großen und Ganzen aber ist es doch die Klasse der Säugethiere, welche sich hauptsächlich zu jener höheren geistigen Stufe erhebt, auf welcher die Fähigkeit zur Reflexion oder Ueberlegung unzweifelhaft vorhanden ist. Ist doch das Gehirn und Rückenmark sowie das ganze Nervensystem bei den Säugethieren weit mehr ausgebildet, als bei den Vögeln oder gar bei den wirbellosen Thieren; auch sind bei den Vierfüßern alle Sinne in größerer Gleichmäßigkeit vorhanden und wirksam. Denn mag auch der eine oder andere Sinn bei den niederen Thierklassen vornehmlich ausgerüstet sein, so ist doch in der größeren Harmonie des Ganzen, in dem ebenmäßigeren Zusammenwirken aller Sinne bei den Säugethieren, der Grund für eine größere geistige Thätigkeit zu suchen. Sehen wir doch bei dem Menschen gerade die harmonische Ausbildung aller Organe auf der höchsten Stufe, und finden wir es doch bestätigt, daß diejenigen Thiere, welche in ihrem Wesen jene Harmonie am nächsten erreichen, d. h. die Säuger, auch die geistig begabtesten sind. Alle diese, dem Menschen näher stehenden Thiere haben deshalb auch eine Charakter-Ausprägung, nämlich ihre geistige Thätigkeit spricht auf die eine oder andere Weise sich merklich in ihren Handlungen der Ueberlegung und in ihren Aeußerungen der Gefühle aus.

Digitized by Google

Es sind besonders einzelne Gattungen der Vierfüßer, welche sich durch hervorragende seelische Begabung auszeichnen. Die vielfältigen Erzählungen von der Klugheit des Elephanten, von seiner Erinnerungskraft, von seiner Willensstärke und Selbstbeherrschung, ferner die Mittheilung von dem Selbstgefühl und der Großmuth des Löwen, mögen sie auch vielfach erfunden oder übertrieben sein, geben sichere Bürgschaft, daß man sehr unrecht verfährt, wenn man wenigstens den höher organisirten Thieren Verstand abspricht. Die täglichen Erfahrungen, welche der Jäger an seinen Hunden macht, — namentlich an einzelnen vorzüglich begabten Thieren dieser Gattung — liefern schlagende Beweise für unsere Behauptung. Die Bildungsfähigkeit eines solchen Thieres übersteigt alle Begriffe Derjenigen, welchen es verächtlich ist, sich in anderer Art mit ihm zu beschäftigen, als in herrischem Tone und unter Mißhandlungen. Einige Beispiele aus eigenen Erfahrungen mögen auch hier Zeugniß ablegen.

Ein Bracke und ein Hühnerhund gehen eines Morgens auf das Feld. Nicht lange, da geht vor den Suchenden ein Hase auf. Der Bracke verfolgt ihn, der Hühnerhund dagegen drückt sich neben das Lager des Hasen in die Furche. Nach Verlauf einer halben Stunde etwa kommt in bekannter Art der Hase, vom Bracken anhaltend verfolgt, dicht an seinem Lager vorüber. Mit einem geschickt ausgeführten Sprung erhascht ihn dort der lauernde Hühnerhund, und beide Hunde schicken sich an, gemeinschaftlich ihre Beute zu verzehren.

Eines Abends saß ich bei einem Gericht saurer Milch, während mein Hühnerhund schnarchend am Ofen lag. Da ruft mich ein Geschäft auf einige Augenblicke hinaus in den Hof. In das Zimmer zurückgekehrt, finde ich den Teller leer, während der Hund anscheinend fortschläft. Mißtrauisch geworden, fülle ich von Neuem den Teller zur Hälfte, gehe hinaus und schleiche draußen sacht an das Fenster. Da sehe ich, wie der Hund vorsichtig den Kopf hebt, plötzlich aber eilig mit den Vorderpfoten auf den Tisch springt und hastig die Milch leppt, dann aber eben so schnell zum Lagerplatz zurückkehrt und bei meinem Eintritt sich schon wieder in den argloisesten Schläfer umgewandelt hat. Ist das Instinkt, oder ist es nicht vielmehr das untrügliche Gebahren berechnender Ueberlegung einer erwägenden und reflektirenden Seelenthätigkeit?

An einer Hündin haben wir die Unterscheidungskraft und das Gewissen wunderbar ausgebildet gefunden, natürlich, wie es bei dem beschränkten Seelenleben des Thieres nicht anders sein kann, nach einseitiger Richtung hin. Ein unfreundlicher Blick, ein leises Wort des Vorwurfs weckten sichtbare Reue und Verlegenheit in ihr, sobald sie gefehlt hatte. Glaube uns, lieber Leser, diese Hündin hatte in manchen Stücken Menschenverstand. Wenn unser Vater sie mit auf die Jagd nahm, dann arbeitete sie mit Bravour, Plan, Treue und Sicherheit; nahmen wir Buben sie aber mit, so kamen wir oft nicht zum Schuß, weil sie sich ein Vergnügen daraus machte, die Hühner herauszujagen. Offenbar fühlte sie sich, als fertige Meisterin, durch das Knabenkommando entehrt und machte ihrem Unwillen durch Handlungen Luft, welche sie nie und nimmer unter der Führung unseres Vaters sich erlaubte. Konnte der Letztere sie nicht mit auf die Jagd nehmen, dann brauchte er nur in treuherzigem Tone zu sagen: „Bella, ich kann dich heute nicht brauchen, da ich

einen Rehbock ſchießen will.“ Und das Thier drehte ſich mit dem Gefühle der Entſagung in Miene und Bewegung um und kroch in ſeine Hütte.

Gehen wir zu einigen anderen Thiergattungen über. Einer Abhandlung G. Jäger's (Direktor des neuen zoologiſchen Gartens in Wien), mitgetheilt im IV. Jahrgang des „Zoologiſchen Gartens“, entnehmen wir zwei Beiſpiele als Beweiſe des überlegten Handelns eines Orang-Utangs und einer Hauskatze. „Ein Orang, der lange im Londoner Garten lebte, ging eines Tages mit bedächtigen Schritten vor ſeiner Behauſung ſpazieren. Da fiel es einer Meerkatze bei, ihn hinterliſtig in's Bein zu zwicken. Der Orang dreht ſich um, mißt den kecken Burſchen, der ſich an ihm vergriffen hatte, mit einem Blicke, geht dann, ohne ein Wort zu ſagen — denn er war ja ein Orang — in ſeine Behauſung, holt ſich dort ſeinen gewöhnlichen Spazierſtock, hebt die Meerkatze am Schwanz in die Höhe, regelrecht, wie der Schulmeiſter ſeinen unartigen Schüler an dem Unausſprechlichen, und prügelt ſie in aller Form ab.

Der Orang“ — ſo ſetzt an dieſer Stelle unſer Berichterſtatter und Gewährsmann praktiſch philoſophirend hinzu — „hatte hier den Stock nicht um ſeiner ſelbſt willen begehrt, ſondern um auf einen dritten Gegenſtand, die Meerkatze, damit zu wirken. Hätte er die Meerkatze einfach wieder gebiſſen, ſo wäre dies ein ſinnliches, ein inſtinktives Handeln geweſen, veranlaßt durch das Gefühl des Schmerzes; ſo aber hatte er ſich drei Urtheile über die Beziehungen zwiſchen ſich, Meerkatze und Stock gebildet, daraus einen Schluß gezogen und hiernach gehandelt.“

„Eine Hauskatze hatte aus einer Reihe verſchiedener Wahrnehmungen die Folgerung entnommen, daß die Köchin die Küche verläßt, wenn die Glocke ertönt. Sie benutzte dieſes Ergebniß als erſtes Glied zu einem Kettenſchluß folgender Art: 1. Wenn die Glocke ertönt, verläßt die Köchin die Küche; 2. wenn die Köchin die Küche verläßt, kann ich das Fleiſch ſtehlen; alſo 3. der Ton der Glocke verſchafft mir eine günſtige Gelegenheit. Nachdem dies für ſie feſtſtand, machte ſie die weitere Beobachtung, daß beim Ertönen der Glocke jedes Mal ein Draht, der über dem Kaſten, worauf ſie ſaß, hinweglief, in Bewegung gerieth. Dieſe Wahrnehmung bildete ein weiteres Glied zu dem obigen Kettenſchluſſe, in Folge deſſen ſie den Entſchluß faßte, ſelbſt an dem Drahte zu ziehen. Das Experiment gelang, der Draht wurde als Mittel zum Zweck in Bewegung geſetzt und der Zweck war erreicht.“ — Das war freilich eine denkende, überlegende Katze, wie wir ſchwerlich einer zweiten begegnen dürften.

Gewiß haben wir es bei dieſen Hausthieren mit Weſen zu thun, deren Seelenthätigkeit durch den menſchlichen Umgang herangebildet und vervollkommnet wird, und ohne Zweifel ſteigt das begabte Hausthier unter Leitung des Menſchen, durch Handlungen der Ueberlegung und durch Gefühle der Aufopferung wie Entſagung, eine Stufe höher in geiſtiger Beziehung. Aber gerade die Möglichkeit einer ſolchen Vervollkommnung einzelner thieriſcher Weſen möchte für die Annahme ſprechen, daß auch für das Reich der Thierwelt überhaupt eine gewiſſe geiſtige Fortbildung nicht ausgeſchloſſen ſei. Hiernach wird die übrigens auf zahlreiche Beobachtungen geſtützte Behauptung gewiß nicht mehr auffallen, daß auch die Thiere der Wildniß mitunter vermöge der höheren Ausbildung in der Schule der Erfahrung

ſich oft weit über den Inſtinkt hinaus erheben. Der Leitaffe eines Affentrupps macht ſeinem Amte, als Führer einer diebiſchen Genoſſenſchaft, vollkommene Ehre, wenn er vor dem Ueberfall auf ein Maisfeld den höchſten Wipfel eines Baumes beſteigt, um vorerſt die Gegend auszukundſchaften; nicht minder, wenn er während der Plünderung von Zeit zu Zeit daſſelbe thut und bei nahender Gefahr mittelſt lauten Warnrufs zur ſchleunigen Flucht auffordert. Wer möchte in dem Umſtande, daß die alte „Ricke" (Weibchen) ſich als Wache auf einem Felskamme poſtirt, während am Abhange das Gemſenrudel im Gefühle der Sicherheit weidet, nicht das ſichtbare Zeichen einer gewiſſen Klugheit dieſer Thiere erblicken? In gleicher Weiſe wacht die alte Antilope auf einem freien Punkte der Ebene, während zur Seite im Gebüſch ihre Heerde ruhig graſet.

Nicht minder iſt es ferner wol unverkennbar eine Art kluger Einſicht oder auch Ueberlegung, wenn Meiſter Reinecke das hingelegte Stück todten Viehes, bei welchem der lauernde Jäger in verdeckter Erdgrube ſitzt, vorſichtig und mißtrauiſch umkreiſt, wenn er bei dem geringſten verdächtigen Anzeichen, das ſich ſeinen ſcharfen Sinnen verräth, dem Platz den Rücken kehrt. Klugheit und Berechnung laſſen ihn, und nicht minder die geweckten Vertreter der Rabenfamilie, den harmloſen Schäfer bei ſeiner Hürde oder den ackernden Landmann viel weniger fürchten als den anſtehenden Jäger. Aus Ueberlegung und Liſt lauert eine Fuchsmutter an einer Meierei oder in der Nähe eines Dorfes oft Stunden lang geduldig im Getreide oder unter irgend einem Verſtecke, bis der Paſcha des Hühnerhofes mit ſeinem Hühnerharem aus dem ſchützenden Hofe in's Freie ſpaziert, um hier dem Todesſprung des Verſteckten zu verfallen. Ueberlegung iſt es ferner, wenn ein alter Fuchs-vrakitus den Haſen auf ſeinem Wechſel, unter genauer Beobachtung des Windes, geraume Zeit erwartet, um den endlich ſich Nahenden hinter einem Verſteck hervor am Kragen zu packen. Und wie ſollen wir die freilich ſehr ſeltene That des Erzdiebes nennen, der während einer Jagd ſich leiſe aus dem Treiben geſchlichen und nun verſtohlen hinter der Schützenlinie lauert, um ſich irgend einen angeſchoſſenen Haſen, gleichſam vor den Augen der ſorgloſen Jäger, zur rechten Zeit als Braten heimzuholen? Folgendes Beiſpiel eines höchſt merkwürdigen Gaunerſtreichs des begabten Räubers wollen wir, da es uns ſelbſt begegnet iſt, dem Leſer hier nicht vorenthalten.

An einem heiteren Auguſttage ſtehe ich im bergenden Stangenholz unweit einer alten Eiche, um Tauben zu ſchießen. Bald vernehme ich das feine Schwirren einer ankommenden Taube, die auf einem dürren Aſte der Eiche einfällt. Raſch hebe ich die Flinte zum Schuß und höre deutlich den Fall der Beute, während ich zugleich den Hühnerhund an meiner Seite zurückhalte. Durch den Schuß ſind andere Tauben im Walde aufgeſcheucht und in wenigen Minuten habe ich Gelegenheit, eine zweite Taube zu erlegen. Nun will ich beide apportiren laſſen und ſchicke den Hund ab, der indeß nicht zurückkommt. Da eile ich unter den Baum und ſehe viele Federn, aber keine Tauben; jetzt pfeife ich dem Hunde, und nach kurzer Zeit kehrt derſelbe wieder, giebt aber Unruhe und Unmuth durch allerlei winſelnde Töne und Gebell zu erkennen. Nunmehr winde ich mich durch das Dickicht bis zur nahen Schneiße hindurch, wo mich mein Vater mit den Worten empfängt: „Deine Tauben hat der Fuchs geholt, eben lief

er mit einer im Rachen an mir vorüber, vom Hunde verfolgt.“ — Das Räthſel iſt nicht ſchwer zu löſen. Der Fuchs hatte die Stelle ſich gemerkt, wo häufig Tauben geſchoſſen waren und Schweiß (Blut) wie Federn ſeine Lüſternheit weckten. Zur beſtimmten Zeit gegen Abend ſtand er auf der Lauer und ſchlich ſich nach den Schüſſen unter die Eiche, um ſich der Beute zu bemächtigen. — Gedächtniß und Unterſcheidungsgabe, Berechnung der ungefährlichen Entfernung, und Willenskraft, die Gelegenheit zu benutzen — das Alles wirkt hier zuſammen, um ein Meiſterſtück thieriſcher Liſt, wie es die vollendete That beweiſt, hervorzubringen. Aber auch Handlungen des Gefühls und aufopfernder Mutterliebe, die mit Bewußtſein ausgeführt werden, begegnen wir in der höheren Thierwelt. Auch der räuberiſche Fuchs hat dieſe Züge des aufopfernden Muttergefühls in hohem Grade und iſt hier unſerer regſten Theilnahme werth. Mit eigenen Augen haben wir geſehen, wie eine Füchſin unſeren ſonſt ſo tapferen Dachshund ohne Weiteres angriff und flüchtig vor ſich hertrieb, weil er in die Nähe ihres Baues gerathen war, in welchem ſie gerade Junge hatte. Wie oft beobachtet der Jäger, daß eine ſorgſame Fuchsmutter ihre Jungen ſogleich aus dem Bau oder dem Geklüfte fortträgt, ſobald ſie ſieht, daß dieſe Wohnſtätten unſicher geworden ſind!

Von den zahlreichen Beobachtungen überlegten Handelns der Jagdthiere mag hier noch die liſtige Art erwähnt ſein, wie manches Wild den verfolgenden Hund von der Fährte abzubringen oder die Spur zum Schlupfwinkel zu verbergen ſucht. Der von Hunden gejagte Haſe macht oft einen ſogenannten Widergang, d. h. er geht in ſeiner Spur plötzlich eine Strecke zurück und macht dann mehrere gewaltige Seitenſprünge („Abſprünge“). Ebenſo verfährt er, bevor er ſich in ſein Lager begiebt. Freilich verſteht es der kluge verfolgende Hund, dem ihn irre führenden Wild ebenfalls durch eine Handlung der Ueberlegung zu begegnen. Er kreiſt nämlich, wenn er die Fährte verloren, umher und, je klüger er iſt, um ſo unermüdlicher, bis er die Fortſetzung des verlorenen Ariadne-Fadens der Spur wieder aufgefunden hat.

Noch beſſer weiß der Edelmarder die Spur zu ſeinem Neſt oder Verſteck in der hohlen Eiche oder in dem alten Rabenhorſte zu verbergen. Der geheimnißvolle, vorſichtige Räuber macht nicht allein Widergänge, ſondern baumt auch ſchon weite Strecken von ſeinem Schlupfwinkel, d. h. in der Höhe der Aeſte von Baum zu Baum bis zu ſeinem oft ſehr verſteckten Lager ſchlüpfend. Dem unkundigen oder in Verfolgung der Spur läſſigen Jäger entgeht der ſchlaue Waldräuber auf dieſe Weiſe nur zu oft.

Es kommt gewiß nicht auf die Menge der Beiſpiele an, um den Unterſchied darzulegen zwiſchen inſtinktivem Gebahren und ſolchem Verhalten der Thiere, welches auf Vorgängen höheren Seelenlebens beruht. Wir könnten noch auf manches Andere mit ſicherem Erfolge der Beweisführung hindeuten, wenn wir nicht glaubten, unſeren Zweck ſchon erreicht zu haben. Und ſo überlaſſen wir es unſeren aufmerkſamen Leſern, ſich auf Grund dieſer mitgetheilten oder ihrer eigenen Erfahrungen eine klare Vorſtellung zu machen von jenem Triebe, welchem das Thier nach unwandelbaren Geſetzen unterworfen iſt, und wieder von der Befähigung freier Selbſtbeſtimmung, durch welche ſich die unläugbare Verwandtſchaft ſeiner Seele mit der des Menſchen beurkundet.

Digitized by Google

Erſte Abtheilung.

# Säugethiere.

1.

## Leben unter dem Schnee, der Erde, oder in Felſen- und Baumhöhlen.

### Der Eis- oder Polarbär.

Bei keinem anderen Thiere fällt der Unterſchied zwiſchen Freiheit und Gefangenſchaft vielleicht mehr in die Augen, als bei dem weißen oder Eisbär, dieſem größten, ſtärkſten und intelligenteſten Gliede der Bärenfamilie. Wer ihn je im ewigen Schnee und Eis ſeiner Heimat geſehen, wird das lebensfriſche, gewaltige Thier hinter den Eiſenſtäben wandernder Menagerien oder in den modernen Thiergärten unſerer großen Städte kaum wieder erkennen. Sieh', wie er hier im ungeſättigten Drange nach freier Bewegung die Stäbe ſeines Behälters mit Rachen oder Tatze faßt, lange daran auf- und niederfahrend. Oder du ſchauſt ihn, ſtehend oder wie ein Hund auf den Hinterbeinen ſitzend, mit hängendem, trauerndem Kopfe, den er bisweilen ſonderbar auf- und niederſchlägt. Bei der Sommerhitze ſtößt er verzweifelt ein zwiſchen Brummen und Heulen ſtehendes Geſtöhn aus. Die Waſſertaufen ſind dem nach Eis und Kälte Lechzenden nur unzureichende Linderungsmittel.



Digitized by Google

Wie anders in den fernen Einöden ſeines nordiſchen Bereiches, wo ihm nur die Schaluppe des kühnen Nordſeglers, das Boot des Walfiſchfängers oder die Meute ſeiner beharrlichen, todesmuthigen Verfolger aus den Stämmen der Eskimos, der Jakuten und Samojeden begegnet!

Unſer Thier wird von der neueren Naturforſchung als der Vertreter einer eigenen Sippe unter dem Namen Meerbär (Thalassarktos, vom griechiſchen thalassa, Meer und arctos, Bär) betrachtet, obgleich er nur die einzige Art in dieſer Sippe iſt. Dem zu Folge heißt er gegenwärtig in der Kunſtſprache Thalassarktos polaris, während er früher Ursus polaris benannt wurde. Nichts deſtoweniger bleibt unſer Rieſe des Nordens aber immer ein echter Vertreter des großen Bärengeſchlechts.

Vom Kopfe bis unter die Sohlen mit dem echten Kleide des Nordens geziert, dem Farbenabſchein der ewigen Schnee- und Eisfelder der Polarkreiſe, iſt unſer Eisbär ein Thier von ungefähr 8 Fuß Länge und 4 Fuß Höhe mit einem Gewicht von 800 bis 1200 Pfund. Trotz dieſer Rieſenmaſſe ſeines Leibes iſt er dennoch geſtreckter als ſein dicker und plumper Vetter, der gemeine Bär. Sein Hals iſt verhältnißmäßig dünn und lang, ſein plattſtirniger Kopf ſchlank mit zugeſpitzter, nach vorn etwas hängender Schnauze, kleinen anliegenden Ohren und weiten Naslöchern. Der Schwanz iſt kurz und in der dichten Wolle ſeines Hintertheils kaum bemerkbar. Außer dem Schnee ſeines zottigen Pelzes — deſſen Farbe nur beim häufigen Genuſſe von Walaaſen und anderen thranigen Seethieren im Alter gelblich wird — iſt keine andere Farbe als Schwarz an ſeinem Leibe vertreten, welches ſich nur in ſeinen liderloſen Augen, ſeiner Naſe und ſeinen derben, halb in den langhaarigen, furchtbaren Tatzen verborgenen Krallen zeigt. Weiterhin mit einem zu ſeinem Rieſenleibe verhältnißmäßigen Gebiß von großen Schneidezähnen und kantigen echten Bäreneckzähnen bewaffnet, trotzt der Eisbär ſowol der unwirthlichen, lebensfeindlichen Natur um ihn her, als der geſammten Thierwelt ſeiner Zone. Auch zum Schwimmer hat ihn die Natur das Zeug gegeben. Zwiſchen den Zehen ſeiner oft 18 Zoll langen Branten (Tatzen) ſitzen, bis zur Mitte der erſteren reichend, ſtarke Schwimm- oder Spannhäute, welche ſeine mittelhohen, kräftigen Beine zu eben ſo geſchickten, als ausdauernden Rudern des Meeres ſtempeln. Mit ſolchen Mitteln begabt, ſchwimmt er, vermöge ſeines etwa dem Meerwaſſer ſpecifiſch gleich ſchweren Fettleibes, ohne große Mühe über viele Stunden breite Sunde und Meerengen, nach Scoresby's Angabe mit einer Geſchwindigkeit von ungefähr zwei Drittel deutſchen Meilen in der Stunde, oder er treibt auf den natürlichen Schiffen der Polarmeere, den Treibeisblöcken, durch die nordiſchen Wogen dahin, kühner und ſicherer als der beſte Seefahrer. Das Meer, und zwar das Eismeer mit allen Gewalten und Schauern der Unwetter und der Erſtarrung, iſt ſein Element. Auf ihm tummelt er ſich den größten Theil ſeines Lebens herum, ungleich mehr als auf dem Lande, deſſen Küſten er meiſt nur gelegentlich beſucht. Selten verirrt er ſich aus dem Bereiche des nördlichen Polarmeeres ſüdwärts, es ſei denn, daß er durch Sturm und Wetter von ſeiner Bahn vertrieben würde. Sein Hauptaufenthaltsort iſt die nordöſtliche Küſte von Amerika bis zum Mackenziefluß, zwiſchen der Hudſons- und Baffinsbai, Grönland und Labrador, bis über den 80. Grad nördlicher Breite hinaus.

Unſere Leſer aber werden ihn ſchon aus den Reiſebeſchreibungen des alten Franklin als Bewohner der Inſeln Spitzbergen und Novaja-Semlja kennen gelernt haben. Sein Erſcheinen mitten auf dem Feſtlande, ſowie in Island und dem öſtlichen Sibirien, in Norwegen und Kamtſchatka iſt wol nur vorübergehend; gewöhnlich iſt er in dieſen Fällen auf ſeinen Wanderungen in Schneeſtürmen und Nebeln der langen Nächte des Nordens vom richtigen Wege abgekommen. Doch berichtet Dr. Eliſha Kent Kane in den „Arktiſchen Fahrten und Entdeckungen der zweiten Grinnel-Expedition zur Aufſuchung Sir John Franklin's in den Jahren 1853 bis 1855", daß weiße Bären von der Küſte des amerikaniſchen Feſtlandes nicht ſelten auf großen Eisſchollen in die offene See und ſelbſt bis nach Island getrieben werden, wo ſie unter den Heerden ſolche Niederlagen anrichten, daß die Einwohner ſich genöthigt ſehen, maſſenhaft gegen ſie in's Feld zu rücken. Dies ſtimmt mit den Angaben früherer Seefahrer vollkommen überein, nach welchen das Thier ſchon 50 und mehr engliſche Meilen weit entfernt von jeder Küſte mitten im eisfreien Meere getroffen worden iſt. Auch iſt es ein Zeugniß ſeiner unbändigen Kraft und Ausdauer im Schwimmen.

Der Gang des Eisbären iſt nach Kane wegen der großen Branken gewöhnlich langſam und ſchleppend, aber nöthigenfalls von großer Schnelligkeit. Die breiten, dichtbehaarten Sohlen ſeiner Tatzen tragen zur Sicherheit ſeines Trittes auf den Eisfeldern weſentlich bei; auch weicht ſein Gang von dem der Landbären dadurch ab, daß er entſchiedener die ganzen Sohlen beim Fortſchreiten aufſetzt. Eben ſo gewandt und ſicher, wie auf der Oberfläche des Waſſers, bewegt der Eisbär ſich als geſchickter Taucher unter demſelben. Mit dieſer Fertigkeit, ſowie durch ſeinen äußerſt ſcharfen Geruchs- und Geſichtsſinn verſchafft er ſich ſeine Hauptnahrung, aus Robben und Fiſchen, nordiſchen Vögeln und deren Eiern, auch Landſäugethieren, nach Parry ſogar von Heidel-, Preußel- und Rauſchbeeren (Empetrum) beſtehend, welche vegetabiliſche Nahrung jedoch Kane in Zweifel zieht.

Wie merkwürdig, daß dieſes nordiſche Ungethüm mit all' ſeiner Rieſenſtärke doch gerade in dem Zwergſtamme des Menſchengeſchlechts, den Eskimos, ſeinen Herrn und Gebieter findet. Dieſe verfolgen den Eisbär zu Waſſer und zu Lande bis in ſein Winterlager, aus welchem ſie ihn oft mit den Jungen ausgraben. Unſere Abbildung (S. 26) veranſchaulicht einen ſolchen Zug der Nordländer mit ihren kühnen Hunden, deren ſcharfe Sinne ihnen die verborgene Schneewohnung mit ihren Inſaſſen entdecken helfen.

Wir nannten den weißen Bären den geiſtig begabteſten unter ſeinen Verwandten. Für dieſe Behauptung zeugt ſein Thun und Laſſen beim Raube, bei Nachſtellungen und Gefahren.

Wenigſtens der männliche Eisbär iſt ein nie raſtendes Thier, ein unermüdlicher Wanderer in ſeinen Bereichen. Da er ſeine Hauptnahrung, die Robben oder Seehunde, nur im offenen Waſſer erreichen kann, ſo muß er oft weite Reiſen über die Eisflächen unternehmen. Um der verſchiedenen Robbenarten habhaft zu werden, entwickelt er eben ſo viel Gewandtheit als Liſt. Der von Kane ſo benannte borſtige Seehund, wahrſcheinlich die grönländiſche Robbe, vermag nur einjähriges Eis zu durchbrechen und wählt ſich daher ſeine Atluks oder Athemlöcher da, wo im

Jahr vorher offenes Waſſer ſtand. Bemerkt der Bär eine Robbe dieſer Art an ihren Eislöchern aus der Ferne, ſo ſenkt er ſich geräuſchlos in's Meer, gewinnt ihr im Schwimmen den Wind ab, und nähert ſich, oftmals untertauchend, in aller Stille. Dabei ſchätzt er die Entfernungen ſo richtig ab, daß er beim letzten Auftauchen dicht neben dem Seehund erſcheint, der ihm nicht entgeht, er mag nun auf dem Eiſe liegen bleiben oder ſich in's Meer ſtürzen. Im letzteren Falle taucht der Eisbär dem Flüchtling nach und erhaſcht ihn ſicher. Auch ſchwimmend führt er weite Sprünge aus und ſoll ſelbſt Lachſe und andere ſchnelle Fiſche erhaſchen können. Die bärtige Robbe (Phoca barbata) macht nach Kane's Beobachtung gar keine Luftlöcher im Eiſe, ſondern iſt zum Athemſchöpfen auf zufällige Eisſpalten und offene Stellen angewieſen. Sie hält ſich deswegen an Orten, wo Eisberge und Eisfelder in Bewegung geweſen ſind, auf. Der Eisbär legt ſich bei der Jagd auf ſie auf's Beſchleichen.

„Als ich einmal" — erzählt Kane — „nach den Eskimohütten unterwegs war, ſah ich eine große bärtige Robbe auf dem Eiſe ſich ſonnen und ſchlafen. Um ihr näher zu kommen, gebrauchte ich das erfriſchende Mittel, mich auf den Bauch zu legen, und ſo, gedeckt von kleinen Eisbuckeln, allmälig vorwärts zu kriechen. Wie ich endlich in Schußweite kam, ſah ich das Thier eine plumpe Seitenwendung machen und plötzlich den Kopf heben. Augenſcheinlich hatte dies keinen Bezug auf mich, denn ſie wandte den Kopf faſt in die entgegengeſetzte Richtung. Nunmehr ſah ich aber auch, daß ich einen Jagdnebenbuhler hatte, und zwar einen großen Bären, welcher, gleich mir auf dem Bauche liegend, mit löblicher Geduld die Gelegenheit zum Näherkommen erharrte. Was war hier zu thun? Der Bär war mir natürlich mehr werth als die Robbe, aber dieſe war in Schußweite und jener ein Sperling auf dem Dache. Andererſeits war ich wehrlos, ſobald ich meine Kugel auf die Robbe abgegeben hatte. Ich hätte dem Bären einen Braten geſchoſſen und konnte mit meiner Perſon zum Deſſert dienen. Dieſe Betrachtungen fanden bald ihr Ende, denn eine zweite Bewegung der Robbe erregte mein Jägerblut ſo haſtig, daß ich abdrückte. Es ging aber nur das Zündhütchen los. Augenblicklich platſchte indeß die Robbe in's Waſſer und verſchwand in der Tiefe; der Bär aber machte drei bis vier Sätze und ſtand verdutzt auf dem Platze, den noch eben die Robbe eingenommen. Einen Augenblick ſtarrten wir uns gegenſeitig an; dann wandte ſich der Bär mit jener Selbſtbeherrſchung, welche den Starken ziert, und lief in der einen Richtung weg, während ich in der andern das Gleiche that.

„Die allgemeine Annahme, daß der Polarbär mit dem Walroß kämpfe, findet bei den Eskimo's am Smithſund keinen ſonderlichen Beifall. Meine eigene Erfahrung mag davon Zeugniß ablegen. Das Walroß entfernt ſich nie weit vom Waſſer und hat in dieſem, ſeinem Elemente, keinen Rivalen. Ich habe den Bären dem bärtigen Seehunde nachtauchen ſehen, aber bei der dicken Haut und der großen Kraft des Walroſſes iſt ein ſolcher Angriff unthunlich."

Die Jagd auf den Eisbären wird gewöhnlich als ſehr gefährlich und nur mit der Büchſe ausführbar geſchildert. Die Kane'ſchen Mittheilungen belehren uns eines Anderen und zeigen uns, wie die Polarvölker dem Bären, ſelbſt ohne Schießgewehr, mit Erfolg zu Leibe gehen.

„Die Hunde der Eskimos", ſagt bei Beſchreibung dieſer Jagden der Reiſende, „werden ſorgfältig darauf abgerichtet, daß ſie ſich mit dem Bären in keinen Kampf einlaſſen, ſondern nur ſeine Flucht aufhalten. Während der eine nach vorn hin die Aufmerkſamkeit des Bären auf ſich zieht, fällt ihn der andere von hinten an, und da ſie beſtändig auf der Hut ſind und einer den andern ſchützt, ſo geſchieht es ſelten, daß ſie ernſtlich Schaden nehmen, oder daß es ihnen mißlingt, das Thier ſo lange aufzuhalten, bis die Jäger herankommen. Nehmen wir an, es ſolle ein Bär am Fuße eines Eisbergs aufgeſpürt werden. Der Eskimo prüft die Spur ſorgfältig und ſcharfſinnig; er erkennt, wie alt ſie iſt, wo ſie hinführt und wie viel oder wenig Eile das Thier hatte, als es hier vorbeiging. Dann ſetzt er die Hunde auf die Fährte, und trabt mit ihnen ſchweigend über das Eis hin. Um eine Ecke biegend, bekommen ſie das Thier zu Geſicht, das wahrſcheinlich ruhig dahin marſchirt und nur zuweilen mißtrauiſch in die Luft ſchnüffelt. Die Hunde ſpringen an, in ein wölfiſches Geheul ausbrechend, der Jäger ſchreit Nannuk, Nannuk! (ein Bär!), und alle Sehnen ſpannen ſich an zu wilder Verfolgung. Der Bär erhebt ſich auf den Hinterbeinen, muſtert ſeine Verfolger und rennt im vollen Lauf davon. Der Jäger ſtemmt ſich während des Laufens auf ſeinen Schlitten, erfaßt die Leinen von ein paar Hunden und macht ſie los. Alles iſt das Werk einer Minute. Das Jagen wird nicht unterbrochen, die übrigen Zughunde rennen mit anſcheinender Leichtigkeit vorwärts. Jetzt, näher bedrängt, gewinnt der Bär einen Eisberg und ſtellt ſich; die beiden Verfolger halten auf kurze Entfernung von ihm und erwarten ruhig die Ankunft des Jägers. In dieſem Moment wird der ganze übrige Zug losgelaſſen, der Jäger erfaßt ſeine Lanze, ſtolpert über Schnee und Eis vorwärts und macht ſich zum Angriff bereit."

„Sind der Jäger zwei, ſo wird der Bär mit Leichtigkeit erlegt; der eine thut, als wolle er ihm den Speer in die rechte Seite ſtoßen, das Thier wendet ſeine Tatzen nach der bedrohten Flanke, läßt dadurch die Linke ungedeckt und empfängt hier die Todeswunde. Aber auch ein einzelner Jäger bedenkt ſich nicht. Die Lanze feſt in den Händen haltend, reizt er das Thier zur Verfolgung, indem er ihm raſch über den Weg ſpringt und thut, als ob er fliehe. Aber kaum hat das große, lange Thier ſich in dieſelbe Richtung eingeſtellt, ſo ſpringt der Jäger mit einem raſchen Satz nach ſeiner früheren Stelle zurück; der Bär will ſich nun abermals wenden, aber indem er dies ausführt, fährt ihm die Lanze unter der linken Schulter in die Seite. Es gehört ſo viel Geſchick zu dieſem Stoße, daß ſelbſt ein geübter Jäger oft die Lanze ſtecken laſſen und um ſein Leben rennen muß; aber ſelbſt dann wird es einem geſchickten und kaltblütigen Mann, wenn ihn die Hunde gut unterſtützen, ſelten mißlingen, das Thier vollends zu erlegen."

„Manche Wunde tragen die Eskimos der Etabucht aus dieſen Gefechten davon; von ſieben Jägern, welche die Brigg im Dezember beſuchten, hatten nicht weniger als fünf Zahnſpuren des Bären aufzuweiſen. Das Thier ſoll hier oben wilder ſein, als weiter ſüdlich. Es braucht ſeine Zähne weit häufiger, als man in Büchern lieſt. Das Umarmen und Boxen, welches der braune und graue Bär zur Gewohnheit hat, treibt der weiße nur unter beſonderen Umſtänden. Während er über ſeine Eisfelder wandert, erhebt er ſich auf die Hinterbeine, um weiter ſehen zu können. In dieſer Stellung ſah ich ihn oft mit den Vordertatzen in der Luft herum-

fechten, als wolle er ſich auf einen bevorſtehenden Kampf einüben. Aber nur wenn er völlig umſtellt iſt, oder wenn eine Mutter ihr Junges zu vertheidigen hat, ficht der Polarbär auf den Hacken ſitzend."

Nach den übereinſtimmenden Berichten der Polarreiſenden iſt die Liebe und Aufopferungsfähigkeit der weißen Bärin bei dem Todeskampf auf der Jagd ſehr groß und rührend. Wir beſchränken uns, eine Scene ſolcher Art nach authentiſchem Berichte wieder zu geben, weil ſie uns die Charakteriſtik des Thieres bei ſolchen Gelegenheiten getreu zu zeichnen ſcheint.

„Nach zweiſtündigem Wandern in dem Kennedy-Kanal" — berichtet unſer Gewährsmann — „kam beſſerer Weg, und als Zwei vom Gefolge Kane's ſich in einer Entfernung von etwa zwei deutſchen Meilen jenſeits der Stelle, wo ſie den Schlitten gelaſſen, einer Ebene näherten, hatten ſie die Freude, auf eine Bärin mit ihren Jungen zu ſtoßen. Sie glaubten, die Hunde recht feſt angebunden zu haben, aber Tudla, der Leithund, und vier andere hatten ſich trotzdem losgemacht und waren ſchon nach einer Stunde ihren Herren nachgekommen. So war man glücklicher Weiſe im Stande, der Bärin alsbald zu Leibe zu gehen. Anfangs floh ſie; aber da das Junge nicht ſo raſch folgen konnte, ſo wandte ſie ſich, ſchob den Kopf unter den Bauch deſſelben und ſchleuderte es ein Stück vorwärts. Sodann machte ſie Front gegen die Hunde, um dem Jungen Zeit zum Fortlaufen zu verſchaffen; dieſes aber blieb jederzeit ſtehen, wo es auf die Füße kam, bis die Alte herzukam und es wieder weiter warf; kurz, es wollte nicht ohne die Mutter fortlaufen. Zuweilen rannte dieſe ein Stück voraus, als wolle ſie das Junge nach ſich locken, und wenn die Hunde nahe kamen, wandte ſie ſich wieder gegen dieſe und trieb ſie zurück. Sobald dieſe ihren Schlägen ausgewichen waren, kam ſie wieder zu ihrem Jungen und trieb es fort, bald mit dem Kopfe ſchiebend, bald es mit den Zähnen im Genick faſſend. Eine Zeit lang ging dieſer Rückzug mit großer Schnelligkeit von Statten, ſo daß die beiden Männer weit zurückblieben. Die Hunde hatten die Bärin auf dem Landeis angefallen, aber ſie führte dieſelben an die Küſte in ein enges, ſteiniges Thal, das in's Innere verlief. Nachdem ſie jedoch $^3/_4$ Stunden weit gelaufen war, ging ſie langſamer und machte wegen der Müdigkeit des Jungen endlich Halt. Die Männer kamen nun ſpornſtreichs nach der Stelle gelaufen, wo die Hunde das Thier bedroht hielten. Es entſpann ſich jetzt ein verzweifelter Kampf. Die Mutter ging immer nur zwei Schritte voraus und behielt ihr Junges beſtändig im Auge. Kamen die Hunde zu nahe, ſo ſetzte ſie ſich aufrecht, nahm das Junge zwiſchen die Hinterbeine, ſchlug mit den Vordertatzen um ſich und brüllte, daß man es eine halbe Stunde weit hätte hören können. Niemals, ſagte Morton (einer der Mitreiſenden Kane's), ſah ich ein Thier in ſolcher Angſt und Sorge. Die Bärin ſchnellte den Kopf vor und wirbelte die Tatzen herum, wie die Flügel einer Windmühle. Schlug ſie einmal fehl, ſo ſtieß ſie ein Gebrüll getäuſchter Wuth aus, denn ſie wagte es nicht, einen Hund zu verfolgen, um nicht ihr Kleines den übrigen preiszugeben. So ging ſie, fechtend, ſchnappend, grinſend, mit weit aufgeriſſenem Rachen weiter. Als die beiden Männer herankamen, hatte das Junge ſich wahrſcheinlich wieder etwas erholt, denn es konnte ſich auch beim ſchnellſten Laufe der Alten immer an ihrer Seite halten. Die fünf Hunde umſchwärmten die Bären beſtändig und

quälten sie, wie eben so viel Bremsen; es war daher schwierig, einen Schuß anzubringen, ohne einen der Hunde zu verletzen. Doch Hans, ein von Kane aufgenommener wilder Nordländer, zielte, auf den Ellenbogen gestützt, ruhig und schoß die Bärin durch den Kopf. Sie stürzte todt nieder, ohne noch ein Glied zu rühren. Die Hunde eilten sofort auf sie los; aber der junge Bär sprang auf den Körper seiner Mutter hinauf und stieß, jetzt zum ersten Male, ein heißeres Gebrüll aus. Die Hunde schienen ob der kleinen Kreatur, die so tüchtig focht und so viel Lärm machte, ganz erschreckt; sie rissen ganze Schnauzen voll Haare aus dem Pelze der Alten, sprangen aber sogleich ab, wenn der junge Bär sich gegen sie wandte. Die Jäger trieben die Hunde auf einen Augenblick weg, mußten aber endlich den jungen Bär todtschießen, da er die Leiche der Alten nicht verlassen wollte. Hans schoß ihn in den Kopf, doch ohne das Gehirn zu treffen. Der kleine Bär fiel herunter, kletterte aber alsbald wieder auf die Alte hinauf und suchte sie zu vertheidigen. Das Blut lief ihm stromweise aus der Schnauze; endlich mußte man ihm mit Steinen den Garaus machen. Die alte Bärin wurde abgehäutet, zerstückt und das Fleisch den Hunden gegeben, die wie gierige Raben darüber herfielen. Den jungen Bär legten sie in ein Versteck, um für die Rückreise Etwas zu haben."

„Merkwürdiger Weise pflegen die Hunde bei derartigen Bärenjagden keine ernstlichen Beschädigungen zu erleiden. Die Bären schleudern sie gewöhnlich, ohne die Tatzen zu gebrauchen, mit den Zähnen fort, was die Hunde eben nicht zu stark verletzt. Einer unserer letzterworbenen Hunde, ein dressirter Bärenjäger, verhielt sich, wenn er gepackt wurde, ganz ruhig, machte alle Muskeln schlaff und ließ sich weit fortwerfen; aber kaum hatte er den Boden berührt, so sprang er zu einem neuen Angriff wieder auf."

„Je höher nach Norden, um so wilder scheinen die Bären zu werden, da sie unter den höheren Breitengraden natürlich immer seltener gejagt werden. In Südgrönland haben allem Anschein nach die fortwährenden Verfolgungen auf den natürlichen Charakter des Bären schon einigen Einfluß geübt. Dort greifen die Bären nie den Menschen an, und selbst, wenn sie sich vertheidigen müssen, thun sie dem Jäger selten ernstlichen Schaden, so daß fast nie einer um's Leben kommt."

Die Art der Ueberwinterung des Eisbären bildete lange Zeit eine Streitfrage unter den Naturforschern. Schon A. Fabricius und Hearne gaben hierüber Aufschluß, indem sie erwähnen, daß nur die Weibchen sich im Winter ein Lager in den Schnee grüben. Parry sah auf seiner dritten Nordreise im Winter 1826 viele Bären auf schwimmendem Eise. Wood ist in der Schilderung der Eisbärin im Schnee den neuesten Beobachtungen der Reisenden und Naturforscher gefolgt. Er vergleicht die Bereitung der Schneewohnung des Bären mit der Gewohnheit der Schafe in den schottischen Hochgebirgen, sich, truppweise an einem Raine, Felsen oder an Bäumen zusammengedrängt, von den Schneewindwehen überschütten zu lassen. Auch in unseren gemäßigten Himmelsstrichen bietet die Natur einen nahen Vergleichspunkt mit der Eigenthümlichkeit, wie das nordische Raubthier seine Winterzelle bereitet. Jedem Jäger und Naturkundigen ist es eine bekannte Thatsache, daß sich unser Hase, wie wir schon oben erwähnt haben, bei starkem Schneefalle in seinem Lager auf dem flachen Felde oft über einen Fuß tief einschneien läßt, ja sich in

Digitized by Google

Furchen und an Rainen oder in Hohlwegen nicht ſelten dann wahre Höhlen im Schnee fortbohrt. Der Jäger hat oft Gelegenheit, den warm und feſt ſitzenden „Lampe“ plötzlich aus ſeinem, nur durch ein kleines Loch ſichtbaren weißen Bette aufſtehen zu ſehen.

„Die weiße Bärin“, ſagt Wood, „zieht ſich gegen den Monat Dezember an die Seite eines Felſens zurück, wo ſie durch Scharren und dadurch, daß ſie ſich einſchneien läßt, eine Zelle bildet, in der ſie die Zeit ihres Werfens (Gebärens) verweilt.

Winterlager der Eisbärin.

Innerhalb dieſer ſeltſamen Kinderſtube bringt ſie ihre Jungen zur Welt und bleibt bei ihnen unter dem Schnee bis zum Monat März, wo ſie ſich in's Freie begiebt und ihre Jungen ausführt, welche dann etwa die Größe mittlerer Kaninchen haben. Mit fortſchreitender Zeit bewirkt das Athmen der Familie, verbunden mit der aus ihren Körpern ſtrömenden Wärme, eine Erweiterung der Zelle, ſo daß mit Zunahme ihres Körperumfangs auch die Bequemlichkeit wächſt.“

„Wie es bei dem mit Schnee zugedeckten Schafe Hafen der Fall iſt, ſo kann der verborgene Bär durch die kleine Oeffnung entdeckt werden, welche durch

Digitized by Google

den warmen Athem erzeugt und noch kenntlicher durch den Reif wird, der sich um sie anlegt. Nicht jeder Polarbär bereitet sich einen solchen merkwürdigen Aufenthaltsort. Keines der männlichen Thiere sucht so lange Zeit in einem Zustande der Abgeschlossenheit zu verbringen. Der einzige Zweck eines solchen Zufluchtsortes ist ja nur die Bildung eines schützenden Obdachs für die Jungen. Daher schweifen auch die nicht trächtigen Weibchen während der Wintermonate umher. Die Eigenthümlichkeit der nur theilweisen Ueberwinterung an besonderem Zufluchtsort ist den meisten, wenn nicht allen wahren Bären gemeinsam, und wir finden, daß der weiße Bär der Polargegenden, der braune Bär Europa's und der schwarze Bär Nordamerika's in dieser merkwürdigen Gewohnheit übereinstimmen. Bevor sich die Bärin in ihr Winterquartier zurückzieht, frißt sie ungeheuer viel und hält sich, durch untrüglichen Naturſinn getrieben, an den nahrhaftesten Fraß, so daß sie erstaunlich fett wird. In diesem Zustande schießt man sie am besten, da der Pelz an der allgemeinen Fülle des Körpers Theil nimmt und dicht und glatt wird."

„Während der drei Monate des abgesonderten Aufenthalts nimmt nun die Polarbärin keine Nahrung zu sich, sondern zehrt von dem Vorrath an Fett, das sich vor ihrem Rückzug in die Winterwohnung angehäuft hat. Eine ähnliche Erscheinung gewahrt man an vielen Thieren, die einen Winterschlaf halten; aber an der Bärin ist sie darum um so bemerkenswerther, als sie nicht nur ihr eigenes Leben zu erhalten, sondern auch ihren Sprößlingen Nahrung zu geben hat. Es ist wahr, daß die Jungen, damit die Mutter im Stande ist, sie ausreichend zu ernähren, merkwürdig klein im Vergleich zu der Alten sind; aber die Thatsache steht fest, daß das Thier die Fähigkeit besitzt, in sich selbst einen hinreichenden Vorrath von Nahrungsstoff anzuhäufen, um sein eigenes Leben erhalten und seine Jungen während eines Zeitraums von drei Monaten säugen zu können, ohne einen Bissen Nahrung zu sich zu nehmen."

„Noch ist erwähnenswerth, daß sich sowol bei den Bären der alten wie der neuen Welt die merkwürdige Erscheinung des „Tappen", einer harten, verdickten Substanz, findet, welche die Eingeweide verstopft und den Dienst zu haben scheint, das Thier in seinem jeweiligen Zustande zu erhalten. Im skandinavischen Norden, wo sich die Bären beiderlei Geschlechts in Winterquartiere zurückziehen und in ihren Schlupfwinkeln volle fünf Monate verbleiben, wird der Tappen sehr selten geworfen, bevor das Thier seine Höhle verläßt. In den wenigen Fällen, wo ein solches Ereigniß stattgefunden hat, soll der Bär äußerst mager und schwach geworden sein."

Ein Weiteres über den „Tappen" werden wir bei unserem braunen Bären erwähnen. Vom weißen Bären läßt sich fast Alles benutzen. Das vom Fett gereinigte Fleisch und den oft mehrere Zoll dicken Speck genießen alle Nordländer. Nach Kane's Beschreibung schneiden die Eskimo's das erstere in lange schmale Streifen, ziehen deren so viel nach und nach in den Mund, als möglich ist, und reißen sodann den Streifen hart vor dem Munde ab. Nach Martens werden in Spitzbergen die Felle innen mit erhitzten Sägespänen getreten, um sie vom Fett zu befreien. Sie geben den Nordländern und Polar-Reisenden ausgezeichnete Decken zum Lagern und Stoff zu Kleidern, Stiefeln, Sohlen, Handschuhen, ja sogar zu Stühlen, und in den Kirchen Islands und Norwegens dienen sie zu Fußdecken vor den Altären.

Das ausgekochte Fett brennt gut und geruchlos, alſo beſſer als der Wallfiſchthran, und aus den Sehnen fertigen die Eskimo's Fäden zum Nähen und Binden. So iſt der nordiſche Rieſe den Polar-Völkern eines der nützlichſten Jagdthiere.

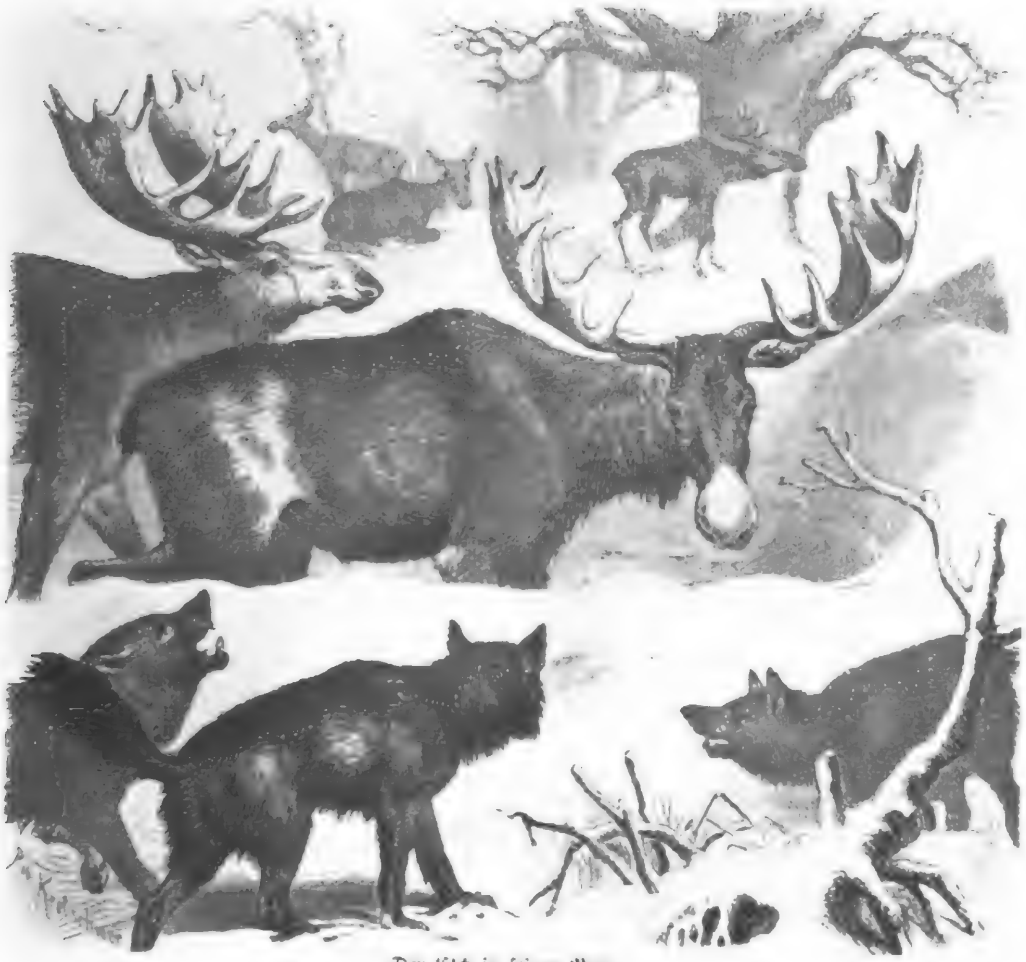
Dies ſind die Hauptgrundzüge über das Leben des größten Raubthieres im hohen Norden.

Hinter den Gitterſtäben ſeines Kerkers gewährt das mächtige Thier nur einen traurigen Anblick; meiſt ſtirbt es dort ſchon ſehr frühe am Heimweh und an der Entbehrung ſeines Eisparadieſes.

Wie vielfältig und wie weit von einander entfernt ſind doch die Wünſche, die Freuden und Leiden der Geſchöpfe! Das, was wir mit dem Worte Glück bezeichnen, das Alles iſt innig mit der Geburt, den Gewohnheiten und Verhältniſſen, mit einem Worte, mit der Natur der Einzelweſen verwachſen, und in allem Glanze, aller Ueppigkeit und Pracht des Südens würde doch der arme Eskimo, der Jakute und Samojede mit dem Stolz und der Zierde ſeiner Jagd auf den ewigen Eiseinöden, ſammt dem Polarbären, ſterben!

Bärenjagd auf den Eisfeldern.

Digitized by Google



Der Elch in seiner Burg

## Der Elch oder das Elenthier.

Dar nâch sluoc er schiere einen wisent und einen elch,
starker ûre viere und einen grimmen schelch.
sin ros truoc in sô balde daz im nit entrann.
hirze oder hinde kunt im wenic entkâm.

Darnach schlug er wieder einen Wisent und einen Elch,
Starker Ure viere und einen grimmen Schelch
Sein Roß trug ihn so schnelle, daß ihm nichts entrann;
Weder Hirsch, noch Hindin ihm durch die Flucht entkam.

Wir sehen in diesen Strophen aus unserem unsterblichen Nibelungenliede, daß der Elch ein urdeutsches Wild war. Max Rosenhain hat nicht unrecht, wenn er unter den beiden Benennungen der ersten Strophe „elch" und „schelch" ein und dasselbe Wild, eben unser Elchwild, aber unter „elch" das Thier oder die Kuh und unter dem „grimmen schelch" den wilderen (Brunft-) Hirsch versteht, denn in der letzten Zeile wird ebenfalls bei dem Edelhirsch die Hindin, d. i. die Hirschkuh, genannt. Auch stimmen hiermit die beiden deutschen Benennungen unseres Wildes, Elo und Schelo, im zehnten und elften Jahrhundert überein, wobei vielleicht — da diese Benennungen einer Urkunde entstammen — das „o" am Ende leicht ein verschriebenes „c" sein könnte. Siegfried's, des Nibelungen-

Digitized by Google

Helden, Reich war das Land am Niederrhein mit Holland; der Trenter Forſt ein Jagdgrund zwiſchen der Vechte und Ems, in welchem, laut einer Urkunde Otto's des Großen vom Jahre 943, Niemand ohne des Eigenthümers, des Biſchofs von Utrecht, Balderich, Erlaubniß einen Elo oder Schelo (Elch, Schelch) jagen durfte, iſt daher ebenſowol als Mittel-Burgund mit der Hauptſtadt Worms, wohin Held Siegfried und ſeine Chrimhild von König Günther zur großen Jagd geladen wurden, im Mittelalter die eigentliche Heimat des Elchs geweſen.

Ganz anders heutzutage! Der geheimnißvolle Elch iſt der fortſchreitenden Kultur aus dem Wege gegangen und weilt nur noch — gleichſam eine romantiſche Jagdthier-Ruine — an den Grenzen unſeres Vaterlandes, in den Waldwildniſſen Oſtpreußens, Lithauens, Maſoviens, Polens, Rußlands und in Skandinavien. Zahlreich ſcheint dieſe Wildgattung in Deutſchland übrigens nie geweſen zu ſein, denn über 200 Jahre alte Urkunden weiſen nach, daß von den fürſtlichen Höfen Sachſens und Bayerns aus Preußen einige Stücke „Elende" erbeten wurden, dieſem Anliegen aber damals nicht entſprochen werden konnte. Die zu jener Zeit noch häufigen Wölfe, Luchſe und Bären mögen den Stand dieſes Wildes bedeutend gelichtet haben, wie es noch jetzt in Rußland der Fall iſt. Schon die alten Griechen und Römer erwähnen übrigens des Elch, und während ihn die erſteren ἀλκή (Stärke) nennen, gebrauchen Cäſar und Plinius den Ausdruck achlis oder auch machlis, Albertus Magnus aber ſagt Alches. Die ſichtlich gebeugten und umgebildeten Benennungen der Griechen und Römer ſind dem Germaniſchen entlehnt, in welcher Sprache das Thier Elch, Echl, auch Achl genannt wurde. Im deutſchen Volksmunde haben ſich die Namen Elend, Elent und Elenthier erhalten. Die Benennung Elch oder Elk bedeutet Stärke, Kraft, während die Volksbenennung Elend und Elent wol mit dem Aberglauben zuſammenhängt, daß das Thier an der Fallſucht leide.

Wie natürlich wäre es, wenn ſich gerade der deutſche Naturforſcher für dieſes Jagdthier unſerer Urväter lebhafter intereſſirte! Dennoch enthält noch bis heutigen Tags die Naturgeſchichte des Elchs gar mancherlei Widerſprüche und Lücken. Zwar iſt das fragliche Wild, wie ſchon angedeutet, innerhalb der politiſchen Grenzen unſeres deutſchen Vaterlandes nicht mehr heimiſch, aber wir finden es doch noch in Gegenden, wo wenigſtens „die deutſche Zunge klingt." Dort iſt dem echten Naturfreunde und Jäger noch ein Stück unerforſchter Naturgeſchichte zu lohnender Ergründung geboten. Wir folgen in unſeren Schilderungen glaubwürdigſten Mittheilungen über den Elch und ſeine Jagden in den verſchiedenen Ländern Europa's und faſſen auch in den Rahmen unſerer Betrachtungen den amerikaniſchen Elch, von dem es nicht ſicher feſt ſteht, ob er nur eine Spielart unſeres Elchs oder eine ſelbſtändige Gattung iſt.

Der Elch oder das Elen, auch Elenthier (Cervus alces oder Alces jubata) gehört unter der Ordnung der Wiederkäuer oder Zweihufer (Ruminantia *sive* Bisulca) zu der Familie der Hirſchartigen (Cervina), Sippe Hirſch (Cervus). Während als hauptſächliche Merkmale der Ordnung der zweizehige oder zweihufige Fuß mit meiſt zwei Afterklauen und die drei oder vier unter einander zuſammenhängenden Magen (Panſen oder Wanſt, rumen; Netzmagen oder Haube, reticulum; Löſer- oder Blättermagen, omasus, und Fett- oder Labe- oder eigent-

licher Magen, abomasus) angesehen werden können, gilt als charakteristisches Unterscheidungszeichen der Hirschfamilie das Geweih. Dasselbe sitzt auf dem „Rosenstocke", einem Knochenzapfen des Stirnbeins mit einem perligen Knochenwulste, als seinem untersten Theile, der „Rose", und verbreitet sich von hier entweder in lang ausgereckten zackigen Stangen mit vielen Verzweigungen („Enden"), von welchen die untersten „Augensprossen" heißen, wie bei unserem Edelhirsch und Rehbock; oder es dehnt sich in zwei muldenförmige Flächen mit mehr oder minder starken Zacken oder Zinken als sogenannte „Schaufeln" aus. Mit Ausnahme der Rennthiere ziert nur das männliche Geschlecht der hirschartigen Thiere das Geweih. Dies ist je nach dem Alter des Thieres verschieden, wie wir später sehen werden. Es wird jährlich abgeworfen und wieder neu erzeugt, „aufgesetzt", ist sodann Anfangs weich und von einer haarig-filzigen Haut umgeben, die man den „Bast" nennt, welcher bei der Verhärtung des Geweihs zu horniger Masse von dem Thiere am Gehölze „gefegt", d. h. abgerieben wird. Das ausgewachsene Gehörn oder Geweih heißt dann weidmännisch „völlig ausgereckt" oder „vereckt." Die Geweihbildung hängt mit der geschlechtlichen Entwicklung innig zusammen; sie verkümmert, je nachdem letztere gestört oder auf künstliche Weise gehemmt wird.

Der ausgewachsene Elch ist nach Wangenheim ein Thier von 6 Fuß 9 Zoll Höhe, sein durchschnittliches Gewicht nach dem Aufbruch, also ohne das Eingeweide, 529 Pfund. Die Farbe der Ober- („Deck-" Haare am Halse, Rücken und an den Seiten ist ein Schwarzbraun, der Kopf fast schwarz, im Alter grau durchschossen, das Wollhaar fein, graubraun, die Deckhaare sind aber dick und steif. Uebrigens wechselt die Farbe sehr mannichfaltig und namentlich sind die Seiten oft in's Hellere übergehend. Die Läufe und theilweise der mit nach vorn laufenden Haaren besetzte Bauch erscheinen, abstechend von der Färbung des übrigen Körpers, schmutzig weiß. Der Haarwechsel (das „Verfärben") geschieht dreimal im Jahre, im April, Juni und Oktober, wodurch das Elchwild ein in der Farbe sich sehr änderndes Thier ist. Es hat einen ausnehmend großen und langen Kopf, den ein bedeutendes, manchmal 30 bis 40 Pfund schweres Geweih ziert, das aus zwei großen, dunkelbraunen Schaufeln ohne Augensprossen besteht, die sich über den beiden Rosenstöcken auf sehr kurzen, aber dicken Stangen ausbreiten und an den inneren oder vielmehr vorderen Rändern in viele, mit den Jahren sich vermehrende Zinken zertheilen. Die Größenverhältnisse, welche Hofmarschall von Meyerinck in Berlin bei Beschreibung einer Jagd auf Elchhirsche im vierten Heft von Grunert's „Forstlichen Blättern" über die ausgewachsenen Elchhirsche Lithauens angiebt, überraschen durch ihre Größe. Ein von ihm erlegter Sechzehnender hatte eine Länge von der Oberlippe bis einschließlich des 2 Zoll langen „Wedels" (Schwanzes) von 9 Fuß $5\frac{1}{2}$ Zoll, eine Höhe am Widerrist, d. i. an dem erhabenen Wirbel zwischen den Schulterblättern, von 6 Fuß $8\frac{3}{4}$ Zoll; der Umfang des Leibes, dicht hinter dem Blatte gemessen, betrug 7 Fuß $5\frac{1}{2}$ Zoll, der höchste Theil des Oberschenkels in seinem Umfange 2 Fuß 2 Zoll, der ganze Hirsch wog 1008 Pfund. Die abgeschlagenen Schaufeln hatten ein Gewicht von $27\frac{1}{2}$ Pfund. Ein anderer, vom Prinzen Friedrich Karl von Preußen geschossener Elchhirsch mit zweiundzwanzig Enden war 6 Fuß $7\frac{3}{4}$ Zoll hoch, 9 Fuß 5 Zoll lang und wog 954 Pfund, wovon auf den

Kopf mit den Schaufeln 85 Pfund kamen. Der Umfang des Leibes, hinter dem Blatte gemeſſen, betrug 6 Fuß 10 Zoll, die Vorderläufe hatten dicht unter dem Leibe einen Umfang von 1 Fuß 11 Zoll. Man ſieht hieraus, daß ein ſtarker, ausgewachſener Elch ein gewaltiges Thier iſt. Daſſelbe beſitzt einen abſchüſſigen Bau, d. h. es iſt am Widerriſt höher als am Kreuz und Hintertheile, was noch auffälliger erſcheint, da den Hals eine nach Rechts und Links getheilte Mähne ziert. Der Hals iſt kurz und dick, ganz dazu angethan, den gewaltigen, unter den kleinen, tiefliegenden Augen („Lichtern") verengerten Kopf zu tragen, der in eine drei Zoll über das Untermaul gehende, hängende, behaarte, breite und ſchwülige Schnauze ausläuft. Die inneren Ecken der Augen laufen, wie bei allen Hirſchen, in „Thränengruben" oder „Thränenhöhlen" aus, die längliche Rinnen bilden und mit einer ſchleimigen Maſſe, den „Thränen", angefüllt ſind. Beim Elch erſcheinen ſie aber bedeutend kleiner als beim Edelwild. Die Zahnbildung iſt wie bei anderen Hirſchen, in der unteren Kinnlade 8 Schneidezähne, in der oberen keine, oben und unten aber 6 Backenzähne, Eckzähne endlich fehlen ganz. An der Kehle bildet ſich, nach Einigen blos beim Hirſche, im dritten Jahre ein Kehlſack, welcher aus einem kegelförmigen, zugeſpitzten, mit ein halb Fuß langen Haaren beſetzten Beutel beſteht und in der Waidmannsſprache der „Bart" genannt wird. Nach von Meyerinck's Angabe beſitzt dieſen aber auch die Elchkuh. Die dicken, langen Beine tragen ſtumpfe Schalen mit ſtarken Ballen und großen, beim Hirſche mehr auswärts ſtehenden Afterklauen, „Oberrücken", woran man, nach Meinung Einiger, die Fährte des Hirſches von der des Thieres (d. i. der Elchkuh) unterſcheiden könnte, was aber von Meyerinck nicht beſtätigt, welcher vielmehr ausdrücklich bemerkt, daß die Fährten beider Geſchlechter ganz übereinſtimmen. Die zwiſchen ihren Spalten mit einer dehnbaren Haut verſehenen Schalen ſollen beim Trollen des Thiers hörbar zuſammenklappen und ein eigenthümliches Geräuſch hervorbringen, das man hin und wieder das „Schellen" nennt; nach Andern ſoll aber dies „Schellen" von dem Anſchlagen der Afterklauen an die Ballen herrühren. Ob indeß dieſes Geräuſch nicht auf dieſelbe Weiſe entſteht wie beim Rennthiere, deſſen „Schellen" man früher ebenfalls dem Aneinanderklappen ſeiner Schalen oder Afterklauen zuſchrieb, das aber nach der überzeugenden Erklärung Dr. Weinland's im IV. Jahrgang des „Zoologiſchen Gartens" von 1863 eine Artikulation des Fußes, ſowie des Knie's, ein Knarren oder Knacken des Gelenkes iſt? — dies laſſen wir einſtweilen dahingeſtellt.

Betrachten wir des Thieres Geſtalt mehr im Ganzen, ſo erkennen wir, daß es ſeiner äußeren körperlichen Beſchaffenheit nach an der Grenze des Hirſchgeſchlechts ſteht und gewiſſermaßen den Uebergang zur Familie Rind bildet. Unter den Hirſchen iſt der Elch die größte Art. Sein äußeres Behaben iſt plump, obgleich er ſehr ſchnell und ausdauernd laufen und geſchickt über breite Gräben ſetzen kann. Gewöhnlich aber iſt ſein Gang langſam und ſchleppend bei geneigtem Kopfe mit langen „Lauſchern" (Ohren), die es ſich durch Schütteln gegen Bremſen und Mücken am Geweih im Sommer wund ſchlagen ſoll. Seine ganze Haltung iſt in der Ruhe die des Rindes, ja, zuweilen ſoll ſie noch mehr nach abwärts geneigt und wie erlahmt ſein. Der Bau der Halswirbelbeine, welche kurze Beinkörper und geſtreckte Dornfortſätze zeigen, bekundet, daß die aufgerichtete Haltung des Halſes wie beim Edel-

hirsch nicht die natürliche des Elchs ist. Uebrigens treten diese Mißstände nur scheinbar hervor bei Vergleichung mit den Gliedmaßen wohlgestalteter Thiere. Ein tieferer Blick zeigt uns im Bau des Elch selbst eine große Harmonie zwischen Bildung und Naturzweck. Das überaus schwere Geweih mit seiner liegenden Richtung nach hinten könnte gewiß von einem kleinen, zierlichen Kopf und einem schmalen Halse nicht gut getragen werden. Dem schweren Kopf und dicken Halse dient ferner ein bedeutend aufgebautes Vordertheil als Unterlage. Hiernach hat die ganze Erscheinung des Elch etwas Mächtiges, in der Flucht sogar Bedeutendes.

Gewöhnlich ist das geweihlose Thier oder die Elchkuh kleiner und geschmeidiger als der Hirsch; doch soll es — wie von Meyerinck behauptet — in Lithauen auch alte Thiere von der Größe der stärksten Hirsche geben.

Ueber die Schärfe der Sinne des Elenthieres gehen die Angaben der Schriftsteller auseinander. Sein Wittern oder der Geruchsinn soll schlecht oder nur mittelmäßig sein. Besser stimmen die Mittheilungen über das Gesicht und Gehör überein. Der Elch soll gut „äugen" (sehen) und „vernehmen" (hören), welch' letztere Angabe aber wegen der vernachlässigten, hängenden Lauscher andererseits bezweifelt wird. Aus von Meyerinck's Mittheilungen scheint hervorzugehen, daß das Elchwild gut äuge und vernehme, im Ganzen aber nicht so scheu sei, wie das Edel- oder Damwild. Aus diesem Umstande und da seine Bewegungen auch beim Aeugen und Vernehmen immer langsam und zögernd bleiben, erklärt sich wol ein Theil dieser verschiedenen Ansichten über die Sinne des Thiers. Im Einklang hiermit stehen die Angaben eines Beobachters, der längere Zeit in Lithauen sich aufgehalten und seine Erfahrungen in der „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung" niedergelegt hat. Derselbe behauptet u. A., daß die Gewöhnung an gewisse Erscheinungen das Elchwild gegen letztere abstumpfe und in Betreff solcher Eindrücke dreist und sorglos mache. — Zwar ist der Charakter des Elch im Ganzen friedfertig und harmlos. Verwundet jedoch, und namentlich im Falle des vom Jäger versuchten Jungenraubes, gehen beide Geschlechter zur Vertheidigung ihres Kalbes auf Menschen wie Hunde los. Auch überkommt während der Brunftzeit den Hirsch sowol in der Gefangenschaft, wie im freien Zustande eine außerordentliche Wildheit, er gebraucht dann gegen seine Angreifer das Geweih, wie seine gewaltigen Vorderläufe, welche zu einer gefährlichen Waffe werden können.

„Das in Lithauen weidende Vieh" — berichtet von Meyerinck, nach Mittheilung des Oberförsters Ulrich zu Ibenhorst — „wird stets von einem alten Kuhhirten beaufsichtigt. Eines Nachmittags sieht der Hirte aus dem benachbarten, etwa 800 Schritt entfernten Walde einen starken Elchhirsch schnurstracks auf die Kuhheerde zukommen. Kaum hat letzteren der zur Heerde gehörige Bulle bemerkt, als dieser dem Elch mit den Hörnern zu Leibe geht. Ein gewaltiger Kampf entspinnt sich. Bald jedoch steht der Elch als Sieger über dem niedergeworfenen Bullen und forkelt (stößt) diesen, unter fürchterlichem Gebrüll, ganz unbarmherzig in die Rippen. Weder durch das Gekläff der Hunde noch durch das Geschrei des Hirten ließ er sich darin stören. Inzwischen lief der Hirt nach dem benachbarten Gehöfte und holte mehrere Leute zu Hülfe. Aber Aller Geschrei war nicht im Stande, den Elch von dem Bullen abzubringen. Erst als der Elch wahrnahm, daß sein

Digitized by Google

Gegner erſchöpft und wehrlos da lag, entfernte er ſich ruhig und triumphirend in den nahe gelegenen Wald, von wo er gekommen war. Der Bulle war natürlich ganz zerſtoßen und hatte mehrere ſchwere Verletzungen.“

Tritt uns in ſolchem wilden Gebahren nicht der „grimme Schelch“ des Nibelungenliedes leibhaftig vor die Augen? —

In der Brunftzeit, in Lithauen während des Septembers, in Rußland etwas ſpäter, pflegt der Elchhirſch auch öfter, ähnlich wie der Damhirſch, jedoch nur in kurzen und tiefen, faſt melancholiſch klingenden Tönen zu ſchreien, welche mit der Stimme ſchwindſüchtiger Greiſe verglichen werden. Nach Angabe des Forſtinſpektors Pöſchel in Deſſau ſoll übrigens das Elchwild auch einen eigenthümlich klagenden, gepreßten Kehllaut, der wie ua klingt, ausſtoßen, ſobald es in ſeiner Ruhe geſtört und zum Aufſtehen gezwungen wird. Bei anfangender Brunftzeit ſucht der Hirſch die Thiere, d. i. die Elchkühe, auf und treibt ſie zuſammen. Dann kämpft er mit andern ſeines Geſchlechts oft grimmig und magert um dieſe Zeit ſehr ab. Die „abgekämpften“ (verjagten), meiſt jüngeren Hirſche ſuchen überall nach Thieren, ſind nicht mehr ſcheu, trollen weit umher und durchſchwimmen ſogar Flüſſe.

Das Elchwild geht gewöhnlich in „Rudeln“ oder Familien, Trupps, die aus jungen Hirſchen, Schmalthieren, alten Thieren und Kälbern beſtehen. Die alten Hirſche ſondern ſich von Mai bis Mitte Juni aus dem Rudel ab. Nach der Setzzeit, welche 40 Wochen nach der Paarung, meiſt von Mitte Mai bis zur Hälfte des Juni, ſtattfindet und während deren ſich die Mutterthiere an geſchützte einſame Orte zurückziehen, beſteht eine Familie gewöhnlich aus einer alten Kuh, zwei „fertigen“ (ausgewachſenen) Thieren, zwei Schmalthieren und zwei Kälbern; zur Brunftzeit aber zählt ein Rudel ſogar 15 bis 20 Stück; die Schmalthiere, welche noch nicht ausgewachſen ſind, trennen ſich dann vom Rudel, geſellen ſich aber nach der Brunft wieder zum Altthier, ſo daß bis zur Setzzeit hin das Rudel ein gemiſchtes bleibt. Das Elchwild liebt Ebenen und wilde einſame Wälder, entfernt von dem Lärm und den Störungen der Kultur; ſehr gut für dieſelbe, da ſolche ihr ausweichende Pflanzen freſſende Thiere eine verwüſtende Lebensweiſe führen. Waſſerreiche Niederungen, Brüche und Moore, mit Laubgehölz und dichtem Unterwuchs von Sträuchern und Schilf ſind ſeine hauptſächlichſten Standorte, beſonders in der Hitze des Sommers. Im Spätjahr bis zum Frühling zieht es ſich in hochgelegene Gegenden, bei heiterem, trockenem Wetter in junge Dickichte von Laub- und gemiſchten Hölzern, bei Regen und Schnee in Nadelholzwälder. Seine Nahrung beſteht faſt nur in jungen Baum- und Strauchtrieben, Knoſpen und Rinden. Unter den Holzarten liebt es vorzugsweiſe Weiden, vorzüglich die Haar- oder Werftweide (Salix aquatica), Aſpen, Ahorne, Linden und Ebereſchen, auch die jungen Schoſſen vom Schilf, weniger jedoch von Erlen. Im Februar und März beim Safttriebe ſchält es die Rinde von Nadelhölzern, ſpäter auch die von Laubholz dadurch, daß es ſeine Vorderzähne in die Rinde ſtößt und vom Stamme ab dieſelbe in Streifen aufwärts zieht. In der Noth „äſt“ (frißt) es auch Heidekraut und andere Erdſträucher; ſein Lieblingsfutter ſoll die ſogenannte Kuhblume ſein. Nur ſelten beſucht es die Felder, und ſoll daſelbſt weniger durch Abäſen, als durch Zertreten der Saat und des reifen Getreides ſchaden. Seine Aeſung beſchränkt ſich faſt ausſchließlich auf das Gehölz in

den Wäldern und vorzugsweise innerhalb seiner Standorte, die es, wenn es zur Nahrung wol einmal weiter „wechselt“ (geht), immer wieder aufsucht. Das Wild äst sich zu jeder Zeit, bei Tage wie bei Nacht; doch in unsicheren Standorten vorzugsweise Nachts. Der kurze Hals, verbunden mit dem hohen Aufbau des Vordertheils, erschwert dem Elchwild das Aesen am Boden; es zieht die hohen Vorderläufe in diesem Falle stark zurück, um den Vorderleib zu senken; nach anderen Angaben soll es knieen, und eine alte Fabel läßt es wegen der langen Oberlippe sogar rückwärts gehend weiden. Seine ganze Körperbildung weist es auf Strauch- und Baumäsung an, bei welch' letzterer es die Nahrung von jungen Stämmen sich dadurch verschaffen soll, daß es den Kopf so weit als möglich hebe und mit angedrücktem Halse den Wipfel umbiege und abbreche, oder, nach Anderen, sich auf die Hinterläufe aufrichte und das Abbrechen mit Geweih und Hals verrichte. Einige Naturbeschreiber geben es in der Aesung für genügsam aus, wogegen jedoch der „gewaltig große Wanst“, den von Meyerinck anführt, entschieden spricht.

Die Kühe sollen zum ersten Male nur ein Kalb setzen und nachher, besonders nach W. Marggraf, immer zwei, nach Wangenheim manchmal drei, welchen Fall von Meyerinck selten nennt, indem er ein oder zwei Kälber als Regel bezeichnet. Während des Setzens ächzen die Kühe zuweilen mit einem pfeifenden Ton. Das Kalb versucht schon gleich nach der Geburt zu stehen und folgt nach wenigen Tagen der Mutter, die es bis zur Brunftzeit im Herbste säugt. Ob dies Säugen des Kalbes beim Stehen der Kuh geschieht, darüber fehlen bestimmte Angaben; die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es wie beim Rindvieh vollbracht wird, also im Stande des Mutterthiers. Bei den Kälbern soll, nach Püschel's Beobachtungen im Thiergarten bei Dessau, die Plumpheit des älteren Elchwildes noch nicht hervortreten; sie ähneln mehr den Rothwildkälbern. Vierzehn Tage alt, haben sie eine Höhe von $2\frac{1}{2}$ Fuß am Widerrist, bis zum Kopfe 3 Fuß, ferner rothbraune, einem zahmen Rindkalbe ähnliche Farbe, kürzeren, hochbeinigeren Körperbau als das Rothwild, mehr dem eines Rindkalbes gleichend; auch sind sie in ihren Bewegungen flinker und flüchtiger als das schwerfällige ältere Wild. Ihr Kopf zeigt ein spitzes „Geäse“ (Maul), einem Wolfskopfe nicht unähnlich, ganz abweichend von dem breiten des älteren Wildes. Mit großer Anhänglichkeit werden die Kälber von diesem behütet und bei Gefahr entschieden vertheidigt. Je nach dem Alter wird das Elchwild weidmännisch verschieden benannt. Am männlichen Kalbe kommen in kurzer Zeit schon die Anfänge vom Geweih, die „Kolben“, zum Vorschein und sind bis zum September einen Zoll hoch; im zweiten Jahre bekommt der junge Elch fußhohe Spieße und heißt dann „Spießer“; im dritten Jahre, nachdem er die alten Spieße zum ersten Male im April oder Mai abgeworfen hat, bilden sich getheilte Spieße, sogenannte „Gabeln“, wovon der Elch den Namen „Gabler“ bis in's vierte Jahr erhält. Im fünften Jahre erfolgt das Abwerfen im März, das Verecken oder Ausrecken und Fegen zu Anfang August; nunmehr erscheint zum ersten Male das Geweih ausgeprägt als „Schaufeln“, und der Hirsch heißt jetzt „geringer Schaufler.“ Im sechsten Jahre erfolgt nach dem Abwerfen das Ausrecken und Fegen der neuen Schaufeln im Juli, welch' letztere dann vier bis sechs Enden bekommen und den „angehenden Schaufler“, sowie spätere Jahre mit mehrendigen Schaufeln

den „Kapitalschaufler" kennzeichnen. Die letzteren werfen, je älter desto früher, ganz alte schon im Oktober, die alten Schaufeln ab. — Das Alter, welches das Elchwild erreichen kann, ist noch ziemlich unbekannt. Nach einer Angabe soll es 15 Jahre betragen. Doch ist es gewiß, im Zusammenhang mit dem Zeitraume seiner völligen Ausbildung, viel höher. — Nach Marggraf soll das in Rußland über 1000 Pfund schwer werdende Elchwild wandern. Der Wolf wird dort als schlimmster Feind dieser Wildgattung bezeichnet. Er folgt den Wanderungen des Elch. Früher (vor den dreißiger Jahren) soll sich dies Raubthier im russischen Urwalde selten gezeigt haben; es trieb sich mehr in den Vorhölzern, in der Nähe von Dörfern, der leichteren Beute halber, umher. Durch die Einwanderung und Vermehrung des Elchwildes im Urwalde ändern die Wölfe jedoch ihren früheren Aufenthalt und ziehen namentlich gegen die Setzzeit im April in Rudeln von Zehn und mehr in das Innere der Wälder, in dem mannshohen Schnee mit der Eiskruste das hierdurch aufgehaltene (trächtige) Elchwild mit Erfolg jagend. So lange sich starkes Elchwild im Holze befindet, hält den Wölfen ein Angriff schwer, da solch' Wild kräftig und erfolgreich mit den Vorderläufen schlägt; gelingt es dem Wolfsrudel aber, das angejagte Stück in ein dichtes Stangenholz zu treiben, so ist es sicher verloren. Ein Wolf packt es dann an den Lauschern, hält, indem er sich seitwärts um einen Stamm wirft, auch das flüchtigste Stück auf und wird dann von seinen Raubgesellen unterstützt, so daß das Wild den Grimmen zum Opfer fällt. In solchen Gegenden auf's Höchste beunruhigt, mag es kommen, daß sich das Elchwild oft weite Strecken auf die Wanderung begiebt und plötzlich an Orten erscheint, wo es vorher wenig oder gar nicht gesehen wurde.

Die „Decke" (Haut) des Elch ist sehr dick und giebt besonders starke Beinkleider. Das Wildpret soll im Geschmacke nach übereinstimmenden Angaben mehr trocknem Rindfleisch als dem Hirschwildpret ähneln. Das Fett oder „Feist" ist weiß und giebt gute Lichter. Die dichten Knochen und Schalen der Läufe sind zu Drechslerarbeiten und die Haare zum Polstern verwendbar.

Unsere Zähmungs- und Akklimatisirungsversuche gaben bis jetzt noch kein ersprießliches Resultat. Am besten würde es sich noch in großen Wald-Thiergärten von geeigneter Lage und Beschaffenheit naturgemäß fortbringen lassen, weniger in dem Zwang und Drang der zoologischen Gärten. In Schweden hingegen wurden unter Karl's IX. Regierung gezähmte Elche zu Kourierreisen benutzt, die am Schlitten täglich 36 schwedische Meilen zurücklegten. Auch in Amerika sind die Zähmungsversuche gut ausgefallen. Hearne erzählt, daß ein Indianer an der Hudsonsbai zwei zahme Elenthiere besessen, welche ihm, wenn er von der Faktorei am Hudson in einem Boote nach dem Prinz-Wallis-Fort reiste, auf dem Ufer nachfolgten und ihn bei seiner Landung auf dem Rückwege freudig begrüßten und liebkosten, wenn er daheim war, auch sich nie von seinem Zelte entfernten. In New-York glückten sogar Versuche, das Thier zum Ackerbau zu benutzen. Der Präsident Levingston gewöhnte zwei Elen dergestalt an den Pflug, daß sie beim Ziehen alle Kräfte aufboten und stets gingen wie Rindvieh. Ihr Maul aber fand man dermaßen zart und empfindlich, daß man äußerst vorsichtig sein mußte, sie nicht zu verletzen, und darum sich weiter nicht bemühte, sie als Hausthiere umzubilden.

Digitized by Google

Das nordamerikaniſche Elen, das die Franzoſen Canada's Orignal, die Nordamerikaner Moose und Moose-dear (Moosthier) nennen und das von Weinland als Cervus orignal der amerikaniſchen Autoren aufgeführt wird, ſoll von dem europäiſchen nur durch Augenſproſſen an den Schaufeln unterſchieden und wird wahrſcheinlich nur eine Varietät des letzteren ſein. Wir müſſen es ſchon deshalb, weiterhin aber auch aus dem Grunde erwähnen, weil in dem Wood'ſchen Werke dem „Elchhof" oder der „Elchburg" eine beſondere Beſchreibung mit Illuſtration gewidmet iſt. Da wir in der uns zugänglichen Literatur über den Elch nirgends erwähnt finden, daß das europäiſche Elenwild in ſolchen Schneeſtätten den Winter über verbringt, ſo glauben wir annehmen zu müſſen, daß dieſe Eigenthümlichkeit — die Wood'ſche Beſchreibung als naturgetreu angenommen — dem amerikaniſchen Elchwilde zukommt. Ja, wir werden in dieſer Annahme um ſo mehr beſtärkt, als wir unter unſerem Materiale einer an die Wood'ſche Darſtellung ſtreifenden Schilderung in der Zeitſchrift „Das Ausland" vom Jahre 1859 begegnen. Hier iſt u. A. geſagt, daß das Elenthier Nordamerika's in allen Theilen des Gebirges zu finden ſei, längs der größeren Flüſſe nicht ſelten weit in die Prairien herabgehe und, in Heerden bis zu mehreren Hunderten zuſammengeſchaart, ſich hier im Schnee breite Straßen trete. Im Laufe der nachfolgenden Schilderung könnte der Leſer aber zu der Anſicht kommen, daß das Winterlager des Elch nicht in der Weiſe eine Wohnung genannt werden kann, wie diejenige des weißen Bären, welcher darin ſeine Jungen zur Welt bringt. Allein der Elchhof verdient doch inſofern hier einer Erwähnung, als dieſes Winterquartier nach Beſchaffenheit und Bedeutung ein anderes iſt, als z. B. das bloße, ſchnell vorübergehende Lager des Haſen im Schnee oder der Keſſel der Wildſchweine.

Das Elen, wie Wood ſagt, bewohnt die nördlichen Theile Amerika's und Europa's und iſt folglich ein Thier, welches dazu geſchaffen iſt, ſtrenge Kälte zu ertragen. Obſchon ein ſehr großes und ſtarkes Thier, das zuweilen an den Schultern ſieben Fuß in der Höhe mißt, hat es doch viele Feinde und wird ſtark von Menſchen wie von Thieren verfolgt. Zur Sommerszeit iſt es ziemlich ſicher, dagegen im Winter vielen Gefahren preisgegeben. In ſeiner Heimat fällt der Schnee ſo dicht, daß ſich die Bewohner gemäßigter Erdſtriche kaum eine Vorſtellung von den Folgen eines ſtarken Sturmes machen können. Das Antlitz der Erde iſt völlig verändert, wohlbekannte Gruben und abhängige Stellen ſind verſchwunden, weiße Hügel ſtehen da, wo früher ebene Fläche war. Reihen über Reihen künſtlich gebildeter Feſtungen erheben ſich über einander, da die Wände ſteil abgedacht und vom Wind zu täuſchender Aehnlichkeit mit menſchlicher Baukunſt zugeſchnitten ſind.

Während der ſcharfen Fröſte läuft das Elen nur wenig Gefahr, da es über die harte, gefrorene Oberfläche des Schnee's in beträchtlicher Eile, wenn auch mit einem ſonderbaren, linkiſchen Gange, hinſchreiten kann. Sein gewöhnlicher Schritt iſt ein ſchwankender Trab; dabei tritt es aber ſehr leicht auf und ſeine langen Läufe tragen dazu bei, daß es ruhig über Hinderniſſe weggeht, die ein Pferd nicht leicht würde überſpringen können, weil die feſt gefrorene Oberfläche des Schnee's wol der regelmäßigen Kraft des Trabes widerſteht, nicht aber das plötzliche feſte Aufſtampfen eines dahinſpringenden Pferdes aushalten könnte. Als ein Beiſpiel, wie merkwürdig

der Trab dieses Thieres ist, kann ich erwähnen, daß man einst gesehen hat, wie ein Elenthier ohne Unterbrechung über eine Anzahl gefallener Bäume trabte, von denen einige fast fünf Fuß im Durchmesser maßen.

Es ist eine Thatsache, daß die gespaltenen Hufe des Elenthiers sich weit ausbreiten, sobald es mit dem Fuß auf den Boden auftritt, aber sich wieder mit einem lauten Klapp schließen, wenn es denselben in die Höhe hebt. Wegen dieser Eigenthümlichkeit ist das Fortschreiten des Elenthiers ziemlich geräuschvoll, da die knackenden Töne der Hufe in schneller Aufeinanderfolge sich hören lassen.

Mangel an Nahrung bringt das Elen zuweilen in Gefahr; aber sein Naturtrieb lehrt es, den Schnee wegzuschaufeln, um die Flechten zu entdecken, von denen es vorzugsweise lebt. Die fleischfressenden Thiere sind indessen zur Winterszeit immer furchtbar hungrig, und die Noth verleiht ihnen einen ungewöhnlichen Muth, den sie zu andern Zeiten nicht besitzen. So lange aber der Frost dauert, kümmert sich der Elch sehr wenig um solche Feinde. Denn, sollten sie ihn auch noch so eifrig verfolgen, er kann ihnen fern bleiben und vermag ihnen selbst die Stirn zu bieten, wenn er sich an einer Stelle befinden sollte, von der kein Rückzug möglich ist. Diese Feinde greifen nicht gern ein Thier an, dessen Haut so dick und zähe ist, daß sie, gegerbt, einer gewöhnlichen Pistolenkugel widerstehen kann, und welches eine derbe Geschicklichkeit besitzt, seine Feinde mit seinen Vorderfüßen wie ein geschickter Boxer zu schlagen, sie dabei zu Boden zu stoßen und dann mit den Füßen todt zu stampfen. Wenn aber das mildere Wetter einzutreten beginnt, schwebt das Moosthier in beständiger Gefahr. Die warme Sonne, welche auf den Schnee scheint, bringt eine eigenthümliche Wirkung hervor. Die gefrorne Oberfläche schmilzt nur theilweise, und das Wasser, das sich mit dem darunter liegenden Schnee mischt, bewirkt, daß derselbe von der eisigen Oberfläche herabsinkt und einen beträchtlichen Zwischenraum zwischen ihm und dem Eis läßt. Die Schneekruste ist hinlänglich stark, das Gewicht vergleichungsweise kleiner Thiere, wie der Wölfe, zu tragen, besonders wenn dieselben schnell darüber hinrennen, aber sie giebt dem ungeheuren Elch nach, der bei jedem Schritte bis an den Bauch einsinkt. Die Wölfe haben nun einen Vortheil vor dem Elenthiere voraus. Sie können es ohne die mindeste Schwierigkeit überholen, und wenn sie es im Schnee in die äußerste Noth bringen und es stellen, so ist sein Schicksal vollendet. Sie kümmern sich wenig um die gezackten Geweihe, sondern springen kühn dem bedrängten Thiere an die Gurgel, dessen furchtbare Vorderfüße nun machtlos sind, und würgen es bei ihrer Ueberzahl bald zu Tode.

Auch der Mensch zieht aus diesem Zustande des Schnee's Vortheil, schnallt sich Schneeschuhe an und gleitet leicht über die dünne und zerbrechliche Eiskruste mit vollkommner Sicherheit hin. Unter den Bewohnern des Hudsonbai-Gebietes in Nordamerika, die sich größtentheils von dem Ertrage der Jagd auf Pelzthiere nähren, sind es hauptsächlich Indianer und Mischlinge, welche in der angedeuteten Weise das Elenthier trotz aller möglichen Hindernisse über die weiten Schnee- und Eisfelder verfolgen. Vor Allen zeichnen sich an den oberen nordamerikanischen Seen die sogenannten Creek-Indianer als die geschicktesten Jäger und leidenschaftlichsten Verfolger dieses Wildes aus.

Digitized by Google

Jagd auf das Elenthier.

Digitized by Google

Ein Elch ist darum, so oft er bei Schneewetter fern von seinem Wohnplatz weilt, vielen Gefahren unterworfen, und um diesen zu entgehen, baut er sich die merkwürdige Wohnung, die man einen Elchhof nennt.

Diese Winterwohnung hat einen sehr einfachen Bau, da sie aus einem großen Platz besteht, auf dem der Schnee durch beständiges Zusammentreten so niedergestampft ist, daß er sowol eine harte Oberfläche, auf der das Thier einhergehen kann, als auch eine Art Festung bildet, in der es völlige Sicherheit findet. Der ganze Raum ist nicht zu einer gleichmäßigen Höhe niedergetreten, sondern besteht aus einem Netzwerk von Gängen oder Wegen, über welche das Thier nach Belieben schreiten kann. Der Elch hat ein solches Vertrauen auf die Sicherheit des „Hofes", daß er fast nie dazu gebracht werden kann, seine Schneeburg zu verlassen und in den offenen Grund zu kommen. Diese Gewohnheit macht ihn vor den Angriffen der Wölfe ganz sicher, die um den Hof herum schleichen, aber sich nicht hinein wagen; unglücklicher Weise bringen aber den Elch gerade die Mittel, die ihn vor der einen Gefahr behüten, in eine andere. Kann der Jäger zum Elchhof gelangen, so ist er seiner Beute sicher; das Thier wird selten die Schneemauer verlassen und die Büchsenkugel wirft die hülflosen Schlachtopfer zu Boden.

Der Elch ist nicht das einzige Thier, das diese merkwürdigen Burgen verfertigt; denn ein Rudel Wapitihirsche (Riesenhirsche) pflegt sich häufig zur Bildung einer gemeinsamen Heimstätte zusammenzuschlagen.

Von einem dieser Höfe weiß man, daß er beinahe eine Meile im Durchmesser enthält und ein vollständiges Netzwerk von vielen in den Schnee eingetretenen Pfaden bildet. Wirklich liegt der Schnee, ehe er zusammengetreten ist, so tief, daß, wenn die Elchhirsche durch die Pfade wechseln, ihre Rücken nicht über die Höhe der weißen Oberfläche hervorragen. Obgleich der Elchhof von so riesigem Umfange ist, fällt er doch keineswegs in die Augen, und ein Laie kann in einer Entfernung von sechshundert Schritt hinschauen, ohne die zahlreichen Pfade wahrzunehmen. Diese Thatsache werden leicht diejenigen meiner Leser einsehen, welche eine unserer neuen Befestigungen besucht und die dem Anschein nach unzertheilten Skarpen von Rasen bemerkt haben, die trotzdem mit Laufgräben wie besäet sind."

In Polen und Rußland sind der Jagdmethoden auf das Elchwild viele. Eine Erwähnung verdienen die kleineren Treibjagden, welche ohne Hunde veranstaltet werden. Man läßt den Distrikt, worin man Elchwild vermuthet oder eingekreist hat, durch Treiber umstellen, welche aus von Birkenrinde gefertigten Trompeten einen anhaltenden Lärm machen, die Töne des Elchwildes nachahmend, wodurch das Wild in einen immer engeren Kreis, der von Jägern umstellt ist, gedrängt werden soll. Selten jedoch ist diese Jagd von besonderem Erfolg, da das kluge Wild meist durch eine Lücke in der Treibjagd hindurchbricht. — In Sibirien bedient man sich eines ähnlichen Instrumentes, um den Elch (der dort Moral heißt) in der Brunft mittelst nachgeahmter Elchschreie hervorzulocken und aus einem Versteck zu erlegen.

Wir können uns nicht versagen, zum Schlusse die prächtige Beschreibung der Urwaldscenerie Kurlands mit der lebendig-poetischen Schilderung einer Elchjagd von Max Rosenhain zu geben, so wie in Rußland letztere gebräuchlich ist, wenigstens noch in den funfziger Jahren betrieben wurde.

Digitized by Google

„Wenn die Kurländer ihre Glieder im Seebade gestärkt und ein paar fröhliche Monate am Ostseestrande verbracht haben, stäuben sie Ende Juli auseinander und es ruht dann ein Jeder einige Wochen von den Strapazen des Amusements aus. Aber kaum ist die Mitte des August herangekommen, so reitet Einer hier, der Andere da mit seinen Jägern und Hunden „jagdweise" hinüber zum benachbarten Edelhof und der Nachbar mit ihm ebenso zum zweiten Nachbar, dann alle Drei weiter und so fort, bis sich ein vollständiger Jägerzug formirt hat, beinahe gewaltiger als die Militärmacht manches kleinen Fürsten. Und nun ziehen sie im Morgennebel aus, oft sechzig bis siebzig Reiter an der Zahl, umschwärmt von den dienenden Jägern auf ihren kleinen Pferden und von einem Hundert angekoppelter Hunde. Je näher dem Walde, desto stiller der Zug. Endlich verschwindet er in den Birken, welche hier überall den Vorwald bilden. Ein Piqueur (Parforce-Jäger) stellt die Schützen in langer Kette auf, ein Anderer reitet mit den Hunden zu dem „Mast", d. h. zu einer im Wald aufgestellten Holzfigur hin."

„Noch ist's ringsum still. Doch oben durch die Wipfel des Fichten- und Tannenmeeres zieht selbst beim ruhigsten Wetter ein ewig gleiches, eintöniges Rauschen. Dazu wiegen sich die feinen, weißen Birkenstämme und ihre zarten Blätter flüstern, als erzählten sie sich heimlich allerlei wundersame Märchen. Aber dennoch bleibt der Grundton jenes eigenthümlich breite, einförmige Rauschen, wie wir's in unseren deutschen, vielfach zerschnittenen und aus ungleichartigen Bäumen zusammengesetzten Waldungen nicht kennen. Und zwischen dieses Rauschen des Waldes klingt auch noch weit herein in den Forst das mächtige Gebrause der Ostseewellen. Dies Alles bietet ein seltsam schönes Gemisch von Ruhe und Bewegung, und dazu fühlt man in sich ein ebenso seltsames Gemisch von Erwartung und Ungeduld; denn noch immer ist's still im Walde; nur mitunter glaubt man ein Rascheln zu hören im nahen Gebüsch und den aufmunternden Ruf des Piqueurs in der Waldestiefe.

„Plötzlich bellt ein Hund, dann noch einer und nun fällt die ganze Meute ein. Schreiend, als erlitten sie die schmerzlichste Strafe, jagen die Hündinnen, heulend in hohen Tönen die jüngeren, gehaltener und mit tieferem Gebelle die älteren Hunde. Für den Kuren ist die Harmonie dieser Musik so groß, daß er für einen Hund, der laut „schreiend" dem Wilde nachfolgt, hohe Preise zahlt. Es ist auch ein eigen aufregender Lärm. Dazwischen ruft von Minute zu Minute das Jagdhorn des Piqueurs, dessen halsbrechendes Geschäft es ist, dem Wilde und der Meute auf der Spur nachzujagen. Am Bellen der Hunde, am Blasen des Horns erkennt man den Weg, den das Wild nimmt. Jetzt klingt Gebell und Hornruf, deren jeder seine besondere Bedeutung hat, bald nahe, bald ferner; es fällt ein Schuß, dann noch einer. Man hört den Jagdruf: „Haslik!" ein Reh; oder „Hasul!" ein Fuchs; häufig freilich auch nur „Halat!" ein Hase; am seltensten „Halang!" ein Elen. Plötzlich klingen die Hörner gedehnt und immer ferner: sie deuten an, das Wild sei weiter geflüchtet. Nun werfen sich die Jäger alle auf ihre Pferde und jagen dem Schalle des immer wieder lockenden Horns und dem Gekläffe der Meute durch Dick und Dünn nach, durch Sumpf und Bäche; man setzt über gefallene Bäume und wirft sich im wildesten Jagen vom Pferde, damit es nicht im Moraste stecken bleibe,

Digitized by Google

ſteigt jenſeits erſt wieder auf und legt den Kopf vorſichtig auf den Hals des windſchnell dahinſtürzenden Thieres, damit man nicht durch die Aeſte der dichter werdenden Bäume abgeſtreift werde. Wiederum kündet ein neuer Jagdruf an, das Wild gehe auf der Rückfährte. Raſch ſtellt man ſich an und bindet das Pferd an den Baum. Die Hunde bellen wieder näher, das Jagdhorn ſignaliſirt, die Jagdrufe nennen das Thier, Schüſſe fallen und ein „He, he, he! haltoot!“ verkündet, das Wild ſei erlegt. Alle Hörner blaſen; die verſprengten Hunde werden angerufen, die verirrten Jäger kommen angeritten und die Jagd verſammelt ſich um die Beute.

„Dann aber beginnt von Neuem das alte lärmende Spiel, die ewig neue laute Luſt. So geht es immer weiter in wilder Haſt und erwartender Ungeduld. Den ganzen Tag hindurch erſchallt Hundegekläff, Jagdhornklang und Schüſſeknall durch die uralten, meilenweiten Wälder, bis am Abend die Jagdgeſellſchaft, viele Meilen vom heimatlichen Edelhof entfernt, bei einem der nächſten Edelleute „nächtigt“, damit auch er morgen dem fröhlichen Zuge ſich anſchließe.“

Dies iſt die berühmte „fliegende Jagd“, wie ſie jedem adeligen Kuren mit ſeiner Begleitung freiſteht durch das ganze weite Land auf Mittel- und Kleinwild, ſelbſt in den Forſten der Krone.

Im Winter jagt man meiſtens mit Treibern, und dieſe „Klapperjagd“, wie ſie der Kure nennt, darf jeder Gutsherr nur innerhalb der Grenzen ſeines eigenen Gebietes betreiben. Als Treiber, die hier „Juchzer“ genannt werden, dem jagdluſtigen Herrn Kinder zu ſenden, gehört zu dem „Gehorch“ oder Frohndienſte der Bauern. Dieſe Jagd wird meiſtens nur auf Wölfe, Luchſe und Elenthiere gemacht. Wenn nun der Winter hereingebrochen iſt, alle Seen und Bäche, an denen das Land überaus reich iſt, zugefroren ſind und der Schnee darüber ellenhoch liegt, benutzen die wenigen Edelleute, welche nicht nach ihrer Winterreſidenz Mitau gezogen ſind, die prächtige Schlittenbahn und kommen in leichten Schlitten, meiſtens nur einſpännig, „ſich ſelbſt kutſchend“, zu einander gefahren. Aber bei ihren vielen Winterhüllungen vergeſſen ſie keineswegs, Flinte, Pulver und Blei mit zum Gaſtfreund zu nehmen. Sowie nun ein Gaſt ankommt, ſendet der Gutsherr nach dem Wald. Inmitten deſſelben wohnt in einſamem Hauſe der „Buſchwächter“ oder Wildbereiter. Dieſem ſchickt er den Befehl zu, er ſolle „kreiſen“, d. h. die verſchiedenen „Maſte“ oder Holzfiguren umgehen, ſpähend, ob Wild in eine derſelben hineingetreten und nicht wieder herausgegangen ſei. Dann kommt Abends der Buſchwächter in ſeinem Einſpänner angeklingelt und berichtet voll Eifer, wie in dem und jenem „Maſte“ (jede Holzfigur hat ihren Namen) ein Elen ſtehe, oder gar mehrere, oder ein Reh, oder wol auch ein Wolf. Nun fährt früh Morgens, ehe die Sonne aufgegangen, ein langer, klingender Zug einſpänniger Schlitten mit vielverpelzten Männern hinaus nach der Buſchwächterei. Alles, was eine Flinte zu führen weiß, iſt aus dem ganzen Gebiete zur Betheiligung aufgeboten. Auf dem Wege dahin holt man die kleinen „Juchzer“ ein und auf jedem Schlitten hocken deren mehrere auf. Von der Buſchwächterei, wo man die Flinten geladen, geht der lang ausgedehnte Zug zu Fuße nach der bezeichneten Holzfigur, welche der eifrige Wildbereiter nochmals zuvor umkreiſt hat. Das Wild hat die ganze Nacht darin feſtgeſtanden, wie er verſichert. Alle ſprechen nun leiſe und wenn ein lautes Wort

erſchallt, ſchlüpft ein heftiges „Kuſch, kuſch!“ (Still, ſtill!) durch die ganze Geſellſchaft. Endlich gehen die Treiber ab; die Jäger poſtiren ſich. Lange Zeit iſt Alles ſtille. In die Flinten ſind Paßkugeln (den Lauf ausfüllende) geladen: denn es gilt Elenthieren. Nach langer Zeit klingt ein Jagdhornton, ein zweiter antwortet, und ſogleich beginnt auch der ſeltſam melodiſche, faſt melancholiſche Jagdruf der Treiber in weiter Ferne. Und langſam und gleichmäßig rückt der Ruf näher. Noch hört man kaum das Klappern ihrer Stöcke, mit welchen ſie an die Bäume ſchlagen. Aber zwiſchen ihr Geſchrei tönt Jagdhornklang. Plötzlich ein großer Lärm. Die mitgenommenen Hunde bellen. Das Thier iſt aus dem Lager aufgeſtanden. Die Hunde faſſen und verfolgen es. Ein Schuß fällt. „Halang!“ ertönt's; ein zweiter Schuß! „Halang, Halang!“ Schon klingt Alles ganz nahe und immer lauter und andauernder wird der Ruf „Halang!“ Da hört man das Hundegebell ganz in der Nähe. Man ſpäht aufmerkſam rechts und links hin, die Flinte zum Anſchlag erhoben. „Halang, Halang!“ Wieder ein Schuß, noch einer und die Aeſte vor uns krachen. „Halang, Halang, Halang!“ Da trabt's heran, das ſcheue Elen; es jagt nicht wie der flüchtige Hirſch, iſt überhaupt kein ſchönes, nur ein impoſantes Thier, von der Höhe eines ſtarken Pferdes und von deſſen Umfang; an Geſtalt des Leibes aber dem Hirſche gleichend, doch mit dickern Läufen und am Vorderkopfe dem Ochſen verwandt, nach dem Geweihe zu wieder mehr dem Pferde ähnelnd. Noch iſt's nicht ſchußrecht, aber es geht ſchon krank. Da knallt ein neuer Schuß — es macht zwei große Sätze und verſchwindet wieder im Dickicht. Die Hunde ſauſen vorbei und man hört am Gebelle, daß ſie auf einem Flecke ſtillſtehen, feſtſtehen. Dahin ſpringen die Jäger vor. An einen Baum mit dem Leibe gelehnt, iſt das tödtlich verwundete Thier in die Kniee geſunken und wehrt, um ſich ſchlagend, die mordgierigen Hunde ab. Menſchen gewahrend, ſucht's ſich aufzuraffen. Aber zu ſpät; — ein Gnadenſchuß giebt ihm den Tod. „Hehehe, haltoot! hehehe, haltoot!“ erklingt der Jagdruf und das Horn bläſt zum Verſammeln. Einzeln erzählt nun ein Jeder das geringſte Detail ſeines Schuſſes. Alles ſpricht durcheinander. Unterdeſſen iſt das Thier auf den herbeigefahrenen Schlitten geladen worden. Mit Tannenzweigen wird die Leiche bedeckt, mit Tannenreiſig werden auch die Pferde geziert und, die Beute an der Spitze, traben die Klingelſchlitten nun der Heimat zu. Nahe dem Edelhofe beginnen die Jagdhörner einen frohen Marſch und triumphirend fährt die ganze Jagd in das Gehöfte. Vor der Schwelle des Herrenhauſes wird das Thier niedergelegt. Die Damen des Hauſes kommen herbei, daſſelbe ebenfalls in Augenſchein zu nehmen. Auch die Hausfrau erſcheint und man weiß ſie, halb gezwungen, halb freiwillig, dahin zu bewegen, daß ſie über die ausgeſtreckten Läufe des Elens ſchreitet. Da erſchallt ein lautes Hurrah und jauchzend fallen die Jagdhörner ein; denn die Hausfrau iſt nun, der Sitte gemäß, gezwungen, der ganzen Jagdgeſellſchaft eine Mahlzeit aufzutiſchen. Jetzt werden nochmals ſämmtliche Gewehre über dem Thiere, wie über einem gefallenen Helden, abgefeuert und das Mahl beginnt.“

Die braunen Bären.

## Der gemeine oder braune Bär.

Eben, als ich dir, freundlicher Leſer, den dir gewiß ſchon aus „Reinecke Fuchs“ als „Meiſter Braun“ bekannten braunen Bär ſchildern will, hör' ich im Geiſte lebhaft den unvergeßlichen Trompeten- und Paukenſchall, mit den ſchrillen Weiſen der Pickelflöte untermiſcht, durch die Straßen meiner Vaterſtadt tönen. Es iſt Jahrmarkt: ein Meer von Leben und Sehenswürdigkeiten für den jugendlichen Sinn. Schau! da wandelt, von einem endloſen Volkshaufen und einem bienenhaften Schwarm Knaben begleitet, ein hohes Trampelthier daher, deſſen beide Höcker wie kleine Feſtungen für die eingexerzirten Affen mit ihren rothen Soldatenröckchen und Bonapartshütchen hoch droben uns von fern entgegenleuchten. Aber das Merkwürdigſte für die Jugend verhüllt die Menſchenmaſſe unten auf der Erde. Plötzlich theilt ſich das Gedränge und ein unvergeßliches Schauſpiel enthüllt ſich dem Knabenauge: unſer brauner, dicker, plumper Bär tanzt aufrecht an einer Kette nach dem Takte der Muſik. Wie hüpft der Hanstapps auf's Kommando des Bärenführers ſo tapfer zu! Und wie komiſch ſticht die ſäuerliche Miene und das unwillige Geſumm und Gebrumm des „Zottelbären“ gegen den luſtigen Tanz ab! Manchmal fällt der Unbeholfene täppiſch auf ſeine Vordertatzen nieder, aber alsbald bekommt er von dem unerbittlichen Führer mit der durch den Naſenring gezogenen und dann an einem Halsband befeſtigten Kette einen empfindlichen Ruck, oder mit dem Knittel den Taktſchlag auf den Pelz, und mit ungeſchlachten Sätzen geht's wieder luſtig im Kreiſe herum. Alles jubelt. Manchmal wird ein neu-

Digitized by Google

gieriger Knabe vom Bärenführer ergriffen und den Affen zum Geſellſchafter auf's Kameel gegeben, die dann zum unendlichen Jubel auf dem Bubenkopfe die verrätheriſche Jagd nach den unvermeidlichen kleinen Kameraden der Volksſchule machen. O Zeit der volksthümlich-naiven Jahrmärkte und Meſſen, du unerſchöpfliche, unerſetzliche Fundgrube für die Erregung jugendlicher Einbildungskraft, wo biſt du hin? Vergebens blickt das jetzige Geſchlecht der Städte dir nach, und nur noch im Nebel der Erinnerung liegt dein Zauber!

Grauſam freilich war das Einlernen der ſogenannten Tanzbären. Es geſchah, indem man den jungen Bären in einen Behälter mit eiſernem Boden brachte und unter demſelben Feuer ſchürte, wodurch das Eiſen für die Tatzen des armen Lehrlings empfindlich erwärmt wurde. Dieſer ſtellte ſich alsbald, von der Hitze getrieben, nach ſeiner natürlichen Gewohnheit bei Erregungen, aufrecht auf die Hinterfüße und ſuchte die letzteren durch Hüpfen auf Augenblicke der ſchmerzenden Platte zu entziehen. Dabei wurde ihm die oben beſchriebene Muſik aufgeſpielt. Kein Wunder, daß ihm beim Schall derſelben jedes Mal die Erinnerung an die erlittene Unbill der Lehrzeit in den Sinn und das drollige Hüpfen in die Beine kam. Es iſt wol leicht zu errathen, wo ſich die größte Bärenhaftigkeit befand: — gewiß mehr in den Lehrmeiſtern als in den armen, mißhandelten Lehrlingen!

Der gemeine oder europäiſche, auch braune Bär gehört unter die Familie der Bären (Ursina) und — im Gegenſatz zum Eis- oder Meerbären — in die Sippſchaft der Landbären (Ursus) und heißt in der Kunſtſprache Ursus arktos, — eigentlich ein Pleonasmus (Doppelausdruck), da das lateiniſche Ursus wie das griechiſche Arktos (Bär) bedeutet. Dennoch wird Ursus arktos ſo lange Giltigkeit behalten, bis ein großer Mann kommt und unſeren Bären umtauft. Wir kleinen Leute aber müſſen's ſo lange für giltig hinnehmen. — Nun aber zu unſerem „Petz" ſelbſt. Er iſt ein dickes, gedrungenes Raubthier, ein Sohlengänger mit ſtarken, kurzen Tatzen („Branten" oder „Branken"), an denen lange, gewaltige Krallen hervorſtehen. Das Gebiß iſt charakteriſtiſch. Im Allgemeinen trägt es die Merkmale der großen Raubthiergruppe, inſofern alle drei Hauptformen von Zähnen vertreten ſind. Die je ſechs Schneidezähne, die Backenzähne von derſelben Anzahl und die vier kantigen Eckzähne, hinter welchen nur kleine und leicht ausfallende Lückenzähne (falſche Backenzähne, dentes molares spurii) ſtehen, weiſt auch das Bärengebiß auf. Hingegen wird der Reiß- oder Fleiſchzahn (dens sectorius) durch eine Höckerbildung zu einem Mahlzahn in der Reihe der Backenzähne (dentes molares tritores). Mit dieſer Umbildung des Reißzahnes zur höckerigen Form iſt die zweiſeitige Richtung der Bärennahrung angelegt. Der Bär iſt demnach nicht ausſchließlich auf Fleiſchnahrung angewieſen, wie die echten Fleiſchfreſſer unter den Räubern mit ihren Reißzähnen. Sein kurzer, dicker Hals trägt einen derben, breiten, kleinbeohrten Kopf mit plattem Scheitel, aber nach vorn gewölbter Stirn, und kleinen, ſchiefen Augen ohne Nickhaut und in eine kegelförmige, rüſſelförmige Schnauze jäh endigend. Charakteriſtiſch, wie mehr oder weniger bei allen ſeinen Sippenverwandten, iſt ſein an Beinen, Hals und Bauch langzottiger, bald braun, bald grauröthlich, ja zuweilen ſilbergrauer, bald wieder ſchwärzlicher, unförmlicher Leib in ſeiner hinteren Rücken-Wölbung und Senkung, theils nach dem Widerriſt hin, theils

von dem Kreuze ab. Der Schwanz iſt nur ein Schwänzchen, kaum aus dem langen Zottelhaare hervorſehend. Seine in der Jugend ungleichförmige Färbung wird mit vorſchreitendem Alter gleichmäßiger. Man unterſcheidet neuerdings von einigen Seiten nach der verſchiedenen Färbung, Ernährung und dem Charakter zwei Arten unſeres Bären, nämlich den braunen oder Aasbär (Ursus cadaverinus), und den ſchwarzen oder Ameiſenbär (Ursus formicarius), welch' letzterer aber nicht mit dem viel kleineren, zu einem ganz anderen Thiergeſchlechte gehörigen Ameiſenbären (Myrmocephaga) zu verwechſeln iſt. Die ſchwarzen Bären werden gewöhnlich größer, langköpfiger und glatthaariger, nach Steller's Mittheilung zahmer, friedlicher und mehr von Pflanzenſtoffen lebend geſchildert, als die braunen, wilderen und mehr von Fleiſch ſich nährenden. — Das Gewicht unſeres „Meiſter Braun" iſt ein beträchtliches und ſtempelt ihn zu einem der gewaltigſten Säugethiere Europa's. Starke Exemplare der Wildniß erreichen ein Gewicht von 6 Centnern; das gewöhnliche eines ausgewachſenen Thieres iſt 400 bis 500 Pfund. Uebrigens wechſelt die Schwere bedeutend, je nach der Jahreszeit. Erſt im fünften Jahre pflegt der Bär völlig ausgewachſen zu ſein. In der Größe ſteht er zwar dem Eisbären beträchtlich nach, hat aber immer noch die Höhe eines mittelgroßen Eſels und eine Länge von 5 bis 6 Fuß. Er kann ein hohes Alter erreichen, denn es hat Bären von 30 bis 40 Jahren Alter gegeben.

Unſer Bär war ſchon den Alten und Römern bekannt. Welcher Bär unter dem Dub oder Dubh in der Bibel gemeint ſei — darüber ſind die Anſichten der Naturforſcher getheilt. Oken nimmt an, daß der Dubh, ſowie die Bären, welche Plinius als aus dem nördlichen Afrika nach Rom gebracht und Strabo in Arabien erwähnt, ſowie der Reiſende Shaw in der Berberei angetroffen hat — ſämmtlich braune Bären geweſen ſeien. Ehrenberg hat ſpäter übrigens das Vorkommen eines Bären in Syrien, beſonders am Libanon, nachgewieſen, daraus eine beſondere Art, den ſyriſchen Bär, abgeleitet und deſſen Farbe bräunlich-weiß geſchildert. Brehm behauptet, daß der in der Bibel erwähnte Bär der von Ehrenberg ſo benannte ſyriſche oder Iſabellbär (Urs. isabellinus) geweſen ſei, und erklärt dieſen mit dem Halsbandbären, dem Gold- und Silberbären, ſowie mit dem norwegiſchen, nur für eine Abart unſeres gemeinen Bären. Zur Römerzeit erſtreckte ſich ſeine Heimat noch bis in die Apenninen. Jetzt iſt er ſüdlich nur noch in den Alpen und Pyrenäen anzutreffen. In Perſien ſowie im nördlichen Aſien und in Nordamerika, beſonders um die oberen Seen, iſt er ebenfalls zu Hauſe. Im gemäßigten und kalten Klima der Alten Welt ſind ſeine Schlupfwinkel noch die böhmiſchen und ungariſchen Hochgebirge, Thrakien, Illyrien, Siebenbürgen, Galizien, Polen, Rußland bis Sibirien hinauf und die Alpenkette der Skandinaviſchen Halbinſel. In England, Frankreich und Deutſchland iſt er verſchwunden. So ſteht unſer Vertreter der Urwald-Wildniß zurückgedrängt an die Grenzen der Kultur, an Zahl von Jahr zu Jahr abnehmend und unter der immer vorſchreitenden geſitteten Menſchheit mit ihrer Urbarmachung des Bodens endlich wol gänzlicher Ausrottung verfallend.

Der Bär führt ein einſames Leben; nur in der Begattungs- oder Bärzeit, welche in den Vorſommer fällt und vom Mai bis Mitte Juni währt, ſchlägt er ſich

einige Zeit zu der Bärin, hernach aber wird er wieder der alte, mürrische Einsiedler. Von dieser Zurückgezogenheit hat er auch bei den slavischen Völkern den Namen Nedve (Nicht-Zwei) oder gebeugt Medve, auch Medved, erhalten. In Böhmen, Mähren, Illyrien, Ungarn u. s. w. haust er in hohen Waldgebirgen, soll aber nicht über die Grenze des Fichtenwachsthums hinaufgehen und nur durchwandernd in der sogenannten Krummholzregion (die Höhe, wo der Baumwuchs verkrüppelt) sich zeigen. Tief eingeschnittene, abgeschiedene Felsenthäler scheinen seine Lieblingsorte zu sein. Wird er in solchen öfters gestört, so zieht er sich in andere Einsamkeiten zurück. Stille, Ruhe und Abgeschiedenheit ist sein Element.

Die Haupt-Nahrung der europäischen braunen Bären scheint nach den meisten Angaben mehr eine pflanzliche zu sein, als in Fleisch zu bestehen. Hat das Thier hingegen einmal das letztere gekostet, so wird es bei seiner unbändigen Stärke ein gefährlicher Räuber an Wild und Hausvieh. Nach übereinstimmenden und zuverlässigen Mittheilungen frißt der braune Bär allerlei Wurzeln, namentlich Enzianwurz und Bergdistel, saftige Kräuter, sogar junge Baumschößlinge und Laub von Eschen, Aspen u. s. w., Erd- und Himbeeren, Preißel- und Heidelbeeren, sowie die Beeren von Bäumen. Von diesen liebt er vorzugsweise Mehl- und Vogelbeeren. Junge Stämme dieser Art von 4 bis 5 Zoll Stärke bricht er um und plündert die Wipfel; größere Stämme besteigt er, als geschickter Kletterer, und verläßt sie, rückwärts herunterkletternd, ebenso gezehntet, wie zu Zeiten die Buchel- und Eichelmast der Wälder. Aber auch den Produkten der Felder ist er gefährlich. Sein Abweiden des Grases auf Mähplatten und Wiesentriften in den Alpen ist bekannt. Noch mehr schadet er in den Getreidefluren, die er auf eine eigene Manier und dermaßen plündert, daß das Stroh kaum zu brauchen ist. Auf die Hinterbranten gestellt, faßt er mit seinen Vorderarmen das Getreide, namentlich den halbreifen, noch milchigen Hafer, garbenweise, Aehren und Rispen und halbe Halme mit dem Rachen abstreifend. So rutscht er rechts und links, kreuz und quer durch die Flur, wobei er noch mehr verdirbt als auffrißt. Zum Nachtisch verzehrt er nicht selten auch noch den Bienenhonig, den er nicht allein von Waldbienen, sondern auch aus den Stöcken der Gehöfte trefflich zu finden weiß. Noch eine Lieblingsnahrung, ein Leckerbissen, sind ihm Ameisen. Der Bär in den Ländern der österreichischen Monarchie, wie der in Skandinavien, verräth gerade durch die Ameisenjagd dem Jäger am auffallendsten seine Gegenwart; denn wo er haust, bleibt sicher kein Stein auf seiner Stelle, sondern wird von ihm nach Ameisen umgewälzt, um die vorhandenen abzulecken. In der Fleischnahrung ist er eben so sehr ein Räuber kleiner wie großer Sorte. Vom kleinsten Säugethier bis zum Stier der Heerde ist dem an die Fleischkost einmal Gewöhnten der Raubbissen willkommen. Seine Muskelstärke, die er beim Raube größerer Thiere bekundet, ist erstaunlich. Wenn er ein Stück Vieh raubt, jagt er es nicht wie der Wolf, noch fängt er es mit den Zähnen, sondern er sucht es in der Nähe mit einem Satz zu erreichen und durch einen Schlag mit den Vorderbranten niederzureißen, um es dann erst mit dem Gebiß zu zerfleischen. Diese Angabe des erfahrenen, sachkundigen Waldmeisters Helm zu Szent-Antal (einer Koburgischen Besitzung in Niederungarn) über die Raubmanier des braunen Bären stimmt mit vielen Berichten aus dem Norden Europa's, namentlich aus

Schweden, überein. Davon abweichend ist die Behauptung Fr. von Tschudi's in seinem „Thierleben der Alpenwelt", nach welcher der Bär das Rindvieh an den Hörnern packen und dann ihm den Hals zerfleischen soll. Es scheint daraus hervorzugehen, daß die Raubweise dieses Thiers je nach der Gegend verschieden ist. Ganz analog der Beschreibung Helm's ist die eines guten Beobachters, welche im VI Jahrgang des Journal des chasseurs mitgetheilt ist. Hiernach versucht der Bär öfters Pferde niederzuwerfen, wenn er sie überraschen kann. In dieser Absicht richtet er sich plötzlich an der Seite des Pferdes in die Höhe wie ein Reiter, der aufsitzen will, und schlägt eine seiner gewaltigen Branten in den Kamm des Pferdes, welches sich vor Schreck und Schmerz bäumt und die Flucht ergreift. Der angehakte Bär folgt; da er aber nicht so rasch laufen kann, so hält er sich auf der Flucht hin und wieder an Bäumen mit der freien Branke an, um den Lauf des Pferdes zu hemmen. Bisweilen wird dadurch ein Baum entwurzelt und giebt nach. Ist er hingegen stark genug, der Gewalt zu widerstehen, so hält der Bär durch sein Anklammern das Pferd auf und reißt es zu Boden. Sehr häufig tragen erlegte Bären die entstellenden Merkmale von Hufschlägen an Kopf und Vordertheil. Aber auch an Pferden, die solchen Angriffen glücklich entgangen sind, bemerkt man gräßliche Wunden an Hals und Rücken. An jähen Abhängen soll er äsendes Wild oder Weidevieh von der Heerde durch Brüllen plötzlich zu erschrecken und in die Abgründe zu sprengen versuchen. Es verräth dies jedenfalls aber von unserem „Petz" Ueberlegung. — Selbst auf den Hinterbranten schreitend, soll er große Lasten fortschleppen können. Nilsson sah einen Bär mit einem starken todten Fohlen in den Vorderbranten aufrecht über einen Baumstamm wie auf einer Brücke einen Bach überschreiten, und in den Alpen ist Aehnliches von Bären gesehen worden. — Ein ausgehungerter Bär überfiel eines Tages eine Heerde, und nachdem er einen Hammel verzehrt hatte, tödtete er eine Kuh, sprang mit ihr über einen vier Fuß hohen Zaun und schleppte sie in den benachbarten Wald. Nach kurzer Zeit verließ er, als er Lärm hörte, seine Beute und versteckte sich in der Nähe. Einige Bauern, die seiner Spur folgten, fanden den Raub, fällten mehrere starke Bäume und legten sie über die Kuh, um sie später zu holen. Kaum hatten die Leute sich entfernt, so zeigte sich der Bär wieder, schaffte die Stämme bei Seite und verzehrte nicht nur das Fleisch, sondern auch einen großen Theil der Knochen der Kuh.

„In der Gemeinde Kagsdorf in Zipsen (Ungarn)" — erzählt Helm — „kam einst die Kuhheerde Abends ohne Stier nach Hause. Man vermuthete, daß derselbe von Raubthieren zerrissen worden sei, und der Ortsrichter ließ ihn durch zehn Mann drei Tage lang vergebens suchen. Nach vierzehn Tagen wurde er zufällig durch die Waldhüter aufgefunden, die mir eine Anzeige machten, von deren Wahrheit ich mich dann an Ort und Stelle persönlich überzeugte. Der Stier war in ein tiefes, enges Thal hinabgezogen worden, und lag nicht eingegraben, sondern mit Erde ganz verschüttet; zu diesem Behufe hatte der Bär die Erde auf einer Fläche von ungefähr 100 Quadratklaftern so aufgekratzt und zusammengescharrt, daß die Wurzeln des da befindlichen, beiläufig 49jährigen Fichtenbestandes nackt zu Tage lagen. In dieser aufgelockerten Erde war keine Bärenfährte wahrzunehmen, ein

Zeichen, daß der Bär das Aas nicht mehr besucht hatte, aber unzählige Fuchsspuren, da Herr Reinecke die Ueberbleibsel der Mahlzeit des Meister „Petz" benutzte." —

Wir gehen über zu der alten Streitfrage von des Bären Winterschlaf. Lange pflanzte sich die Meinung von einem Schlafe im Zustande der förmlichen Erstarrung in der Naturgeschichte des Thieres fort. Jetzt scheint man durch genaue Beobachtungen an Bären in Thiergärten der Sache näher gekommen zu sein. Es geht daraus hervor, daß der Winterschlaf des Bären eine verstärkte Trägheit und Schlafsucht fetter Thiere zur kalten Jahreszeit ist. Dieser Zustand erscheint aber doch verschieden von dem der Erstarrung, in welchen Siebenschläfer und Murmelthiere während ihres Winterschlafes verfallen. Daß man übrigens neuerdings gewisserseits aber auch wieder zu weit gegangen ist, indem man — das Verhalten gefangener Bären in Gärten und Zwingern als alleinige Richtschnur annehmend — einen ununterbrochenen Winterschlaf, mindestens das unausgesetzte Verweilen der Bären in ihrem Winterquartier, ganz läugnen will, möchte eben so unzweifelhaft feststehen. Glaubwürdigen und zuverlässigen Beobachtungen zu Folge soll der Bär ununterbrochen und länger als der Dachs in seinem Winterquartier stecken. Wir führen hier unter mehreren anderen völlig übereinstimmenden Aussagen nur zwei Mittheilungen an, von denen die des eben so gründlichen als erfahrenen Dr. C. W. L. Gloger, welcher längere Zeit in Skandinavien war, gewiß in die Wagschale fällt. Gloger sagt: „Bekanntlich geht kein Bär den Winter hindurch aus seinem Lager (außer wenn er gewaltsam aufgestört wird); er nimmt also wenigstens 5 oder 6 Monate lang durchaus Nichts zu sich. Helm behauptet nach seinen eigenen Erfahrungen in Oesterreich dasselbe, indem er von dem Bären berichtet: „Daß er auf die gewöhnliche Art keine Nahrung in der Zeit seiner Winterruhe zu sich nimmt, ist sicher; denn zunächst hat man nie gefunden, daß sich der Bär einen Wintervorrath gemacht hätte, wie einige Thiere pflegen; ferner geht der Bär nie aus seinem Lager während der Zeit seiner Winterruhe, wenn er nicht gewaltsam daraus vertrieben wird. Unbemerkt kann er sich nicht herausschleichen, denn wenn ein Bär über eine Schneefläche wechselt, macht er eine so große Fährte, daß sie schon von einer gegenüberstehenden Bergwand aus bemerkt wird. Endlich wenn der Herbst sich auch sehr günstig für seine Ernährung zeigte, und er also wohlgenährt zur Ruhe gegangen war, ist der Bär im Frühjahre doch immer ganz mager. Wird zu solcher Zeit ein Bär geschossen, so findet man seine Eingeweide ganz zusammengeschrumpft und die darin befindliche Losung schwarz und verhärtet wie zusammengebacken. Seine erste Nahrung nach der Winterruhe, die er mit Eintritt der gelinderen Frühjahrsluft, also Ende Februar oder Anfangs März, genießt, ist dann auch die Brunnenkresse (Nasturtium, auch Caltha), die an Quellen wächst und schon zu finden ist, während andere Kräuter noch vom Schnee bedeckt sind. Sein Instinkt scheint ihn zu diesem Reinigungsmittel seiner Eingeweide zu führen."

In seiner Fettzeit, sobald das Erlangen von Nahrung durch Schneefall spärlicher wird, also in seinen Bezirken Anfangs November, geht der Bär an die Bereitung seiner Schlafstätte. Die Bärin sucht sich meist eine Felsenhöhle oder Spalte aus, worin sie ein bequemes Bett von Moos, Laub u. dgl. m. zurechtpolstert.

In Skandinavien ſcheint hingegen ein aus Aeſten, Reiſern und innen mit Moos, Schilf und Laub verfertigtes Neſt in Dickungen und unter dem dichten, überhängenden Schirm von Fichten und Tannen auch in der Regel die Wohnung der Bärin zu ſein.

Quartier im Baumrieſen

Der Bär wählt in Ermangelung einer Höhle auch einen ſtarken hohlen Baum, oder gräbt ſich wol auch eine Höhle in die Erde. Auch ſchlägt er zuweilen ſein

Quartier hüttenähnlich überwölbt zwiſchen umgefallenen Baumſtämmen auf, oder er nimmt blos mit einem Nadelholz-Dickicht vorlieb, in das er ſich verkriecht, alle Stangen und alles Gezweig in der Nähe umbricht und über ſich zu einer dichten Hütte zuſammenzieht.

Im April — führt Oken an — würden die Bären ganz mager; der Magen ſei leer oder, nach Steller, nur mit Schleim verſehen, die Därme aber voll harten Unraths, deſſen ſie ſich mit untermiſchtem Blut unter viel Mühe und Geſchrei entledigten, und ſich dabei dermaßen an die Bäume klammerten, daß man deren viele zerkratzt fände. Das „Journal des chasseurs“ enthält in ſeinem oben angeführten Jahrgang über dieſen „Tappen“ folgende Notiz: „Gegen Ende Oktober, wenn der Bär anſehnlich fett geworden iſt, hört er gänzlich auf, Nahrung zu ſich zu nehmen. Sein ungemein weiter Magen und ſeine Eingeweide ziehen ſich ganz zuſammen und ſein Maul verſchließt ſich mit einer harten Subſtanz, welche in Schweden tappon heißt. Der Bär zieht ſich hierauf in eine einſame Höhle zurück, wo er bis zum Frühling wie ſtarr vor Schlafſucht zubringt. In den erſten ſchönen Tagen ſchüttelt er ſich, und ausgehungert vom langen Faſten, erholt er ſich erſt wieder durch's Aufſpüren eines reichlichen Fraßes. Begegnet es ihm, was aber ſelten geſchieht, daß er ſeinen tappon noch vor der ſchlechten Jahreszeit auswirft, ſo wird er außerordentlich mager.“

Ueber dieſen tappon oder „Tappen“ kann man bis jetzt nur Vermuthungen aufſtellen. Wahrſcheinlich iſt er ein Produkt des nur wegen der ſtillſtehenden Ernährung während des Schlafes halb regen Lebensprozeſſes, der ſich hauptſächlich in den Organen des Herzens und der Lungen, und überhaupt nur unvollſtändig bethätigt, wie wir dies beim Murmelthiere ſehen werden. Hierdurch geräth die nur auf ſehr verminderte Ausdünſtung und Athmung beſchränkte Ausſcheidung der Säfte im Darmkanal in's Stocken und bewirkt die Anhäufung der ſchwarzen, verdickten Subſtanz. Eine ähnliche Abſonderung bildet ſich in jedem Säugethiere und ſo auch beim Menſchen während ſeines Lebens vor der Geburt.

In der Winterwohnung wirft die Bärin Mitte oder Ende Januar ihre Jungen, ein Umſtand, aus welchem wir mit A. Brehm folgern, daß der winterliche Rückzug des Bären als kein Winterſchlaf im Zuſtande der Erſtarrung gedeutet werden kann. Eigenthümlich und wahrſcheinlich mit dem langen Faſten der Mutter zuſammenhängend, gewahren wir auch hier, wie bei dem Eisbären, die Jungen unverhältnißmäßig klein gegen die Größe des alten Thieres. In den meiſten Naturgeſchichten finden wir nun dieſe Jungen als wahre Scheuſale geſchildert. Ganz das Gegentheil erfahren wir von unſerem Gloger, der hier wieder aus eigener Anſchauung ſpricht. Er ſagt ausdrücklich, daß die jungen Bärchen „ſo allerliebſt niedlich ausſehen, wie irgend ein junges Thier, namentlich ein Raubthier, ausſehen kann. Gerade je kleiner ſie noch ſind, um ſo weniger begreift man, wie jemals die wunderliche Sage hat entſtehen können, daß ſie als plumpe, ungeſtaltete Fleiſchklumpen zur Welt kämen, die erſt nach und nach durch das Lecken der Mutter eine Form erhielten, in welcher ſie lebenden Weſen ähnlich würden. Im Gegentheile werden ſie ſpäterhin, wenn ſie ein wenig mehr herangewachſen ſind und nun langes Haar bekommen, weit unförmlicher und plumper, als ſie es bald nach ihrer Geburt waren.

Indeß haben wir hierorts nur solche beobachten können, die in der Gefangenschaft geworfen waren und somit in sehr eingeschränktem Zustande aufwuchsen. Bei ihnen mag diese nachtheilige Veränderung des Aeußeren wahrscheinlich in bedeutend auffallenderem Grade stattfinden, als bei den in der Freiheit lebenden Bären. Das liegt aber dann in dem sehr verschiedenen Kraft- und Gesundheitszustande beider...

„Sie sind alsdann verhältnißmäßig sehr klein, nicht größer als neugeborene Hündchen von einer mittelgroßen Rasse. An Zierlichkeit, Glätte und sonstiger Nettigkeit aber wetteifern sie mit diesen, ebenso wie mit jungen Kätzchen. Es läßt sich in der That nichts Gefälligeres und Niedlicheres denken, als diese Kinder einer dem Anscheine nach so „ungeschlachten" Mutter. Da giebt es noch keine Spur von jener struppigen Langzottigkeit, welche späterhin den gesammten eigentlichen Gliederbau so verhüllt, daß sie das Thier als plump erscheinen läßt. Nein, die Kleinen sind überall „glatt wie die Aale"; denn ihre Behaarung ist allenthalben so kurz, fein und fest anliegend, wie die von jungen Hunden der glatthaarigsten Rassen. Dabei hat sie einen sehr hübschen, sanften, aber lebhaften Glanz, und meistens trägt sie jene eigenthümlich schöne dunkelaschgraue Farbe, wie einige Prachtexemplare von englischen Doggen und manche Schooß-Windspiele sie besitzen. Andere sind mehr schwarzgrau, in's Rußfarbige spielend. Denjenigen, welche ein halbringförmiges Hals- oder Kehlband haben (was eine rein individuelle Zufälligkeit ist, die sich im zweiten oder dritten Jahre, sehr selten erst später, wieder verliert), steht auch dieses gut. Ihre Krallen sind noch wenig oder kaum länger, als die von jungen Hunden und Katzen, und fast eben so spitzig wie bei diesen beiden. Nach mehrwöchentlichem Säugen werden sie, wie Professor Nilsson berichtet, bei dem großen Milchreichthum der Mutter sehr fett. Dieser Milchreichthum bleibt sehr bemerkenswerth als Beweis dafür, welch' eine Masse von Nahrungsstoff ein Thier in seinem Fette als Vorrath ansammeln kann. Denn bekanntlich geht kein Bär den Winter hindurch aus seinem Lager (außer wenn er gewaltsam aufgestört wird); er nimmt also wenigstens 5 oder 6 Monate lang durchaus Nichts zu sich. Nun wirft aber die Bärin Ende Januar oder zu Anfang des Februar. Sie muß demnach ihre 2 bis 3 Jungen an 3 Monate oder noch länger von ihrem, sich dann in Milch verwandelnden Fette ernähren. So findet man die Jungen, wenn man das Winterlager öffnet, immer sehr wohlgenährt. In Folge dessen muß dann ihr Aussehen freilich plumper erscheinen, als bald nach ihrer Geburt. Hierdurch, und weil das Lager fast nie so früh aufgebrochen wird, daß man sie noch ganz klein darin verfände, mag die Sage entstanden sein, daß sie als formlose Klumpen geboren würden. Dagegen werden sie später, in dem Alter von einigen Monaten, für einige Zeit in der That ziemlich unförmlich, weil ihnen die Haare, welche dann lang werden, anfänglich zu ungleichförmig wachsen. Namentlich scheinen dann ihre Köpfe zu groß und hinten zu dick. Die hiesigen jungen Bären insbesondere sahen drei oder vier Monate so aus, als litten sie an dem sogenannten „Wasserkopfe." Nach und nach verlor sich dieses Mißverhältniß; bei denen im freien Zustande tritt es wahrscheinlich nie so stark hervor."

Den im Norden gemachten Erfahrungen zu Folge wirft die Bärin entweder nur ein Jahr um's andere Junge, oder sie thut dies zwei Jahre hintereinander. Ist die Bärin einen Winter ohne Junge, welchen Zustand man in der deutschen Jäger-

ſprache „gelt" nennt, dann bleiben die Jungen des letzten Wurfs bei ihr und beziehen mit der Mutter gemeinſchaftlich die Winterwohnung. Dieſe ſind dann jährig und haben wenigſtens die Größe der ſtärkſten Ausgewachſenen, welche in der Gefangenſchaft aufgezogen wurden. Zuweilen finden ſich ſogar drei kräftige Junge bei der Bärin im Winterlager. Im dritten Monate ſollen die Jungen von der Mutter ſchon ausgeführt werden. Nach den Erzählungen der Bärenjäger iſt ihr Gebahren in der Jugend höchſt poſſierlich, was ſich vor ihrer Höhle oft in Spielen und Balgen offenbart. Die Alte trägt ihnen in dieſer Zeit geraubtes Wildpret unter ſonſtiger Nahrung zu und unterweiſt ſie bald ſelbſt im Rauben, um ſie zu ihr ebenbürtigen Bären heranzubilden.

Helm's Angaben über die Größe der jungen Bären ſind mit den vorſtehenden übereinſtimmend. Er fand neugeborene Junge von Rattengröße und das Gewicht von drei ſolchen mehrere Tage alten war 3 Pfund 27 Loth, das durchſchnittliche von einem alſo 41 Loth. Die Wiegungen von einem dieſer drei Exemplare, welches am Leben blieb, ergaben in den verſchiedenen Abſchnitten ſeines Lebens folgendes Reſultat. Zu Ende des erſten Monats wog er 1 Pfund 27 Loth, zu Ende des dritten Monats erreichte er 5 Pfund 8 Loth; mit vier Monaten wog er 12½ Pfund, mit fünf Monaten hatte er 20 Pfund. „Im ſechſten Monate" — ſagt Helm — „konnten wir ihn nicht mehr wägen; er wurde nämlich zu dieſem Behuf immer in einen Sack geſteckt, was wir aber zu dieſer Zeit nicht mehr im Stande waren, indem er ſich gewaltig widerſetzte."

Ueber unſeres „Petz" Charakter und geiſtige Fähigkeiten lauten die Urtheile verſchieden. Sie kommen in der Hauptſache mit der ſchon in den Fabeln herrſchenden überein. Vergleicht man die verſchiedenen Charakterzeichnungen neuerer Forſcher über ihn, ſo entwerfen ſich folgende Züge. Er iſt ein drolliger Kauz, öfters unbewußt ein Komiker durch ſeine lächerlichen, oft täppiſchen Bewegungen, Stellungen und Manieren, von denen das Belecken der Sohlen unter ſchnalzendem Geſumme in der Ruhe die auffallendſten, das Purzelbaumſchlagen von ziemlich erhöhten Gegenſtänden herab die draſtiſch-komiſchſten und das Ohrfeigengeben mit den Branten und das Balgen unter Seinesgleichen wol die wirkſamſten ſein mögen. Sein Muth iſt erprobt, zeigt ſich aber nur in wirklicher Gefahr ohne Ausweg. Häßlich, mordgierig und blutdürſtig wie die Hyäne oder der Wolf iſt er nicht, kann es auch vermöge ſeines gemiſchten Naturells als Pflanzenfreſſer und Raubthier nicht ſein. Er rührt niemals eine Menſchenleiche an. Seine Gemüthsart iſt friedfertiger, als die der meiſten Raubthiere; Falſchheit und Hinterliſt will v. Tſchudi nicht an ihm entdeckt haben. Auch Helm berichtet, daß er leicht zähmbar ſei und im Hauſe mit Menſchen und Thieren in gemüthlicher Eintracht lebe. „Wenn er mit andern Hausthieren" — ſagt dieſer — „z. B. mit Hunden, Schweinen und dergl., frei auf einem Hofe lebt, ſo will er manchmal mit ihnen ſpielen, welche Spiele aber immer ziemlich plump ausfallen und ſeine Geſellſchaft bald verſcheuchen. Sonſt iſt er verträglich, ſo daß er ſelbſt aus einer Schüſſel mit den Jagdhunden frißt; nur wenn die Portion zu Ende geht, brummt er und bedeutet damit die andern Miteſſer, wegzugehen; wenn dieſe Mahnung nichts nützt, ſo ſetzt es auch Maulſchellen ab, womit er gewöhnlich Herr des Platzes bleibt. Gymnaſtiſche Uebungen, Klettern, Purzelbäumeſchlagen ꝛc., ſind ſeine Lieb-



Digitized by Google

lingsunterhaltungen. Wenn er irgendwo hinaufgeklettert ist, pflegt er sich ziemlich hoch herabzustürzen, wobei er den Kopf zwischen die Vordertatzen steckt, die Hinterläufe gegen den Bauch einzieht, und so wie ein Ball herabplumpt, ohne sich wehe zu thun." — Seine geistige Begabung hingegen scheint nur mittelmäßig zu sein, denn zu seiner Plumpheit mögen sich wol die ebenbürtigen Geschwister, Gleichgiltigkeit, Faulheit, ja Stumpfheit gesellen. Dadurch, daß zu seiner Ungeschliffenheit auch meist ein schwaches Gedächtniß sich gesellen soll, ist er wol nicht fähig, sich, wie der edle, hochherzige Hund, die Katze oder andere gezähmte Thiere, wahrhaft an den Menschen anzuschließen.

Meister Braun liefert dem Jäger ein gutes, dichtes Pelzwerk, das zu Fußsäcken, Schlittendecken u. dergl. verwendbar und sehr dauerhaft ist. Sein Fleisch ist genießbar und die geräucherten Bärenschinken werden selbst in die Länder der Civilisation versendet und von Vielen als Rarität und Delikatesse begrüßt.

Die vielfachen gegen ihn in Anwendung kommenden Fangmethoden, welche ebenwol auch einen Beweis seiner geistigen Beschränktheit liefern, übergehen wir als vielfach erzählt und bekannt. Die Jagden auf ihn werden je nach den Landstrichen, in welchen er haust, verschieden ausgeübt. Neben dem selten betriebenen Anstand und dem Pürschgang sind das Ausspüren seiner Winterwohnung und die Treibjagden die gebräuchlichsten.

A. W. Malm's Werk: „Ein Winter und zwei Sommer inmitten der Alpen, oder eine Reise in die nördlichsten Theile Skandinaviens, die Lapp- und Finnmarken" enthält die interessante Schilderung der Jagdmethoden der Lappländer auf den braunen Bären, welche Gloger im April- und Maiheft der Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung vom Jahre 1863 mittheilt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß diese Bärenjagden von dem körperlich kleinsten Völkerstamm Europa's unternommen werden, und daß alle Bären der Menagerien und zoologischen Gärten nur Zwerge und Schwächlinge sind im Vergleich zu den wilden. Selbst die ältesten von denen in der Gefangenschaft kommen der Größe nach, und besonders an Kräften, kaum den einjährigen wilden gleich.

„Wenn der Winter sich nähert" — berichtet Malm — „und leichter Schnee oder Nebelfrost den Boden bedeckt, so begeben sich die Bärenjäger nach denjenigen Orten hin, von welchen sie seit alter Zeit her wissen, daß Bären sich dort ihre Winterlager zu bereiten pflegen. Hat nun ein Jäger ein solches gefunden, so macht er in geringer Entfernung von demselben mit seiner Axt einige mäßige Einhiebe in die benachbarten Baumstämme, und auf dem Rückwege aus dem Walde zeichnet er sich ebenso einzelne andere Bäume, um späterhin das Lager ohne Suchen wiederfinden zu können. Ist nachher der volle Winter mit starker Kälte und hohem Schnee eingetreten, so begiebt sich der Jäger mit einem oder zwei Begleitern zu den bereits früher von ihm aufgefundenen Bären. Die Theilnehmer sind bei solchen Gelegenheiten mit Kugelgewehren, Bärenspießen und Aexten bewaffnet. Der Bärenspieß ist eine 4 Ellen lange, mit eiserner Spitze versehene Stange. Zugleich führt man ein Paar der kleinen, eigenthümlichen, häßlichen Lappenhunde mit sich. An Ort und Stelle angekommen, sucht und findet man auch bald das nun von Schnee bedeckte Bärenlager auf. Während sich Derjenige, welcher die Jagd leitet, mit der Büchse

Digitized by Google

in der Hand und mit einem Bärenſpieße zur Seite gerade vor den Fleck hinſtellt, wo der Bär hineingegangen iſt, aber die Oeffnung dann von innen wieder mit Nadelreiſig verſetzt hat, nehmen die anderen Jäger die ihnen am geeignetſten ſcheinenden Plätze an den Seiten ein. Jetzt ſucht man die ſchlafenden Bären zu wecken und zu beunruhigen, indem man an den Seiten des Lagers mit den Spießen, oder, wenn ſich dieſelben als zu kurz erweiſen, mit einer zu dieſem Behufe zugehauenen Stange hineinſticht. Kommt „Nalle“ (ſchwediſcher Scherzname des Bären) nun heraus, ſo empfängt er gewöhnlich von Demjenigen, welcher ſich an der Seite des Einganges zu ſeinem Ruhegemache aufgeſtellt hat, einen Schlag oder Hieb auf die Stirn; dagegen ſenkt der zweite, einige Schritte von dem Eingange entfernt ſtehende Schütze das Gewehr und ſpart ſeinen Schuß auf, bis eine Gelegenheit zu dringenderer und ſicherer Verwendung deſſelben eintritt.

„Man ſollte zwar denken, die Jäger müßten das Thier ſofort raſch zu tödten ſuchen, ſowie daſſelbe aus ſeiner Verborgenheit zum Vorſchein kommt; aber, durch Erfahrung belehrt, gehen ſie bei dieſer Jagd im höchſten Grade vorſichtig zu Werke. Denn es kommt ſehr häufig vor, daß man nicht blos einen Bären ſo antrifft, ſondern ein altes Weibchen mit einem Paar halberwachſenen Jungen. Dies iſt der Grund, warum der Jäger ſich zuerſt blos mit der Axt behilft, um Pulver und Blei aufzuſparen, bis er daſſelbe wirklich braucht.

„Iſt es gelungen, dem Bären einen kräftigen Hieb in die Stirn beizubringen, ſo zieht er ſich augenblicklich in das Lager zurück. Da er jedoch hierauf wieder von den Seiten oder vom Rücken her beunruhigt wird, ſo kann er nicht darin verweilen, und nun ſtürzt er mit raſender Wildheit aus der Höhle, um ſich durch Entfliehen zu retten. Da aber läßt man in dem Augenblicke, in dem er das Lager verläßt, die Hunde los, die man bis dahin angekoppelt gehalten hat. Der Muth, welchen dieſe in ſolchem Falle an den Tag legen, iſt höchſt bewunderungswürdig. Denn obgleich ſie meiſtens nicht größer ſind als ein gewöhnlicher Schooßhund, ſo ſtürzen ſie ſich doch unbedenklich und wie blind auf das mächtig große Thier, und letzteres läßt ſich in den meiſten Fällen wirklich von ihnen aufhalten. Sie bellen aus vollem Halſe und ſuchen den Bären ſogar in die Beine zu beißen; denn viel höher reichen ſie nicht. Indeß kann der Bär dieſe Friedensſtörer nicht los werden. Deshalb wirft er ſich bald im vollen Laufen herum, ſetzt ſich nieder und zeigt ihnen ſeine ſchwarzen Tatzen. Die Hunde weichen dann einige Schritte zurück, im Nu aber ſpringen ſie wieder auf ihn los und ſuchen ihn von hinten anzugreifen. Gerade um ſeinen Hintertheil iſt er jedoch, nach der Meinung der Lappen, vorzugsweiſe beſorgt. Er dreht ſich daher ſitzend von einer Seite auf die andere, ſchwingt fortwährend ſeine Tatzen gegen die kleinen ſich nähernden Köder, und wenn er einen derſelben trifft, ſo iſt deſſen Tod die augenblickliche Folge des Schlages. Während dieſer Neckerei hat ſich der Schütze ſo weit genähert, daß er den Abſtand als „ſchußgemäß“ betrachtet, d. h. auf 15 bis 20 Ellen, und indem er jetzt ſeine treuen Hunde zurückruft, iſt nun er es, welcher die Aufmerkſamkeit des noch ſitzenden Bären auf ſich zieht. Jetzt wirft er ſeine Mütze gegen das von den Hunden aufgereizte und vor Zorn knirſchende Thier, welches ſich nun brummend aufrichtet, um in aufrechter Stellung einen Angriff ſeines neuen Verfolgers abzuwarten. Aber dann iſt meiſtens auch das Stunden-

glas des Bären abgelaufen; denn gewöhnlich durchbohrt ihm jetzt die Kugel des Lappen das Herz, trifft also tödtlich. Indeß ereignet es sich doch auch bisweilen, daß der Tod erst nach einigen Minuten eintritt. In solchem Falle wirft sich der wüthende Bär verzweifelt auf den Angreifer, der ihn dann mit seinem wohlgerichteten Spieße empfängt.

„Ein Lappe erzählte mir, daß einmal bei einer solchen Gelegenheit der Schaft von seinem Spieße zerbrach, worauf der Bär mit aller Schwere auf ihn fiel, ihn mit den Vorderbeinen umschlang und so in den tiefen Schnee hinunterdrückte. „Inzwischen", sagte der kleine Mann, „behielt ich meine vollständige Besinnung und gewann die Ueberzeugung, daß der Bär unfehlbar mit dem Tode kämpfe. Ueberdies war ich durch meine dicken Kleider geschützt, zog ruhig mein Messer heraus und versetzte ihm damit vollends den Todesstoß. Bald hierauf erschlafften seine angespannten Muskeln; der letzte Lebensfunke in ihm erlosch und ich kroch nun aus dieser meiner ungewöhnlichen Lagerstätte hervor. Mittlerweile hatte mich der Bär aber doch tüchtig gezeichnet." Hierbei warf der Mann seinen Rock ab und zeigte mir die tiefen Schrammen der ihm von den starken Krallen des Bären auf dem Rücken beigebrachten Wunden.

„Im Zusammenhange hiermit muß ich noch ein eigenthümliches Abenteuer erzählen, welches im nördlichen Theile der Lappmark von Kittila zeitig im Frühjahre vorkam, als ich mich zu Enare befand.

„Eines Tages war eine Lappin in Gesellschaft ihres vierzehnjährigen Sohnes, zum Behufe eines Fischereigeschäftes, auf einen See hinausgefahren, und nach Beendigung der Arbeit stiegen Beide an einem ungewohnten, mit altem Fichtenwalde bewachsenen Ufer an's Land. Kaum über den steilen Abhang hinaufgekommen, gewahrte die Frau unter einer großen Fichte eine ungewöhnliche Anhäufung von Zweigen, Schilf, Moos u. dgl., und da sich in dem Reisighaufen eine Oeffnung befand, so nahm sie es als gewiß an, daß derselbe von einem Bären aufgeführt und folglich ein Winterlager sei.

„Die Frau war aber muthig und entschlossen; sie wünschte sich zuvörderst zu überzeugen, ob das Lager auch wirklich einen Bären beherberge. Deshalb ging sie zu dem Boote hinab, um die mitgenommene Axt und Kugelbüchse zu holen. (Die Frauen in der nordöstlichen Lappmark sind bei ihren Fahrten meist ebenso bewaffnet, wie die Männer, und es gehört nicht zu den Seltenheiten, recht geschickte Schützinnen zu finden.) Wieder zurückgekehrt, entfernte sie sich eine kleine Strecke, um eine junge, zu einem Spießschafte geeignete Fichte zu fällen. Da sie aber keine Eisenspitze zu einem Spieße bei sich hatte, so spitzte sie das Wipfelende des Bäumchens zu und gebrauchte so diese Stange, um den Bären herauszutreiben.

„Nun schritten die zwei schwachen Personen zu dem kühnen Unternehmen, und nachdem sich die Frau, mit der Axt zum Hauen bereit, neben den Eingang der Höhle gestellt und die geladene Büchse rechts neben sich auf die Erde gelegt hatte, veranlaßte sie ihren Sohn, die Stange in den Reisighaufen hineinzustecken. Kaum hatte der Knabe dies gethan, so kam ein Bär an die Oeffnung herangestürzt. Aber sobald er den Kopf herausstreckte, versetzte ihm die Frau einen so kräftigen Hieb in die Stirn, daß ihm die Axt darin festsitzen blieb, ihm aber bei seinem augenblick-

lichen Zurücksinken in sein dunkles Nest nachfolgte. Hierauf setzte der Knabe sein Untersuchen mit der Stange fort. Da sich jedoch aus der Höhle Nichts weiter hören noch sehen ließ, so beschloß die Frau, auf's Gerathewohl eine Kugel in das Lager abzufeuern; ihr Sohn aber, der neugierig auf den Erfolg dieses Vorhabens war, stellte sich der Mutter zur Seite. Der Schuß donnerte in die Bärenwohnung hinein; in demselben Augenblicke aber stürzte ein junger Bär von der Größe eines gewöhnlichen Jagdhundes daraus hervor, und war gerade im Begriffe, den ersten Sprung zum Entfliehen zu thun, als der Knabe ihn, rasch entschlossen, an dem einen Hinterbeine faßte. In Folge einer heftigen Seitenschwenkung des Bären ließ der Knabe jedoch los, und gleich darauf lag das Thier, über das Ufer hinabgestürzt, im See. Es hatte indeß beim Hinunterfallen einen so gewaltigen Stoß gegen einen daliegenden Stein bekommen, daß der Knabe es mit Hülfe seiner Stange vom Lande abhalten konnte, so lange, bis die Frau ihre Büchse auf's Neue geladen hatte und sie wieder abschoß. Hierauf setzte man das Boot aus, um den kleinen „Nalle" in dasselbe aufzunehmen. Man gab ihm noch einige Schläge mit der Stange, und nachdem man sich vollständig überzeugt hatte, daß er wirklich todt war, zog man ihn hinein, stieg wieder an's Land und kehrte nach dem Kampfplatz zurück. Hier wurde noch ein Schuß in die Bärenwohnung abgefeuert und die Stange von allen Seiten her in dasselbe hineingesteckt. Da jedoch Alles darin still und ruhig blieb, so beschloß man, das Nest aufzureißen, um denjenigen, welcher die Axt mit sich hineingezogen hatte, daraus hervorzuholen. Das war aber keine leichte Arbeit. Indeß wurde die Oeffnung seitwärts doch so vergrößert, daß man durch dieselbe hineindringen und seine Beute herausziehen konnte. Da lag nun die große Bärin, mit der Axt in der Stirn, und neben ihr noch ein Junges von der Größe des vorerwähnten.

„So hatten drei Bären zwei körperlich so schwachen Jägern erliegen müssen, und man kann mit Recht behaupten, daß Umsicht und Muth die Haupturſache zu dem glücklichen Ausgange des Kampfes und der merkwürdigen Jagd waren."

„Dieser Kampf" — bemerkt Gloger erläuternd — „würde allerdings leicht gefährlicher haben werden können, wenn die beiden jungen Bären vorjährige, also bereits etwas mehr als ein Jahr alt gewesen wären, — ein Fall, der in solchen Jahren eintritt, wo die Mutter sich nicht begattet. Denn alsdann pflegt sie dieselben mit sich in's Winterlager zu nehmen, während sie in dem entgegengesetzten Falle ihre Gesellschaft nicht weiter duldet. Hier waren es die noch kleinen, erst 2 bis 3 Monate alten, in demselben Winterlager geborenen Jungen, die offenbar noch gar nicht an das Tageslicht gekommen, d. h. noch nicht mit ausgeführt worden waren. Dies ergiebt sich daraus, daß sie nur die Größe „gewöhnlicher Jagdhunde" erreicht hatten, worunter man im Norden stets unsere „Bracken" oder Stöberhunde versteht."

Die Schilderung eines großen Bärentreibjagens, wie deren in Schweden manchmal von Regierungswegen vorgenommen werden, entnehmen wir dem VI. Jahrgang des „Journal des chasseurs."

„Der Gouverneur der Provinz (Dalekarlien) hatte in Folge der Verheerungen, welche die Bären seit einiger Zeit unter den Pferden und dem Hornvieh in der Gegend von Malung angerichtet hatten, einen Stall auf den 11. Juni 1827 aus-

Digitized by Google

geſchrieben. (Skall heißt ein Treibjagen, wo eine große Anzahl Menſchen ſich verſammelt, um Wild zu jagen.) Das gegenwärtige wurde nach einer ſehr großen Ausdehnung angeordnet. Es fanden ſich 1500 Treiber ein und das Treiben mußte beim Anfang über einen Umkreis von 24 Stunden in der Ausdehnung ſich erſtreckt haben. Der Skallplatz, d. h. der Mittelpunkt dieſer unabſehbaren Treibjagd, lag am Ufer eines Sees, acht Stunden öſtlich von Malung. Das Terrain hatte die Form eines Halbkreiſes, deſſen Durchmeſſer eine in den Wald gehauene Schneiße von 200 bis 300 Schritten Länge bildete. Von dieſer Schneiße, die Schußlinie genannt, hatte man zu beiden Seiten den Wald vom Gebüſche gereinigt, damit den Schützen die Ausſicht durchaus nicht gehindert würde. Auf dieſe Linie hin war nun die ganze Jagd gerichtet, und alles zum Vorſchein kommende Wild wurde dorthin getrieben. Ein Theil des Landſtriches, welchen der Skall einſchloß, war durch Flüſſe, Seen und andere bedeutende Hemmniſſe, welche die Bären nur im äußerſten Nothfall durchbrechen, geſchützt. Der größte Theil der Schützen konnte ſich mit den Frohntreibleuten vereinigen, und die Wehrlinie war zur Zeit des Abmarſches ſchon ſo geſchloſſen, daß kein Treiber über ſechzig Schritte vom andern entfernt war.

„Nach ſchwediſchen Geſetzen muß jeder Pachthof, der Vieh hält, eine Perſon zum Skall ſtellen, und am Sonntag vor dem Jagdtage verlieſt der Prediger beim Ende des Gottesdienſtes die Zahl der verlangten Perſonen, die Diſtrikte, aus welchen ſie beſtellt ſind, und Tag, Stunde und Ort des Zuſammentreffens... Hunde läßt man nie in den Skall, damit ſie das Wild nicht rege machen und eine zu große Strecke durchjagen.

„Nachdem die kleine Armee beiſammen war, ſetzte ſich der Skall am Montag, dem 11. Juni, gegen Mittag hin in Bewegung, und am übermorgenden Tage näherten wir uns dem Skallplatz. Die zwei erſten Tage aber wurde die Ordnung nicht ſehr genau gehandhabt. In der Treiberlinie wurden große Lücken gelaſſen und mehreres Wild entkam dadurch. Gegen Ende des Marſches ſchloß ſich indeſſen die Wehrlinie mehr, und zu gleicher Zeit ging es mit dem Vorrücken weit langſamer, weil wir öfter Halt machten und weil Jedem von uns die Stände angewieſen wurden, welche wir nicht verlaſſen durften. Es vergingen kaum eine oder zwei Minuten, nachdem ich meinen Stand auf einer Blöße eingenommen hatte, als ſich Flintenſchüſſe mir zur Linken und das Geſchrei der Treiber, das immer ſtärker wurde, je mehr ſie ſich näherten, hören ließen und mir kundgaben, daß ich bald zum Schuß kommen würde. Ich täuſchte mich nicht. Nach einigen Sekunden rannte ein großer, mächtiger Bär, über und über ſchweißend, mit hocherhobenem Kopf und mit dem Anſehen eines guten Renners, eiligſt durch die Bäume, um durch die Schneiße jenſeits der Blöße vor mir durchzubrechen. Hier ſtutzte er, und da er wol bemerkt haben mochte, daß ſich zu viele Menſchen auf dieſer Stelle befänden, als daß er auf Rettung hoffen dürfte, ſo wandte er ſich rechts und verſchwand im Dickicht. Er hatte mir jedoch ſo viel Zeit gelaſſen, daß ich die beiden Läufe meiner vortrefflichen Flinte von ſtarkem Kaliber aus der Fabrik von John Menton auf ihn abſchießen konnte. Eine der zwei Kugeln mußte ihn getroffen haben, denn er brummte gewaltig, und wiewol durch mehrere Flintenſchüſſe verwundet, blieb er doch nicht auf dem Platze, ſtürzte aber plötzlich, nachdem er noch einige Schritte gelaufen war, in einem Augenblicke, wo kein Schuß auf ihn fiel, verendet nieder.

„Wenn man die plumpe und ſchwere Geſtalt des Bären betrachtet, ſo iſt ſeine Schnelligkeit, zumal bei nicht ſehr tiefem Schnee, wahrhaft ſtaunenerregend.

„Nachdem das Feuer auf der ganzen Linie aufgehört hatte, erhielt die Schützenlinie, auf welcher ich angeſtellt war, den Befehl zum Vorrücken. Anfangs mußten wir uns mit vieler Mühe durch ein faſt undurchdringliches Dickicht Bahn brechen, welches innerhalb des Skallplatzes lag. Später gelangten wir auf eine Blöße, die mit Schluchten und Abgründen oberhalb des Wanſee's durchbrochen war, von welchem wir 250 Schritte entfernt ſein mochten. Alsbald vernahmen wir ein großes Geſchrei, und bald ſahen wir einen Bären in einer Entfernung von 40 bis 50 Schritten vom Ufer raſch dem jenſeitigen Ufer zuſchwimmen; dieſer konnte uns jedoch nicht mehr entwiſchen, denn in der Vorausſicht ſolchen Falles hatten mehrere Nachen im Voraus am Ufer des See's angelegt. Die Leute, welche ſie beſtiegen, ſchickten ſich eiligſt zur Verfolgung des Flüchtlings an; bald wurden ihm einige Kugeln durch den Kopf gejagt, ſo daß er kampfunfähig und nach einigen Augenblicken an's Ufer gezogen wurde. Die Stelle, auf der wir uns befanden, lag ſehr hoch, und vor unſeren Augen breitete ſich eine herrliche Landſchaft und zu unſeren Füßen ein ſehr großer Fichtenwald aus, der neben dem prächtigen, klaren und durchſichtigen See Wan uns von allen Seiten umgab. Denkt man ſich alle die maleriſchen Staffagen zu dieſem Schauplatz, das Nachſetzen der Nachen, das Verenden des Bären im Waſſer, das martialiſche Ausſehen von 1500 bis 1600 bewaffneten, im Halbkreis aufgeſtellten Leuten, welche das Treibjagen vollzogen und je nach ihren Kirchſpielen verſchiedenartig gekleidet waren, — ſo wird man ſich eine Vorſtellung von dieſem ungemein belebten Bilde machen können ..."

Digitized by Google

Der Stinkdachs.

## Die Familie der Dachſe.

### Unſer Dachs.

Der Dachs, **Meles vulgaris s. taxus**, dieſer Gnom unſerer Wälder, iſt kein Lichtfreund, vielmehr ein rechter Dunkelmann. Ja, er bethätigt dieſe Eigenſchaft ſogar bei ſeinem Rufe. Ueber kein anderes Thier ſind vielleicht, unterſtützt durch die geſchäftige Sage, ſo unſichere und zweifelhafte Gerüchte umgelaufen. Weil er in Furchen oder Gräben und verhältnißmäßig mehr langſam als ſchnell ſich bewegt, ſo glaubte man und ſagte ihm nach, er habe auf der einen Seite zwei kurze, auf der anderen zwei lange Beine. Daß er im Winter ſein eigenes Fett ausſauge, iſt ein Wahn, der ſogar noch in die neueſten Naturgeſchichten Eingang gefunden hat. Doch laſſen wir dergleichen Faſeleien bei Seite und betrachten wir uns den geheimnißvollen Geſellen ſelbſt von Angeſicht zu Angeſicht. Ihn charakteriſirt ein plumper, gedrungener Leib und kurze, kräftige Beine mit ſcharf bewaffneten Branten, auf deren Sohlen er tritt, und denkt man ſich hierzu die Ruthe oder den Schwanz des Thieres viel kleiner, etwa im Pelz verſteckt, ſo hat man unſtreitig im Dachs ein ſehr ähnliches Miniaturbild von unſerem alten Bekannten, dem braunen Bären. Doch ſeine Schnauze iſt rüſſelförmig und ſein übriger Kopf, ſein Gebiß und ſein Gerippe trägt die Kennzeichen der Gattung der Marder und Wieſel. Er iſt deshalb durch die neuere Naturforſchung von der Bärenſippſchaft losgeſprochen und unter die Gruppe der wieſelartigen Thiere gereiht. Ob er freilich mit einer Geſellſchaft ſo munterer und behender, langſchwänziger und ſchlanker Thierchen, wie Marder und Wieſel, Zobel und Genoſſen es ſind, gleichen Schritt halten könne, möchten wir in mancher Hinſicht ſtark bezweifeln. Will man ihm aber ſeinen alten Platz unter den Bären, wohin er vom großen Linné gewieſen, durchaus nicht mehr gönnen, nun ſo bleibt nichts übrig für ihn, als die Einreihung, gleichſam zwiſchen Thür und Angel, innerhalb jener beiden Familien der Bären und der wieſelartigen Thiere. Er bildet dann,

Digitized by Google

auf Grund ſeiner ſcharf genug ausgeprägten Eigenthümlichkeiten, eine eigene Familie, in welche wir ſelbſtverſtändlich ſeinen transatlantiſchen Vetter, den amerikaniſchen Dachs oder Sandbär (Meles labradorius), ſowie den Stinkdachs, den Ratel und einige andere, naturgemäß mit aufnehmen.

Und in der That, wir ſtehen mit dieſem wohlüberlegten Eingriff in die hergebrachte Ordnung nicht ganz vereinzelt da! Unter mehreren Naturforſchern, die ſchon einen ähnlichen Weg angezeigt haben, wollen wir nur Troſchel nennen, welcher in ſeinem „Handbuch der Zoologie" den Dachs nicht unmittelbar den Wieſeln anreiht, ſondern unter eine erweiterte Familie, Gracilia, oder Geſchmeidige, Langſtreckige, bringt, wogegen man freilich einwenden könnte, daß ſich ein ſo fetter und ſchwerfälliger Kauz, wie der Dachs, unter den Langgeſtreckten oder Geſchmeidigen faſt wie ein Saul unter den Propheten ausnimmt.

An Größe kommt der Dachs einem tüchtigen Pommerhunde gleich, und ſein dickes, borſtenartiges Fell iſt auf dem Rücken und an den Seiten, ſowie an dem glatten, ſechszölligen Schwanze, von grau- und ſchwarzgemiſchter Farbe, während Bauch wie Läufe ſchwarz ſind. Seinen weißen Kopf kennzeichnen zwei ſchwarze, von der Naſe über die Augen bis zum Halſe gehende Bänder und ſehr kleine, ſchweinsartige, mit einer Nickhaut verſehene Augen, welche durch erſtere beim Graben vor Sand und Erde geſchützt werden. Sein Rachen birgt ein ſehr ſcharfes Gebiß, mit derben ſtufigen „Fangzähnen" (Eckzähnen), und die Kinnladen des Thieres haben einen merkwürdig ſtarken Bau. Die Köpfe der Unterkiefer ſchließen dermaßen genau in die Pfannen, daß weder ein Ausweichen zur Seite, noch ein Vorſchieben der Kinnladen nach vorn geſchehen kann. Bei dem kurzen Hebel und den ungemein ſtarken Muskelbändern richten dieſelben daher oft unglaublich verwüſtende Wirkungen im Kampfe mit Hunden an. Seine kurzen, muskelſtarken, etwas krummen Beine ſind naturgemäß eingerichtet zum Graben und Schaufeln unter der Erde.

Wie hiernach ſchon das Aeußere des Dachſes einen eigenthümlichen Geſellen verräth, ſo ſticht ſeine Lebensweiſe noch auffallender ab gegen die der meiſten unſerer anderen Waldthiere, und ſtempelt Meiſter Grimmbart zu einem wahren Sonderlinge. Geboren zu einem Einſiedler, wählt er ſeinen Aufenthalt ſchon von vornherein an einem ſtillen, abgeſchloſſenen und dunklen Waldorte: denn Licht iſt ihm zuwider wie unſeren menſchlichen Dächſen. Hier, im Schauer von hohem Holze oder einer jungen Dickung, jedoch vorzugsweiſe gern in Vorhölzern, nahe an Feldern und Wieſen, — der Nahrung wegen in waldarmen Gegenden auch in Weinbergen — gräbt er ſich mit ſeinen Läufen einen unterirdiſchen Bau, der ſich an beſonders geeigneten Orten oft zu einer ſtockwerkstiefen wahren Burg mit Dutzenden von Ausgängen erweitert. Bei Lindheim in der Wetterau, auf dem ſogenannten „Ensheimer Köpfchen", iſt eine wahre Dachskolonie, die den bewaldeten Kopf mitten im Felde faſt ganz mit ihren Wohnungen ſo zu ſagen unterwühlt hat. Die Röhren ſind daſelbſt dermaßen verrutſcht oder „befahren", daß ein Mann ſich bequem in deren Eingang legen kann. Hier habe ich den Einſiedler in ſeinem Wandel gar manchmal belauſcht.

Der Dachs legt ſeine Röhren meiſt gewunden und verzweigt an. So weit es die Lage des Orts erlaubt, ſind ſie gewöhnlich gegen Mittag oder Morgen gelegen. Auf einem großen Bau gehen außer den ſchief abwärts laufenden noch ſenkrechte

Röhren zur Luftleitung in das Innere. Der Haupttheil des Baues aber ist der sogenannte Kessel, eine rundlich ausgehöhlte Stelle, von welcher aus immer mehrere Röhren, oft 25 bis 30 und mehr Fuß lang, aufwärts zu Tage in verschiedenen Krümmungen und Verzweigungen steigen. Dieser Kessel liegt an steilen Hängen oft 12 bis 15 Fuß tief unter der Erde und dient der Dächsin zur Wurfzeit als Kinderstube. Der ungemein reinliche Dachs legt dann neben dieser einen förmlichen Abtritt nebst Vorrathskammer an. Wohnen mehrere Dächse neben einander, dann sondert sich jeder bei einem eigenen Kessel ab, und so trifft sich's, daß ein Bau mit seiner Verzweigung oft einen Umkreis von 60 und mehr Schritten einnimmt.

So riesenmäßig die Arbeit zur Anlegung solcher Wohnungen für ein Thier von bloßer Spitzhundgröße sein mag — unser Kobold hat Kraft, Werkzeuge und Ausdauer hierzu. Der bedächtige, träge und plumpe Kerl thut hier ein Uebriges: denn es gilt, der Bequemlichkeit, Ruhe und Sicherheit eine Stätte zu bereiten. Ruhe und Bequemlichkeit sind aber dem fetten Kameraden dringendes Bedürfniß. Sein Wahlspruch gleicht dem des dicken Pachters, der nach jeder Mahlzeit im Lehnstuhle lautete: „Ich eß' gern und trink' auch gern etwas Gut's, dahingegen will ich aber auch — meine Ruh' haben." — Aber wie fängt der Dachs es an, so tief in die Erde zu dringen? Diese Frage kann ich ausführlich beantworten, denn ich habe den Gräber und Schaufler gar manch mal bei seiner Arbeit im Spätherbste beobachtet. Er gräbt mit seinen stämmigen Beinen die Erde kreuzweis aus und wirft dieselbe mit seinen Hinterbeinen weit nach hinten. Kommt er in seinem Grabgeschäfte tiefer, dann nimmt er statt der Hinterläufe seinen nach hinten breit zulaufenden Körper als Mittel zu Hülfe, die Erde nach oben zu schieben. Auf die Ausstattung des Kessels verwendet er viele Mühe und Zeit. Wenn er ihn durch Graben, Schaufeln und Schieben gehörig ausgeweitet hat — ein Geschäft, wozu er bei Anlegung eines neuen Baues oft erst nach vielen Tagen, ja Wochen kommt — so geht er an die Auspolsterung, die in Moos, dürrem Laube, Halmen und Farnkräutern besteht. Diese schafft der schwerfällige Kauz possierlich genug in der umständlichsten Weise in die Tiefe. Gewöhnlich bringt er auf ebener Fläche das Laub und die sonstigen Baustoffe in der Nähe seines Baues mit den Vordertatzen unter den Bauch und die Hinterbeine und geht so beladen rückwärts nach der ersten Röhre. Hier angekommen, dreht er sich um und drängt die Stoffe mit Kopf und Schultern die Röhre bis zum Kessel hinunter. An Abhängen packt er aber das Baumaterial zwischen die wie Arme zusammengelegten Vorderläufe und rutscht damit rückwärts dem Eingange zu. Er arbeitet — besonders wenn er den Baustoff nicht in unmittelbarer Nähe des Baues findet — an seinem Faulbett mehrere Nachmittage. Auf diesem Lungerplatze verträumt er, abgeschieden von der Welt und unbekümmert über das Drängen und Treiben, das Jagen und Kämpfen, Stürmen und Toben der Zeit, ein Bild von sorgenlosem Eigennutze und klösterlichem Stillstande, sein fettes Dasein. Um sein liebes, zur Herbstzeit von Fett oft kugelrundes Ich dermaßen zusammengerollt, daß er mit dem Kopfe zwischen die Vorderläufe geräth und, wie der Igel, theilweise auf der Stirn liegt, schläft er im Winter bei Schnee oft viele Tage lang ununterbrochen, jedoch auch, besonders bei mildem Winterwetter, von Zeit zu Zeit ausgehend, namentlich um zu trinken.

Digitized by Google

Die Dachsfamilie.

Die Wohnungen der Thiere.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Digitized by Google

Die seitherige Meinung war, daß er auf der Seite, wie ein Hund, zusammengekrümmt schlafe und die Nase in seine unter dem Schwanze befindliche Fettdrüse („Saug-" oder „Fettloch") stecke, aus welcher er auf diese Weise nach und nach den Winter über sein Fett sauge. Aber dieses Sauglock ist, wie Ratzeburg richtig bemerkt, nichts als eine Drüse, ein Absonderungsorgan, welches, nach unserer Meinung, nur ausgeschiedene Stoffe enthält, die zur Ernährung des ausscheidenden Körpers gewiß nicht mehr dienen können. Dasselbe finden wir bei der Drüse des Iltis, in besonders starkem Grade bei der Zibethkatze, dem Biber und anderen Nagern. Die Annahme Ratzeburg's scheint richtig, wonach die Ausscheidungen der Drüsen — da sie hauptsächlich zur Brunft- oder Begattungszeit, Ende Dezember und Anfangs Januar, hervortreten — zur Anlockung der Geschlechter in dieser Zeit dienen. Oel und Stinkstoff sind beim Dachs Ausscheidungen einer Drüse in der sogenannten Tasche oder dem Sauglocke und sondern sich durch den Druck beim „Lösen" (Kothentleerung), auch durch Reiben an Steinen, Wurzeln und anderen Gegenständen ab.

Im Frühling und Sommer geht der Dachs schon in der Abenddämmerung, wol auch manchmal bei Tage, aus, namentlich nicht selten, um sich vor dem Baue zu sonnen; mit vorschreitendem Herbste verläßt er immer später seinen Bau; zu jeder Jahreszeit, mit Ausnahme des Frühjahrs, wo er, ausgehungert, mit dem Tage heimkehrt, geht er aber lange vor Tagesanbruch, gewöhnlich gegen drei Uhr Morgens, wieder zum Bau.

Sein Ausgehen aus demselben ist eigenthümlicher Art. Ganz verschieden von dem des Fuchses, der rasch aus der Röhre hervorkommt und dann erst sichert, kündigt sich dem aufmerksamen Jäger die Ankunft des unterirdischen Gesellen zuerst durch ein dumpfes Gerumpel aus der Röhre an: er schüttelt den Staub aus seinem Felle. Dann rückt er äußerst vorsichtig mit dem halben Kopfe aus der Röhre, sichert einen Augenblick und taucht wieder unter. Dies wiederholt sich oft mehrmals, bis der mystische Bergbewohner sich höher aus der Röhre heraushebt, einen Moment noch mit Gehör und Nase (das Gesicht ist nicht sonderlich scharf) die Umgebung prüft und dann gewöhnlich, rasch trollend, den Bau verläßt. Das Zurückkehren in den Bau (waidmännisch das „Einfahren" genannt) geschieht in der Regel ebenfalls rasch und im Herbste bei seiner Beleibtheit unter vernehmbarem Keuchen, langsamer nur bei besonders stillem Wetter und vollkommener Sicherheit; besonders schnell aber, wenn es windig ist, wo es selbst den jungen Dächsen beim Spielen vor dem Bau oft nicht geheuer wird. Nur junge Dächse gehen in Gesellschaft zur Nahrung aus, alte immer allein. Diese besteht in Regenwürmern, die er nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, mit der Schnauze aus der Erde bohrt oder wühlt (waidmännisch gesprochen: „sticht"), sondern nach unseren mehrfachen Beobachtungen mit den scharfen, langen Nägeln seiner Vorderpfoten aus ihren Verstecken sehr geschickt herauszugraben oder zu ziehen versteht. Derselben Werkzeuge bedient er sich beim Aufsuchen von Larven des Maikäfers und anderer schädlicher Käfer auf Aeckern, Wiesen und anderem Gelände. Hier macht er aber nicht die charakteristischen trichterförmigen, ein bis zwei Zoll tiefen und halb so weiten Löcher, wie beim Erbeuten der Regenwürmer, sondern wühlt öfters tief

die Erde auf, wobei er freilich auch die Schnauze gebraucht, aber keineswegs entſchieden zum „Stechen" oder Bohren, ſondern vielmehr, ähnlich anderen Raubthieren, zum Auswittern der Larven. In ſeinem verhältnißmäßig kleinen Magen fanden wir ſtets in überwiegender Mehrzahl Würmer, Larven, Mai- und Roßkäfer, ſowie Feldgrillen, im Herbſte aber auch Zwetſchen und Stücke anderen ſüßen Obſtes. Eicheln und Bucheln, oder gar die in den meiſten Naturgeſchichten dieſes Thieres als Lieblingsnahrung figurirenden Wurzeln des Kümmels und der Tormentille oder Blutwurz, kennten wir niemals bei dem Thiere auffinden, haben es auch bei ſeiner Aeſung weder jenen Wurzeln noch Rüben nachgehen ſehen, obgleich es in der Gefangenſchaft und im Freien in der Noth dieſe Koſt wol annehmen mag. — Mit dem Igel hat man unſeren Harmloſen der Zerſtörung der Waldſaaten bezüchtigt. Beide ſind von unkundigen, oberflächlichen Beobachtern beim emſigen Suchen nach Larven und Maden in den Rinnen und Plätzen der mit Bucheln, ja mit Fichtenſamen beſäten Flächen geſehen, für die Verzehrer der zerkauten Samen gehalten und verfolgt worden. Als wenn die Thiere nicht vielmehr in ſolchen Saaten den ſich gerade hier vorzugsweiſe anſiedelnden ſchädlichen Engerlingen und anderen Larven oder gar Mäuſen, durch ihren feinen Witterungsſinn geleitet, nachſtellten! Schaut doch tiefer, ihr Pfleger und Erzieher der Wälder, die ihr nicht die Böcke von den Schafen ſcheiden könnt! Thut namentlich Dachs und Igel aus dem abergläubiſchen Bann der alten Nimrode in den Schutz der vorurtheilsloſen Naturwiſſenſchaft. Betrachtet doch das ganze Zahnſyſtem, namentlich die Einrichtung der Kinnladen und die Bildung und Form der Gelenkköpfe der Beiden, und vergleicht dies mit den nach vorn beweglichen Kinnladen und den Zähnen der Nager und ihr werdet dann Dachs und Igel nicht mehr für Waldſamen- und gar Nadelholzſamendiebe halten! Die Hauptnahrung des Dachſes iſt und bleibt die von Gliederthieren und dadurch, verbunden mit dem Umſtande, daß er nicht ſelten Mäuſe fängt, bekundet er ſich als eines der nützlichſten Thiere im großen Haushalte der Natur.

Nur beſondere Umſtände beſtimmen den Dachs manchmal, doch mehr als man gewöhnlich annimmt, ſein Lager außerhalb ſeines Baues in einem hohlen Baume oder in einer Dickung zu ſuchen; bisweilen unter dem gewaltigen Hebel ſeines Lebens, der Körperpflege, in der Nähe guter Obſtmaſt oder in Weingärten. Der Dichter meiner Jugend-Bilderfibel hatte Recht, wenn er unter das Bild eines fetten Dachſes, des echten deutſchen Michels, zur Beſpiegelung der Jugend das Sprüchlein ſetzte:

„Drei Viertel ſeines Lebens
Verſchläft der Dachs vergebens.
Willſt du dich deines Lebens freu'n,
So mußt du wach und munter ſein."

Nur die Neigung zur etwas kleineren und heller gefärbten Dächſin (waidmänniſch die „Fähe") wendet den Einſiedler auf kurze Zeit der Geſelligkeit zu. Sind die Jungen, welche Ende Februar zur Welt kommen, einigermaßen herangewachſen ſo ſondert ſich der mürriſche Vater alsbald, wenn nicht in einen beſonderen, kleineren „Sommerbau", ſo doch in einem entfernten Theile des Hauptbaues von der Familie ab. Dieſe treibt mittlerweile an ſtillen, ſonnigen Tagen allerlei Kurzweil vor den Röhren, wobei ſich das unbehelfene, junge Volk bärenhaft-poſſierlich umarmt und

unter Balgen und Uebereinanderwälzen gegenſeitig ſich Ohrfeigen ertheilt. Die Wahrheit der Sage, daß der Fuchs, welchem alle möglichen Gaunerſtreiche zugeſchrieben werden, unſeren Bergmeiſter aus ſeiner geräumigen und behaglichen Burg durch Unrath heraustreibe, muß ich nach meinen Erfahrungen ſehr bezweifeln. Denn erſtlich trifft man nicht ſelten Füchſe und Dachſe in einem und demſelben Hauptbau, woſelbſt ſich die erſteren gewöhnlich mit den höheren Verzweigungen der Wohnung begnügen und die letzteren, die Hauptinſaſſen, in der Tiefe bleiben, beide aber in tiefem Frieden neben einander. Der viel ſtärkere Dachs möchte dem Faut Reinecke aber auch ſchlimm mit Branten und „Fängen" (Zähnen) mitſpielen, wenn dieſer ihn in ſeinem Bereiche beeinträchtigen ſollte. Zweitens aber habe ich mehrmals bemerkt, daß gerade von Dachsbauen aus Dachſe ſich in ſehr gangbaren Fuchsburgen zum Winterſchlafe anſiedeln; ein Zeichen, daß den Dachs Geruch und Loſung des Fuchſes nicht ſonderlich anfechten, noch viel weniger den ſehr an der Oertlichkeit Hängenden zu vertreiben vermögen.

Außer Baumfrüchten und Beeren, beſonders Weintrauben, beſteht die Nahrung des Dachſes noch in Hummel- und Weſpenwaben, Inſekten und Würmern, nach denen er auf Wieſen und Aeckern Nachts, wie erwähnt, mit ſeinen langen Nägeln die Erde aufreißt oder „ſticht." Auch kleineren Vögeln und deren Eiern und Brut, zuweilen ſelbſt Blindſchleichen, Nattern und Kreuzottern, ſtellt er im Vorübergehen nach. Ueberhaupt iſt der Dachs kein Koſtverächter und ſelten geht es ihm deshalb im gewöhnlichen Sinne des Wortes ſchlecht oder kümmerlich. Im Gegentheile ſchwillt ſeine natürliche Wohlbeleibtheit im Herbſte zu einem trefflich gemäſteten Wanſt an, und dann keucht unſer Kauz wahrhaft unter der Wucht ſeines Fettbauches wie weiland Sir John Falſtaff. Weit über dieſen Helden erhebt er ſich aber durch ſeine Schweigſamkeit und ſeinen Muth. Der Dachs iſt in dieſem Sinne Trappiſt, denn nur in der höchſten Wuth ſtößt er ein leiſes Grunzen oder zitterndes Brummen aus. Die Todesangſt aber vermag nur dem jungen Dachſe, nach einigen Jagdſchriftſtellern auch der Dächſin, einen Schrei, welcher einer Kinderſtimme ähnelt, zu erpreſſen, während einem alten Dachſe ſelbſt der Todeskampf keinen Ton der Angſt abnöthigt. Tapfer von Anfang bis Ende, ſtirbt der Dachs ſtumm, wie ein nordamerikaniſcher Wilder am Pfahle. Zur Tugend der Tapferkeit geſellt ſich aber noch die der Vorſicht und Klugheit. Wie in ſeinem ganzen Weſen bedächtig, iſt der Dachs unter Anderem die Behutſamkeit ſelber, wenn er aus dem Bau oder zum Bau geht. Das leiſeſte Geräuſch vernimmt ſein ſcharfes, aufmerkſames Gehör; der ſchwächſte Wind bringt ihm die Witterung ſeines Feindes zu und hält ihn dann gewiß für die Nacht im Bau zurück. Auch drückt er ſich wie anderes Wild klug beim Herannahen des verfolgenden Hundes oder ſucht denſelben durch „Widergänge" irre zu leiten, wodurch er gar nicht ſelten der Verfolgung ſich entzieht.

Unter den mancherlei Dachsjagden gewährt die Suche mittelſt des „Dachsfinders", eines dazu beſonders abgerichteten Hundes, vielleicht das größte Intereſſe. Zeigt ſich hierzu auch jeder Dachshund, ja ſelbſt unſer deutſcher Hühnerhund, ziemlich anſtellig, ſo eignen ſich doch zu dieſer Jagd ganz beſonders der reine Schäfer- und Pommerhund, ſowie der ſogenannte Saubeller. Mit einem dreſſirten Hunde ſolcher Art geht man nun im Spätherbſt, etwa eine Stunde vor Mitternacht, auf

einen gangbaren Dachsbau, dessen befahrene, d. i. besuchte Röhren am Morgen vorher durch kreuzweis davorgestellte Riedgrashalme oder Reischen gezeichnet worden sind. Findet man diese Halme vor dem Eingange zerstreut, so kann man sicher annehmen, daß Dachse in den Bau gegangen sind und mit ihrem Körper die Zeichen verschoben haben. Nach dieser Wahrnehmung werden in die eine oder andere Röhre sogenannte Dachshauben gelegt, d. h. starke, sackförmige und an Stricken befestigte Netze, welche sich beim Einfahren des Dachses zusammstrüppen und ihn gefangen halten. Alle übrigen Röhren werden zugleich mit Reiserwellen verstopft, d. h. nach der Waidmannssprache „verbolzt." Sind alle Vorbereitungen beendet, so treibt man nun mittelst des „Finders" den Dachs auf und läßt diesen nach dem Bau zu jagen, wo sich derselbe beim versuchten Einfahren in die Röhren natürlich in den eingelegten Dachshauben fängt. Auch mit Tellereisen, welche man, gehörig befestigt, an die Eingänge des Baues legt, fängt man — freilich grausam genug — den Harmlosen. Am häufigsten gräbt man unseren Berggnomen aber vor scharfen Dachshunden in seinem Baue. Hat der Hund ihn an irgend einer Stelle des Baues fest, so macht man einen senkrechten Einschlag, so daß man in die Nähe des Hundes kommt, welcher dann aus der Röhre genommen wird, um sogleich den Dachs mittelst des „Dachshakens", in welchem der Grimme durch Beißen im Rachen sich verfängt, herauszuziehen und durch einen derben Schlag auf die Schnauze zu tödten.

Sein Fell, die sogenannte „Schwarte", wird zu dem gröberen Pelzwerk gerechnet und steht dem Fuchsbalg an Werth ziemlich gleich. An den Kopfgeschirren der Pferde bei Frachtfuhrwerken sieht man oft Dachsschwarten als Verzierungen prangen. Auch werden sie zum Beschlag von Koffern, zu Fußsäcken, Jagdtaschen u. dgl. m. gebraucht. Das Fett unseres Grimmbart ist sehr flüssig und wird vom Jäger als Stiefelschmiere, wie überhaupt zum Einfetten von Lederwerk, sehr geschätzt; auch brennt es, geläutert, wie das beste Krystallöl auf Lampen. Das Fleisch ist genießbar und vom jungen Dachse sogar recht schmackhaft. Das Fleisch des alten Dachses wird von seinem eigenthümlichen Beigeschmack dadurch befreit, daß man es auf mindestens 24 Stunden in feuchte Erde vergräbt, sodann in fließendes Wasser einsenkt und vor dem Gebratenwerden noch in Essig tüchtig einbeizt. Kalt genossen, schmeckt dann das so zubereitete Dachsfleisch recht gut. Im Ganzen ist somit der Dachs ein sehr nutzbares Thier und wird deshalb auch vom Jäger so häufig verfolgt, daß er im Allgemeinen bei uns ziemlich selten geworden ist. Aber Meister Grimmbart wehrt sich bei der Verfolgung auch tüchtig mit Fängen und Branten seiner Haut, und es ist ihm wahrlich nicht zu verargen, wenn er sein herbstliches Fett lieber als griesgrämiger Einsiedler an seinem eigenen Leibe sich verzehren sehen will, als daß es an unseren Schuhen oder auf unseren Lampen wesenlos verdunstet!

## Der Stinkdachs (Midaus meliceps).

Der Stinkdachs ist ein Bewohner Indiens und steht unserem heimatlichen Dachs an Größe etwas nach. Er kommt etwa einer kleinen Katze an Länge gleich und mißt nur zwischen fünf und sechs Zoll Höhe. Doch ist er gleichfalls ein Sohlengänger, da er sich beim Ruhen und Schreiten nicht blos auf die Zehen, sondern auch auf die ganze Sohle stützt. Hingegen hat er in seinem Gebiß auf beiden Seiten

Digitized by Google

einen Backenzahn weniger, dafür aber eine viel beweglichere, rüſſelförmige Schnauze. Außer dieſen Abweichungen und der viel geringeren Größe unterſcheidet ſich die beſondere Sippe des Stinkdachſes auch noch dadurch von unſerem Vertreter der Dachsfamilie, daß jene Sippe gleichſam heerdenartig, jedoch immer ſtreng paarweiſe, in den Bäumen zuſammen lebt. Dieſe aber werden meiſt auf den höchſten Bergesgipfeln, namentlich auf den bis 7000 Fuß über dem Meeresſpiegel erhabenen vulkaniſchen Hügelketten, angetroffen, wo beſonders die Europäer und Chineſen, aus Anlaß des milderen Klima's, ihre üppigen Plantagen angelegt haben. Dort richtet der Stinkdachs nicht nur Nachts, ſondern weil er ausnahmsweiſe unter den Dächſen nicht zu den lichtſcheuen Thieren gehört, auch am Tage ganz beträchtlichen Schaden an, während er beim Suchen nach Kerbthieren mit ſeiner rüſſelförmigen Schnauze den bebauten Boden aufwühlt und ausgedehnte Furchen und Minengänge zieht, auch die jungen Pflanzen hierbei vielfach zerſtört.

Abgeſehen von der ſchon erwähnten Rüſſelſchnauze zeichnet ſich das Aeußere des Stinkdachſes durch die kurzen Füße mit den langen Scharrkrallen, ſowie durch das einen halben Zoll lange behaarte Schwänzchen und einen weißen Streifen aus, welcher vom Kopf über den Rücken bis zur Schwanzſpitze läuft und von der dunkelbraunen Farbe des dichtwolligen, zarten, ſeidenartigen, mit längeren Grannenhaaren verſehenen Pelzes auffallend abſticht. Abſchreckend iſt der eigenthümliche, überaus widrige Geruch dieſer Dachsart, welcher aus den zu beiden Seiten des Afters befindlichen Drüſen ſtrömt. Letztere können nämlich von dem Thiere willkürlich zuſammengepreßt und mit einer gewiſſen Heftigkeit entleert werden, ſo daß die übelriechende Flüſſigkeit, wie aus einer Handſpritze geſchnellt, eine Strecke weit dahinſchießt.

Gewöhnlich kommt der Stinkdachs nur auf den Höhen vor, und ſelten verirrt er ſich nach Batavia, Surabaja und Samarang. Dort wird er von den meiſten Bewohnern noch als Fremdling angeſtaunt, während die mit ihm Bekannten nach ſeinem Fleiſche trachten, dem der widerliche Geruch abgehen ſoll, ſobald das Thier mit einem Schlage raſch getödtet wird.

Seine Nahrung beſteht außer Kerbthieren und Würmern auch aus Pflanzen, Wurzeln und Knollen, welche letztere er gleich den erſten mit dem Rüſſel aufſucht. Dabei leiſten ihm die Vorderfüße wirkſame Hülfe, falls etwaige Hinderniſſe oder die Bodenbeſchaffenheit es erfordern. Gemeinſchaftlich graben ſich viele Stinkdachſe unterirdiſche Wohnungen, die zwar bei Weitem nicht in der Tiefe unſerer Dachsbaue ausgeführt werden, aber von Geſchicklichkeit und Planmäßigkeit Zeugniß ablegen. Meiſt unter dem natürlichen Schutz von Baumwurzeln angelegt, verzweigen ſich dieſe Bauwerke nach jeder möglichen Richtung in vielen Röhrengängen, und dieſe hängen ſämmtlich wieder mit dem wohlausgeführten, runden, geglätteten Keſſel zuſammen, in welchem der Dachs den Tag über bequem zu ruhen und zu ſchlafen vermag. Hier bringt die Dächſin auch ihre Jungen zur Welt und führt dieſelben zur Zeit der gehörigen Reife unter ihrer Leitung aus. Dann trippeln die Jungen hinter der Mutter her und fahren mit ihren Rüſſeln gierig zu, wenn die vor ihnen wühlende und pflügende Alte einen leckeren Biſſen gefunden, den ſie großmüthig ihren Kleinen überlaſſen will. Langſam bewegt ſich die ſonderbare Familie vorwärts, und unbeholfen zeigen ſich alle in ihren Bewegungen. Haß und Gier beherrſcht ſie nur

bei der Verfolgung und beim Verzehren der Beute. Mit der phlegmatiſchen Natur verbindet ſich Harmloſigkeit und Sanftmuth, ſo daß man von dem Stinkdachs keinen ſo gefährlichen Biß oder Handſchlag wie von ſeinem groben Verwandten in unſeren Wäldern zu erwarten hat. Freilich muß man dafür beim Näherkommen gewärtig ſein, mit der wirkſamſten Vertheidigungswaffe des fremden Dachſes, mit ſeiner ekelhaften Drüſenausſonderung, eine gewiß nicht willkommene Bekanntſchaft zu machen. Ein Zeugniß dafür, daß das Thier nicht ohne alle Klugheit, wenigſtens bei der Einrichtung ſeines Baues verfährt, iſt der Umſtand, daß es die Zugangsröhren oben an der Mündung mittelſt Reiſig und Laub verſtopft, um dem feindlichen Späher die Spuren ſeines Obdaches zu verbergen.

## Der Honigdachs.

Von anderen dachsartigen Sohlengängern wollen wir hier noch den afrikaniſchen Vertreter dieſer Sippe, den ſogenannten Honigdachs (Ratelus capensis), aufführen, deſſen Hauptheimat das Kap der guten Hoffnung iſt. Die äußere Erſcheinung dieſes Thieres erinnert an eine Art langbehaarter Hunde, und zwar iſt der obere Theil ſeines Pelzes von aſchgrauer, der untere dagegen von dunkelgrauer Farbe. Und während den aſiatiſchen Dachs ein weicher Seidenpelz deckt, geht der Afrikaner in rauhhaarigem Gewande einher. Ueberhaupt hat dieſer eine plumpere, derbere Geſtalt und jedenfalls die doppelte Größe vor jenem voraus. Haben wir die vorhergehenden Dachsarten als geſchickt im Graben gerühmt und namentlich die Tiefe der Baue bewundert, bis zu welcher ſich der europäiſche Dachs hinabſcharrt, ſo muß uns erſt die faſt unglaubliche Grabfertigkeit des Honigdachſes geradezu in Erſtaunen ſetzen. Die Schnelligkeit, mit welcher der Dachs ſich vermöge ſeiner Krallen in den Boden einſcharrt, erinnert uns an die gleiche Tüchtigkeit der Panzer- und Schuppenthiere. Ungeachtet ſeiner Meiſterſchaft im Graben erfahren wir doch nichts von einer beſonders hervortretenden kunſtvollen Einrichtung ſeines Baues. Er ſcheint ſich auf ſeine Rüſtigkeit zu verlaſſen, die ihn ſeinen Verfolgern, gleich dem Panzerthier, entzieht. In Anbetracht ſeiner Langſamkeit und Trägheit, die er mit den anderen Dachſen gemein hat, wäre er gewiß mit ſehr leichter Mühe zu überrumpeln und einzuholen. Indeſſen vermag und verſteht er ſich in ſolchem Falle durch ſein ſcharfes Gebiß gehörig in Reſpekt zu ſetzen, und wehe dem, welcher ihn mit den Händen zu faſſen ſich erkühnt. Sein Pelz ſitzt übrigens loſe und die Geſchmeidigkeit ſeines Körpers iſt der des Aals zu vergleichen. Der Name des Honigdachſes rührt von ſeinem Jagdeifer her, mit welchem er das Volk der afrikaniſchen Bienen beunruhigt, um ſein Gelüſte nach den Honigwaben zu ſtillen, die von jenen Bienen im Erdboden angelegt werden. Geduldig und mit lüſterner Spannung beobachtet er den Flug der Bienen, wenn er ſich noch vor Sonnenuntergang aus ſeinem Bau in das Freie begiebt. Dann wieder läßt er ſich von ſeinem Geruchſinn leiten und ſchnüffelt die Bienenneſter aus, um, rückſichtslos und unempfindlich gegen ihre Stiche, den Inhalt zu plündern. Vergeblich umſchwärmen und bedecken ihn die erboſten Bienen, deren Stiche durch den dicken Pelz nicht dringen, da ſelbſt die Augen durch ihre tiefe Lage geſchützt erſcheinen. Sollte aber auch wirklich einmal ein Stich in die Naſe oder in die Gegend des Mauls, trotz der abwehrenden Vorderfüße, den kühnen Räuber treffen,

Digitized by Google

ſo kümmert ihn ſolch' kleines Unheil nur wenig, denn der ſüße Lohn ſeines räuberiſchen Einbruchs iſt zu verlockend. Aber es ſind nicht blos die Bienen, welche der rückſichtsloſe Plünderer heimſucht, auch das Geſchlecht der Mäuſe und Ratten iſt nicht ſicher vor ihm. Wie langſam und gemächlich ſein nächtlicher Raubzug auch ſein mag, ſo weiß er doch jene Nager zu beſchleichen und zu erfaſſen, ja ſelbſt ſchlafende Vögel überfällt und verzehrt er. Weniger begründet ſcheint das Gerede, daß er auch Bäume erklettere, um dort niſtende Vögel zu erhaſchen, und ſeine erfolgreichen Angriffe auf die leiſe ſchlafenden beflügelten Kinder der Lüfte werden ſich lediglich auf den Boden und auf eine mäßige Entfernung von denſelben beſchränken. Seine übrige Nahrung bilden allerlei Wurzeln und Knollen, denen er aber, als echtes Süßmaul, wo er ſie haben kann, niedergefallene Früchte entſchieden vorzieht.

---

## Wieſel, Marder, Iltis.

### Unſer kleines und großes Wieſel

ſchildern wir mit den Mardern nicht ſowol wegen ihrer meiſt natürlichen Wohnungen, ſondern vielmehr mit beſonderer Rückſicht auf ihre ausgezeichneten Charakterzüge. Dieſe zwei niedlichſten Geſchöpfe unter den Räubern der Säugethiere, das großе Wieſel oder Hermelin (Mustela Erminea) und ſein kleines Vetterchen Wieſel (Mustela vulgaris), haben der ganzen Familie der Marder den wiſſenſchaftlichen Namen Mustela gegeben, und mit Recht: denn ſie vereinigen alles Weſentliche dieſes Geſchlechtes in vollkommenſtem Grade in ſich. Muthig, äußerſt gewandt und verwegen bei ihren Räubereien, blutdürſtig im höchſten Grade, geiſtig ausgezeichnet und mit den ſchärfſten Sinnen begabt, hat ſie mit gutem Grunde der große Naturforſcher Linné als charakteriſtiſche Träger der ganzen Gattung erwählt. — Es ſollte alſo folgerecht und dem Wortbegriffe nach die zur Familie erweiterte Linné'ſche Sippe Mustela (Wieſel) nicht die der Marder, ſondern die der Wieſel heißen. In Deutſchland ſind die unſeren Wieſeln am nächſten verwandten Sippen in der eben gedachten Familie unſere beiden Marder, der Iltis und der Nörz, welch' letzterer eigentlich als Bindeglied zwiſchen Marder und Fiſchotter erſcheint.

Haben wir in den Bären die Sohlengänger kennen gelernt, ſo ſtellt ſich die Familie der Wieſel als Zehengänger (Digitigrada) dar, d. h. ſie tritt beim Gange nicht platt auf die ganze Sohle, ſondern mehr auf deren vorderſte Gliedmaßen. Unſere beiden Wieſel ſind mit die kleinſten einheimiſchen Fleiſchfreſſer und zählen als ſolche zu den Raubthieren (Rapacia), welche die große Gruppe der „reißenden fleiſchfreſſenden Zehengänger", darunter die gewaltigen Katzen, Löwen und Tiger, ſchließen.

Aber dieſe kleinen Außenpoſten der Raubthier-Ordnung machen ihren großen Geſinnungsgenoſſen vollkommen Ehre, ja übertreffen dieſe verhältnißmäßig noch an Muth, Stärke und Blutdurſt.

Betrachten wir zuerſt unſer kleines Wieſel, auch das Heermännchen oder Hermchen genannt. Dieſer nette, kaum handlange, aber ſtarke Wegelagerer iſt ein



Digitized by Google

Ueberall und Nirgend. Am Wurzelstocke der Eiche im Walde, in der Steinhalde auf der Wüstung, auf dem bebuschten Raine und dem Bachufer, dann wieder in Kellern, Ställen, Scheunen und Dachböden menschlicher Wohnstätten, ist er daheim. In die Felsenspalten, wie in die Wohnung des Hamsters und in die Burg des Maulwurfs, bricht dieser Raubritter sich Bahn, überall mit frischem Muth, gleicher Keckheit und gleichem Erfolg. Der Maus wie der Wasserratte, dem höhlengewandten, lichtscheuen Maulwurf, dem bissigen, zänkischen Hamster wie dem Kaninchen mit seinem wehrlosen Vetter Hase, dem ganzen Heer der Heuhüpfer, der Schmetterlinge und der Vögel, der schleichenden Eidechse, der sich windenden Blindschleiche und Ringelnatter im Grase, dem hüpfenden Frosch im Schilfe, ja dem Fisch im Wasser: Allen ist der Krieg erklärt von dem kleinen, aber überaus tapferen Lanzenbrecher, welcher als der verwegenste Räuber Alles, was da „kreucht und fleucht", überfällt. Freilich wird seine Tollkühnheit durch eine große Gewandtheit des geschmeidigen, schlanken Leibes und nicht minder durch eine wirklich überraschende Gegenwart des Geistes unterstützt. Was Wunder, wenn dieser Mörder im Reiche der kleinen Thierwelt Furcht und Zagen verbreitet und selbst bei Raubvögeln und minder bissigen Hunden, ja selbst beim Menschen, sich in einen gewissen Respekt gesetzt hat.

In der Nähe buschiger, steinichter Feldraine kann man den Kleinen oft sein loses Handwerk treiben sehen. Wie oft haben wir den Schelm in seinem Thun und Treiben beobachtet, wenn es Abends still auf der Flur geworden und das Räuberchen Lust zum Wegelagern in seinem Rainloche oder der Steinspalte verspürte.

Ein leiser, kurzer Strichregen ist an einem warmen Sommerabende kaum merkbar über die Gegend gezogen, und erfrischend haucht die Flur ihre Wohlgerüche aus. Nichts regt sich weit und breit; nur das schrille Gezirp der Cikade und der Feldgrille zittert über das Getreide dahin, oder vor der Thür der Gebüsche plaudert die Schwätzerin Grasmücke das Geheimniß der Flur aus. Plötzlich gewahrt unser aufmerksamer Blick Etwas im Gestein. Sieh, da streckt ein Wiesel das feine Köpfchen mit dem schnurrhaarigen stumpfen Schnäuzchen und den runden, breiten Muschelohren aus dem Loch, überallhin suchend. Jetzt ist der Umkreis ausgekundschaftet und das Thierchen glaubt sich sicher in seinem Bereiche. Da kommt der schlanke, nach unten zu weißliche Hals und der eben nicht dickere rothbraune Leib mit dem nur anderthalbzölligen Schwänzchen aus dem Schlupfwinkel hervor. Nun geht's in kleinen Galoppsätzen nach Marder- und Wieselart von Stein zu Stein, bald hier, bald dort anhaltend und den Wind mit rührigem Näschen befragend. Beim geringsten Geräusch aufschreckend, mit allen Sinnen wachsam, tummelt es sich wie im Fluge herum. Hier wird ein Mauseloch beschnüffelt, dort ein Busch umkreist und die Stauden und Zweige hinauf nach einem Vogelnest ausgeklettert. Halt! was ist das? — Ein Sprung nach einem Käfer in der Luft, — nein, ein Schmetterling ist es, den der kleine Jäger viel geschickter als der flinkste Knabe mit seinem Netze abfängt. Jetzt steht unser Wildfang still, zieht das eine Vorderpfötchen hinauf bis zur Brust und lauscht nach dem Feldwege hin in höchster Spannung; nun ein „Männchen", und scharf lugt es aus, wie ehemals ein Wegelagerer von den Zinnen seines Raubnestes. Unser Auge folgt der Richtung des Feldweges und bemerkt, wie ein junger Hase, ein sogenannter Dreiläufer, in lustigen Sprüngen daher kommt. Siehe, jetzt hat er die

Digitized by Google

Wendung des Weges gewonnen und im Nu ist der Springer wieder herum zum Laufe zurück. Wir folgen mit unseren Blicken der Staubwolke, die durch's Feld dahinfliegt. Dort plötzlich an einem Bache endet unstreitig eine der kleinen Stationen des Renners. Aber nicht lange, so wirbelt es wieder auf in der staubigen Bahn, näher und näher in Blitzesschnelle zu uns heran. Schon ist er wieder ganz in unserer Nähe und legt die Löffel (Ohren) vor Wohlbehagen tief in den Nacken, macht mit gelüfteten Löffeln einen Freudensprung an dem Rain, breit und lang und mit schäkerndem Hintertheile, wie es nur ein junger, freudetrunkener Hase kann. Dann sitzt er still, macht ein Männchen und streicht sich in wohlgefälliger Betrachtung seiner Rennthaten die angebenden Schnurrhärchen in seinem Hasengesicht mit den Vorderläufen.

Großes Wiesel mit Hase.

Aber wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel fährt da ein rothbraunes Ding dem Harmlosen entgegen. Es ist unser kleiner Wieselschelm, der aus dem letzten Grasbüschel des Rains hart am Wege mit gewaltigen Mordgedanken gelauert und nun den unheilbringenden Sprung dem unglücklichen Springinsfeld an den Hals gethan hat. Wehe über den armen Lampe! Was hilft ihm sein erbärmliches Jammern, sein erstaunliches Rennen, noch weit schneller als zuvor! Wie angewurzelt sitzt ihm das kleine Ungethüm fest am Halse und diesen besten Reiter von der Welt wirft er nimmermehr ab. Schon hören wir das Schreien schwächer und schwächer, endlich verhallt es in einem näselnden Sterbeton. Wir eilen hinzu nach der Richtung des letzten Lautes und erblicken den Gequälten todt auf dem Wege, wo er noch kurz zuvor in voller

Digitized by Google

Lebensluſt dahin ſprang. Wahrlich! noch hängt ihm der kleine Tiger am Halſe, in vollen Zügen Blut ſaugend. Doch wir ſind bemerkt, denn plötzlich entſpringt der kleine Wüthrich in's Getreide neben dem Wege und überläßt uns gutwillig den Haſenbraten. Wir heben den Todten in die Höhe und finden, an einer ganz unſcheinbaren Wunde, daß ihm die Schlagader am Halſe aufgebiſſen iſt, aus welcher ſein Mörder das Blut geſogen hat.

Es iſt wohlgethan, wenn wir den kleinen Strauchdieb unbehelligt laſſen. Iſt er doch bei all' ſeinem Raube für uns Menſchen ein überwiegend nützliches Thierchen, das ſo manchen Garten von der ſchädlichen Scharr- oder Reutmaus und allen möglichen Kerbthieren, manches Gehöft und manchen Feldſtrich von Mäuſen und Ratten reinigt. Ja, ſein Morden iſt nicht etwa einſeitig und beſchränkt. Unſere beiden Wieſel, das kleine wie das große, rauben und morden ſo zu ſagen in großem Style. Iſt doch der viel ſtärkere und ſo biſſige, aber plumpe Spießbürger Hamſter, dieſer heimtückiſche Kornwucherer, in ſeiner eigenen Behauſung vor unſeren munteren, genialen Raufbolden nicht ſicher. Kühn greifen ſie den pfauchenden Hüter ſeiner Fruchtſchätze in ſeinem Bau an und erobern ſich letzteren nicht ſelten zur eigenen Wohnſtätte. In ſolch' einer geraubten Burg oder im Bau eines Maulwurfs oder in den ſchon erwähnten Schlupfwinkeln bereiten ſich unſere beiden Wieſelarten, die in ihrer Lebensweiſe viel mit einander gemein haben, ein weiches Lager von Moos, Laub und Halmen. Das Neſt iſt nichts Anderes, als ein etwas vervollkommnetes Lager von runder Geſtalt, ziemlich platt/ und nur an den Rändern etwas erhöht. Es gleicht den Neſtern der gemeinen Feldmaus; nur ſind die Halme daran nicht ſo kurz zerbiſſen, wie an dieſen, ſondern mehr in ihrer natürlichen Länge belaſſen. Laub und Moos bilden gewöhnlich die Unterlage und den Rand, während Grashalme zur inneren Lage genommen werden. Alles jedoch iſt kunſtlos in die Kreuz und Quere gelegt. In der Burg des Maulwurfs oder dem Bau des Hamſters findet das Wieſel hinlänglichen Raum, ſein Familienlager einzurichten. Kleinere Erdſpalten, Maushöhlen u. dergl. erweitert es zuweilen mittelſt Scharren, namentlich zu einer Art Keſſel für das Lager. Man hat an einem Raine ein Wieſel eine alte Wurzelhöhlung bis in die Erde hinein durch Scharren erweitern ſehen, offenbar zum Zwecke der Lagerbereitung, da ſpäter in dieſer Räumlichkeit junge Wieſel bemerkt wurden. Ganze Baue fertigt das Wieſel wol niemals, auch wird es Löcher und Erdbaue anderer Erdgräber nur höchſt ſelten erweitern. Daß ſich übrigens die Wieſel Gänge durch weicheres Material brechen, um in das Innere von Stallungen auf verdecktem Wege zu gelangen, beweiſt eine kürzlich von mir in einem Bauernhofe bemerkte ſchmale Höhlung, die von der Miſtſtätte zum Viehſtall führte und von einem kleinen Wieſel zum Ein- und Ausſchlüpfen benutzt wurde. Gewöhnlich aber genügt dem Thierchen ſowol für ſein tägliches Lager als für ſeine Familienwohnung die Räumlichkeit in den eroberten Erdbauen, in Erd- und Steinſpalten oder auch in hohlen Baumwurzeln ꝛc.

Unſere Wieſel werfen drei bis acht Junge, die ſie mit großer Sorgfalt ſäugen und pflegen und in Gefahr mit voller Todesverachtung vertheidigen. So wurde einſt mein Hühnerhund von einem kleinen Wieſel, das er bei ſeinen Jungen im Felde überraſchte, muthig angegriffen und ſo empfindlich an der Naſe gepackt, daß der ſonſt

Digitized by Google

Tapfere, ganz verblüfft, die muthige Vertheidigerin ihrer Kleinen zwar heftig von ſeiner Schnauze fort ſchleuderte, ſie dann aber gänzlich unbehelligt ließ.

Spielende Wieſel.

Gar ergötzlich ſind die zierlichen Spiele der jungen Wieſel anzuſchauen, wie man ſie namentlich des Abends, bei ſtillem Sommerwetter, an Steinhaufen und Rainen auf dem Anſtand beobachten kann. Dort hält das rührige Völkchen ſeine Sprung- und Kletterübungen, bei dem geringſten Geräuſch jedesmal in allen möglichen Schlupf-

Digitized by Google

winkeln Verſteckens ſpielend, aber über ein Weilchen wieder neugierig die allerliebſten Spitzbubenköpfchen, hier aus einem Mausloche, da hinter Steinen und Wurzeln, dort aus einem Gleiſe oder einem Staudenblatte hervorſtreckend, um ſich von Neuem dem Treiben der glücklich vergeßlichen Jugend hinzugeben. Sieh, wie die netten Burſchen mit den kurzen Beinchen und zarten Pfötchen ihr Männchen machen, ſich balgend übereinander werfen und manchmal auch, wenn ihre Räubernatur hervorbricht, einander wol derb beißen. Daß die Alte ihnen, wie es unſer Bild zeigt, lebende Mäuſe zum Spiel und Fraße raſtlos zuträgt, bekundet des Thierchens Nutzen und mag uns ein Wink ſein, daſſelbe zu ſchonen.

Ein nicht minder gewandter und kühner, dabei noch ſtärkerer Räuber iſt das großе Wieſel. Seine Färbung ähnelt ſehr ſeinem Zwergverwandten; ſie iſt, wie bei dieſem auch, je nach der Jahreszeit ſehr veränderlich.

Im Sommer ſieht die Hauptfarbe rothbraun aus; nur am Bauche, an den inneren Seiten der Beine und um die Oberlippen iſt ſie weißlich oder gelbweiß, und die Schwanzſpitze trägt etwa anderthalb Zoll lang ein ſchwarzes Fähnchen. Der Winter hingegen verleiht dem Thiere bei ſeiner Härung faſt durchgehends ein ſchneeweißes Mäntelchen mit dem eben beſchriebenen ſchwarzen Abzeichen an der Schwanzſpitze, welches dem kleinen Wieſel fehlt. Von dieſem ſchönen Pelze wurden einſt die Krönungsmäntel bereitet, und noch jetzt werden ſie in Aſien und Rußland von den Großen und Reichen getragen. Im Norden iſt das Pelzwerk des Hermelins äußerſt fein und zart; auch wird das Thierchen dort größer als bei uns, wo es ſammt dem Schwanze etwa vierzehn Zoll in der Länge mißt. Oken ſpricht auch von „verkehrten" Hermelinen, d. h. ſchwarzen mit weißer Schwanzſpitze. In den kalten Erdſtrichen färbt ſich der Pelz immer weiß im Winter; unter den gemäßigten Zonen hingegen trifft man bisweilen auch braune Exemplare in jener Jahreszeit, ſowie umgekehrt mehr oder minder weiße im Sommer, auch manchmal, beſonders in milden Wintern, ſchäckig ausſehende, ähnlich dem kleinen Wieſel in ſeinem Winterkleide. Bei letzteren iſt die Färbung noch nicht vollkommen zur Vollendung gekommen.

Es unterliegt wol jetzt keinem Zweifel mehr, daß der Farbenwechſel im Frühjahr oder Vorſommer, von dem Weiß der Wintertracht in das Braun des Sommerkleides, durch allmäligen Ausfall der Winterhaare und durch das Herauswachſen des Sommerpelzes hervorgebracht wird. Weniger feſt ſteht es, ob die Färbung im Spätherbſte vom Roth in das Weiß ebenfalls auf neuer Behaarung oder vielleicht auf einer ganzen oder theilweiſen Bleichung der alten Haare beruht. Aus unſeren Erfahrungen an gefangenen und frei herumlaufenden Wieſeln haben wir die beſtimmte Ueberzeugung gewonnen, daß der Farbenwechſel im Spätherbſte und oft mitten im Winter durch vollſtändige neue Härung bewirkt wird. Die Winterbehaarung kennzeichnet ſich dann auch als eine entſchieden dichtere und längere als die ſommerliche. Nur iſt nach unſeren Wahrnehmungen der Farbenwechſel des Thieres in unſerem Klima kein ſo regelmäßiger, ſchneller und entſchiedener, wie im höheren Norden, und ſo erklärt ſich der gewöhnlich langſame Uebergang von einer Härung oder Färbung in die andere, ſowie die Erſcheinung von ganz und halb braunen oder gemiſchtfarbigen Wieſeln im Winter und von mehr oder minder weißen im Sommer. In ſeiner Lebensweiſe und in ſeinem Weſen iſt das Hermelin nur

Digitized by Google

das vergrößerte Bild ſeines Verwandten. Nur iſt ſein Körper ſchlanker und geſchmeidiger und der Rücken noch auffallender nach oben gewölbt, außerdem auch der Schwanz von etwa halber Körperlänge. Dieſe Einzelheiten, ſowie die Größe im Allgemeinen, machen die hauptſächlichen Unterſcheidungszeichen zwiſchen ihm und dem kleinen Wieſel aus. Dieſem an rückſichtsloſer Raubluſt ebenbürtig, wird das Hermelin auch in gleichem Maße von der ganzen kleinen Welt der Säugethiere, Vögel, Fiſche und Inſekten gefürchtet.

Ein nettes, launiſches Necken zwiſchen Hermelin und Krähen hat uns Oberförſter Dr. H. Nördlinger in ſeiner Zeitſchrift über Forſt- und Jagdwiſſenſchaft geſchildert. An einem Herbſttage bemerkte der Genannte aus der Ferne zwei Rabenkrähen, die auf eine abſonderliche Art mit Etwas beſchäftigt ſchienen, indem ſie abwechſelnd bald eine Strecke raſch liefen, bald einige Fuß hoch ſich über die Erde erhoben. Näher gekommen, gewahrte der Beobachter die Krähen mit einem großen Wieſel in folgender charakteriſtiſchen Unterhaltung. „Das Wieſel hatte in dem Straßengraben ſeinen Zufluchtsort. Mit Blitzesſchnelle fuhr es heraus, raſchelte durch das welke Laub, welches den Boden theilweiſe bedeckte, und führte einen Scheinangriff auf einen Raben aus. Es zwang dieſen, ſich etwas über den Boden zu erheben, und führte, ſich hin und her werfend wie ein Fiſch auf dem Lande, die gewandteſten und tollſten Sprünge aus, bei denen eben ſo oft der weißgelbe Bauch als der braune Rücken zum Vorſchein kam. Dann kehrte es wieder zum Graben zurück, jedoch nur um ſogleich wieder den Vorderleib herauszuſtrecken und auf dem Tummelplatz zu erſcheinen. Oder es blieb auf der Straße ſitzen, den nun erfolgenden, offenbar eben ſo wenig ernſt gemeinten Angriff der Krähe zu erwarten, die den Kopf vorſtreckend auf das Wieſel zutrabte, aber das flinke Thierchen eben ſo wenig erreichte, als es dieſem nachher wieder gelingen mochte oder im Sinne lag, ſeine Turngeſchicklichkeit wirklich an dem kräftigen Schnabel einer oder gar der beiden Krähen zu prüfen. Das Wettſpiel dauerte mit vielen Abwechſelungen von beiden Seiten in der geſchilderten Art zehn Minuten lang fort, bis es von meinem Dachshunde geſtört und die Krähen veranlaßt wurden, aufzufliegen.“

Beide Theile gaben ſich hier ein höchſt beluſtigendes kleines Turnier, und der Erzähler knüpft die Bemerkung eines ſinnigen Beobachters an ſeine Mittheilung, daß Krähe und Wieſel ſich gegenſeitig für unangreifbar hielten; daß die erſtere ſich beſtrebte, dem ſonderbar gewandten, kecken und wieder aalähnlich entſchlüpfenden, ſcharfzähnigen Säugethier die Wichtigkeit ſeines Schnabels darzuthun, das Wieſel aber ſich beluſtigte, dem ernſten und unbehülflichen Raben zu zeigen, wie wenig es ſich mit ſeiner Geſchicklichkeit aus körperlicher Maſſe und plumper Gewalt mache. — Vor Allem iſt es aber die Jagd auf die Waſſerratte, wobei das Hermelin ſein Raubtalent in vollem Glanze entwickelt. Bemerkt es auf ſeiner Wanderung an Bach- oder Teichufern zu irgend einer Jahreszeit oder aus ſeinen Schlupfwinkeln von hohen Rainen herab die verhaßte Waſſerratte, ſo begiebt es ſich flugs in's Waſſer zur Verfolgung der in dieſem Elemente Vertrauten. Und auch hier iſt unſer Räuber nicht minder behende, umſichtig und ausdauernd, als zu Lande. Die Waſſerthiere ſind beim Anblick ihres Todfeindes wie Schatten verſchwunden. Aber das Wieſel, mit Kopf und Hals über dem Waſſer, ſetzt die Verfolgung mit Hülfe ſeiner untrüglichen Naſe fort. Jetzt hat es die Ratte im Winde, denn es ſauſt ſchnurſtracks einer Stelle im beſchilften

Digitized by Google

Ufer zu. Und richtig! Da ſpringt aus einem Schilfbuſche die Bedrängte mit einem Satze wieder in's Waſſer und taucht unter. Aber der beharrliche Feind folgt unverdroſſen ihrer Spur. Eben hat die Ratte das Ufer gegenüber erreicht und ſtreckt geräuſchlos nur die Schnauze neben dem Blatt einer Waſſerroſe über die Waſſerfläche. Doch auch in dieſem Verſtecke wittert ſie das Wieſelnäschen, und blitzſchnell iſt der Verfolger wieder hinter der Ratte. Jetzt geht's im Kreiſe herum, über einzelne Rohrpartien und Waſſerpflanzen hinaus, unter und zwiſchen ihnen her, ſchwimmend, tauchend, ſpringend und hüpfend. Die Gejagte wendet alle Künſte des Schwimmens und Tauchens an: — immer folgt ihr das nimmer müde Wieſel. Jetzt hat der Flüchtling wieder das Schilf am Ufer des Baches erreicht und verſucht ſeine Rettung mit der Fertigkeit des Springens zwiſchen den Rohrſtengeln und dem ſcharfen Schilfe, ſowie zwiſchen dem Geranke halb im Waſſer. Wir hören deutlich das Plumpſen der Sprünge und ſehen, wie ſich das Rohr bald hier- bald dorthin bewegt, gleichſam als wenn ein Wind hindurchginge. Stetig dahinter verräth ſich aber auch der Dränger und Treiber durch das leiſere Geräuſch ſeiner Sprünge und Bewegungen im Schilfe. Auf einmal iſt's ſtill, und gleich nachher erſcheint unſer Teufelchen im Freien, hoch die Naſe hebend und ringsum über die Waſſerfläche witternd; in kleinen Bogen kreiſt es am Ufer hin und her und beſchnüffelt jetzt eine Stelle im Schilfe. Wahrlich! da iſt ein Loch hart über dem Waſſerſpiegel — die Höhle der Ratte. Dahinein ſchlüpft das Wieſel. Eine Weile vergeht. Doch plötzlich erſcheinen große Waſſerblaſen vor dem Eingangsloche; es entſtehen kleine, aber ſchnellwachſende Kreiſe im Waſſer, und nun vernimmt das Ohr ein Geplätſcher im Schilfe, aus dem ſich Etwas von der Höhlung aus wie in einem Gewoge hervorwälzt. Mit einem Male erſcheint unſer Wieſel ſammt der Ratte in einem Knäuel verſchlungen, der bald über, bald unter die Waſſerfläche taucht. Feſt hat der liſtige Räuber die feiſte Ratte im Genick gepackt und nicht lange, ſo iſt das viel derbere Waſſerthier von ſeinem gewandten Feinde beſiegt. Und nun zerrt er ſeine Beute an's Ufer, um ihr hier das Blut auszuſaugen, wobei er meiſt auch das Hirn aus dem zerquetſchten Kopfe ſich gut ſchmecken läßt.

An dieſem einzigen Beiſpiele ſehen wir, welch' kurzen Prozeß das Hermelin mit Thieren von ſeiner Größe und Stärke macht, und können daraus ſchließen, wie dieſem Räuber ſogar ein gelegentlicher Raubritt auf einem erwachſenen Haſen ein Leichtes ſein muß, ja wie die Eroberung der Burg eines Hamſters ihm noch viel leichter als ſeinem kleineren Verwandten gleichen Namens gelingen wird, — mit einem Worte, wie das große Wieſel als eine der gefürchtetſten Gewaltsperſonen im Reiche der kleineren Thierwelt herrſcht. Dafür wird es nun freilich überall, wo es ſich zeigt, von Menſchen verfolgt: vom kurzſichtigen Landmann, dem es hin und wieder ein Hühner- oder Taubenei raubt, vom engherzigen Jäger aus Rache für ſeine gelegentlichen Jagden auf Haſen und Feldhühner. In welchem günſtigen Verhältniß ſteht aber bei alledem dieſer geringfügige Schaden zu dem weit überwiegenden Vortheil, den jenes Raubthier durch ſeine bedeutenden Verheerungen unter dem Geſchlecht der Mäuſe und vieler anderen ſchädlichen Säugethiere wie Kerbthiere für den Menſchen verurſacht! Wahrlich, wir ſollten dem ſo nützlichen Thierjäger dankbarer ſein und fernerhin nicht mehr aus bloßer Unwiſſenheit ihm ſeine Verdienſte ſchmälern, die im Ganzen nur wohlthätig auf unſere eigenen Zwecke zurückwirken!

Digitized by Google

## Der Edelmarder.

Um den Edelmarder, auch Baum- oder Buchmarder (lat. **Mustela martes** oder **Martes abietum**) genannt, möglichſt genau kennen zu lernen, müſſen wir ihn in ſeiner Heimat, im Walde, aufſuchen. In Laub- und Nadelwäldern der ganzen nördlichen Erdhälfte, in Aſien wie in Amerika, in Europa, von Italien bis in's nördlichſte Schweden hinein, wird er angetroffen. Dichte und vereinzelte, mit Dickicht oder altem Gehölz wechſelnde Wälder, mehr im Gebirg als in der Ebene, ſind ſein liebſter Aufenthalt. Hier ſucht er finſtere Tannen- oder Fichtenorte und wählt ſich das Neſt eines Eichhörnchens, einen Raubvogelhorſt oder alte Raben- und Taubenneſter zu ſeinem Lager; auch hauſt er nicht ungern in Laubwäldern mit alten Eichen, in deren Höhlen er ſich während des Tages verbirgt. Seltener bewohnt er Felſenſpalten, Fuchsbaue oder Schlupfwinkel in der Nähe menſchlicher Wohnungen. In ſolchen Verſtecken ruht er, mehr Nacht- als Tagthier, bei Tage gewöhnlich zuſammengeringelt, und ſchläft, auf der natürlichen Unterlage von losgelöſtem Mehl oder Gebröckel faulen Holzes, bis zur Dämmerung hin, in welcher er ſeine Raubſtreifzüge beginnt. Meiſt in hohlen Eichen findet man ſein mit Moos, Würzelchen und Halmen ausgefüttertes kunſtloſes Neſt oder beſſer Lager, welches dem bei den Wieſeln beſchriebenen Lager ſehr ähnlich und nur etwas größer wie derber angelegt iſt. Hierin findet man Ende März oder zu Anfang April drei bis vier Junge, die von den Alten ſchon nach einigen Wochen aus der Höhle an's Licht geführt und in allen Künſten des Kletterns und Springens eingeübt werden. Bald iſt ihnen, da ſie täglich bei ſtillem Wetter luſtwandeln, der ganze Umkreis von Bäumen mit allen Schlupfwinkeln bekannt, und der leiſeſte Warnton der wachſamen Mutter ſcheucht die Jungen blitzſchnell und immer ſicher in die nächſten Froſtſpalten, Staaren- und Spechtlöcher oder in alte Vogelneſter ihres Baumbezirkes. „Jung gewohnt, alt gethan!“ Unſer Edelmarder, der von früheſter Jugend an ſich in der Luft- und Baumtänzerei raſtlos übt, bringt es bald bis zur höchſten Meiſterſchaft im Klettern wie im Springen, wenigſtens übertrifft er in dieſen Künſten alle anderen kletternden Raubthiere. Freilich hat ihn dazu die Mutter Natur auch mit den günſtigſten Werkzeugen ausgeſtattet. Man denke ſich unſer großes Wieſel beinahe zwei Fuß lang, viel derber, gedrungener und muskulöſer, einen Raubgeſellen, der bei ſolch' ſtarkem Bau gleichwol einen vom Kopf bis zum elfzölligen Schwanz gleichen Leib aufweiſt und dadurch zum Einkriechen in Löcher und Spalten befähigt iſt, in welche man kaum die Hand hineinzwängen kann; man denke ſich ferner dieſes Thier mit einem verhältnißmäßig furchtbaren Gebiß und mit ſtarken, ſpitzen Klauen an den derben Beinen bewaffnet, dazu mit eben ſo feinen Sinnen wie die Wieſel begabt, ſo hat man unſeren Wald-Räuberhauptmann Edelmarder. Bei ſolchen Vorzügen iſt das Thier auch noch mit einem prachtvollen Pelze begabt, deſſen Koſtbarkeit zu unausgeſetzten Nachſtellungen anreizt. Seine Oberſeite, der buſchige Schwanz, ſowie die kurzen, an den Sohlen behaarten Beine mit der ungeheuren Muskelkraft ſind von glänzend dunkel-kaſtanienbraunen Ueber- oder Grannenhaaren bedeckt; der Bauch, die Flanken und die Schenkel an der Innenſeite, ſowie Kopf und Backen, ſind hellbraun.

Digitized by Google

Das Grundhaar iſt gelbgrau und geht auf der Kehle in Dottergelb über, das ſich, ſchmuziger gefärbt, von da am Bauche hin bis zum After manchmal in einem ſchmalen, bisweilen unterbrochenen Streifen fortſetzt. Die ſchwarzbraunen Borſten und Schnurren um Augen, Backen- und Halswarzen, ſowie um die gelbgraue Schnauze, und die großen, blutlüſternen Augen vollenden das Bild unſeres Freibeuters. Aber mehr als all das todte Beſchreiben ſeiner Farbe und Leibesgeſtalt kennzeichnet ihn das Treiben bei ſeinen Räubereien und Jagden. Da folgen meine freundlichen Leſer mir, dem mit dem Walde und ſeinen Thieren Vertrauten, wol gern im Geiſte in die ferne Waldeinſamkeit, wo ich ihnen den Mörder wie leibhaftig zeigen werde.

Wir ſteigen in's Gebirg hinein, in die ſchweigſame Nacht einer Nadelwaldung. Ruhig und geräuſchlos wandern wir auf der feuchten Moosdecke des Bodens voran. Es iſt Mai und die den Schwarzwald gleichſam wie helle Luftgeiſter begleitenden Lärchenbäume ziert bereits die ganze Entfaltung ihres jungen, lachenden Grüns. Ihre dunklen Schweſtern, die Edeltannen und Fichten, ſind eben erſt im Ausbruch ihrer neuen Kreuztriebe begriffen. Doch was fällt hier von dem Lärchenbaume herab? — Es iſt ein junger Blütentrieb, der zu anderen auf dem Boden zerſtreuten Lärchen- und Fichtenzweigen herabgefallen iſt. Was bedeutet das? Hier fällt wieder einer zu unſern Füßen — und ſieh! nun trifft's uns von oben auf Kopf und Rücken, als würfen Elfen uns um und um, wie einſt das Gefolge des Ritters „Harald", wie es unſer großer Dichter Uhland ſo ſchön beſingt. Aber wir, im Panzer der Nüchternheit des neunzehnten Jahrhunderts, ſind gegen allen Elfen- und Nixenzauber gefeit und entdecken die Geiſter alsbald über uns in Form unſerer eben ſo niedlichen als ſchädlichen Waldteufelchen Eichhörnchen. Ein Pärchen iſt da droben emſig beſchäftigt, junge Blüten und Nadeltriebe der äußeren Zweige zeitweilig mit ihren händeartigen Vorderfüßen auf ihren Aſt zu holen, Affen gleich in ſitzender Stellung das Zarteſte zu freſſen und das Andere in kindiſcher Sorgloſigkeit herabzuwerfen. Im Verborgenen aber hat ein Edelmarder das Eichhornpaar von einer benachbarten Fichte aus beſchlichen und fährt eben mit einem Satze zwiſchen die begierig Tafelnden. Welch' ein Schreck ergreift dieſe! Sie werfen ſich grunzend und pfeifend vor unſeren erſtaunten Augen die bedeutende Höhe von 70 und mehr Fuß kopfüber von Aſt zu Aſt herab bis zur Erde; der Marder ihnen nach. Die Verfolgten theilen ſich — das Eine dieſen, das Andre jenen Stamm hinauf. Eines erſieht ſich der Verfolger zum Opfer ſeiner Jagd aus: denn ein Eichhörnchen iſt dem Edelmarder ein Leckerbiſſen. Auf Tod und Leben geht nun die Hatze Baum auf, Baum ab; hier über uns hinweg über eine Reihe Wipfel, dort ringelförmig um die Stämme herum. Alles verſucht das geängſtigte Thierchen: es entwickelt ſeine ganze Behendigkeit, die ihm der außerordentliche Bau ſeiner Schlüſſelbeine und Kletterfüße giebt; es gebraucht den Fächerſchwanz wie ein Segel und zugleich als ein Ruder der Luft, ſich von den höchſten Aeſten herab zur Erde ſtürzend — Alles vergebens! Der Marder, wenn auch nicht ſo behende, doch durch die überwiegende Kraft und Ausdauer des ausnehmend ſtarken Muskelbaues ſeiner Läufe unterſtützt, folgt unermüdet, ja mit immer teufliſch zunehmender Gewalt dem gejagten Opfer. Schon ſcheint deſſen Schnellkraft abzunehmen — die Sprünge werden ſeltener, das Aufraffen nach einem niedergehenden Satze iſt nicht ſo plötzlich mehr, der Abſtand bei einem aufgehenden wird kürzer,

Digitized by Google

Der Edelmarder auf dem Raube.

Digitized by Google

schwerfälliger — immer kleiner der Raum zwischen Marder und Eichhörnchen, dessen Herzschlag der unsere gleichsam begleitet. Noch einen Augenblick, mein menschlicher Begleiter! Auch ich fühle, was du fühlst, längst schon nahm ich Partei für das Verfolgte. Noch einen Augenblick Stille! — Sieh, nun erreicht das Eichhorn den ausgelichteten Theil eines Tannenschlags. Dort stehen die Bäume in weiten Abständen von einander. Nun erfolgt von einer Randtanne ein Sprung unseres Eichhörnchens — ein Sprung wahrer Todesangst! Bravo, er ist ihm glücklich auf die Zweigspitze der nächsten Tanne im Lichten gelungen — der nacheilende Marder springt zu kurz und muß nun, zur Erde gefallen, von unten den Baum hinauf. Das Eichhorn aber ist bereits auf dem Wipfel der Tanne angelangt und wirft sich mit einem zweiten, ihm von oben leichter fallenden Luftsprunge auf den zweiten Baum. Aber nun schneidet unser lautes „Hallo!" der Räuber von seiner plötzlichen Verfolgung ab: überrascht drückt er sich auf einen Tannenast regungslos hin, uns mit seinen Spitzbubenaugen anblinzelnd. — Nun könnte ich der in den Jagdschriften und so manchen Naturgeschichten sich eingeschlichenen Fabel abergläubisch folgen und durch ein „Gespenst", d. h. durch mein Kleidungsstück über meinem unweit des Baumes aufgepflanzten Stocke das alte, von einigen Jagdschriftstellern aufgefrischte Mittel anwenden, den Marder auf seinen Baum zu bannen, bis sich der sonst so schlaue Räuber mit meinem inzwischen herbeigeholten Jagdgewehre geduldig herunterschießen ließe. Aber es soll uns nicht ergehen, wie jenem schriftstellergläubigen Förster, der bei solcher Gelegenheit laut Berichts des Forstmeisters Wiese im 6. Heft der Zeitschrift „Forstliche Blätter" seinen Mantel zum „Gespenst" benutzte, das sich aber während seiner Entfernung unter den Händen eines schalkhaften Diebes sammt dem gebannten Marder — fortspukte.

Haben wir in dieser naturgetreuen Jagd die Gewandtheit und Ausdauer des Baummarders zu bewundern Ursache, so müssen wir über seine Schlauheit, Kühnheit und Stärke erstaunen, mit der er nicht allein jungen, sondern selbst erwachsenen Rehen nachstellt. Der „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung" entnehmen wir eine interessante Beobachtung des königl. sächsischen Revierförsters Schaal über den Edelmarder als Mörder von Rehkitzchen. Derselbe theilt mit, daß einer seiner Waldwärter eines Tages im Walde ein mattes Rehkalb vorgefunden habe, das an Kopf und Hals durchbissen und dessen Unterkiefer dergestalt zerbrochen war, daß er dem armen Thiere den Genickfang geben mußte. Kurz darauf wurde ein zweites ähnlich verwundetes Rehkalb unweit des Waldortes, woselbst das erste gefunden, von einem anderen Forstmanne entdeckt, und wenige Zeit nachher kam ein drittes Rehkitzchen, wiederum in einem so erbarmungswürdigen Zustande, klagend in ein Dorf gelaufen und wurde von den Bauern aus Mitleid getödtet.

Unser Gewährsmann schrieb die That schwachen Hunden zu, welche die Rehe nicht vollständig bewältigen konnten. Seine Mühe, die Thäter zu entdecken, blieb erfolglos.

„Am 16. Juli" — berichtet Schaal weiter — „bei Aufgang der hohen Jagd, pürschte ich auf dem sogenannten Sohlenwege im Wirthschaftsbezirk Kuppe, und hörte plötzlich ganz in meiner Nähe, in einer lichten, bis 3 Ellen hohen Fichtenpflanzung, ein Rehkalb ganz entsetzlich klagen. Ich sprang sofort zu und sah, wie

Digitized by Google

ein ſtarker Edelmarder das Kalb am Halſe gepackt hatte, daſſelbe aber nicht erhalten konnte, ſondern von ihm von einem Orte zum andern geſchleppt wurde. Nur erſt, als ich bis zum Zugreifen nahe war, gewahrte mich der Marder und ergriff die Flucht, die ihm auch gelang, da ich mit Kugelgewehr bewaffnet war und in dem dichten Fichtenzeuge fehlte. Das Rehkalb war noch wenig verletzt, aber genau an der Stelle des Körpers und auf ähnliche Weiſe, wie die drei früher aufgefundenen; es wurde von mir aufgehoben und dort wieder freigegeben, wohin ich das Mutterreh bei meiner Annäherung hatte flüchten ſehen. Es hat ſich daſſelbe auch erhalten, denn faſt täglich ſehe ich jetzt Mutter und Kind auf den in der dortigen Nähe befindlichen Kulturen herumziehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß alle an den übrigen aufgefundenen Rehkälbern verübten Greuelthaten von dem Marder bewirkt wurden." Die Frage, welche der Beobachter dieſer Raubſcenen an ſeine Mittheilung knüpft, warum nämlich die Mutterrehe bei ſolchen Ueberfällen dem Marder nicht ſo energiſch und erfolgreich wie den Fuchs abſchlugen — dieſe Frage beantwortet ſich leicht. Das alte Reh kann gegen den auf das Kalb ſpringenden Marder nicht mit den Vorderläufen ſchlagen, wie gegen den bei ſeinen Angriffen immer auf der Erde bleibenden Fuchs: es befürchtet mit Recht, das Junge ſelbſt durch den Schlag zu verletzen, und iſt ſo rath- und thatlos. — Es iſt von glaubwürdigen Forſt- und Jagdmännern beobachtet worden, wie unſer Waldfrevler, der als ſchlechter Bodenläufer nicht im Stande iſt, durch Jagen ein Reh zu erhaſchen, den Wechſel von Rehen ausſpürt, unten im Holze wechſelnde Rehe auf Bäumen verfolgt und auf dieſe von günſtiger Stelle aus herabſpringt. Der preußiſche Oberförſter Dr. Kogho zu Roſenthal berichtet in der obenerwähnten Zeitſchrift unter vielen ähnlichen Fällen folgende ſprechende Mordbelege des verwegenen Räubers. Ein Förſter Geicke in Roſenthal verfolgte eine Marderſpur in einem Hochwalde bis zu der Stelle, woſelbſt der Marder „gebaumt", d. h. einen Baum beſtiegen hatte. Hier ſah er, daß das Thier etwa 150 Schritte weiter fortgebaumt und unverkennbar dann von einem mit Schnee behangenen Aſte niedergeſprungen war. Unter dieſem Baume bemerkte er das Lager von drei Rehen. Das ſchwächſte war „verendet" (todt) und zeigte am Genick zwiſchen den „Lauſchern" (Ohren) den „Riß" (Wunde) vom Marder. Derſelbe war weiter gebaumt, ohne daß weder zu den Lagern der Rehe, noch von denſelben ab in dem friſchen Schnee eine Marderſpur zu finden war. — Ein anderer Förſter in dem Dienſtbezirk des genannten Berichterſtatters, Namens Jung, bemerkte im Februar bei Schnee die „ſchweißige" (blutige) Fährte eines Rehes und neben derſelben die Spur eines Marders, abwechſelnd mit zwei, drei und vier Läufen in den Schnee eingedrückt. Das Reh war links in einen hohen Beſtand, noch ſchweißend, gewechſelt, der Marder dagegen rechts in eine Dickung mit einer Schweißſpuren hinterlaſſenden Schleppe. Der Förſter verfolgte die Marderſpur und fand in der Dickung ein handbreites Stück ganz friſcher Rehhaut, welche der Marder verlaſſen hatte. Nun verfolgte der Förſter die gemeinſame Fährte der Thiere auf einer betretenen Schneiſe rückwärts. Auf dieſem Wege ſah er, daß die Spuren von Reh und Marder ungefähr 200 Schritte neben einander liefen. Von hier ging er in der alleinigen Fährte des Rehes auf einer ſehr beträchtlichen Strecke. Das Reh war hier in vollſter Flucht in der Schneiſe gerannt und ſchweißte ſtark. Endlich fand

Digitized by Google

ſich, daß daſſelbe an einem Buchenſtrauche unter einer alten Fichte vertraut geäſt, dann in größter Flucht um einen nahen jüngeren Fichtenhorſt einigemal herumgewechſelt und, da daſelbſt der Schnee ſehr tief lag, die oben erwähnte gebahnte Schneiſe angenommen hatte. Der Marder iſt demnach unzweifelhaft von der Fichte auf das Reh geſprungen und von demſelben bis dahin, wo die Rehfährte und Marderſpur neben einander ſichtbar wurden, mit fortgenommen worden. Selbſtverſtändlich hat der Förſter nach genauer Beſichtigung vom Anfangs- bis Endpunkte eine weitere Marderſpur in dem friſchen Schnee nicht auffinden können. Das geriſſene Reh — eine alte Rehricke — fand der Förſter Nachmittags verendet. Ihm fehlte am Halſe das vom Marder fortgeſchleppte Stück Haut.

Wir ſehen hier in vergrößertem Maßſtabe eine ähnliche Art des Raubmordes wie bei den Wieſeln; in der Eichhorn-Jagd des Edelmarders aber wiederholt ſich dieſelbe Hatze auf Bäumen, wie ſie im Waſſer das große Wieſel nach den Waſſerratten ausübt.

Man kann ſich denken, daß der Jäger einem ſolch' gefährlichen Walddiebe wie dem Baummarder überall nachſtellt. Man ſollte ihn ſtatt Edelmarder Raubmarder nennen, und er verdient weit mehr als der Fuchs in den Forſt- und Jagdbann gethan zu werden.

Manchmal wird er auf Treibjagen aus jungen Nadelholzdickichten von Hunden und Treibern *aus ſeinem gerade nicht ſeltenen Lager auf der Erde* aufgeſtöbert und von den anſtehenden Schützen erlegt, auch mit mancherlei Fallen gefangen. Die intereſſanteſte Jagd auf ihn iſt aber das Ausſpüren. Bemerkt der Jäger bei friſchem Schnee eine Edelmarderſpur, ſo folgt er *in derſelben* (indem er ſie zur Kontrole austritt, welches der Jäger mit dem Worte „Ausgehen" bezeichnet) Stunden weit, oft in Kreiſen herum, bis zu der Stelle, wo das Thier „gebaumt" iſt. Aber damit iſt in der Regel der Schlaukopf noch lange nicht aufgefunden. Denn er ſpringt von Baum zu Baum, oft geraume Strecken die luftige Bahn verfolgend, wie wir ſchon bei ſeinen Angriffen auf Rehe geſehen haben, zuweilen wieder zur Erde kehrend und dieſe Wanderungen nach unten und oben oftmals wiederholend, bis er auf geheimem Wege endlich ſein verſtohlenes Aſtloch oder ein verborgenes altes Neſt auf einer Fichte erreicht hat. Nur den aufmerkſamen, geduldigen und geübten Weidmann führen die geheimen Zeichen auf den Schleichwegen — wie abgefallene kleine Moos- und Rindenſtücke, kleine Bällchen Schnee von den Baumäſten u. dgl. m. — bis zu dem meiſt verborgenen Schlupfwinkel, aus dem der Gaudieb bisweilen mit einem Schlage an den Baum, worin oder worauf er ruht, leicht hervorgeſcheucht („ausgepocht") und erlegt werden kann. Oft muß der Feſtſitzende aber auch aus ſeinem ſicheren Baumloche herausgehauen, oder auch der ganze Baum, worin er ſteckt, womöglich umgehauen werden. Das ſchöne, gegenwärtig in Deutſchland mit 4 bis 6 Thalern bezahlte Pelzröckchen vergütet dann dem ausdauernden Jäger manchen vergeblichen Gang um den ihn eben ſo ſehr an Jagdthieren beraubenden, als ihm mit ſeinen Schlichen und Gaunereien entgehenden Erzſchelm.

Digitized by Google

## Der Stein- oder Hausmarder.

Unſtreitig mit das intereſſanteſte unter den in unſerer unmittelbaren Nähe lebenden Raubthieren iſt der Steinmarder (Mustela foina), ausgezeichnet durch ſeine Schönheit, Gewandtheit und Klugheit, aber auch eben ſo gefürchtet und gehaßt von Denjenigen, welche ihre Freude an dem Federvieh haben, oder ſich die Zucht deſſelben angelegen ſein laſſen, um den Feinſchmeckern gegen gute Bezahlung zur gehörigen Zeit den feinen Braten liefern zu können. Er iſt ein noch geſchickterer Mörder als der Fuchs, obgleich er mäßiger im Fleiſchfreſſen und ein größerer Freund von Beeren und mancherlei Obſtſorten iſt, als dieſer. Ein Feinſchmecker, durchwandert er unſere Gärten, um das reifſte und ſüßeſte Obſt zu naſchen, wobei er ſich zuweilen von Frühgängern des Morgens überraſchen läßt.

Er bewohnt vorzugsweiſe gern die Scheunen, namentlich ſolche, welche altes Gebälk haben und an Mauern angelehnt ſind oder mit alten Gebäulichkeiten zuſammenhängen. Auch liebt er es, auf Böden einzeln ſtehender Gartenhäuſer ſein Tagquartier zu nehmen, und zuweilen verſchmäht er auch eine Baumhöhle in der Nähe unſerer Wohnungen nicht. Im Walde iſt natürlich ſein Verſteck faſt immer, wie dasjenige des Edelmarders, der hohle Baum. In der Scheune geht ſeine Höhle mehr oder weniger tief in das Stroh oder Heu hinein, in der Regel an der Wand hin. Dieſe Gänge bildet er ſich theils durch Beiſeitedrängen, theils durch Zerbeißen des Materials. Gewöhnlich in einer Mauerecke oder an einem Balken des betreffenden Gebäudes unter Heu- und Strohvorräthen legt er ſeine Familienſtätte an, die in der Regel aus einer bloßen Vertiefung in der ſchon an und für ſich weichen Umgebung beſteht, mit dieſer im Verein aber einen kugeligen Behälter bildet, der zuweilen mit Federn, Wolle und Haarwerk ausgelegt wird. Ein Landmann fand einmal ſogar eine ſolche Wohnſtätte im Stroh, welche vollſtändig mit Flachs — den ſich das Thier von einem Vorrath in der Nähe genommen hatte — ausgepolſtert war. Findet er einen Holzſtoß in der Nähe ſeines Lagerplatzes, dann darf man ſicher ſein, daß er denſelben fleißig beſucht. Im Winter ſchläft er, wie alle ſeine Verwandten, bei Tage in ſeinem Lager, ſo lange er nicht beunruhigt wird. Im Sommer dagegen geht er in der Nähe ſeines Lagers, nicht ſelten auch zur Tageszeit, auf Raub aus und wagt ſich weiter hin in Gärten und Felder. Oft habe ich ihn im Juli und Auguſt bei Tage im Freien angetroffen und gefunden, daß er da bei Weitem nicht ſo ſcheu iſt, wie im Winter. Wenn ihre Jungen größer geworden ſind, führt die Mutter dieſelben in der Abenddämmerung aus, und es iſt für einen geduldigen Beobachter äußerſt lohnend, dem Betragen der Familie zuzuſehen. Sie iſt auf das Angelegentlichſte bemüht, den Kindern vorzuturnen. Ich habe Gelegenheit gehabt, dies in dem Park eines adligen Grundbeſitzers einigemal zu ſehen. Eine 15 Fuß hohe Mauer ſtand dort mit einer niedrigen Scheune in Verbindung, in welcher ein Marderpaar mit vier Jungen hauſte. Zur Zeit der einbrechenden Dämmerung kam zuerſt die Mutter vorſichtig unter dem Dach hervor, ſich ſcharf umſehend und genau hinhorchend. Langſam ſchritt ſie nach Art der Katzen einige Schritt weit auf der Mauer hin und blieb dann ruhig ſitzen. Es verging eine Minute, ehe das erſte Junge erſchien und ſich neben ſie drückte; ihm folgte raſch ein zweites, drittes und viertes. Nach einer kleinen Pauſe



Digitized by Google

völliger Regungsloſigkeit erhob ſich die Alte bedächtig und maß in 5—6 Sätzen eine lange Strecke der Mauer. In eiligen Sprüngen folgte das kleine Volk. Plötzlich war die Mutter verſchwunden, und, kaum meinem Ohre vernehmlich, hörte ich ihren Sprung in den Garten. Nun machten die Kleinen lange Hälſe, unentſchloſſen, was ſie thun ſollten. Endlich entſchloſſen ſie ſich, indem ſie einen an der Mauer ſtehenden Pappelbaum dazu benutzten, hinabzuklettern. Ohne beſondere Mühe wurde das Manöver ausgeführt. Kaum waren ſie jedoch unten angelangt, als ihre Führerin ſich in einer Hollunderſtaude wieder hinauf auf die Mauer ſchwang. Diesmal wurde das Kunſtſtück ohne Zögern von den Jungen nachgeahmt, und erſtaunlich war es, wie ſie den leichteren Weg in raſchem Ueberblick zu finden wußten. Jetzt begann aber das Rennen und Springen mit ſolchem Eifer und in ſo halsbrechender Weiſe, daß das Spielen der Füchſe und Katzen dagegen wie Kinderſpiel erſchien. Mit jeder Minute ſchienen die Zöglinge gelenker, gewandter und entſchloſſener zu werden. An Bäumen auf und nieder, über Mauer und Dach hin und zurück, immer der Mutter nach, zeigten dieſe Thiere eine Fertigkeit, die zur Genüge andeutete, wie ſehr die Vögel des Gartens künftig vor ihnen auf der Hut ſein müßten.

Der Anfang des November iſt für den Anſtand auf den Steinmarder die geeignetſte Zeit, weil ſpäter beim Eintritt des ſtrengeren Winters die Familie ſich nach verſchiedenen Richtungen hin vertheilt, offenbar darum, weil die Beute ſpärlich ausfällt und die hitzigen Kämpfe unter der Verwandtſchaft beginnen. Das alte Paar behauptet ſtets die gewohnten Päſſe und hält dieſelben ſowol hinſichtlich des Ortes als auch der Abend- oder Nachtzeit mit erſtaunlicher Ordnung und Sicherheit ein. Sind aber die Marder einmal mißtrauiſch geworden, dann wechſeln ſie nicht mehr regelmäßig. Beſſer thut man alsdann, zumal wenn man frei von Rheumatismus und Gicht bleiben will, anſtatt des Anſtandes den Fang zu betreiben.

Die gerühmte Vorſicht und den ſcharfen Witterungsſinn des Marders fanden wir durch unſere Erfahrung in Wirklichkeit weit übertroffen. Jede Veränderung des auf dem Paſſe vom Marder beſuchten Ortes, jede kleine Erhöhung, jeder verdächtige Gegenſtand kann ihn auf Wochen und Monate vertreiben. Nur dann, wenn es gelungen iſt, ihn durch den Köder an einer Stelle vertraut zu machen, gelingt es ohne beſondere Mühe, mit dem Schwanenhals, der jedoch handhoch bedeckt und in den Boden eingegraben werden muß, oder mit der Hohlfalle ihn zu fangen, deren Wände mit rohen Prügelſtücken aus hartem Holz von $1\frac{1}{2}$—2 Zoll Durchmeſſer ſo gebildet ſein müſſen, daß letztere in einer Entfernung von je $\frac{1}{2}$ Zoll von einander abſtehen, damit das gehörige Licht eindringen kann.

Auf ſeinen Raubgängen iſt der Marder eben ſo kühn und verwegen, als liſtig und ſchlau. Die Natur hat ihm aber auch das Zeug dazu gegeben. Man betrachte den dicken, muskulöſen Hals, die kurzen, ſehnigen Läufe, deren Pfoten mit langen Krallen verſehen ſind, die Reihe ſpitzer, feſter Zähne, den ſchlanken Leib — und man wird die Löſung vieler Räthſel finden, die er zu rathen aufgiebt. Kein Taubenſchlag iſt ihm zu hoch, er erreicht ihn, und ſei es auf Umwegen der ſchwierigſten Art. Eine Oeffnung, welche den Kopf durchläßt, genügt auch an Weite dem ganzen Leibe. Auf ſchlechten Dächern hebt er zuweilen die Ziegel auf, um zur Beute zu gelangen; wehe dem armen Taubenvolk, wenn er eingedrungen iſt! Seine Mordluſt wird zur völligen

Digitized by Google

Raſerei, und nicht eher hört er auf zu ſchlachten, als bis er das Genick der letzten flatternden Taube durchbiſſen und ihr heißes Blut gekoſtet hat. Der verſtorbene verdienſtvolle Dr. C. W. L. Gloger in Berlin hebt nicht mit Unrecht das mehrſeitig bezweifelte „Berauſcht-Werden" des Marders beim Genuſſe vielen Blutes als eine wahre Thatſache hervor. Mehr als die großen Katzen fremder Länder verfällt unſer Marder dieſem Taumel. Seine Wirkung iſt eine ganz eigenthümliche, oft plötzliche Schläfrigkeit, weit größer als die vom bloßen Genuſſe des Fleiſches. Nach größerem Blutbad in Taubenſchlägen oder Hühnerſtällen hat man deshalb ſchon häufig den Marder in dieſen Behältern wie in ſeinem Schlupfwinkel ſchlafend gefunden, und es erklärt ſich ſowol in dieſem plötzlichen Schlafe, als in der Verwirrung des Thieres, wenn es aus ſolchem Zuſtande geweckt wird, dieſer Blutrauſch. Einer gleichen Urſache iſt das Einſchlafen der Frettchen in Kaninchenbauen zuzuſchreiben.

Vor ungefähr 8 Jahren wurde der Taubenſchlag eines in der Nähe Alsfelds wohnenden Fabrikanten durch einen Edelmarder geplündert. Sämmtliche Tauben ließen ihr Blut. Der Marder, offenbar berauſcht, wurde Tags darauf in einer Hecke nahe den Gebäuden angetroffen, wo er, im Zuſtande eigenthümlicher Blödigkeit und Dummheit, ohne alle Mühe und Liſt erlegt werden konnte. Bei ſolcher Gelegenheit verachtet der Marder das Fleiſch. Der Kopf mit dem wohlſchmeckenden Hirn iſt das Einzige, was er als Nachtiſch verzehrt. Uebrigens ſchleift er in der Regel da, wo es möglich iſt, mehrere Körper nach, um für künftige Tage zu ſorgen. Man ſieht in Allem das Ebenbild ſeines nahen Verwandten, von dem er in der Geſtalt nur unweſentlich, in der Farbe blos durch die weißgraue Grundwolle, welche auf der Kehle in ein reines Weiß übergeht, ſowie durch unbehaarte Sohlen unterſchieden iſt. Die nahe Verwandtſchaft der Beiden bekundet ſich außerdem aber noch ganz beſonders durch ihre hin und wieder in der Freiheit vorkommende, zuweilen bezweifelte, aber dennoch thatſächlich vorkommende Paarung, wodurch fortpflanzungsfähige Miſchlinge entſtehen, welche auch in der Färbung die Kennzeichen beider Arten tragen. Sein Pelzwerk wird ſehr geſucht. Es ſteht zwar an Werth dem des Edelmarders nach, wird aber doch mit 3 bis 4 Thalern bezahlt.

Geheimnißvoll iſt ſein Wandel. Wie ein Schatten huſcht er vorüber und weiß die kleinſte Erhöhung zu benutzen, um ſich zu decken. Kommt er einmal in Verlegenheit, ſo daß er in dem erſten Augenblicke der Ueberraſchung nicht weiß, wohinaus er ſeinen Rückzug antreten ſoll, dann nickt er ſonderbar, wie ein altes Weib, mit dem Kopfe, ſteckt denſelben in etwa vor ihm befindliche Vertiefungen, zieht ihn aber wieder raſch zurück, wirft ſich wol auch in eine vertheidigende Stellung und zeigt das blendend weiße Gebiß. Auch habe ich ihn in ſolchen Augenblicken, gleich dem Fuchs in ähnlichen Lagen, die Augen zudrücken ſehen, als wenn er irgend einen Schlag zu erwarten habe, was ſich höchſt poſſirlich ausnimmt und ihn einem feigen Studenten beim Zweikampf in ſeinem Betragen vollkommen ähnlich macht.

Verzweiflungsvoll ſind oft die Sprünge, um der Verfolgung zu entgehen oder einer anderen Bedrängniß los zu werden. In einem Gartenhauſe, das rings an den Fenſtern mit gut ſchließenden Läden verſehen war, und deſſen etwa 12 Fuß hohe Stubendecke in der Mitte eine runde Oeffnung von 2 Fuß Durchmeſſer hatte, die auf einen kleinen Boden führte, auf den von außen ein Marder mit

Leichtigkeit an einzelnen Stellen des durchlöcherten Daches gelangen konnte, trug ſich folgendes Ereigniß zu, welches von der Schwungkraft dieſes Thieres den augenfälligſten Beweis liefert. Der Beſitzer des Gartenhauſes fand eines Morgens bei ſeinem Eintritt ſämmtliche Fenſterſcheiben zerbrochen und bedeutende Schweißſpuren an einzelnen Stücken derſelben, untermiſcht mit Haaren eines Marders. Die Wände des Zimmers waren an vielen Stellen bis zur Decke zerkratzt, und deutlich ſah man, daß viele mißlungene Kletter- und Springverſuche nach dem Bodenloche gemacht worden waren, ehe das verzweifelte Thier glücklich ſein Ziel erreicht hatte. Offenbar war der Marder in der Nacht vom Boden heruntergeſprungen, und da kein anderer Weg zur Befreiung führte, ſelbſt das Fenſtereinrennen der Läden wegen nichts half, ſo mußte der Eingang ſchlechterdings auch zum Ausweg gewählt werden.

## Der Iltis.

An dieſe Räuber der ausgezeichnetſten Sorte wollen wir noch kurz das Bild des ungleich tiefer ſtehenden Iltis oder Ratz (Mustela putorius) anreihen. Er iſt viel plumper gebaut, als ſeine geſchilderten edleren Verwandten, und obgleich räuberiſch, verſchlagen, auch in Gefahren biſſig-tapfer, iſt doch in ihm der Zug der Faulheit, Niederträchtigkeit und Hinterliſt ſo hervortretend, daß er hiernach in ſeinem Charakter von Marder und Wieſel abweicht, mit denen er nur die Geſtalt im Allgemeinen und den Raub- und Mordſinn einigermaßen gemein hat. Trotz ſeiner Trägheit gräbt er ſich gerade nicht ſelten unterirdiſche Gänge, lebt aber eben ſo häufig in den niederen Baumhöhlen, in Scheunen, Ställen, die er oft unterwühlt, in Stein- und Reiſerhaufen, kurz überall, wo er ſich's bequem machen kann. Hier, wie in ſeinen ſelbſtverfertigten Erdbauen — die zuweilen bloße Fortſetzungen von Baumhöhlen, auch Fuchsröhren ſind und ſich meiſt verzweigen — bettet ſich unſer bequemer Strolch, bei Tage feſt ſchlafend, auf Moos und Halmen, gleich ſeinen Verwandten, und trägt namentlich im Winter Vorräthe von Fröſchen, Mäuſen, Eiern und Geflügel in die Winkel neben ſeinem Lager. Nur des Nachts geht er aus — im Winter verſchläft er oft mehrere Tage hintereinander — und treibt ſich an Bächen und Teichen umher, Waſſerratten und Mäuſen, Fröſchen, Eidechſen, Schlangen, Krebſen und Fiſchen nachſpürend und ſeine Anweſenheit oft durch eine ausgewürgte weißliche, gallertartige Maſſe, die man auch häufig in ſeiner Faulkammer findet, verrathend. Zeichnen ſich unſere Wieſel und Marder durch Behendigkeit und Schwung im Weſen, durch geniale Kühnheit im Raube aus und geben ſie hierdurch ihrem Wandel gewiſſermaßen einen Anſtrich von Wildem, Romantiſch-Räuberiſchem: ſo trägt der Ratz das Kennzeichen eines phlegmatiſchen, beſchränkten und ſchmutzigen Spießbürgers an ſich. Er denkt: was ich nicht kann durch den Sprung erreichen, das ſuch' ich langſam zu erſchleichen. Bei all' dieſer bequemen Iltis-Lebensweisheit bringt er es, wie der ungelenke, aber perfide und pfiffige Philiſter mit dem weiten Sack und engen Sinn, doch zu Etwas. Er behält, wenn er es machen kann, das Geraubte ganz für ſich, es in Sicherheit anhäufend, wie ſein Geſinnungsgenoſſe Hamſter, mit dem der Neidiſche übrigens, wie mit allen Kleinthieren, in Todfeindſchaft lebt. Unſere Wieſel und Marder ſind

Digitized by Google

hochlaunige, große Räuber; der Ratz iſt ein mürriſcher kleiner Mann, der es nie zur Höhe der Aufgeräumtheit oder zu anmuthiger Munterkeit bringt. Seine Gemüthsſtimmung hält ſich immer, wie ſein Wandel, im Niederen. Weil ihm die geiſtige und leibliche Spann- und Sprungkraft in dem Maße, wie ſeine Verwandten ſie beſitzen, fehlt, hält er an dem, was er einmal erfaßt hat, zähe feſt. Zäh wie ſein Thun und Treiben, iſt auch ſein Leben: denn das Leben des Gewöhnlichen, Gemeinen ſcheint ein Vorrecht auf Länge und Zähigkeit zu haben. Wenn ihn kein Bauernprügel beim Ausſchnüffeln eines Hühnerneſtes erſchlägt, oder die Falle den viel eher als ſeine genialen Vettern zu Bethörenden feſthält, oder der Jäger ihn nicht aus ſeinem leicht auszuſpürenden Winkel am Kragen packt und ihm den Winterrock mit ſchwarzen Spitzen auf gelblicher Grundwolle auszieht, ſo bringt es der niedrige, ſtinkende Faulenzer zu 15 bis 18 Jahren.

Aber trotz dieſem nicht empfehlenswerthen Charakter iſt unſer Stänker und Zänker ein ſehr nützliches Thier durch den ewigen Kampf, in dem er mit Mäuſen, Ratten, ja auch mit Hamſtern begriffen iſt. Manchmal ſchon hat der beträchtliche Vorrath von Mäuſen, den wir im Winkel ſeines ausgehauenen Wurzelloches oder in ſeinem ausgegrabenen Erdbau vorfanden, uns mit dem durch Geſtank, Schlafſucht und mehr durch verbiſſenen, hinterliſtigen Zorn, als durch offenen Muth ſich kennzeichnenden Wicht Ratz ausgeſöhnt, und wir ſind der Anſicht, daß man ihm Feld und Wald laſſen ſoll, aus der Nähe menſchlicher Stätten und Betriebſamkeit ihn aber immerhin vertreiben mag.

Hier kann man ſeiner denn auch viel leichter habhaft werden, als ſeiner Vettern Marder und Wieſel. Er läßt ſich öfters durch Hohl-, Prügel- und Tellerfallen berücken. Unſchwer auszuſpüren, weil er ſeine Spur nicht ſo zu verbergen weiß, wie der Marder, und weil er im Gebälke der Scheunen und Stallungen nie hoch ſich verbirgt, ſondern gewöhnlich nahe am Boden im Heu, Stroh und Reiſig ſteckt, wird er wegen ſeiner mäßigen Schnelligkeit raſch von kleinen Hunden aufgefunden und ergriffen, ſelbſt von Menſchenhand oft am Ausgange ſeiner Schlupfwinkel erſchlagen. Sein Pelzwerk iſt in neuerer Zeit viel geſuchter als noch vor einigen Jahrzehnten, und wird, an 2—3 Thlr. werth, beſonders zu Damentrachten verwendet. Es zeigt ſchwarze, glänzende Spitzen auf ziemlich zarter und dichter Grundwolle, deren gelblicher Schein mit dem Alter des Thieres, beſonders des Männchens, zunimmt und dem Rauchwerk einen höheren Werth verleiht. Der Schwanz iſt merklich kürzer und dünner, als der der Marder, auch entbehrt der Iltispelz des lebhaft weiß, beziehungsweiſe gelb gefärbten Flecks der Kehle, wie ihn die Marder haben, indem er nur um die Schnauze herum weißliche Abzeichen trägt. Dieſes guten Winterrocks wegen eben ſo ſehr, als ſeiner Räubereien an Geflügel und Eiern in den Gehöften halber, wird unſerem Ratz denn auch weidlich nachgeſtellt, und gar häufig muß der Strolch die einzige Zierde ſeines Leibes und Lebens, eben den Pelz, für begangene Unbilden hergeben.

Die Fuchsfamilie.

Der Fuchs.

a. Unſer Fuchs (Vulpes vulgaris).

Wir kommen mit unſerer Schilderung zu dem verſchlagenſten, ſchlaueſten Diebe unſerer Wälder und Felder, zu dem Diplomaten der Thierwelt, zu dem Mitgliede aus dem Geſchlechte der Hunde, deſſen Liſt und Klugheit, körperliche und geiſtige Gewandtheit ſprüchwörtlich geworden und ihn zum Helden der Fabel geſtempelt, und welcher ſchon vermöge dieſer ausgeprägten geiſtigen Eigenthümlichkeiten auch in der Naturgeſchichte der Thiere ſich das Recht erworben hat, der Vertreter einer eigenen Sippe (Vulpes, Fuchs) zu ſein. Weniger im Allgemeinen als in Einzelheiten unterſcheidet ihn ſein Körper von den übrigen Seitenverwandten, dem Wolf, Schakal und Hund, wie der ſchiefe Stand ſeiner Augen, ſeine Schädelbildung und namentlich ſeine Lebensweiſe unter der Erde.

Wer von unſeren Leſern hätte von dieſem Verherrlichten der Fabel und des Heldengedichts noch nicht gehört! Aber ob Viele von ihnen ihn wol auch ſchon von Angeſicht zu Angeſicht recht zu ſehen, ihn in ſeinem vielſeitigen Weſen zu beobachten Gelegenheit gefunden haben? — ich bezweifle es. Ich will dir ihn, lieber Leſer,

Digitized by Google

deshalb in ſeinem leibhaftigen Behaben vorführen, wie ich, der Forſtmann, es ihm auf meinen vielfachen Waldgängen abzulauſchen oft in die Lage kam.

Es iſt Winter. Hoher Schnee bedeckt Wald und Flur, und vor dem ſtrengen Nordoſt iſt alles thieriſche Leben zur Sonne gekehrt oder hat in ſeinen wärmenden Wohnungen Schutz geſucht. Nur unſer Fuchs iſt ſeinem unterirdiſchen Bau entſtiegen und ſchreitet eben frei vor uns auf dem Felde umher. Vorher ſchon, am Rande des Waldes, hörten wir ſein kurzes Gebell oder Gekläff mit ſeinem gezogenen Heulen am Schluß. Das zeigt, daß die ſchlimmen Tage des Erzdiebes gekommen ſind, denn der Hunger macht den ſonſt Schweigſamen und leis Dahinſchleichenden, oder nach einer guten Mahlzeit im Bau oder in einer Dickung behaglich Ausruhenden geſprächiger denn je. Sieh ihm nur zu! Wie ſchlottert und ſchlendert er dahin mit hängendem Kopf und gleicher „Ruthe“ (Schwanz). Gleicht er nicht in dieſem Aufzuge einem Büßer ſo ſehr, daß er unſer Mitleid erwecken könnte? Gewiß, er hat vielleicht die beſten Vorſätze gefaßt und bereut die Schandthaten; ihn zerknirſcht der Gedanke an all' das unſägliche Unglück und Elend, das er den Sommer hindurch über ſo manche arme Familie aus allen erdenklichen Thierklaſſen gebracht hat. Ja, er ſchaut drein wie ein reuiger Sünder, dem die Beſſerung Ernſt iſt. Nun bellt und heult der Arme auch wieder — vor Hunger und vielleicht trotz ſeines dicken Pelzes vor Froſt. Und Alles iſt ſo troſtlos um ihn her, ausgeſtorben Feld und Wald. Wo ſoll er Etwas hernehmen, ſeinen Hunger zu ſtillen? Wahrlich, ſein Loos iſt ein hartes!

So denken wir beim Anblick unſeres über die verlaſſenen Schneefelder Dahintrottenden. Aber dennoch iſt an dem Kerl Alles nur Schein. Hinter dieſem erbarmenerweckenden Gebell lauert der Blutdurſt; dieſer ſchleppende, elende Gang umhüllt nur die Behendigkeit, die jeden Augenblick erwachen kann, um den Todesſprung nach etwas Lebendem zu machen. Warte! ich will ſogleich dieſen Frömmler in den alten Sünder mit all' dem weltlichen Sinn, in den alten Diplomaten voll Geſchmeidigkeit, Liſt, Lug und Trug, in den alten, geiſtreichen Räuber voll Mordgedanken und ſcharfen, nur ſcheinbar ſchlummernden Sinnen verwandeln. Aber ſchau! Wir haben vor der Hand ein künſtliches Mittel zu ſeiner Umwandlung nicht nöthig. Er ſtreift von ſelbſt die Maske ab und ſtellt ſich zur Lauer. Betrachten wir ihn durch ein Fernglas, um jede ſeiner Bewegungen genau beobachten zu können. Da ſteht Meiſter Reinecke wie umgewandelt vom Kopf bis zur Zehe, die Aufmerkſamkeit ſelber. Seine Ruthe oder Lunte iſt etwas gehoben, der Leib angezogen, und alle Läufe ſind geſtreckt bis auf einen der vorderen, der ſich gebogen emporhebt. Nun neigt ſich der Spitzbubenkopf mit dem großen, aufrechten Gehör zur Seite und hopp! — da entſteht ein gewaltiger Luftſprung im Bogen in den Schnee — die Schnauze fährt in den Schnee, der ganze Kopf und Hals nach, und im Nu bringt der Meiſter eine Maus aus der wärmenden Winterdecke der Erde in die kalte Welt empor. Flugs mit ein paar Biſſen iſt ſie im Fuchsmagen, dieſem ein Stillungsmittel auf einige Augenblicke. Aber bald mahnt dieſer den auf die Hinterbeine nach Hundeart ſich Niedergelaſſenen zum Weiterſchreiten. In Kurzem ſehen wir den Wandernden wieder in der alten Pilgergeſtalt. Nun treibt's mich aber, den Gauner durch ein künſtliches Mittel zu entlarven. Dieſe Rainhecke, hinter die wir uns bücken, ver-

birgt uns vor den Blicken des Spähers, und auch der Wind iſt uns günſtig. Ich ahme den Ton eines geängſteten oder ſterbenden Haſen nach. Siehſt du die Wirkung auf den Langſchwanz? Wie der Blitz iſt er herumgefahren. Wie hoch aufgerichtet ſteht das Thier: wahrlich, in der ganzen Glorie einer Raubritternatur! Eine zweite nachgeahmte Sterbeſtrophe vom Haſen ſchürt das Feuer auf dem Herde in helle Flammen, und in raſchen Sätzen jagt der Angereizte nun auf uns zu. Mit jedem Satze rückt Farbe und Geſtalt uns näher, ſo daß wir des Fernrohres entbehren können. Bald leuchten uns die ſchiefen Mongolenaugen des Erzgauners aus dem vorn ſpitzen, nach dem Schädel aber ſehr breiten Kopfe entgegen. Wie fletſcht das weiße Gebiß bisweilen unter den weißen Lippen mit dem ſchwärzlichen Striche über der Schnurre hervor, und wie verräth ſich in den kühnen Bogenſchwingungen der buſchigen Ruthe mit der weißen Spitze die Unruhe und Luſt nach Jagd und Beute! Jetzt hält der weißkehlige, an den Flanken rothgelbe, an Bruſt und Bauch ſchwärzlich und über den ganzen Rücken wie mit Reif überlaufene Schelm an, ungefähr noch fünfzig Schritte vor unſerem Verſtecke, den einen der ſchwarzbraunen Läufe emporhebend und vorwärts ſichernd. Und wie richtig hat er ſich die Stelle gemerkt, woher der Klagelaut ertönte! Auge, Gehör und Naſe arbeiten genau nach uns Verborgenen. Ein leiſes Haſengeſchrei, welches nun nachgeahmt wird, ſetzt den Sichernden mit einer kühnen Schwenkung der Ruthe wieder in Bewegung bis dicht vor uns. Aber welche Enttäuſchung! Statt des erwarteten Haſenbratens — zwei menſchliche Geſtalten, dicht vor ihm auftauchend hinter dem Geſträuche. Erſchreckt und halb unmuthig fährt er blitzſchnell herum; der Schreck läßt den ſonſt Sicheren faſt zuſammenſtürzen; aber das hohe Schwenken der Ruthe, das Drehen des Kopfes mit den fletſchenden Zähnen giebt auch wieder Kunde von ſeinem Grimme über die bittere Enttäuſchung, nach welcher er im Unmuth das Weite ſucht.

Oft ergeht es ihm aber bei dieſen Streifzügen im Winter ungleich ſchlimmer. Da liegt ein Schwanenhals (eiſerne Falle) auf freiem Schneefelde, von dem Jäger ſorgfältig aufgeſtellt, mit aufgeſiebter Spreu, darüber mit dergleichen Schnee bedeckt und mit dem köſtlichen Köder am Schnellhaken verſehen. Schon in geraumer Entfernung von der Falle nimmt der herbeiſchleichende, ſchon mehrere Tage durch leckere Brocken gierig gemachte Fuchs die hin und wieder vom Jäger auch diesmal hingeworfenen, in Fett gebratenen Schnitte Häring oder Fleiſch ohne Zagen auf, nach jedem fetten Funde ſich begierig die Schnauze leckend und geraden Wegs nach anderen Köderſtücken ſchnüffelnd. Da endlich iſt er im Bereich des verborgenen Schwanenhalſes angekommen. Aber augenblicklich verändert ſich die ganze Haltung des vorſichtigen, ſinneſcharfen Räubers. Er richtet Kopf und Gehör in die Höhe, die ſchlaff nachſchleifende Lunte ſpannt ſich wagrecht aus und jede Muskel des Körpers deutet die Wachſamkeit des Thieres an. Dies ſieht und ſpürt den appetitlichen Köder wohl, wittert eben ſo ſehr aber auch die eiſerne Falle unter dem Schnee. Das ſehen wir jetzt an dem Kreiſen des Fuchſes dicht um die Ränder der Schwanenhalsbügel. Nun ſteht er ſtill und ſetzt ſich endlich vor die Falle, unverwandt den ſchmackhaft winkenden Brocken in derſelben anſchauend. Dieſer übt denn ſeine ganze zauberiſche Gewalt auf den lüſternen Fuchsgaumen aus, und die Ungeduld treibt den durch den Genuß der aufgeleſenen kleinen Köderbrocken nur begierig Gemachten

Digitized by Google

von Neuem im Bogen um die Falle. Aber immer noch hält in dem Spitzbuben die Klugheit und Vorſicht der Lüſternheit und dem Diebesſinn die Wage, und der Schlaukopf läßt die Lockſpeiſe noch unberührt, ja hütet ſich ſogar, mit der Pfote über den Kreis der Eiſenbügel zu treten oder zu ſcharren. Wieder ſehen wir ihn halten und abermals kreiſen. Die von Vorſicht getragene Fuchsſeele hat noch die Oberhand über die flüſternde Stimme des Hungers, der Genuß- und Raubſucht. Da ſitzt er wieder wie ein Hündchen, mit ſchiefem Kopfe ſich das verhängnißvolle Stück betrachtend. O, es duftet gar zu ſüß und einladend! Wie ſchnüffelt die feine Fuchsnaſe und wie beleckt ſich die begehrliche Fuchsſchnauze danach. Jetzt haben die ſcharfen Sinne ſie wieder wachgerufen, den bellenden Hunger und das flüſternde Verlangen, und treiben das letzte Fünkchen Vorſicht aus dem Räuberſinne hinaus, von welchem Reinecke, wie im Wirbel getrieben, plötzlich nach dem Köder zufährt und im nächſten Augenblicke die zuſchnellenden Fallbügel als eiſerne Krauſe am Halſe ſitzen hat. So gefangen, ſtirbt er bald und wird von dem Jäger am frühen Morgen dann mit Freude herausgenommen, um ſeinen guten Winterrock, der nicht ſelten bis 2 Thaler gilt, für allerlei Pelzwerk herzugeben. Fängt ſich unſer Dieb aber an einem Laufe, ſo nimmt er die Falle wol auch beträchtliche Strecken mit ſich fort oder hat ſogar den Heldenmuth, das Glied, das ihn ſchmerzt und ärgert, abzubeißen und auf drei Läufen, viel klüger als zuvor, zu ſeinem Bau davonzuhinken.

Dieſen Bau, die alte aus dem von unſerem Goethe verherrlichten Gedichte „Reinecke der Fuchs" her ſchon berühmte Feſte „Malepartus", gräbt ſich unſer Meiſter aller Diebe und Strolche nicht ſelten ſelbſt oder benutzt in ſandigen Gegenden einen Kaninchenbau, ſich daraus bequem eine erweiterte Zufluchtsſtätte zu bereiten. In beiden Fällen ſtehen ſeine unterirdiſchen Wohnungen an Tiefe und Geräumigkeit und auch an Verzweigungen der des Dachſes nach. Denn der Fuchsbau entbehrt des eigentlichen Keſſels im Mittelpunkte, und die Füchſin wirft ihre Jungen am Ende einer etwas erweiterten Röhre ohne beſondere Neſtbereitung. Nicht ſelten bringt ſie ihre Nachkommenſchaft auch in einem hohlen Baume oder gar in einem Reiſerhaufen zur Welt. Nur bei ſtarkem Sturm und Regen oder Thauwetter im Winter, während wüſten Schneegeſtöbers oder auch bei hohem Schnee, liegt der Fuchs Tags über in dieſen Bauen, unter welchen man noch beſondere Nothbaue mit gewöhnlich nur einer Röhre unterſcheidet. Auch in der Burg Grimmbarts, für ihn ein Palaſt, niſtet er ſich nicht ſelten ein, denn es iſt ganz ſeiner Gaunernatur angemeſſen, ſich das Daſein auf Koſten fremder Mühewaltung bequem zu machen. Niederträchtig-lüderlich und frech, eignet er ſich einen Theil der Wohnung dieſes Hauptgräbers an, bleibt aber wohlweislich aus dem näheren Bereiche des mürriſchen, viel ſtärkeren unterirdiſchen Geſellen, mit den oberen Stockwerken und Seitenverzweigungen der gewöhnlich weit ausgebreiteten Burg vorlieb nehmend. In verlaſſenen Dachsbauen freilich macht ſich's der Lumpaci-Vagabundus bequemer und nimmt das ganze Haus mit einem Gebahren ein, als wenn es ihm von Gott und Rechtswegen gehöre. Ein Märchen iſt aus dem ſchon beim Dachſe angegebenen Grunde der Erfahrung die Annahme, daß unſer Schlaukopf den Dachs durch den unangenehmen Geruch ſeiner „Loſung" (des Kothes), mit welchem er die Eingänge und die Wohnung deſſelben verunreinige, oder gar ſelbſt — wie unſer ſonſt ſo treff-

lich beobachtender Freund Brehm irrthümlich behauptet — durch Hinausbeißen aus ſeiner Burg vertreibe. Eben ſo irrthümlich iſt die Behauptung des genannten Naturforſchers, daß unſer Fuchs niemals in der Nähe ſeines Baues raube. Ein Bekannter von uns ſchoß eine Füchſin neben uns auf dem Anſtande an derſelben Dickung, worin ſie auf einem Bau Junge hatte, in dem Augenblick, als die Räuberin ein junges Häschen nach längerem Hin- und Herjagen erhaſcht hatte. Der Oberförſter Lampe im Hannöver'ſchen führt an, daß er eine Füchſin wiederholt Gänſe habe rauben ſehen von einer Trift, neben welcher in einem Walde keinen Büchſenſchuß weit das Thier in einem Bau mit Jungen gehauſt.

Ob dem Fuchs oder der Füchſin vorzugsweiſe das Prädikat der Schlauheit gebühre, und welches von beiden Geſchlechtern, das männliche oder weibliche, vorherrſche — dieſe Fragen ſind neuerdings hin und wieder, namentlich von forſtlichen Beobachtern, aufgeworfen, ja mit Behauptungen beantwortet worden. Die uns zu Geſicht gekommenen Anſichten der „Monatsſchrift für Forſt- und Jagdweſen", ſowie in der „Allgemeinen Forſt- und Jagd-Zeitung", widerſprechen ſich in dieſer Hinſicht geradezu, und es ſcheint uns die angeregte Frage faſt eben ſo unweſentlich, als jemals ganz ſicher zu beantworten. Wir wollen vorerſt annehmen, daß es unter den Füchſen — wie bei anderen Thierarten und dem löblichen Menſchengeſchlechte — Kluge und minder geiſtig Entwickelte, ja daß es ſogar Talente darunter giebt, die bald dem einen, bald dem anderen Geſchlechte angehören; — wir können nach unſeren Erfahrungen beſtätigen, daß das Vorwalten des männlichen oder weiblichen Geſchlechts eine örtliche, meiſt zufällige Erſcheinung ſein kann, ja daß dieſe ſogar in einer und derſelben Gegend durch die verſchiedenſten Einflüſſe jahrgangsweiſe wechſelt.

Ende April erſcheinen gewöhnlich 5—8 junge Füchschen, welche eine bis anderthalb Wochen blind ſind, und welche die Mutter in irgend einem der erwähnten Schlupfwinkel zur Welt bringt, treulich ſäugt und behütet. In dieſer Zeit ändert ſich ihr ſcheues, vorſichtiges Weſen, welches ſie den Herbſt und Winter über ſo ſehr bewährt. Sie wird um der Kinderpflege und Sorge willen, zwar immer noch unter dem Walten eines guten Stücks Verſchlagenheit, dreiſt, ja tollkühn, und greift nicht ſelten in die Nähe ihres Baues kommende Hunde an. Auch verräth ſie ſich dann durch öfteres Bellen in der Nähe ihrer Sippſchaft, theils aus Beſorgniß, theils zur verſtändlichen Warnung für dieſelben. Das Treiben des jungen Völkchens vor dem Bau im Sommer iſt gar poſſirlich anzuſehen. Da giebt's Kriegs- und Verſteckensſpiele, Ringelreihen, Spring- und Haſchübungen, welche die Alte fleißig unterſtützt durch herbeigeholten, bald neckiſch den Zöglingen preisgegebenen, bald wieder entriſſenen Raub. Da lernen die kleinen Diebsmäuler die Koſt ſchmecken von den Hof-, Feld- und Waldhühnern, von den leckeren Haſenbraten, und manchmal wird ihnen auch wol das zarte, ſaftige Wildpret eines ſeiner Mutter freventlich von der alten, ſauberen Füchſin geraubten Rehkitzchens auf die Diebsburg gebracht. Da werden ſie, größer geworden, oder auch wenn's der Alten an einem Platze nicht mehr geheuer iſt, in's Getreide oder auf eine Schutz bietende Haide gebracht und in allen Schlupfſtreichen und verbrecheriſchen Künſten zum unrechtmäßigen Selbſterwerb eines Gaunerlebens unermüdlich angeleitet. Und hier entfaltet ſich ſchon frühe in einzelnen Ausbrüchen der Wuth und des Blutdurſtes die ganze niederträchtige

Digitized by Google

Mordnatur der Sippſchaft. Es iſt geſehen worden, daß ein krankes Füchschen von ſeinen ſauberen Geſchwiſtern beim Spiel auf dem Bau überfallen, todtgebiſſen und aufgefreſſen wurde. Ja, es wird erzählt, daß der Körper einer auf dem Bau geſchoſſenen Füchſin, welche der Jäger in eine Röhre ſtopfte, des andern Tages von ihren eigenen Jungen aufgezehrt war! So entfaltet ſich ſchon frühe in den hoffnungsvollen Zöglingen durch Beiſpiele und Genuß Fuchsſinn und Fuchsgeſchmack, Raub- und Mordſucht, und das anfänglich mit graugelber Wolle verſehene Füchschen gleicht täglich mehr im Aeußeren und Inneren ſeinem mütterlichen Vorbilde. Doch — ſo fragen wol meine aufmerkſamen Leſer — wo bleibt der Vater der hoffnungsvollen Kleinen? Ja, meine Verehrten, der iſt nach menſchlichen Begriffen ein ſchlechter Familiengenoſſe. Denkt, er kennt meiſt nicht einmal ſein „Gehecke", wie der Jäger die Jungen treffend benennt, denn er iſt — in Vielehe lebend — oft der Vater mehrerer „Gehecke", ohne daß er ſich um ſie zu kümmern trachtet. Es iſt ein Irrthum der von einander abſchreibenden Schriftſteller, wenn man ſelbſt in den neueſten Werken leſen muß, daß Fuchs und Füchſin die Jungen fleißig hegten und pflegten und unterwieſen. Manche Beobachter, beſonders unter den Forſtleuten und Weidmännern, haben dieſen Irrthum hin und wieder berichtigt und gerügt. Und ich, der ich faſt täglich im Walde bin und als Jäger und Naturfreund unter den Thieren auch unſeren Fuchs aufmerkſam beobachte, habe noch niemals den alten männlichen Fuchs bei dem Gehecke zu Geſicht bekommen. Wie ſollte auch ein der Vielehe ergebener Landſtreicher, ein beſtändig mit den Plänen der Ungerechtigkeit und Beeinträchtigung fremden Eigenthums und Lebens umgebender Verbrecher, eine auf nichts als auf Schurkenſtreiche und Spitzbübereien ſinnende Natur die ebenſo mühevollen als ſüßen Pflichten der Eltern- und Gattenliebe, der Kindererziehung und Häuslichkeit kennen und bethätigen? In irgend einem Nothbau, auf dem mooſigen Polſter eines Felſengerölles oder alten Baumſtrunkes ſchlafend, oder in einem Nadelholzdickichte lungernd, oder die Haide, das Getreide und Schilf nach Beute aus dem ganzen ihm bekannten Thierkreiſe durchſchleichend — ſo gewahren wir den treuloſen Gatten und Vater der Fuchsfamilie, die gar bald, in allen Fuchstugenden ihm ebenbürtig, in die Raub- und Diebsſpuren ſeines Lebens treten wird.

Folgen wir dem verſchlagenen, verwegenen Burſchen auf ſeinen Streif- und Gaunerwegen noch eine Weile, um ihm manche geiſtige Züge abzulauſchen, welche er auf ſeinen Jagden gar vielfältig und glänzend offenbart. Bei noch ſo nachläſſig und zerſtreut ſcheinendem Hintrollen iſt der Wächter doch allezeit in ihm rege und führt ihm das leiſeſte Geräuſch oder die geringſte Bewegung eines lebenden Gegenſtandes zu ſeinen ſcharfen Sinnen. Da belauſcht ein vielerfahrener Fuchsgraukopf — längſt vom Geräuſch des umſtellenden Treibens aufgeweckt und davongeſchlichen — in einem benachbarten Dickichte den Her- und Ausgang der Jagd und trägt manchmal vor den erſtaunten Schützen einen angeſchoſſenen Haſen verwegen davon. Dort ſteht vor ſeinem Gang durch ein Stoppelfeld ein Volk Rebhühner auf. Wie lugt er den Dahinſtreichenden nach und merkt ſich genau die Stelle, wo ſie im Klee oder einem Kartoffel-Acker einfallen. Im Nu hat er ſich dem Platze gegen den Wind genaht und ſchleicht nun windend wie auf Socken heran, den ſelten verfehlten Sprung

Digitized by Google

nach einem jungen Hühnchen, dessen Schlupfwinkel ihm genau seine Fuchsnase verräth, ausführend. Dort wieder drückt er sich — ein echter Wegelagerer — neben eine Furche in's Getreide, auf dem gewohnten Pfädchen des Hasen, und erhascht springend den langsam zur „Aesung" daher Kommenden. Oder er ersieht sich tief im Walde die Stunde, in welcher das alte Reh sein zartes Kitzchen auf einige Augenblicke verläßt, um sich auf naher Waldwiese zu äsen. Da schleicht der Frevler mit funkelndem Auge heran und würgt nicht selten das unbewachte Kleine hinter dem Rücken der sorglosen Mutter flugs durch einen Todesbiß in die Kehle, seine Beute lautlos wie ein Schatten davonschleppend. Aber manchmal auch bekommt ihm der Frevel übel zu stehen, wenn er das Kitzchen nicht gleich tödtlich packt und dasselbe seine Noth der nahen Mutter durch Angstgeschrei verräth. Diese fliegt, von Mutterliebe getragen, wie ein Gedanke herbei und prügelt die Gliedmaßen des gemeinen Mörders mit ihren Vorderläufen empfindlich aus, so daß der Ueberraschte oft lendenlahm davonhinkt. Und erst die Füchsin, wenn sie ein halb Dutzend Junge und darüber hat, deren Hungergebell auf dem Bau sie zu immer kühneren und frecheren Abenteuern antreibt — welche Raub- und Mordthaten werden da in der Nähe der Höfe und oft mitten in den Dörfern begangen! Wie weiß die Listige die Spaziergänge des Federviehs von einem erhöhten Standorte auszukundschaften. Und wie fährt sie zehntend unter das Hühner-, Enten- und Gänsevolk, so daß in wenig Wochen viele Bauernhöfe verwaist von ihren befiederten Gästen stehen. Was hilft da dem hochaufgerichteten Haushahn all' sein gebieterisches Aussehen, all' seine Wachsamkeit? Im hohen Gefühle seiner Sicherheit, oft mitten im stolzesten „Kikeriki" ergreift ihn der rothe Freibeuter am Kragen und achtet weder Kratzen, noch Sträuben, noch Schreien des in seinem Reiche so freventlich mißhandelten Alleinherrschers aller Hühner. Wol fliegen dem Verbrecher oft Mistgabeln, Besen und Knittel des Bauers nach, aber weit schneller als diese trägen Wurfgeschosse eilt der Flüchtige wohlbehalten mit seiner Beute über Hecken und Gräben seinem waldigen Reviere zu. Groß ist darum die Freude, wenn sich der Schurke einmal überlisten oder sich durch seine Tollkühnheit die Grenze seiner gewohnten Vorsicht zu überschreiten verleiten läßt. Noch seh' ich lebhaft den Erzgauner eines Morgens eingeschlossen in dem Hühnerstalle eines Bauernhofes, dessen Fallthürchen er Abends vorher behende mit Schnauze, Kopf und Hals gehoben hatte, das aber hinter dem Einschlüpfenden in die äußere Rinne gefallen war und ihn gefangen genommen. Mit großer Genugthuung wurde der Verwüster des Hühnerstalles todtgeschlagen.

Bei Schnee können wir der Fuchsspur oft Stunden weit im Umkreise folgen und das Thun und Treiben des Thieres auf diesen nächtlichen Streifzügen aus der hinterlassenen Schrift seiner Körperabdrücke lesen. Gewöhnlich geht es im Schritt oder Trabe dahin, den Katzen ähnlich eine Pfote in die Spur der andern setzend, an Rainen und Ufern entlang in die Quere und in hundert und aberhundert Zickzacklinien Feld ein, Feld aus, wie es gerade seine Sinne leiten. Hier sieht man die Federn eines Feldsperlings oder Goldammers, die der Nachtwandler aus der Höhle eines Baumes oder aus dem Busche eines Raines gezogen; dort treibt ihn der Hunger am Bachufer und den Gräben entlang, nach Fröschen zu graben. Bald wird der Schindanger nach Aas besucht oder die Köderung des Jägers auf einem sogenannten

Digitized by Google

Luderplatze — welcher gewöhnlich in einem Stück gefallenen Viehs beſteht — vorſichtig von dem Mißtrauiſchen umkreiſt, der einen Unterſchied zu machen weiß zwiſchen dieſen vorübergehenden Fundgruben und den ſtändigen Viehbegräbnißorten. Bald ſteht er in der Nähe eines Dorfes ſtill oder ſetzt ſich eine Weile auf die untergeſchobenen Hinterläufe, um den Umkreis vor dem Weiterſchreiten auszukundſchaften. Wie der nächtlich einbrechende Raubmörder unter den Menſchen weiß er die Zeit, in welcher der Schlaf des getreuen Haushundes am tiefſten iſt. Das ſind die Stunden nach Mitternacht. Da ſchleicht er bedächtig in die Gärten und huſcht um die Höfe herum, hat ſchnell eine vielleicht noch vom Sommer her bekannte Lücke in Mauer und Umzäunung aufgefunden und bringt nun mit immer prüfender Naſe und vorgerecktem Gehör in des Bauers Gehöft. Wehe, wenn der Federviehſtall nicht gehörig verwahrt iſt; er weiß jede Oeffnung oder jede nicht niet- und nagelfeſte Stelle ſich zum Einbruche zu Nutze zu machen. Wie der Marder würgt er ſo lange um ſich her, als das letzte Huhn flattert oder die einzige Gans noch athmet. Von dem Gemordeten ſchleppt er regelmäßig — wenn er nicht daran gehindert wird — ein und manchmal mehrere Stücke hinweg und vergräbt das, was er nicht auf einmal freſſen kann, an ſicheren Orten im Walde oder führt es in ſeinen Bau. Doch gar oft iſt er nicht ſo glücklich auf den verwahrten Höfen und begnügt ſich, nach Knochen und ſonſtigen dürftigen Abfällen im Bereiche des Dorfes umherzuſpüren Beim Hunger iſt ihm Alles recht. Er benagt Leder, wenn er nichts Anderes hat, und mag oft mit Sehnſucht der im Herbſte verſchmähten Vogel- und Elſebeeren an den Wegen beim leeren Ausgang aus dem Dorfe gedenken, jetzt froh, wenn er von dem damaligen Beerenſegen unter den Bäumen noch eine faule oder vertrocknete Dolde findet. So wendet er ſich ſchlotternd und den plagenden Gaſt im Magen nach dem Walde, hier und dort noch die Stelle eines Holzhauerfeuers nach Abfällen gebratener Kartoffeln oder glücklichen Falls nach einer Wurſtſchale durchſuchend und endlich wol mit der Ergebung in die augenblickliche Noth, aber nimmermehr mit der Entmuthigung einer ſchwachen Seele, ſeinen Bau oder die Dickung aufſuchend. Hier brütet er, zuſammengekrümmt eine Weile den Hunger verſchlafend, auf neue Mittel und Wege, ſich durch's Winterleben mit allen Fuchsſtreichen durchzubringen. Wenn's gar nicht gehen will, dann wird der Plan zur Wanderung gefaßt und über Nacht auch oft von hohen, rauhen Gebirgen in mildere Vorberge und Thäler herab oder von nördlichen in ſüdlichere Landſtriche ausgeführt. Immer iſt der Hunger der Dränger und Treiber zu dieſen Wanderungen, die namentlich bei reichlichen Mäuſejahren in die nächſten Ebenen gehen und dort dem Jäger willkommenen Ertrag auf ſeinen Jagden geben. Ein Fuchs iſt bei der ſogenannten niederen Jagd ſtets eine Zierde der Beute, und wenn dieſe auch gering ausgefallen iſt, ſo freut ſich das echte Jägergemüth ſchon, wenn nur die weiße Blume einer Fuchslunte von der Wildpretſtange nickt. Der Pelz iſt neuerdings im Preiſe geſtiegen, denn er iſt im Ganzen geſucht und wird, in ſeiner natürlichen Farbe gelaſſen, zu Jagdmuffen, Fußſäcken, Schlittendecken, gefärbt hingegen zu Boas, Krägen und Unterfutter verwendet.

Unter den Waldjagden reizt denn auch den Weidmann beſonders die Fuchsjagd und vor allen diejenige, welche in Begleitung des eben ſo muthigen als unverdroſſenen, geiſtesgeweckten Dachshundes oder Dächſels unter der Erde ausgeführt wird.

Digitized by

Im Herbste, beim Abfallen des Laubes, zu welcher Zeit die Füchse besonders gern in den Bauen „stecken", oder bei dem ersten Schnee oder zur Begattungszeit im Februar, geht der Jäger mit seinem Dachshunde an der Leine nach den „gangbarsten" Bauen. Dort geräuschlos angekommen, löst er den Hund von der Leine. Ist es ein erfahrener Dächsel, so geht er vorerst blos an den Eingang der Röhren, diese mit seiner untrüglichen Nase nach der Anwesenheit Meister Reineckens durchforschend. Schlüpft der Hund in den Bau, so macht sich der Jäger schußfertig. Der einkriechende Dächsel hat den in irgend einer Röhre schlafenden Fuchs bald aufgefunden, der sich gewöhnlich vor dem „lautgebenden" Störenfried flüchtet und aus der ersten nächsten Röhre springt, um von den Schroten des anstehenden Schützen begrüßt zu werden. Manchmal geht die Jagd aber nicht so schnell von Statten, namentlich nicht auf umfangreichen, verzweigten und felsigen Bauen. Hier wird es dem Hunde oft schwer, den sich in allen Winkelzügen seiner Behausung Herumflüchtenden aus der Erde zu sprengen. Aber ein erfahrener und „scharfer", d. i. tapferer und bissiger Hund ruht nicht eher, als bis er den Flüchtling entweder in's Freie gebracht oder im Bau an irgend einer Stelle „fest hat", von welcher aus der Fuchs weder rück- noch vorwärts kann, aber auch dann gewöhnlich ausgegraben werden muß. Namentlich im Februar, zu welcher Zeit in großen Bauen gewöhnlich mehrere Füchse sich um eine Füchsin schaaren, so daß man deren schon ein halb Dutzend beisammen angetroffen hat, ist es ein großes Jägervergnügen, wenn ein Langschwanz hier, einer dort aus den verschiedenen Röhren vor dem in den Bau gelassenen scharfen „Bergmann" oder der „Waldine" wie besessen heraus fährt und, von geübten Schützen richtig getroffen, seinen Purzelbaum schlägt. Einmal ist es uns begegnet, mit einem Bekannten auf einem Hauptbaue nach einer sehr stürmischen und regnerischen Novembernacht drei Füchse hintereinander zu erlegen. Hingegen ist es aber auch schon im Jägerleben vorgekommen, daß 5—6 der flüchtigen Gauner durch das gewöhnlich hitzig in die Luft abgebrannte Feuer allzuviel anstehender Jagdlustigen „mit heiler Haut und Nase" zum Hohne des echten Weidmanns hindurchsprangen. Bei dem entschlossenen, flinken und zähllebigen Waldteufel Reinecke heißt's aufgepaßt, gut gezielt und eben so gut getroffen, sonst sucht er zum Verdrusse des Fehl- oder zu spät Schießenden das Weite, mit geschwungener Lunte den Schützen auch noch obendrein verhöhnend. Und bei dieser Bewegung des Hohnes — gleichsam das körperlich sichtbar gemachte geistige Gefolge seiner verschmitzten Streiche und Verbrechen — nehmen wir Abschied von dem verschlagensten, vollendetsten aller Raubritter der reißenden Thiergeschlechter, von denen er — in beständigem Kampfe mit der Menschheit und unter deren ewigem Banne — dennoch bis jetzt unausgerottet, durch List, Verschlagenheit, Muth und Zähigkeit ihr Trotz geboten hat und immer trotzen wird.

Digitized by Google

Der Polarfuchs.

Der Polar- oder Eisfuchs.

Eben ſo ſachgemäß als intereſſant führt Brehm aus, wie die Natur die Farbe der Fuchsſippen der jeweilig von ihnen bewohnten Gegend und Erdſtriche angemeſſen gebildet habe. Dieſer aufmerkſame Naturforſcher ſagt unter Anderem darüber Illuſtr. Thierleben Band I. Seite 421 und 422): „Mehr als anderen Thieren ſcheint dem Fuchſe der Rock nach dem Lande angepaßt zu ſein; denn der ſüdliche Fuchs iſt von dem nördlichen und der Gebirgsfuchs von dem der Ebene nicht unweſentlich in der Färbung verſchieden. Der vorſichtig dahinſchleichende Fuchs iſt kaum zu bemerken, eben weil ſeine ganze Umgebung ihm ähnlich gefärbt iſt und ihn dadurch deckt. Alle Verwandten unſeres ſchlauen Burſchen haben mehr oder weniger dieſelbe Färbung, nur daß ſie nach der Oertlichkeit verſchieden und den durch ſie bedingten Abweichungen entſprechend iſt. So iſt der Balg der Wüſtenfüchſe ſandgelb, der Steppenfüchſe fahlgelb gefärbt, und die Schnee- oder Eisfüchſe tragen je nach der Breite ihrer Heimat im Winter ein bläuliches oder ſchneeweißes, im Sommer aber ein grauliches Gewand.“

Digitized by Google

Ehe wir unseren Landsmann, welcher auf seinen Reisen den Eisfuchs selbst beobachtet hat, weiter reden lassen, wollen wir die Mittheilung des englischen Schriftstellers Wood darüber vernehmen und so die Ansichten Beider blos im Allgemeinen zusammenhalten, da uns selbst jede Erfahrung über den nordischen Vetter unseres Fuchses abgeht.

Wood berichtet Folgendes:

„Der Polar-Fuchs" (Vulpes lagopus, zu Deutsch Hasenfuß-Fuchs), „ein Thier, das in den Polar-Gegenden wohnt, ist wegen der Größe und der Bildung seines Baues bemerkenswerth. Um sich vor der Strenge des Klima's zu schützen, gräbt er bis zu beträchtlicher Tiefe, und es ist gewissermaßen merkwürdig, daß man selten einen einzelnen Bau findet, da sich gewöhnlich 20 bis 30 Füchse ihre Tunnels (Höhlen) dicht neben einander graben."

„Vielleicht läßt sich für diese Halb-Genossenschaft der Grund aus einem sehr einfachen Umstande herleiten, nämlich aus der Angemessenschaft eines besonderen Stückes Boden, auf dem sich die Füchse, durch den Naturtrieb getrieben, zusammenschaaren und in den sie so viele Baue führen, als für den Boden passen mag. Das Zutreffende dieser Vermuthung ist um so wahrscheinlicher, als zu diesem Zwecke immer sandige Stellen ausgewählt werden, wo 20 bis 30 Baue oft in dichtester Nähe neben einander angelegt sind. Solche Stellen möchten darum für den Fuchs besonders geeignet sein, weil der sandige Boden vom Frost nicht so leicht hart wird, als ein mehr fester, vom Wasser durchdrungener, und er leicht von den zwar kleinen, aber starken Füßen des Thieres ausgeworfen werden kann."

„Wenn eine dieser kleinen Kolonien offen gelegt werden könnte, so würde sich ein ganz merkwürdiger Anblick bieten. Die Erde zeigte sich von vielen Tunnels durchbohrt, von denen ein jeder vollständig und unabhängig für sich besteht und nie mit anderen Eigenthümern gehörigen Bauen in Berührung kommt. Jeder Bau hat auch eine sehr verzweigte Beschaffenheit und besteht keineswegs aus einer einzelnen Röhre mit einem rohen Neste am Ende. Es sind 3 oder 4 getrennte Gänge, von denen sich jeder in das gemeinsame Zimmer öffnet, das von beträchtlicher Ausdehnung ist und als Ausgangsort dient, von wo aus der Insasse in irgend einem seiner Gänge Zuflucht finden kann, je nach der Richtung, in der er Gefahr wittert."

„Dieses Zimmer ist jedoch nicht die Kinderstube, da hierzu eine zweite Höhlung dient. Die Stube der Jungen hat gar keine große Ausdehnung und steht mit dem bereits erwähnten Zimmer durch einen Gang in Verbindung. Der Leser wird daher sehen, daß die Wohnung des Polarfuchses in einiger Hinsicht mit der des Maulwurfs übereinkommt, da beide eine Art Festung haben, von der aus eine Anzahl Gänge nach verschiedenen Richtungen führen, und da in beiden Fällen die Kinderstube von dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte geschieden ist."

„In diesem unterirdischen Raume für die Kleinen werden meist 5 oder 6 Junge aufgezogen, und in dem äußeren Zimmer, sowie in mehreren zu demselben führenden Gängen, befinden sich große Vorräthe an Nahrung. In einem solchen Neste wurden viele Körper von zwei Arten des Lemming sowie mehrere Hermeline gefunden, und die große Menge von Hasen- und Entenknochen sowie Fischgräten zeigten, daß für die Bedürfnisse der jungen Füchse in reichlichem Maße gesorgt worden war."

Digitized by Google

„Dieſer Fuchs iſt ein ſehr geſcheidtes Thier, obgleich die Berichte der früheren Polar-Reiſenden den Leſer auf die Meinung bringen könnten, derſelbe ſei beſonders dumm; er könne ohne die geringſte Schwierigkeit gefangen werden; jede rohe Zurichtung, die einer Falle entſpräche, genüge, um beliebig viele Füchſe in ihr zu fangen. Der Jäger dürfe ſogar, während das Thier zuſchaue, eine mit einer Lockſpeiſe verſehene Falle hinſtellen, ſo würde daſſelbe alsbald nach dem Zurückziehen des Jägers in dieſelbe gehen. Fünfzehn ſind auf ſolche Weiſe in vier Stunden in einer einzigen Falle gefangen worden.“

„Andere Reiſende theilen ganz abweichende Berichte über daſſelbe Thier mit. Ihre Notizenbücher, überreich an Anekdoten über ſeine außerordentliche Liſt und die Schwierigkeit, ihn zu fangen, erzählen uns, wie der Polarfuchs die Köder wegzunehmen wußte, ohne in die Falle zu gerathen oder von Selbſtſchüſſen erſchoſſen zu werden. Der Grund iſt in die Augen fallend. Diejenigen, welche des Thieres Dummheit erwähnen, ſind die früheren — die, welche ſeine Liſt hervorheben, die ſpäteren Reiſenden. Vor der Ankunft der erſteren kannten die Füchſe den Europäer nicht, wußten nichts von ſeinen Fallen und Selbſtſchüſſen und hatten keinen Argwohn, daß ein Köder einen anderen Zweck habe, als den, gefreſſen zu werden. Ehe der Europäer in dieſe nördlichen Gegenden kam, fand ſich der Fuchs ſehr wenig beläſtigt; als aber die Menſchen fanden, daß ſein Pelz-„Balg“ ein kleines Vermögen und ſein Fleiſch im Ganzen eßbar ſei, fiel der Fuchs erbarmungsloſer Verfolgung anheim. Denn ſelbſt in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande iſt das Fell des Polarfuchſes als Pelz in großer Gunſt; wenn es aber erſt durch die entſetzliche Kälte der Gegenden, in denen das Thier hauſt, gebleicht wird und es bis zu den Wurzeln der Haare herab das reinſte Schneeweiß zeigt, ſo iſt es ſo außerordentlich werthvoll, daß ein aus ihm verfertigter Mantel nur von Millionären gekauft werden oder nur kaiſerliche Schultern bedecken kann.“

Wir ſchalten hier nur ein, daß dieſe Angabe Wood's im Widerſpruch ſteht mit der Erfahrung Palla's, welcher geradezu ſagt, daß die Farbenänderung nicht allein von der Kälte abhängen könne, weil ſie auch in warmen Zimmern vor ſich gehe; ferner die gleiche Bemerkung Brehm's, daß auch in der Gefangenſchaft der Farbenwechſel in der Behaarung regelmäßig eintrete, gleichviel ob das Thier in ſeinem eigenen Klima, oder ob es kalt oder warm gehalten werde; — daß in Petersburg ein beſtändig in einem warmen Zimmer eingeſperrter Eisfuchs ſeinen Winterpelz genau um die beſtimmte Zeit, wie in der Freiheit, erhalten habe. Doch hören wir Wood weiter.

„Ich wage es nicht, zu ſagen, wie viele tauſend Pfund*) für einen Mantel aus weißen Fuchsfellen bezahlt worden ſind. In Folge ſeines werthvollen Pelzes kann“ (ſozuſagen) „ein Fuchs kaum die Spitze ſeiner Naſe zeigen, ohne daß er durch den Köder in Verſuchung geführt oder von Schützen verfolgt wird, und ſo viele ſind als Schlachtopfer gefallen, daß die Ueberlebenden Klugheit gelernt haben.“

„Alle Thiere, denen man nachgeſtellt, lernen Klugheit. Verſuchet, eine alte Ratte zu fangen, und ſeht, wie lange ihr zu warten haben werdet, bevor ihr ſie in

*) 1 engliſches Pfund ungefähr 6⅔ Thlr.

der Falle erblickt. Verſucht, einem alten Raben eine Schlinge zu legen, oder ſelbſt eine alte Forelle an den Angelhaken zu bekommen, und ihr werdet finden, daß ihr eure beſten Kräfte in Anſpruch nehmen und all' euren Scharfſinn aufbieten müßt, bevor es euch gelingen wird. Ebenſo ging es mit den Füchſen. Sie lieben die Lockſpeiſe ſo ſehr wie je, aber ſie haben ein feſt eingewurzeltes Mißtrauen gegen Drähte, Stöcke, Schlingen, überhaupt gegen Alles eingeſogen, das ſie in ihrem alltäglichen Leben nicht zu ſehen gewohnt ſind, und halten ſich darum behutſam von Allem fern, das ihren Augen oder Nüſtern Verdacht einflößt."

„Das Fleiſch des jungen Fuchſes iſt ein treffliches Eſſen, aber das des alten Thieres faſt werthlos, man müßte denn gerade dem Verhungern nahe ſein. Denn es iſt hart und zähe und hat einen ſehr unangenehmen Geruch. Selbſt das Waſſer, in dem es gekocht wird, ſchmeckt ſcharf und kann dem Mund und Zahnfleiſch Blaſen zuziehen. So werthlos aber das Fleiſch iſt, ſo hohe Preiſe beſitzt das Fell, und der Pelz eines alten Fuchſes in vollkommenem Zuſtande iſt vielmals ſein Gewicht in Gold werth."

Vernehmen wir nun dagegen unſeren Brehm. „Auch im Thierreiche" — ſo beginnt derſelbe in ſeinem ſchon mehrfach erwähnten neueſten Werke die Schilderung des Eisfuchſes — „giebt es ausgeartete Mitglieder guter Familien; auch hier finden ſich Verwandte, welche ſich leiblich außerordentlich nahe ſtehen und geiſtig doch in jeder Hinſicht unterſcheiden. Ein ſolcher, wirklich aus der Art geſchlagener Burſche iſt der Eis-, Polar- oder Steinfuchs, einer der nächſten Vettern unſers Reinecke und ihm gleichwol in Sitten und Lebensweiſe durchaus unähnlich, eines der einfältigſten und zugleich zudringlichſten, der dümmſten und doch auch ſchlaueſten Glieder der Fuchsfamilie. Ich ſelbſt bin auf meinen vieljährigen Reiſen von keinem Thiere mehr überraſcht und in Erſtaunen geſetzt worden, als gerade von dem Eisfuchſe. Kein anderes mir bekanntes Säugethier, kein Vogel, ja kein Wirbelthier überhaupt, ſcheint in gleich ſtörriſcher Weiſe an dem einmal Gewohnten feſtzuhalten und alle Erfahrungen ſo hartnäckig in den Wind zu ſchlagen, wie dieſer nordiſche Fuchs, der Verwandte des unſerigen, welcher ſich bekanntlich mit überraſchender Fähigkeit in jede Ortsgelegenheit zu ſchicken und alle Erfahrungen auf das Beſte zu benutzen weiß."

„Den Eisfuchs kennzeichnen ſeine geringere Größe (ſein Leib iſt höchſtens zwei Fuß und ſeine Standarte nur einen Fuß lang), ſeine kurzen Läufe, ſeine ſtumpfe und ſtarke Schnauze, ſeine kurzen, rundlichen Lauſcher und der ſehr dichte, langhaarige, faſt filzige Balg, welcher im Sommer wie im Winter eine der Oertlichkeit vollkommen entſprechende Färbung hat. Wie die meiſten nordiſchen Thiere, wechſelt auch er zweimal ſein Kleid und erſcheint ſo im Sommer entweder felſen- oder erdfarbig, im Winter aber ſchnee- oder eisfarbig. Vielfache Abänderungen kommen nun vor. Es giebt reinweiße mit ſchwarzer Schwanzſpitze, eisblaue, bleifarbige, braune oder röthlichbraune, auch im Winter und im Sommer ſchmuziggraue, braunröthliche, braune u. ſ. w."

Die Polarfüchſin vor dem Bau auf unſerem Bilde (ſ. oben S. 95) iſt ein Exemplar der dunklen Sorte. Die Zeichnung ſtellt den Bau nicht, wie er in der Wirklichkeit iſt, vor, ſondern giebt uns denſelben gleichſam durch einen Querſchnitt aufgeſchloſſen, alſo ein ideales oder gedachtes Bild, wie viele Höhlenwohnungen der Thiere auf den bildlichen Darſtellungen dieſer Hefte.

Digitized by Google

Die Heimat des Eisfuchses sind die Nordpolar-Gegenden, ihre Eisfelder. Man nimmt an, daß er sich auf den natürlichen Fähren der Eismeere über die Länder um den Nordpol der Erde verbreitet habe, da man ihn schaarenweise auf dem schwimmenden Eise oder auf Inseln und Eilanden weit vom festen Lande als einziges Landsäugethier angetroffen hat. Nach Pallas geht er in seinen Streifzügen südlich bis zum 60°. Seine hauptsächlichsten Aufenthaltsorte sind jedoch die nördlichsten Striche bis an's Eismeer, auf Island, Grönland und Spitzbergen, in Sibirien und östlich bis Kamtschatka, sowie das nördliche Amerika; auch kommt er in Norwegen vor.

Der dunkle Polarfuchs.

Brehm berichtet weiter Folgendes: „Nur bei bevorstehendem Unwetter oder an Orten, an denen er sich nicht recht sicher fühlt, zieht er sich in Höhlen im Geklüft oder auch in selbstgegrabene Röhren zurück und wagt sich dann blos des Nachts heraus, um auf Raub auszugehen. An allen Orten jedoch, wo er auch bei Tage nicht nöthig hat, sich vor den Menschen zu verbergen, nimmt er sich nicht die Mühe, selbst Gruben und Höhlen für sich zu scharren, sondern lauert unter Steinen, Büschen, abgeworfenen Argalihörnern (vom asiatischen Riesenschaf) und ähnlichen Verstecken auf Beute. Er ist kein Aasverächter und nimmt mit aller thierischen Nahrung vorlieb. — Unter den Säugethieren fällt ihm Alles zur Beute, was er bewältigen kann; am liebsten jagt er auf Mäuse. Die Züge der Lemminge verfolgt er oft Meilen weit und setzt ihnen über die

Flüsse und Meere nach. Man versichert, daß oft der vierte Theil des Zuges solcher Mäuse ihm zur Beute wird. Aus der Klasse der Vögel raubt er Schneehühner, Regenpfeifer, Strand- und Seevögel, sobald er diese erwischen kann, und namentlich den Bruten dieser Thiere wird er sehr verderblich. Außerdem beansprucht er Alles, was das Meer von Thieren auswirft, sie mögen einer Klasse angehören, welcher sie wollen. Im Nothfall frißt er selbst thierischen Auswurf und dergleichen, oder er dringt in das Innere der Häuser ein und stiehlt hier weg, was sich forttragen läßt, selbst ganz unnütze Dinge. Wenn er viel Nahrung hat, vergräbt er einen Theil derselben und sucht ihn zu gelegener Zeit wieder auf. Dasselbe thut er auch, wenn er fürchtet, von dem Menschen gestört zu werden. Diese Vorrathskammern werden, nachdem sie gefüllt sind, wieder zugescharrt und mit der Schnauze so glatt geebnet, daß man sie nicht im geringsten bemerken kann."

„Man trifft den Eisfuchs häufig in Gesellschaften; gleichwol herrscht keine große Eintracht unter diesen: es finden vielmehr blutige Kämpfe statt, welche für den Zuschauer sehr viel Ergötzliches haben. Einer faßt dabei den andern, wirft ihn zur Erde, tritt mit den Füßen auf ihm herum und hält ihn so lange fest, bis er ihn hinreichend gebissen zu haben glaubt. Dabei schreien die Kämpen wie die Katzen. Wenn sie ungeduldig werden, heulen sie mit heller Stimme; ein freiwilliges Bellen dagegen hat man selten von ihnen gehört."

„Die geistigen Fähigkeiten des Thieres sind keineswegs gering, demungeachtet zeigen sich gerade bei der Beobachtung des Geistigen die sonderbarsten Widersprüche, und man geräth oft in Zweifel, wie man die oder jene Handlung zu beurtheilen habe. List, Verschlagenheit, Kunstfertigkeit, kurz, Verstand zeigten alle, welche beobachtet wurden; dabei aber bemerkte man eine Dummdreistigkeit, wie bei kaum einem andern Thiere. Hiervon habe ich mich selbst überzeugen können. Wir, mein norwegischer Jäger und ich, begegneten nach Sonnenuntergang einem dieser Füchse auf dem Doverfjeld in Norwegen und schossen siebenmal nach ihm, ohne ihn bei der herrschenden Dämmerung genau auf das Korn nehmen und somit auch erlegen zu können. Anstatt nun die Flucht zu ergreifen, folgte uns dieser Fuchs noch wol zwanzig Minuten lang, wie ein gutgezogener Hund seinem Herrn, und erst da, wo das felsige Gebiet endete, hielt er es für gerathen, umzukehren. Er ließ sich durch gutgezielte Steinwürfe eben so wenig vertreiben, als er sich von den hart vorüberpfeifenden Kugeln hatte in die Flucht schlagen lassen. Mein Jäger erzählte mir, daß er das Thier mehrmals mit den Händen gefangen hätte, weil es ohne Umstände auf ihn zugekommen und sich, neugierig fragend, vor ihm hingesetzt habe. Einmal wurde ihm sogar von Eisfüchsen die Rennthierdecke angefressen, unter welche er sich gelegt hatte. Seine einsam im Gebirge stehende Hütte wurde des Winters regelmäßig von ihnen geplündert, und er mußte förmliche Vorsichtsmaßregeln ergreifen, um diese zudringlichen Thiere los zu werden. Man wird wol aus diesen Thatsachen erkennen, daß der Eisfuchs sich überall gleichbleibt."

Die Ansicht, welche der alte Seefahrer Steller gelegentlich der Schilderung des Wesens des Polarfuchses äußert, daß man aus dem ganzen Betragen der Eisfüchse auf dem Eilaud in der Behringsstraße ersehen habe, wie sie hier nie einen Menschen erblickt haben müßten und die Furcht vor dem Menschen den Thieren nicht angeboren sei, sondern auf langer Erfahrung beruhe: — diese

Digitized by Google

Ansicht erklärt Brehm mit Recht als eine jedenfalls irrige. „Denn“ — sagt dieser — „wenn die Eisfüchse überhaupt Erfahrung befolgen wollten, müßten sie sich in Norwegen ganz anders zeigen, als auf Behringseiland. Sie sind aber hier und dort dieselben. Genau an den nämlichen Orten, wo in Skandinavien Eisfüchse leben, kommen auch Rothfüchse (gemeine) vor, und Freund Reinecke zeigt sich in Lappland gerade eben so listig und verschlagen, wie bei uns zu Lande.“

Der Leser wird nach dieser Erläuterung die Ueberzeugung gewinnen, daß mit der Steller'schen Behauptung auch die wahrscheinlich auf derselben fußende von Wood über die geistigen Eigenschaften des Eisfuchses auf das Treffendste widerlegt ist. Wood spricht, seiner Aufgabe gemäß, hauptsächlich von den Thier-Wohnungen. Wo er sich aber, wie hier beim Eisfuchs, ausnahmsweise einmal über das Wesen der Thiere verbreitet, können wir nicht umhin, irrthümliche Behauptungen aufzudecken.

Zur Vervollständigung der Lebensgeschichte unseres Nordländers mögen zum Schluß die Mittheilungen von G. Gmelin, der sich seiner Zeit lange in Sibirien aufgehalten, und von Pallas auszüglich folgen. Der Balg des Eisfuchses ist viel zarter, als der des rothen oder gemeinen, meist weiß und langhaarig, nur zuweilen aschgrau oder blau. Die Jäger beobachten oft, daß blaue und weiße Junge derselben weißen Mutter folgen, wobei jedoch die weißen viel häufiger als die grauen, und diese letzteren niemals ausschließlich vertreten sind, woraus Gmelin folgert, daß die grauen eine Abart seien. Was dieser Schriftsteller über die Baue bemerkt, stimmt mit den Ausführungen Wood's überein. Ende Mai werfen die weißen Füchse 6—8, ja bis 25 gelbliche Junge, die grauen aber schwärzliche, welche 5—6 Wochen im Bau verweilen und erst im August ihn verlassen. Um diese Zeit sind die Haare der ersteren kurz und weiß, mit einem gelblichen Streifen auf dem Rücken; die der grauen aber ganz schwarz bis zum Herbste, wo jene ganz weiß werden, aber mit einem schwarzen Kreuz, das jedoch mit dem Längerwerden der Haare bis Dezember völlig verschwindet. Nach Pallas wurden aus der Stadt Mangasea am Jenissei zu Ende des vorigen Jahrhunderts in manchen Jahren 40,000 Stück Eisfuchspelze auf den chinesischen Markt ausgeführt. Die langhaarigen weißen sind die häufigsten, die bläulichen, und darunter die dunkleren, sollen die theuersten sein.

Der Fang der Eisfüchse unter den dortigen Völkerschaften ist interessant. Im Winter bereiten sich die Eisfüchse Höhlen im hohen Schnee. Zu dieser Zeit graben sie die Samojeden und Ostjaken mit Schaufeln aus Rennthierhörnern folgendermaßen aus. Sie horchen zuerst vor einer Eingangsröhre, und wenn sich das Thier im Innern regt, schaufeln sie den Schnee weg, wodurch der schlafende Fuchs aufwacht und wahrscheinlich durch die Einwirkung der äußern Luft zu niesen anfängt. Nahe demselben gekommen, zieht ihn der Jäger am Schwanze heraus und zerschellt ihm den Kopf am Boden.

Außer dem ihn unablässig verfolgenden Menschen hat der Eisfuchs einen gefährlichen Feind am Seeadler, der ihn oft ergreifen, in die Luft heben und von da durch Fallenlassen auf der Erde zerschellen soll. Trotz alledem findet er sich noch in bedeutenden Schaaren am Eismeer, ein Zeichen, daß Gmelin's Angaben über seine Fruchtbarkeit richtig sind.

Digitized by Google

## Das eigentliche Murmelthier (Arctomys Marmota).

Als ich verreiſte
In das Vi—Va—Pommerland,
War ich der Dreiſte,
Machte mich bekannt.

Mit dieſem Liedchen, welches die eintönige Weiſe der Savoyarden zur Begleitung hat, ſehen wir ſo manchmal jene wandernden Kinder des Südens, die früh vom heimatlichen Herde ſich losreißen und fremde Länder durchſtreifen mußten, um mit ihrem theuren Leben, dem Murmelthier, auf dem Rücken ihre Pfennige und ihr tägliches Brod zu verdienen. Wir empfinden ein tiefes Mitleid und Bedauern, wenn wir die zerlumpten Kleider der armen Jungen betrachten und in ihre flehenden Augen blicken, aus denen der Zauber des Fremdartigen zu unſerm Herzen ſpricht. Knabe und Thier ſcheinen immer zu einem Ganzen vereinigt, Beide harmlos und zutraulich, Beide Kinder des Augenblicks, welche die Gegenwart genießen und von Hand zu Mund leben; Beide Bewohner eines Gebirgslandes, von dem ſich das Herz, nur durch die traurigſte Nothwendigkeit gezwungen, losreißen kann; Beide einſilbig, der Knabe mit ſeinen paar Worten eines gebrochenen Deutſch, das Thierchen mit ſeinem ſelten erhobenen Pfeifen, und jedes von Beiden der Ernährer des Andern.

Laſſen wir den Savoyarden das Murmelthier vom Arme herabnehmen und vor uns auf einen Tiſch ſetzen, dann haben wir die ſchönſte Gelegenheit, Geſtalt, Farbe und Weſen zu beobachten.

Wie plump iſt doch das Thierchen gebaut! Siehe nur den gedrungenen Hals, auf dem der dicke Kopf mit der abgeſtutzten Schnauze und den kurzen, im Pelz verſteckten Ohren ruht. Und das Gebiß! Die zwei meißelförmigen Schneidezähne vorn in beiden Kinnladen; die große Zahnlücke zwiſchen jenen und den Backenzähnen und die ſtarken, höckerigen Rinnen der letzteren, welche in die Quere ſtehen, weil das Thier den Unterkiefer von hinten nach vorn bewegt — dies Alles bekundet bei unſerem Murmelthierchen das ausgebildete Nagethier, das ſich mit den Zieſeln, den Präriehunden, den Eich- und Backenhörnchen u. a. nach Brandt in eine Familie, Sciurina, Eichhörnchen, gruppirt, nach anderen Thierkundigen aber blos mit den Zieſeln und den Präriehunden eine Familie, die der Murmelthiere (Arctomys), theilt. — Wie ein Sack vom Rücken des Eſels, ſo hängt die ſchlaffe Haut von ſeinem flachen Rücken bis zu den Beinen herab. Dicht und wollig iſt der Pelz und mit längeren Grannenhaaren verſehen, auf der Oberſeite des Körpers ſchwarzbraun, auf dem Scheitel und Hinterkopf mit weißlichen Tupfen beſetzt, am Nacken, in der Schwanzgegend und an der Unterſeite braunroth gefärbt. Hiervon ſticht die helle Roſtfarbe der Schnauze und Füße nicht unvortheilhaft ab. Wie es dieſe Füße eigenthümlich ſetzt! Iſt's nicht, als käme eine Ente hergewackelt? Und wie der Bauch zur Erde niederhängt! Doch bei alledem iſt es ein liebes Geſchöpf, das ſeinen kleinen Herrn gar zutraulich anſieht und auf jedes ſeiner Murmelworte achtet. Jetzt giebt er ihm ein Stöckchen zwiſchen die Vorderbeine und läßt es auf den Hinterbeinen ſich emporrichten, im Takte dahinſchreiten und nach jener ohrzerreißenden Muſik tanzen, die ein Armuthszeugniß für den muſikaliſchen Geſchmack ihrer Urheber iſt. Wir geben dem artigen Künſtler zum Dank eine Taſſe Milch,

Digitized by Google

welche es mit Behagen genießt, und dem Dudler nach Kräften und Vermögen Geld, und laſſen das ſeltſame Paar ruhig ſeines Weges ziehen, um das Murmelthier in der Freiheit zu betrachten.

Und die Freiheit — ſie genießt es droben auf den Höhen der Alpen, Pyrenäen und Karpathen, nahe den Gletſchern, faſt überall an der Grenze der Baumvegetation, freilich nur während eines kurzen Sommers, der dort den fröhlichen Bewohner im Vorübergehen grüßt, denn der lange Winter verurtheilt es zu einem tiefen Schlaf in dem unterirdiſchen Gefängniß, welches von ihm ſelbſt gegraben und freiwillig dem todbringenden Leben über der Erde vorgezogen wird. Hier liegt es, in Geſellſchaft ſeiner Kameraden, erſtarrt bis zum Tage der Auferſtehung, der ſich ihm drunten in der Tiefe alljährlich mit Sicherheit verkündigt. Die Oeffnung dieſes Wintergefängniſſes iſt ſorgfältig mit Heu, Erde und Steinen bis zu einem kleinen Loche verſtopft. Der Eingang des Baues wird mehrere Fuß lang auf eine merkwürdige Weiſe angefertigt. Er beſteht aus einer mit ſandiger Erde und Steinen verkitteten Mündung, zu welcher Verkittung wol, neben feuchter, bindiger Erde, der Speichel des Thieres verwendet wird. Dieſes künſtliche Eingangsgewölbe nennt man den „Zapfen“. An ſeinem Ende entſteht nach Innen eine Verzweigung, wovon der eine Arm eine kurze Strecke weit verläuft. Dieſer Zweig kann entweder das Material zu dem Mörtel des Zapfens abgegeben haben, oder er iſt eine Art Abtritt, worauf die in ihr vorgefundene Loſung deuten könnte. Der andere Zweig iſt der Hauptgang, welcher ſich allmälig erhöht und dann zum Keſſel führt. Es iſt ein geräumiger, backofenförmiger Behälter, der mit kurzgebiſſenem, weichem, dürrem Graſe ringsum gewölbartig angefüllt iſt. Dieſes Material beißen die Murmelthiere vorerſt in bedeutender Quantität an beſtimmten Orten im Monat Auguſt ab und tragen es, nachdem es getrocknet, im Maule zum Keſſel, zu welchem das Thier, nach Tſchudi, in einem 4—5 Klafter bergwärts dringenden, ungefähr 4 Fuß unter der Erde hinziehenden Gange gelangt. Die Arbeit bei Fertigung des Baues iſt ähnlich der des Dachſes. Sie geht ſehr langſam von Statten, indem das Murmelthier gewöhnlich nur mit einer Vorderpfote gräbt und den Schutt dann mit den Hinterläufen zurückwirft. Weiter in das Innere vorgerückt, ſchiebt das grabende Thier, rückwärts ſchreitend, die angehäufte Erde mit dem Hintertheile zur Röhre heraus. — Im Keſſel dieſes Winterbaues liegen — wie erwähnt — die Murmelthiere familienweiſe, oft zu 15 Stück, zuſammen. Jedes iſt zuſammengeringelt und, den Kopf am Schwanze, liegt es tief im Erſtarrungsſchlafe.

Intereſſant ſind die Unterſuchungen, welche der Chemiker Regnault in Paris an ihm von Profeſſor Sacc in Neuenburg zugeſandten Murmelthieren anſtellte, um deren Athmungsprozeß im wachenden Zuſtande wie im Winterſchlafe zu verfolgen. Mit äußerſt feinen und zweckmäßig eingerichteten Werkzeugen und Vorrichtungen verſehen, womit der franzöſiſche Forſcher den Athmungsprozeß der Inſekten im Puppenzuſtande ergründete, unterwarf er auch vier Murmelthiere ſorgfältigen Unterſuchungen. Es ergab ſich, daß das Athmen der Thiere dem der Kaninchen etwa gleich iſt, nur daß ſie etwas mehr Sauerſtoff verbrauchen und mehr Stickſtoff ausathmen. Ihre natürliche Wärme betrug bei einer Lufttemperatur von + 12° R = + 33 bis 34° R. Unter der Luft-

pumpe verzehrten die schlafenden Murmelthiere nur den dreißigsten Theil des Sauerstoffs, dessen ein wachendes bedurfte. Ihr Athmen war also dreißigmal langsamer als beim Wachen, die Wärme ihres Körpers aber viel geringer, nur 4° höher als die sie umgebende Luft. Von zwei unter die Luftpumpe gebrachten Murmelthieren erwachte eines, verzehrte alsbald den Sauerstoffgehalt der Luft unter der Glasglocke der Pumpe und erstickte in Folge des Mangels an Sauerstoff. Das schlafende Thier hingegen verspürte diesen Mangel gar nicht, sondern schlief in der es umgebenden Stickluft ruhig fort. Man nahm es vor dem Erwachen heraus. Mit dem Erwachen vermehrten und verstärkten sich die Athemzüge, welche im Erstarrungszustande dem Auge völlig unsichtbar blieben und alle 3 bis 5 Minuten einmal erfolgten. Das Erwachen der Thiere erfolgt erst bei + 25° R. und erst nach einiger Zeit sind sie ganz ihrer Sinne wieder Herr. Mit der steigenden Athmung, d. i. der vermehrten Verzehrung des Sauerstoffs, wächst auch die Körperwärme des Thieres.

Wir haben in diesen Versuchen den Stoff zu einer einfachen Erklärung, wie Thiere im Winterschlafe, als Bär, Haselmäuse u. a., auch zeitweise unser Dachs, so lange ohne Nahrung zubringen können. Mit dem geringen Verbrauch von Sauerstoff ist auch der durch das langsame Athmen bewirkte verminderte Verbrennungsprozeß des Kohlenstoffgehalts im Körper verbunden. Nun haben die in einen Winterschlaf fallenden Thiere aber bekanntlich einen großen Vorrath an Fett in ihrem Inneren angelegt, welcher zu dem verminderten Lebensprozeß hinlänglich Kohlenstoff abgiebt, zugleich aber auch das Thier wieder — trotz seiner geringen Körperwärme — als ein gutes natürliches Wärmepolster vor Erfrieren schützt.

Von diesen Winterbauen sind die kleineren und unbedeutenderen Sommerbaue unterschieden, die dem Murmelthiere Zuflucht und Schutz gegen Feinde und rauhe Witterung bieten, welche aber viel höher in den Alpen als die Winterwohnungen, oft 8000 Fuß über der Meeresfläche, angelegt sind. Beiderlei Wohnungen aber haben ihre Lage an Bergabhängen, welche der Sonne zugekehrt sind, der Neigung des kleinen Erbauers entsprechend, welcher die Sonnenstrahlen liebt, jene wirksamen Kämpfer gegen Eis und Schnee, die ihm die Matten bloßlegen mit seiner ersten Nahrung, dem Gras, den mancherlei Pflanzen und Kräutern, und dem geschäftigen Nager die Zugänge zu allerlei Wurzeln eröffnen, unter welchen er besonders die Nelkenwurz (**Geum montanum**) liebt, aber auch die giftige weiße Nießwurz oder den Germer (**Veratrum album**) benagt. Ja, die Sonne ist das Lebenselement der Murmelthiere. Schon die ersten Strahlen der Morgensonne begrüßen die munteren Thierchen, indem zuerst die älteren, vorsichtig umherspähend, die Röhren ihrer Baue verlassen, um in dem Angesichte der Leben erweckenden Himmelskönigin ihr Wasch- und Putzgeschäft zu vollziehen und unter einander im Spiel und Rennen zu wetteifern. Dabei setzen sie sich alle Augenblicke auf die Hinterbeine und spähen rings umher; dann wieder kratzen und kämmen sie sich oder treiben Spiel und Kurzweil mit einander. Mitunter versuchen sie auch aufrecht auf den Hinterfüßen einige Schritte weit fortzukommen. Inzwischen machen sie sich an ihr Frühstück und weiden mit großer Schnelligkeit das kürzeste Grün ab. Darauf erscheinen auch die jüngeren Thierchen vor dem Bau, um zunächst gleichfalls zu weiden.

Digitized by Google

Murmelthiere.

Digitized by Google

Haben alle ihr Frühſtück eingenommen, dann ſuchen ſie irgend ein beliebtes Ruheplätzchen, das der Wirkung der Sonne ſo recht ausgeſetzt iſt. Doch ſind ſie, gleich den Kaninchen, ſtets auf ihre Sicherheit bedacht, und wie bei den Präriehunden das Bellen als Zeichen nahender Gefahr allgemein verſtanden wird, ſo bewirkt hier ein lauter Pfiff das Auseinanderſtieben der ganzen Geſellſchaft und ihr plötzliches Verſchwinden unter der Erde.

Daß einem ſo wachſamen Höhlenbewohner nicht gut beizukommen iſt, wird einleuchten. Die Erbeutung mit dem Schießgewehr hat bald ihre Grenzen, da das ſcheue und vorſichtige Thier alsbald nach einem Schuß im Baue verſchwindet und lange dort verborgen bleibt, oder den Schützen durch rechtzeitige Flucht gar nicht zum Schuſſe kommen läßt. Das Ausgraben der Winterbaue iſt viel lohnender; allein daſſelbe iſt in der Heimat des Thieres meiſt verboten, da hierdurch die völlige Ausrottung zu befürchten ſtünde. Auch in Fallen wird der harmloſe Nager gefangen, jene aber nur für die alten Thiere eingerichtet, um die jungen zu ſchonen. Nur das Fleiſch des Murmelthieres iſt benutzbar, doch ſoll es ohne künſtliche Zubereitung erdig ſchmecken und erſt durch vorheriges Abbrühen und Räuchern genießbar werden.

In die Monate April und Mai fällt die Paarung. Das Weibchen wirft nach vier bis ſechs Wochen im Keſſel des Baues zwei bis vier Junge und theilt mit ihnen ein ganzes Jahr lang ſeine Wohnung. Sie wachſen raſch, und ſchon im Juli laufen ſie in Geſellſchaft der ſie ſorglich bewachenden Mutter auf den Alpentriften umher. Will ein Gebirgsbewohner im Sommer ein junges Murmelthier haben, dann wartet er, bis die Mutter ihre Kleinen ausgeführt hat, und nun kommt es auf die Vorſicht und Gewandtheit des lauernden Räubers an, wenn es ihm gelingen ſoll, einem verwegenen Bürſchchen den Rückzug zum Bau abzuſchneiden und ſeiner habhaft zu werden.

„Je nach ſich einſtellender Kälte verlaſſen ſie gegen Mitte des Oktober den Bau nicht mehr und halten den Winterſchlaf, welcher in der Regel bis in den Mai hinein dauert. Um ſich für den langen Schlaf gut zu betten, ſammeln ſie Gras und Kräuter und ſchleppen ſie in ihren Bau, was man das Einheuern nennt. Dabei helfen ſich die zu einem Bau gehörenden Mankei'n (Murmelthiere) einander in der Art, daß einige ſich zum Sammeln weit entfernen, andere näher beim Bau bleiben, und dieſe dann den ferner herkommenden die Grasbüſchel abnehmen und in den Bau tragen, oder es nimmt noch ein drittes dem zweiten die Laſt ab und trägt ſie in die unterirdiſche Schlafkammer.

Die alte Erzählung des Plinius, daß ſich beim Einheuern eines der Thierchen auf den Rücken lege und mit Heu beladen laſſe, während ein anderes ſodann daſſelbe mit den Zähnen in die Höhle ziehe, hat ſich zwar bis auf unſere Tage erhalten, iſt indeſſen eine Fabel. Allerdings hat man in dem Keſſel eines Winterbaues (die Sommerwohnungen enthalten nie Heu) ſchon öfters ſo viel Heu gefunden, daß es ein einziger Mann kaum wegzutragen vermochte.“ (Tſchudi.)

Wiewol das Murmelthier auf dem Transport ſich an die Entbehrungen und Reiſebeſchwerden ſeines Trägers gewöhnt, ſo dauert es doch bei dieſer Behandlung nicht lange aus, und der arme Savoyarde muß gefaßt darauf ſein, den kleinen Alpenbruder eines Tages auf ſeiner Wanderung erkranken und ſterben zu ſehen.

Digitized by Google

## Der gemeine Zieſel (Spermophilus Citillus).

Einen nahen Verwandten des eben geſchilderten Murmelthieres, ein zierliches und liebliches Geſchöpf, welches ſich raſch an ſeinen Herrn und Wohlthäter gewöhnt, finden wir in dem Zieſel. Ein Bewohner des öſtlichen, zum Theil aber Mittel-Europa's und Aſien's, erſcheint er ſeiner Stellung nach als Bindeglied zwiſchen dem Erdeichhorn, mit welchem der Leſer gleichfalls bekannt gemacht wird, und dem Murmelthier. An Größe kommt er ungefähr dem Hamſter gleich, aber ſeine Geſtalt iſt ſchlanker, geſchmeidiger, ſein Kopf mit den abgeſtutzten, im Pelz verſteckten Ohren niedlicher, ſeine Bewegungen gewandter und denjenigen des Erdeichhorns verwandter. Sein Kleid trägt feine Wolle, oberhalb die gelbgraue Farbe mit Roſtflecken, unterhalb, mit Einſchluß der Füße bis zum weißen Hals, die roſtgelbe, und am Vorderkopf ein Gemiſch von Rothgelb und Braun. Ein luſtiges, wohlgelauntes Thierchen, welches zwar die Backentaſchen und den Sinn für Anhäufung von Schätzen unter der Erde mit dem Geizhals Hamſter theilt, und gleich ihm die Ebenen ackerbautreibender Bewohner liebt, aber einen ganz anderen Charakter hat als jener. In ſeiner Sanftmuth und bei ſeinem geſchäftigen Weſen, das ihn zu Spiel und anmuthigem Treiben bewegt, zeichnet ſich der Zieſel vortheilhaft vor dem Murrkopf und boshaften Egoiſten aus. Doch ſonderbar, während man ſonſt bei dem weiblichen Geſchlecht vorzugsweiſe größere Beſcheidenheit und Sanftmuth zu finden gewohnt iſt, zeigt ſich gerade das Zieſelmännchen als der geduldigere und harmloſere Theil. Daß das Weibchen ſich mehr hören läßt und in allerlei Klagetönen jammert, während das Männchen nur im Zuſtande der Aufregung und zur Warnung für ſeine Umgebung eine laute, durchdringende Stimme vernehmen läßt — das möchte weniger gegen den gewöhnlichen Lauf der Welt ſein. Sobald dieſes Warnungszeichen erſchallt, flüchten die plötzlich mißtrauiſch und ängſtlich gewordenen Thierchen alleſammt in ihre Baue, deren Röhren ſehr eng, aber für die geſchickten Schlüpfer doch weit genug ſind, um darin im Nu zu verſchwinden.

Die Röhre eines jeden Baues führt in Windungen zu dem vier bis ſechs Fuß unter der Erde liegenden, länglich-runden und mit Heu ausgepolſterten Keſſel, wo die Jungen, oft acht an der Zahl, geworfen, geſäugt und mit großer Zärtlichkeit gepflegt werden. Der Familienbau wird nur von dem Weibchen angelegt und iſt tiefer, als der vom Männchen gegrabene Bau. In jenem und den tieferen Winterbauen werden auch in beſonderen Nebenröhren Wintervorräthe von Getreide, Hülſenfrüchten, Wurzeln, allerlei Kräuter, wie Wegetritt, Grasriſpen und Gemüſe, eingetragen. Auch zeichnen ſich dieſe tieferen Baue durch merkliche Erdhügel vor den Eingängen aus.

Bis in's reife Jünglings- und Jungfrauenalter theilen die Jungen den Schutz des Aelternhauſes, laſſen ſich treulich führen und anleiten; erſt im Herbſt trennen ſie ſich von der friedlichen Geburtsſtätte, wo ſich dann jedes erwachſene Zieſelchen ſeinen eigenen Bau gräbt, Wintervorrath aufſpeichert, den Eingang mit Halmen und Erde verſtopft und von dem Keſſel aus einen beſonderen Gang bis in die Nähe der Erdoberfläche ausführt. Hier ſchläft es den Winterſchlaf bis zum Frühjahre, worauf es die Decke über ſich durchbricht, welche dann der neue

Eingang zum Bau wird, während der alte verstopfte unbenutzt bleibt. Aus der Menge dieser Eingänge läßt sich genau das Alter des Baues folgern, nicht aber das der jeweiligen Insassen, da ein früherer in seinem Winterschlafe oft durch schlimmen Einfluß der naßkalten Witterung in den ewigen Schlaf des Todes versinkt. Außer diesem gefährlichen Feind hat das überall beliebte, nur bei großer Vermehrung erheblichen Schaden bewirkende Thierchen allerlei Raubthiere zu fürchten, die ihm mit Eifer und gutem Erfolg nachstellen, sei's drinnen im Hause selbst oder draußen auf seinen täglichen Ausgängen.

Da ist bald der unermüdliche Räuber Wiesel, welcher das arme, friedliche Zieselchen bis in seinen Bau verfolgt und dort erwürgt; bald erbeutet es dort der flinke Steinmarder oder der Schleicher Ratz auf seinen Ausgängen. Aber unter allen der Aergste, gräbt es der Mensch oft mit Hülfe des Rauhpintschers aus seiner Burg, des Thierchens Winterröckchen, das bei Spielarten auf dem Rücken schön weiß getupft ist, für Verbrämungen und Unterfutter, sowie sein fettes Fleisch als wohlschmeckende Speise benutzend. Gefangen fügt sich besonders das Männchen alsbald der Gewalt des Menschen, und werden die Jungen schnell die angenehmsten und unterhaltendsten Hausthierchen, die wegen ihrer Sanftmuth noch dem hin und wieder bissigen Eichhörnchen vorzuziehen sind.

## Der Präriehund (Cynomis Ludovicianus).

Die Natur ist in ihren Erzeugnissen mannichfaltig, und gerade durch ihre Gegensätze wirkt sie fesselnd und überraschend auf den Beobachter. Ernst, Majestät, Stärke, Wildheit und Grausamkeit — alle diese Eigenschaften gewisser Thiere finden ihre Gegensätze in dem heiteren, bescheidenen, zarten und harmlosen Auftreten anderer. Zuweilen will uns die Natur wie eine große Bühne erscheinen, auf der die verschiedenartigsten Gestalten kommen und gehen. Bald ist's ein ernstes Trauerspiel, das uns erschüttert, bald ein ergötzliches Lustspiel, dem wir in erheiterter Laune unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Ein solches Lustspiel eröffnet sich unserem Auge beim Anblick der Präriehunde. Wie? Präriehunde sagen wir, da wir doch ein Thier aus dem Geschlechte der Nager, eine Art Murmelthier, vorführen? Nun, am Namen liegt am Ende wenig, wenn man nur den Ursprung eines solchen Titels kennt. Sie bellen nämlich ähnlich den Hunden, wenn Gefahr sie schreckt und Angst sich ihrer bemächtigt. Daher diese Bezeichnung für ein Nagethier ohne alle Hundsnatur.

Man betrachte die Zeichnung, welche uns das Treiben der Präriehunde auf ihren Wohnstätten anschaulich macht. Eine unabsehbare Menge von Erdhügeln deckt das Land und verräth die Aus- und Eingänge unterirdischer Wohnungen. Diese sind von den Präriehunden in abhängiger Richtung gegraben, gehen fünf bis sechs Fuß abwärts, wenden sich dann plötzlich und nehmen allmälig wieder die Richtung aufwärts. Die einzelnen Baue sind gewöhnlich fünfzehn bis zwanzig Fuß von einander entfernt, und die ausgescharrte und aufgehäufte Erde vor einem jeden Eingange derselben beträgt eine ganze Wagenladung.

Von dem einen zum anderen Bau führt ein betretener Pfad, auf welchem die Nachbarn einander friedliche Besuche abstatten. Zu Tausenden reihen sich die Baue aneinander, so daß man mit Recht die Wohnungen „Dörfer" genannt hat.

Digitized by Google

Der Boden wird dergeſtalt unterwühlt, daß es gefährlich iſt, darüber hin zu fahren oder zu reiten, weil die Erde unter dem Rade oder Hufe einſtürzt.

Solche größere Anſiedelungen finden ſich in vertieften, fruchtbaren Wieſen Nord-Amerika's, welche das zarte Gras der ſchönblühenden Seslerie zur Nahrung darbieten. Wir ſtehen vor einer ſolchen Anſiedlung.

Präriehunde.

Dort richtet ſich ein wachſamer Vater auf den Hinterbeinen, in der ganzen Länge von 16 Zoll, empor, die Umgebung prüfend und auf jedes verdächtige

Digitized by Google

Geräuſch horchend. Unſer Auge möge eine kurze Weile muſternd auf ſeiner Geſtalt verweilen, welche uns ein Thierchen von der Größe unſeres Eichhörnchens zeigt. Fürwahr, gerade nichts Schönes! Denn wie dick und gedrungen iſt der Leib, wie plump, abgerundet und zugleich platt gedrückt der Kopf, wie unverhältnißmäßig kurz der buſchige Schwanz! Auch ſein Pelzmantel zeichnet ſich durch Schönheit der Farbe nicht aus, da die Oberſeite den röthlich-braunen Grundton mit Untermiſchung von Grau und Schwarz, die Unterſeite aber ein ſchmuziges Weiß zeigt. Hier ſchlüpft einer der Präriehunde in die ſchräg einlaufende Röhre oder es taucht ein anderer neugierig hervor, und da im Vordergrunde will eine Mutter die ſich an ſie ſchmiegenden Jungen vor gefährlichen Feinden ſchützen. Mitten im ſtillen Frieden ihres häuslichen Glücks, mitten im heiterſten Akt ihres Luſtſpiels fährt zuweilen ein plötzlicher Schreck unter das harmloſe Volk der Dorfgemeinde. Ein alter, wachſamer Bürger hat einen Feind gehört oder geſehen und ſein durchdringendes Gebell angeſtimmt. Jedes einzelne Thierchen verſteht augenblicklich dieſes Warnungszeichen und iſt auf ſeine Rettung bedacht. Es ſchlägt ſeine kleinen Vorderfüße raſch gegeneinander, als wolle es einen Wirbel ſchlagen, oder wie die Kinder beim „Haſchhaſch" ein Zeichen zum Entwiſchen geben. Das Bellen pflanzt ſich telegraphenſchnell von einem zum andern auf weite Strecken hin fort, und wie die Waſſer-Nixen der Märchen tauchen alle unter. Eine Zeit lang iſt's mauſeſtill. Da leuchten aus einer Röhre ein paar dunkle Augen, nach und nach kommt wieder ein Präriehund nach dem andern herauf, vorſichtig lauſchend und ſich umſehend. Je nach Umſtänden der Gefahr bleiben ſie längere oder kürzere Zeit in ihren Bauen. Merkwürdig iſt die Unterſcheidungsgabe, welche dieſe Thiere verſtändig ausüben, wenn ſie ſich beim Anblick eines Menſchen ſogleich in ihre Baue flüchten, während ſie doch ruhig zwiſchen den Hufen der amerikaniſchen Biſons umherwandern. Der großen Vorſicht und Wachſamkeit halber — welche die älteren Präriehunde, emporgerichtet auf den Erdhügeln, beſtändig üben — iſt das Erlegen dieſer Thiere ſehr ſchwierig. Auch fallen die Getroffenen entweder in die Röhren hinab, oder die Zählebigen ſchleppen ſich noch in ihre Baue, wodurch ihre Erreichung ebenfalls ſehr erſchwert wird. Das Fleiſch ſoll indeſſen ſchmackhaft ſein.

Jene Vorſicht und Furcht haben aber auch guten Grund in den großen Gefahren, welche dem Thierchen von Seiten der Klapperſchlangen und Höhleneulen drohen. Dieſe nehmen ihre Wohnungen mitten in ihrer Gemeinde. Die Eulen ſind wol nur bisweilen den jungen Präriehunden gefährlich, während die Klapperſchlangen nach und nach die Bewohner einer ganzen Anſiedlung ausrotten können. Zu Ende des Oktobers, wo das Gras der Prärie verdorrt und der Froſt im Anzuge iſt, der dem Thiere ſogar jede Wurzelnahrung unzugänglich machen würde, verſtopft der Präriehund ſeine Ausgänge und zieht ſich in die Tiefe zurück. Nun mag es droben über dem Dache ſeines Hauſes ſtürmen oder frieren — das Thierchen liegt verborgen, bis der Frühling die Erde in ihren tauſendfachen Keimen zur Auferſtehung weckt. Dann regt ſich Wärme und Leben auch in ihm, dem Erwachenden, und herauf ſteigt es aus ſeinem Grabe, die dumpfen Pforten ſprengend, und gewiß nur mit ſeliger Freude blickt es hinaus in die ſich verjüngende Natur.

Digitized by Google

Kaninchen.

## Das Kaninchen (Lepus cuniculus).

Von den Wohnungen des Präriehundes führen wir dich, lieber Leſer, auf den Bau unſeres gemeinen Kaninchens, von welchem jene allerliebſten Thierchen in vielfältigen Spielarten abſtammen, welche zur Ergötzlichkeit der Jugend in den Ställen unſerer nützlichen Hausthiere gehalten werden. Freilich gehört unſer Kaninchen — ſtreng genommen — nicht zu den Murmelthieren, wie der Präriehund, ſondern in die Familie der Haſen (Lepores); nichtsdeſtoweniger vereinigen ſich aber beide in der großen Ordnung der Nager. Es will Abend werden. Des Waldes Schatten und die eintretende Kühle des ſich neigenden Tages ſind uns nach einem ſchwülen Gange willkommen. Wir ſtehen auf einem ſandigen, mit niedrigem Gebüſch bewachſenen Boden, dem Lieblingsaufenthalte unſeres Kaninchens. Hier gewahren wir viele Röhren nach allen Richtungen hin, die ſo eng ſind, daß die Bewohner eben gerade aus- und einkriechen können. Ein jedes Paar hat ſeinen eignen Bau, der in einer tief liegenden Kammer und in winkeligen Röhren beſteht, von welchen jede mehrere Ausgänge hat. Oft hängen einige Baue durch ihre Röhren zuſammen, ein Beweis, daß die Kaninchen in nachbarlicher Eintracht mit einander leben. Wir wählen uns einen gedeckten Standpunkt zur Beobachtung. Nach Verlauf einer Viertelſtunde theilen ſich die Zweige eines überhängenden Ginſterbuſches und der Kopf eines alten Kaninchens kommt zum Vorſchein. Wie ähnelt er dem Kopfe des Haſen! Nur daß er, wie auch die Ohren („Löffel“), kürzer iſt. Aber daſſelbe bewegliche Spiel, wie beim Haſen. Jedes leiſe Geräuſch in der Nähe, jeder hörbare Luftzug veranlaßt ein Zucken und Spannen dieſer empfindlichen Theile. Allmälig ſtellt ſich das Gefühl der Sicherheit ein, und mit einem Mal führt uns das Thierchen durch einen kleinen, noch

Digitized by Google

immer zaghaften Sprung ſeine ganze niedliche Geſtalt vor Augen. Nicht größer als ein halbwüchſiger Haſe, und weſentlich noch durch den ſchlankeren Bau und die kürzeren Hinterbeine von ihm unterſchieden, trägt es einen grauen, oben gelbbraunen, vorn in's Rothe ſpielenden und an den Seiten und Schenkeln hellroſtfarbenen, dagegen am Unterleibe, an der Kehle und an den Innenſeiten der Beine in's Weiße übergehenden Pelz. Schnell gewinnt es durch ſein gewandtes Weſen und ſeine zierliche Haltung unſere Zuneigung und verdoppelt unſere Aufmerkſamkeit. Dem erſten Vordringling folgen raſch andere, alte wie junge Kaninchen, von allen Seiten aus den Schlupfwinkeln auftauchend. Mit zunehmendem Vertrauen auf ihre Sicherheit wächſt ihre Kühnheit und Beweglichkeit. Jetzt rennt ein übermüthiger Kaninchenjunge oder ein tolles Kaninchenmädchen wie beſeſſen den Weg entlang, den Lauf durch viele Querſprünge unterbrechend. Dort ſitzt eine alte Mutter im Gras oder Klee und äßt ſich (frißt), um an ihren Säuglingen Mutterpflichten erfüllen zu können; da drüben richtet ſich ein mißtrauiſch gewordener Kaninchenvater hoch empor, ſpitzt die Ohren und fängt mit der Naſe den ihm entgegenwehenden Zugwind auf; hier prallt ein vorwitziger Wildfang plötzlich vor uns zurück, hält einen Augenblick inne, ſchlägt dann mit den Hinterläufen kräftig den Boden und verſchwindet wie ein Pfeil im nächſten Bau, vor deſſen Eingang wir das ſchwarz und weiße winzige Schwänzchen („Blume") zuletzt noch ſchimmern ſehen. Das Zeichen des Schreckens wiederholt ſich im Stampfen mit den Hinterläufen unter der geſtörten Geſellſchaft, und im Nu verſchlingt der Schatten des Waldes und die finſtere Erde das heitere Leben ihrer flinken Bewohner.

In ihren Bauen nehmen die Kaninchen ihre heimiſchen Plätze ein. Viele ſitzen dicht zuſammen, andere getrennt, die Mütter aber haben ihre beſondere Kinderſtube, wo ſie die kleinen Schützlinge in abgeſonderten Nebenſtuben pflegen, deren Eingänge zugleich die Ausgänge bilden. Die Ueberhandnahme der Kaninchen iſt oft ſo ungeheuer, daß die Jäger ſich genöthigt ſehen, aus landwirthſchaftlichen Rückſichten derſelben Einhalt zu thun. Früh Morgens und gegen Abend werden ſie auf dem Anſtande erlegt, wobei ein geduldiger Jäger den Augenblick benutzt, wo er mehrere mit *einem* Schuß niederſtrecken kann. Mit dem beſten Erfolg aber wendet man zu ihrer Verfolgung das Frettchen an, welches man für eine Abart des Iltis hält, und das die furchtſamen Kaninchen aus den Bauen treibt. Entweder erlegt ſie der Schütze, wenn ſie aus den Röhren ſpringen, oder ſie verwickeln ſich in Netzen, welche über den Mündungen ihrer Gänge ausgebreitet liegen. Aber wie oft ſind anerkannt gute Schützen in Verzweiflung geſehen worden, wenn ſie ein Dutzend Mal hinter einander ſtatt des Kaninchens den Sandboden trafen, daß die Staubwolke hinter dem in eine nahe gelegene andere Röhre blitzſchnell verſchwindenden Thierchen aufflog.

In manchen Gegenden Portugals iſt das Thier in unzähliger Menge vorhanden, und der Jäger in den Provinzen liebt die Kaninchenjagd leidenſchaftlich. Hierbei bedient man ſich zum Jagen der Bracken, mittelgroßer Hunde, von denen oft zwanzig paarweiſe an einander gekoppelt werden. Mit einem gut abgerichteten Frettchen in einer am Riemen hängenden runden Korkbüchſe, nebſt geſtrickten Beutelnetzen und einem großen, mit Eiſen beſchlagenen Stocke auf der Schulter, zieht der Jäger aus.

Digitized by Google

Kaninchen in ihrem Bau.

Im Jagdreviere angekommen, läßt er die Hunde los, die denn auch bald die Kaninchen aufſtöbern, und, laut jagend, bis zu ihrem Baue verfolgen. Sobald die Kaninchen in den Bau gekrochen, werden die Hunde ſtill, ein Zeichen, daß die Beute gewiß iſt. Die friſche Spur zeigt die Röhre, wo ſie eingekrochen, und da nun viele ſolcher Röhren vorhanden ſind, die zu einem gemeinſchaft-

Digitized by Google

lichen Bau gehören, ſo ſteckt der Jäger vor die gangbarſten die Beutelnetze und läßt das Frettchen mit einem kleinen Schellchen an einem Halsbändchen einkriechen. Es dauert nicht lange, ſo flüchten alle Kaninchen vor ihrem Feinde und ſpringen, das Freie ſuchend, in den Beutel. Auf dieſe Art fängt ein Jäger oft 20 bis 30 Kaninchen an einem Tage, welche gewöhnlich auf den Markt nach Liſſabon wandern.

Uebrigens iſt der Bau nicht der ausſchließliche Aufenthalt der Kaninchen. An windſtillen, ſonnigen Tagen trifft ſie der Jäger oft zu Dutzenden einzeln, ziemlich entfernt von den Bauen, in niederem Gebüſche oder auf der Haide im Lager wie den Haſen an. Hier kann ein guter Schütze die vor ihm oder vor ſeinem Vorſtehhunde aus dem Lager Aufſtehenden erlegen und in einigen Stunden oft eine gute Beute machen. Das weiße Wildpret des Kaninchens kommt häufig auf den Markt; es hat etwas erdigen Geſchmack und iſt trocken, wird aber, als Ragout bereitet, ſchmackhaft. Sein Fell iſt nicht ſehr dauerhaft und wird vom Kürſchner nur zur Fütterung leichter Gewänder benutzt, außerdem auch zu Hüten verwendet.

Es fällt ſehr ſchwer, die Gegenden, wo die Kaninchen die gehörige Bodenbeſchaffenheit gefunden haben und einmal heimiſch geworden ſind, vor beträchtlichem Schaden zu ſchützen, denn ſie gehen — wenn auch nicht weit — in die Felder und ernähren ſich von Allem, was ein gewöhnlicher Haſe liebt. Auch ſchälen ſie in den Waldungen die Rinde von den zarten Stämmchen und nagen die jungen Holzpflänzchen ab. Wie ſehr aber muß ſich die Kaninchenſchaar einer Gegend vergrößern, da das Weibchen bis zum Oktober alle fünf Wochen vier bis zwölf Junge „ſetzt“! Zärtlich ſorgt dieſes für ſeine Kinder. Um ihnen eine weiche Unterlage in der Kammer der Familienröhre zu bereiten, rupft es ſich vermittelſt der Zähne Pelz aus. Einer unſerer Freunde hat ſogar an einer zahmen Kaninchenmutter beobachtet, wie ſie ihren einige Monate alten, bereits ſelbſtändig gewordenen Jungen Pelz ausrupfte, um für die künftigen das Neſt zu füttern. Wie nahe liegt hier die Verſuchung, uns auch ein wenig unter den zahmen Kaninchen umzuſehen. Wiſſen wir doch noch, als ob es geſtern geſchehen ſei, mit welcher Sorge und bebenden Erwartung wir als Knaben jeden neuen Satz junger Kaninchen erwarteten!

Schon die verſchiedene Färbung der zahmen Kaninchen übt Zauber und Reiz auf die Knaben aus. Welche Freude, wenn ein ſchneeweißes Junges mit rothen Augen eines Tages aus der Höhle hervorkriecht! Oder die ruſſiſchen, die als vollſtändige Kakerlaken geboren werden, aber nach und nach an Naſe, Füßen und Schwanz eine graue Färbung und innerhalb mehrerer Monate an den bezeichneten Stellen die ſchwarzbraune Färbung bekommen! Oder die kurioſen engliſchen mit den hängenden Schlappohren! Und nun gar die feinen, langhaarigen Seidenhaſen, die eine beſondere Art bilden mögen — ein Rothſchild böte den beglückten Knaben ſeinen Reichthum vergeblich für dieſe zarten Geſchöpfe.

Aber zuweilen erſchütterten auch Vorwürfe des Knaben Herz, denn die geſchickten Wühler hatten den Stall gar tief unterhöhlt. Das konnte gefährlich werden. Sie hatten ſogar ihre Ausgänge nach dem Garten zu angelegt, wo ſie der guten Mutter an die jungen Pflanzen gingen. Es half endlich kein Flehen

Digitized by Google

mehr, der Stall mußte gepflaſtert werden, und die Kaninchen wurden einſtweilen in Kiſten und Kaſten untergebracht. Auch den zahmen Kaninchen bleibt bei aller Zutraulichkeit Furchtſamkeit und Vorſicht eigen. Das Aufſtampfen mit den Hinterfüßen iſt, wie bei den wilden, ebenfalls ihr allgemeines Warnungszeichen welches das ganze Volk hinter die Bretter und in die Höhlen treibt. Feinde drohen den Kaninchen draußen im wilden, wie hier unter dem Dache des Menſchen im gezähmten Zuſtande. In Wald und Feld iſt es der Tag- und Nachtraubvogel, der Marder und Iltis, ſowie der lauernde Fuchs, denen nach ihrem zarten Leben und Fleiſch gelüſtet, und in den Ställen ſind es wiederum Marder und Iltis, mehr aber noch Wieſel, Katze und Ratte, denen es zum Opfer fällt. Aber trotz der Liſt und Mordgier ihrer Feinde bleiben die Kaninchen-Gemeinden immer ſtark bevölkert.

Wer an zahmen Kaninchen Freude hat, möge ihnen einen bequemen, geräumigen Stall anweiſen und Sorge tragen, daß kein Raubthier Zugang erhält. Das Futter, welches man ihnen vorwirft, darf nicht allzu ſaftig, noch viel weniger aber naß ſein, weil ſie ſonſt räudig (hautkrank) werden. Ihre Wohnungen baut man ihnen am beſten ſelbſt aus Brettern, damit man die alten Männchen, die den Jungen nicht ſelten mit einer gewiſſen Bosheit das Leben ſauer machen, abſperren kann. Auch kommt es vor, daß die ſäugenden alten Weibchen ihren Pflichten gegen die Jungen nicht nach Gebühr obliegen, und in ſolchen Fällen thut man auch wohl daran, wenn man Mutter und Kinder ganz allein ſetzt.

Das Erdeichhorn.



Digitized by Google

## Das amerikanische Erdeichhorn (Tamias Lystreri).

Ein wegen seiner Schönheit und seines Betragens ausgezeichnetes Thierchen, welches zwischen den Eichhörnchen und Zieseln steht, jedoch mit ersteren eine größere Verwandtschaft hat, ist das amerikanische Erdeichhorn. In Sibirien lebt eine gleiche Art, so daß man kaum Ursache hat, beide Arten von einander zu trennen. Noch kleiner als unser gemeines Eichhorn, erreicht das amerikanische eine Gesammtlänge von neun bis zehn Zoll, wobei der etwas buschige Schwanz vier Zoll einnimmt. Da das Bild keinen Anblick der Farben gewährt, so müssen wir unseren Lesern auch das bunte Mäntelchen schildern, welches das nette Ding trägt. Die Grundfarbe ist bräunlich-grau. Ueber den Rücken hin ziehen sich fünf schwarze und zwei blaßgelbe Streifen oder Binden der Länge nach. Die ganze Unterseite ist weiß.

Das Erdeichhorn gräbt sich unter der Erde selbst einen Bau, welcher mannichfache Windungen und Richtungen beschreibt. Unter dem Schutz einer Mauer, eines alten Baumes oder eines Dammes angebracht, geht er erst senkrecht über drei Fuß abwärts und steigt dann wieder in verschiedenen Schnörkeln sanft aufwärts. Der Hauptbau ist mit zwei oder drei Gallerien oder Rundgängen versehen, welche dem ängstlichen und vorsichtigen Einwohner die beste Gelegenheit zum Entfliehen geben. Das Weibchen richtet eine Kinderstube ein und belegt sie mit trockenen Blättern allerlei Art. Das Nest ist über halbkugelig, von Blättern und mit Grashalmen durchflochten. Hier bringt es im Mai zum ersten und im August zum zweiten Mal ungefähr fünf Junge zur Welt. Der zudringlichste seiner zahlreichen Feinde ist das große Wiesel, welches sich durch alle Gänge windet und in kurzer Zeit die ganze glückliche Familie tödten kann.

Lebendig, gewandt, zierlich und anmuthig erscheint das Thierchen in allen seinen Bewegungen. Wie ein Vogel, der die Federn glatt anlegt und Büsche, Hecken und Mauerlöcher durchschlüpft, so huscht es durch das Birken- oder Zirbelkiefern-Dickicht und in die Röhren seines Baues, indem es oft einen angenehmen, dem Piepen der jungen Hühner ähnlich klingenden Ton hören läßt.

Neigt sich der Sommer zu Ende, dann sorgt es eifrig für den Winter und trägt in seinen weiten Backentaschen, nach Art des Hamsters, reichlichen Vorrath in seine Kammern ein. Seine Lieblingskost bildet die gemeine Schnabelnuß (Corylus rostrata), damit diese ihm aber mit der Schärfe ihres Schnabels das Mäulchen nicht blutig ritze, beißt es denselben erst vorsorglich ab, ehe es die Nuß in die Tasche steckt. Drei solcher Nüsse vermag es auf einmal in den Taschen fortzuschleppen, ja eine vierte packt es zwischen die Zähne.

Der Winter sperrt es von der Oberwelt ab und bannt es in seine Schlafkammer, wo es in einem großen kugeligen Nest von Blättern und Grashalmen einen großen Theil dieser Jahreszeit verschläft, umgeben von den Früchten des Fleißes und der Sparsamkeit und nach Bedürfniß sie genießend, so oft es erwacht.

Dieser Aufspeicherung wegen wird dem Thierchen hauptsächlich in Amerika nachgestellt. Der amerikanische Knabe übt sich in der Jagd nach ihm zum zukünftigen Jäger oder Trapper ein, und der sibirische Junge lockt hinter einem Verstecke den „Burunduk" — wie das Thierchen dort heißt — in der Paarungszeit,

Digitized by Google

mittelſt eines Lockpfeifchens aus Birkenrinde, um die herbeieilenden hitzigen Männchen zu erſchlagen. In Sibirien erbeutet man das Thier mehr des Felles halber, mit welchem nach China Handel getrieben wird. Dort gebraucht man es zu Verbrämungen ſchweren Pelzwerkes, und wird das Hundert Fellchen etwa mit ½ bis 1 Rubel bezahlt. — Seines ſchönen Aeußeren und der netten Manieren wegen könnte es als Hausthierchen eine Zierde ſein, wenn es nicht Alles zernagte, nicht ſo biſſig wäre und ſich überhaupt in der Gefangenſchaft beſſer halten ließe. Schon nach kurzer Zeit ſtirbt es da am Heimweh und an ſeiner ungeſtillten Sehnſucht nach der Freiheit.

Der Hamſter.

## Der Hamſter (Cricetus frumentarius).

Ebenfalls unter den Nagern, aus der Familie der wirklichen Mäuſe, ſchildern wir ein eben ſo merkwürdiges als ſchädliches Thier, welches unter dem Namen Hamſter in unſerem nördlichen Deutſchland zum Verdruſſe der ackerbautreibenden Klaſſe in erſtaunlicher Weiſe ſich fortpflanzt. Seine Verbreitung erſtreckt ſich über Mittel-Europa und das nördliche Aſien. In Gebirgen würde es ihm ſchwer fallen, ſeinen Bau in dem feſteren Boden auszuführen, darum hält er ſich in den ſandigen oder lehmigen Ebenen getreidereicher Gegenden auf. Hier gräbt er ſich zu ſeiner Bequemlichkeit, Sicherheit und Selbſterhaltung ſelbſt eine Wohnung, die in mehrere Abtheilungen zerfällt. In die inneren Gemächer führen ſtets zwei Löcher, mehrere Fuß von einander entfernt, in verſchiedenen Richtungen, das eine in ſchräger, das andere in ſenkrechter. Jenes iſt der gewöhnliche Weg des Hamſters unter die Erde und aus derſelben zu Tage, dieſes aber dient ihm zur Zufluchtsſtätte bei nahender Gefahr, indem er ſich geradezu ſechs bis ſieben Fuß tief hinabfallen läßt. Sein Haus beſteht in einer Hauptkammer, der Ruh- und Schlafſtätte, welche mit ſehr feinem, zerbiſſenem Stroh ausgepolſtert iſt, und einigen größeren Nebenkammern, in welchen er Vorräthe anhäuft. Die Einrichtung gleicht dem Bild des wahren Geizhalſes, der ſich mit engem Stübchen begnügt und einſchränkt, ſich das Anſehen eines armen Mannes giebt, während hinter dieſer engen Klauſe große Schätze aufgehäuft liegen. Und wahrlich, dieſe Hamſter beſitzen verborgene Reichthümer, welche ſie ſich als Taſchendiebe in der Geſtalt von allerlei Getreidearten und Hülſenfrüchten zuſammengetragen haben. Wir nennen ſie Taſchendiebe, freilich in anderem, als dem eigentlichen Sinne des Wortes, weil zu den Seiten der Backen je eine Pelztaſche oder ein Pelzſack hängt, welcher bis an die Schultern reicht

Digitized by Google

und vorn offen ist, worin sie Körner zu Tausenden ihren Kammern zutragen. Um diese Taschen zu füllen, biegen sie die Halme nieder und ziehen mit Hülfe der Vorderpfoten die Aehren durch den Mund, von wo aus die Körner zu beiden Seiten einlaufen. Komisch sieht das beschwerte Thier aus, wenn es mit angeschwollenen Backen dem Bau zuläuft. Will es sich seiner Last entledigen, dann streift es mit seinen Pfoten über die Säcke hin nach der Oeffnung zu. Zu den Vorrathskammern führen besondere Eingänge unter der Erde, und stets verbinden sie Röhren mit der Wohnkammer. Oeffnet man im Herbste die Diebeshöhlen eines alten Hamsters, so findet man nicht selten sechzig und mehr Pfund Getreide darin aufgeschichtet. Alles dies könnte jedoch zu seinem Unterhalt im Lauf des Winters nicht genügen, wenn er sich nicht schon beim Beginn desselben im Bau absperren und den Winterschlaf bei völliger Erstarrung der Glieder und Erkaltung des Körpers halten würde. Diese Absperrung geschieht ähnlich wie beim Alpen-Murmelthier. Er verkittet von Innen das Falloch, dann geht er an die Verrammlung der Eingangsröhre, welche er bis zu den Kornkammern vollständig mit Erde verstopft. Hat er Ahnung von einem strengen Winter, dann verscharrt er sich noch tiefer mit seiner Schlafkammer und seinen Vorräthen. Auf dem mit feinen Strohkanten verpolsterten Lager schläft er nun, zusammengekrümmt mit dem Kopfe zwischen den Hinterbeinen, den echten Winterschlaf. Sein Körper hat dann nur 10—12 Grad Wärme nach R., und sein Puls geht nur 12—15 Mal in der Minute.

Erst gegen den März hin erwacht er wieder und beginnt vorerst von seinem Vorrath zu zehren, und endlich bricht er die verkitteten und verstopften Röhren auf, neuverjüngt in die Oberwelt kehrend. Nun hängt es von der Gunst der Witterung ab, ob er im Laufe des Sommers zwei- oder mehrmal Junge setzt. Die Zahl derselben wechselt zwischen vier bis achtzehn, und die jungen Weibchen vom Frühjahr bekommen noch im Herbste desselben Jahres Junge. Rasch werden die kleinen Hamster selbständig. Noch während ihrer Blindheit versuchen sie ihre scharfen Zähnchen an Weizenkörnern. Sind sie vierzehn Tage alt, so fangen sie schon an zu wühlen und im Bau umherzukriechen. Bald nachher hört die Anhänglichkeit der Mutter auf, sie stößt die eigenen Kinder von sich und überläßt sie außerhalb des Baues ihrem Schicksal. Selbst wenn diese noch ihrer Pflege bedürfen, werden sie feige von ihr im Stiche gelassen, sobald Gefahr droht. Das winzige Volk folgt aber der Fliehenden behend in eine Ecke oder bis zum dunklen Ende eines Ganges und theilt mit ihr den Schutz, der in eilig zusammengescharrter, vom Neste aus den Zugang verstopfender Erde besteht. Der junge Hamster legt in seinem Bau nur eine Vorrathskammer an, das alte Hamstermännchen dagegen deren drei bis fünf. In allen Gängen herrscht große Ordnung und Reinlichkeit, und sorgfältig sind die Wände geglättet. Im Falloch, der senkrecht einführenden Röhre, befindet sich eine Stelle, wo der Unrath abgesetzt wird. Das Weibchen gräbt einen besonderen Bau, um seine Jungen, abgeschieden von dem mordgierigen Männchen, zur Welt zu bringen, und ist bei seiner Einrichtung auf die künftige Sicherheit der Familie bedacht, während es ein halbes Dutzend und mehr Falllöcher anbringt. Das Nest bereitet es von weichem, kurz gebissenem und besonders von den Scheiden zerschlitztem Stroh,

Digitized by Google

ähnlich dem der Feldmaus, in einer eirunden Kammer von 10—12 Zoll Länge und 5—6 Zoll Höhe, welche durch Röhren mit allen Fallöchern verbunden iſt. Die frühe Selbſtändigkeit der Kleinen läßt ſchon auf ein zähes und hartnäckiges Weſen, auf Muth und Thatkraft des Hamſters ſchließen. Dem erſten Andrange der Gefahr ſucht er zwar auszuweichen, aber in die Enge getrieben kämpft er mit unauslöſchbarer Wuth. Dem Hunde ſpringt er nach der Schnauze und beißt ſich da feſt; gegen Füchſe, Katzen, Iltiſſe und Wieſel wehrt er ſich nach Kräften; ja ſelbſt dem Menſchen tritt er in der Bedrängniß entgegen und wird ihm gefährlich. Und wie er tapfer, boshaft, biſſig und verzweiflungsvoll im Kampf mit den Feinden ſich zeigt, ſo beträgt er ſich im häuslichen Leben mürriſch und ſtreitſüchtig. Da ſetzt es oft großen Spektakel ab, ſo daß die Hamſter der Nachbarſchaft auf das Zanken und Schreien herbeieilen, Partei nehmen und den Kampf zu einem allgemeinen Hamſterkrieg erweitern. Verwundete und Todte giebt es dabei in Menge. Die Natur hat ihn aber auch ebenſowol zum Nagen und Graben, als zu ſeiner Vertheidigung mit den Waffen ſcharfer Zähne und mit Krallen, ſowie mit körperlicher Stärke ausgerüſtet, wenngleich ſeine Größe nur 8 Zoll Länge, ohne den kegelförmigen, etwas abgeſtutzten, kaum zwei Zoll langen Schwanz, beträgt. Der Tapfere erſcheint in einem Pelzkleide, welches eine braungelbe Grundfarbe mit untermiſchtem Grau trägt, mit weißem Mund, was ihm ein vorwitziges Anſehen giebt, geſchmückt mit gelben Orden zu beiden Seiten des Halſes und einem ſolchen auf der Bruſt, in ſchwarzen Beinkleidern und weißen Schuhen. Auch giebt es zuweilen ganz ſchwarze Spielarten und echte Kakerlaken, ſchneeweiß mit rothen Augen, wie ein Exemplar im Thiergarten zu Frankfurt a. M. noch bis zum Jahre 1864 zu ſehen war. Dieſe Farben geben dem Herrchen einen ganz noblen Anſtrich und entſchädigen es für die ihm zu Theil gewordene Plumpheit ſeiner gedrungenen Geſtalt. In kleinen Schritten geht der Hamſter bedächtig einher, wobei der wohlgenährte Leib beinahe auf der Erde ſchleift. Wähleriſch in der Nahrung iſt er nicht. Wenn er auch eine Speiſe der anderen vorzieht, ſo frißt er doch, möchte ich ſagen, Alles, was ihm in den Weg kommt, nämlich außer den erwähnten Getreidearten auch Hülſenfrüchte, Rüben, Kartoffeln, kleine Vögel, welche auf dem Boden ſchlafen und niſten, Mäuſe, Eidechſen, Blindſchleichen, Nattern und Inſekten. So gefährlich er dieſen Thieren iſt, ſo ſehr wird ihm ſelbſt, außer von den Menſchen, durch Raubvögel, Raben, Iltiſſe und Wieſel zugeſetzt. Und das iſt ein wahres Glück, ſonſt würde er uns durch ſeine ungeheure Vermehrung noch größeren Schaden zufügen. Rechnet man doch in manchen Gegenden auf einen einzigen Morgen Land zehn bis zwanzig Hamſter! Nun werfe man einmal einen, wenn auch nur flüchtigen Blick in ihre Getreidekammern! Wie manches Bäuerlein würde ſich glücklich ſchätzen, wenn es im Winter ſo reich wie ein Hamſter wäre. Wer mag es den Bewohnern ſolcher Gegenden verſagen, wenn ſie mit Spieß und Schwert, oder auch mit Schaufeln gegen die unverſchämten Diebe zu Felde zu ziehen, um ſie maſſenweiſe zu tödten und die reichen Fruchtkammern zu plündern? Sein ſchönes Röckchen wird dem bei ſeinen Kornkammern Erbeuteten dann obendrein noch ausgezogen, denn es giebt ein ſchönes, zartes und dauerhaftes Pelzwerk, namentlich zum Futter für Damenmäntel.

Digitized

Der nordiſche Lemming.

Der Lemming.

Wir dürfen doch unſerem freundlichen, wißbegierigen Leſer zu Liebe unter den Nagern in der Familie der Wühlmäuſe (**Arvicolini**), nach Einigen in der der wirklichen Mäuſe (**Murina**), an der merkwürdigen Sippe der Lemminge (**Myodes**) nicht vorübergehen, ohne wenigſtens des uns Europäer zunächſt intereſſirenden nordiſchen oder norwegiſchen Lemmings (**Myodes Lemmus** oder **Lemmus Norwegicus**) zu gedenken. Denn in der Lebensgeſchichte gerade dieſes Thieres entfaltet ſich eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der Welt der Säugethiere, nämlich der Wandertrieb. Obgleich dieſe Eigenthümlichkeit erſt bei den Vögeln, dieſen leicht- und ſchnellbeweglichen Seglern der Luft, recht eigentlich ſo als andere Natur hervortritt, ſo iſt doch unter den Säugethieren dieſer Trieb bei dem Lemming vorzugsweiſe thätig und ſtempelt ihn in beſonderen Zeiten zu einem raſtloſen Wanderer. — Man hat auf der einen Seite dieſe Wanderſchaften in Zweifel ziehen, ja ihr Beſtehen ganz in Abrede ſtellen wollen; andererſeits ſah man wieder in dem plötzlichen, maſſenhaften Erſcheinen des Wanderers in Gegenden, wo man ihn zuvor nicht geſehen, gleichſam einen **Deus ex machina** und die Schriftſteller des wundergläubigen Mittelalters, wie der alte Biſchof von Upſala, Olaus Magnus, wähnen ihn von fernen Inſeln hergeſchwemmt oder unter Donner

Digitized by Google

und Blitz vom Himmel erzeugt, und Wormius läßt unſeren irdiſchen Lemming nach Beobachtungen an Zügen in Norwegen um 1580 und 1648 geradezu aus den Wolken zur Erde fallen. Es ſcheinen wirklich auch ſpäter noch viele Uebertreibungen bei der Schilderung von den Lemmingszügen Platz gegriffen zu haben. Nichtsdeſtoweniger bleibt die Thatſache aber, daß unſer Thier in bald größeren, bald kleineren Zeitabſchnitten, von unwiderſtehlicher Gewalt getrieben, ſich in ungeheuren Scharen auf die Wanderſchaft begiebt. Viele Naturforſcher, unter ihnen der große Linné als Berichterſtatter, Zetterſtedt und Charles Martins als Beobachter der Wanderungen, ſind Beſtätiger dieſes Triebes beim Lemming. Es iſt die hohe Gebirgskette der Norwegen und Schweden trennenden ſkandinaviſchen Alpen, von denen herab und zu welchen wieder hinauf der merkwürdige Wanderer ſeine Züge ausführt. Entweder die Oſt- oder die Weſtſeite des Kiölengebirges erſieht ſich das Thier hauptſächlich zum Schauplatz ſeiner Auswanderungen und überſchwemmt ſo — wie die Hunnen einſt von Aſien aus die europäiſchen Länder — die Niederungen entweder nach dem Bottniſchen Meerbuſen, oder nach dem Atlantiſchen Ozean hin mit ſeinen unzählbaren Schaaren. Unaufhaltſam über Berge, Schluchten und Gewäſſer aller Art geht der mächtige Strom dieſer Thiere, von dem Heere der Raubthiere zu Lande und in der Luft verfolgt und gezehntet, als eine wogende, wimmelnde, unüberſehbare lebendige Maſſe, und in unſcheinbaren, durch Raub, Seuchen, Verirrungen u. ſ. w. traurig gelichteten Häufchen kehren ſie zurück zur bergigen Heimat. Auch das ruſſiſche Reich hegt Lemminge, nicht minder Grönland. Nach Oken wandern die aſiatiſchen, zwiſchen dem Weißen Meere und dem Ob hauſenden, vom Ural bis zum Jeniſei und zu der Petſchora.

Hören wir die Berichte der glaubhafteſten Schriftſteller über dieſe merkwürdigen Ereigniſſe in dem Leben der nordiſchen Wühlmaus. Martins ſagt Folgendes: „Den 21. September (1839) verließen wir Muonioniska, unter 67° 55′ nördlicher Breite gelegen. Dieſem Dorfe gegenüber, welches auf dem linken Ufer des Muonio liegt, gingen wir ungefähr anderthalb Stunden weit in einem Fichten- und Tannenwald, um dem ſchnellen d'Ayen-Paika im Laufe zuvorkommen. Da waren die Lemminge viel zahlreicher, als wir ſie je zuvor geſehen hatten, obgleich die ſumpfigen Orte und die Wälder nicht ihre beſonders beliebten Aufenthaltsorte ſind. Es wäre unmöglich geweſen, alle die zu zählen, welche man in einem Augenblick ſah; je weiter wir in dem Walde vorgingen, deſto mehr vergrößerte ſich fortwährend ihre Anzahl. Als wir an einer lichten Stelle im Walde angekommen waren, erkannten Herr Bravais und ich, daß ſie alle in derſelben Richtung liefen, welche mit der des Fluſſes gleich war. Oft begegneten ſie uns, indem ſie auf beiden Ufern des Muonio an's Land ſtiegen. Wenn ſie weiter in die Ebene gelangen, ſo ſchließen ſie ihre Reihen noch dichter. Sie zeichnen, ſagt Linné, geradlinige, parallele, tiefe Furchen, zwei oder drei Finger breit, ab und entfernen ſich mehrere Ellen von einander. Sie verſchlingen Alles auf ihrer Reiſe — Gras und Wurzeln, Nichts bringt ſie von ihrem Wege ab. Stellt ſich ihnen ein Menſch entgegen, ſo gleiten ſie zwiſchen ſeinen Füßen weg; treffen ſie einen Heuſchober an, ſo zernagen ſie ihn und gehen querdurch; iſt es ein Felſen, ſo umgehen ſie ihn im Halbkreis und nehmen ihren

Digitized by Google

Weg in gerader Linie wieder auf. Findet sich ein See auf ihrem Wege, so durchschwimmen sie ihn, wie breit er auch sei, in gerader Linie und sehr oft in seinem größten Durchmesser. Ist ein Schiff bei ihrem Uebergange mitten im Wasser, so erklettern sie es und werfen sich an der anderen Seite wieder in's Meer. Ein reißender Fluß beirrt sie nicht; sie stürzen sich in die Fluten, und müßten sie auch alle darin umkommen. Niemals dringen sie in menschliche Wohnungen."

Ricau, welcher vor Linné schrieb, sagt außerdem: „Die Lemminge wandern hauptsächlich Nachts und Morgens, während sie am Tage ruhen. Ich bin geneigt, an die Richtigkeit dieser Aussage zu glauben; denn wir haben sie Morgens und in der Nacht wandern sehen. Es war uns unmöglich, diejenigen, die wir gefangen hatten, in unseren Zimmern zurückzuhalten; sie sprangen, pfiffen und bellten so sehr, daß sie uns verhinderten einzuschlafen." — Derselbe Verfasser bestätigt, daß die Weibchen ein Junges in ihrem Maul und eins auf dem Rücken tragen. Linné hat dasselbe wiederholt. In der Wanderung, welche wir sahen, waren die Weibchen trächtig und hatten also noch nicht Junge bekommen."

„Auf dem Wege erliegen die Lemminge einer Menge von Zufällen. Hoegström meint, daß kaum der hundertste Theil in die Berge zurückkehre. Wormius berichtet, daß man von ihnen sagt, sie könnten nicht viel Kälte vertragen, und in der That, alle diejenigen, welche wir Nachts in ihrem Käfig außer dem Zimmer ließen, kamen um, obgleich sie nicht in freier Luft waren und das Thermometer kaum einige Grad unter 0 stand. — Eine viel größere Anzahl ertrinkt beim Durchschwimmen der Flüsse, obgleich sie sehr gut schwimmen können. Wir haben einige in den Muonio geworfen, welcher doppelt so breit ist wie die Seine bei Paris, und stark strömt; sie gewannen meist ohne viele Mühe das Ufer; indeß schwammen auch viele Leichname auf der Oberfläche des Wassers; diese hatten vielleicht versucht, einen der Wasserfälle des Flusses zu überschreiten. — Die meisten fallen als Opfer ihrer zahlreichen Feinde. Die Hunde der Lappländer fressen nur den Kopf, weshalb man ehemals fälschlich annahm, daß diese Ratten giftig wären. Ein finnischer Hund, welcher uns begleitete, erwürgte eine große Anzahl derselben. Zuweilen versuchte er es, sie zu verzehren, aber er warf sie immer mit Abscheu wieder weg. Es ist gewiß, daß die Rennthiere die Gewohnheit haben, sie zu fressen; sie gehen von ihrem Wege ab, um sie zu verfolgen, und zuweilen so weit, daß sie ihren Weg nicht wiederfinden. — Die Füchse gehen nicht an die Witterungen in den Fallen, wenn die Lemminge dort vorbeigekommen. Die Bären sind sehr begierig darauf (?), der Vielfraß, der Marder und das Hermelin zerstören ihrer viele. Die Raubvögel, Raben, Elstern und Seemöven rauben auch eine große Menge."

Die eigentliche Ursache, der Beweggrund zu diesen Wanderungen, ist dem Auge des Naturforschers bis jetzt noch in Dunkel gehüllt. Man hat nur Vermuthungen darüber. Manche schreiben es dem Vorgefühle des Thieres von besonders strengen Wintern zu; Andere — darunter auch Ch. Martins nach seinen Beobachtungen — wollen Mangel an Nahrung in der jeweiligen Heimat der Lemminge weniger als die Ursache dieser Erscheinungen erkennen, als vielmehr den Grund theilweise in außerordentlicher Vermehrung finden. Beide Vermuthungen, Flucht vor strengen Wintern und Beeinträchtigung ihres Da-

Digitized by Google

Die Wanderung der Lemminge. Zeichnung von H. Leutemann.



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Digitized by Google

Digitized by Google

ſeins durch ungewöhnlich ſtarke Vermehrung, erhalten gleiche Geltung Angeſichts der Erfahrungen über die Empfindlichkeit der Lemminge gegen Kälte, ſowie über ihre Fruchtbarkeit — ganz zu geſchweigen des unerklärlichen Wandertriebes, als einer Seelenäußerung dieſer Thiere. Wer erforſcht die dunklen Ahnungen und Regungen, welchen vielleicht die Thierſeele in ihren Aeußerungen folgt! und welcher Forſcher kann ſich ganz der Gedanken an deren Beſtehen entſchlagen?! — Brehm, welcher das Thier auf ſeiner Reiſe ſelbſt beobachtet hat, giebt in ſeinem „Thierleben“ eine gar anſprechende, lebhafte Schilderung von ihm, aus der das leibhaftige Bild und Weſen dieſes nordiſchen Wandergeſellen zum Schluſſe auszugsweiſe vor Augen geführt werden ſoll.

Unſer Lemming, außer welchem es noch mehrere Arten giebt, iſt gleichſam der Hamſter unter den Wühlmäuſen, ſo ſehr erinnert er in Geſtalt und Weſen an dieſen ſeinen Vetter unter den eigentlichen Mäuſen. Von gedrungenem Körperbau mit ganz kleinem Stutzſchwänzchen, beträgt ſeine Geſammtlänge 6 Zoll. „Die Naſe iſt behaart, die Oberlippe tief geſpalten und mit kurzen Schnurren beſetzt; die Ohren ſind klein, rundlich und ganz im Pelz verſteckt; an den fünfzehigen Füßen ſitzen große Scharrkrallen, namentlich an dem Vorderpaare, und dieſe ſind beim Männchen gewöhnlich größer als beim Weibchen. Der reiche und lange Pelz iſt ſehr anſprechend gezeichnet. Von der braungelben, im Nacken gewäſſerten Grundfärbung heben ſich dunkle Flecken ab. Der Schwanz und die Pfoten ſind gelb; von den Augen laufen zwei gelbe Streifen nach dem Hinterkopf; die Unterſeite iſt einfach gelb, faſt ſandfarbig.“

Sie graben ſich zwar kleine Höhlungen unter Steinen oder im Moos, viel größere aber im Schnee. In dieſen bauen ſie ſich auch große, dickwandige Neſter aus zerbiſſenem Graſe, nach Anderen auch von Blättern und Moos. Dieſe ſtehen acht bis zehn Zoll über dem Boden, und von ihnen aus führen lange Gänge in mehreren Richtungen durch den Schnee, in welchem dieſe bald bis zur Moosdecke ſich herabſenken und nun halb zwiſchen Moos und Schnee weitergeführt werden. Die Lemminge ſollen nach Linné in dieſen Neſtern fünf bis ſechs Junge mehreremale im Jahre haben. — Die Thiere ſind allerliebſt. Sie ſehen aus wie kleine Murmelthiere oder wie Hamſter. Bei Annäherung des Menſchen verrathen ſie ſich in ihren Verſtecken durch Quieken und Grunzen nach Art der Meerſchweinchen. „Mir machten“ — erzählt Brehm weiter — „die muthigen Kerlchen unglaublichen Spaß; ich konnte nicht unterlaſſen, ſie zum Kampfe herauszufordern. Sobald man in nächſte Nähe ihrer Höhle gelangt, ſpringen ſie aus derſelben hervor, quieken, grunzen, richten ſich auf, beugen den Kopf zurück, ſo daß er faſt auf den Rücken zu liegen kommt, und ſchauen nun mit den kleinen Augen ſo grimmig auf den Gegner, daß man wirklich unſchlüſſig wird, ob man ſie aufnehmen ſoll oder nicht. Wenn ſie einmal geſtellt ſind, denken ſie gar nicht daran, wieder zurückzuweichen. Hält man ihnen den Stiefel vor, ſo beißen ſie in denſelben; ja, ſie beißen ſelbſt in den Stock oder in die Gewehrläufe, wenn ſie auch merken, daß ſie hier nichts ausrichten können. Manche biſſen ſich ſo feſt in meine Beinkleider ein, daß ich ſie kaum wieder abſchütteln konnte. Bei ſolchen Kämpfen gerathen ſie in große Wuth und ähneln dann ganz den bösartigen Hamſtern.“

Digitized by Google

„Höchst spaßhaft sieht es aus, wenn eine Krähe sich an ein Lemmingsmännchen wagt, welches sich nicht so gutwillig seiner Feindin überliefern mag. Ich hatte das Glück, einen solchen Zweikampf mit anzusehen. Eine Nebelkrähe, welche lange ernsthaft auf einem Felsblock gesessen, stieß plötzlich auf das Moos herab und versuchte dort Etwas aufzunehmen; doch war die Sache nicht so leicht, denn dieses Etwas, ein Lemming, wehrte sich nach besten Kräften, pfauchte, knurrte, grunzte, quiekte, warf sich in Kampfstellung, machte Sätze gegen den Vogel und bedrohte diesen so ernsthaft, daß er mehrmals zurücksprang, gleichsam als ob er sich fürchte. Aber der muthige Rabe gab seine Jagd nicht auf, sondern ging immer und immer wieder auf den Lemming los, bis dieser schließlich ermattete, es versah und nun einen wohlgezielten Schnabelhieb empfing, welcher ihm das junge Leben raubte."

„Der Mensch wird nur, wenn er selbst in größter Noth sich befindet, zum Feinde der Lemminge. In allen glücklicheren Gegenden Skandinaviens läßt er die Thiere schalten und walten, wie sie wollen. Er weiß sie auch nicht zu benutzen. Das Fell ist nicht viel werth, und vor dem Fleisch hat der Normann, wie leicht begreiflich, ungefähr denselben Abscheu, welchen wir vor dem Rattenfleische haben. Die armen Lappen aber, gegen deren Leben das mancher Hunde noch beneidenswerth erscheinen muß, werden oft von dem Hunger getrieben, die Lemminge zu verfolgen. Wenn ihnen alles Wildpret mangelt und die von ihnen so sicher gehandhabte Büchse nichts mehr bringen will, müssen sie zum Hirtenstock greifen und Lemminge erschlagen und braten, um ihr Leben zu fristen. So dient auch diese Wühlmaus zuweilen dem Menschen."

## Die ägyptische Springmaus (Haltomys *vel* Dipus aegyptiacus).

Bekannt sind aus mannichfachen Schilderungen die Sandwüsten Afrika's, jene unabsehbaren Strecken, die von der Glut der Sonne erhitzt und von dem versengenden Winde, dem Samum, zeitweise durchströmt werden. Selten unterbrochen von einer Oase, die dem schmachtenden Reisenden durch eine Quelle und durch Datteln Erquickung und Stärkung bietet, geeignet in der dürftigsten Weise selbst nur da, wo sie ihren Verlauf nach fruchtbarem Lande nehmen, dem Leben gewisser Pflanzen die nöthigen Bedingungen zur Erhaltung und Fortdauer zu gewähren, vermögen diese Wüsten nur solche Thiere zu beherbergen und zu nähren, welche mit den vorzüglichsten Sinneswerkzeugen ausgerüstet sind und durch die Schnelligkeit ihrer Füße sich auszeichnen. Aber die Gewandtheit ihres Wesens und die bewunderungswürdige Geschwindigkeit, verbunden mit der Schärfe des Geruchs-, Gehörs- und Gesichtssinnes, würde ihnen noch keine vollständige Sicherheit gewähren, wenn nicht noch andere Gaben der Natur sie zum Aufenthalte in der Wüste besonders befähigten. Wie ihr Gehör auf's Feinste ausgebildet und dem entsprechend geformt und gestaltet ist; wie ihre Nase schon aus weiter Ferne bei günstiger Stellung zum Luftzug die Annäherung des ihnen verdächtig scheinenden Gegenstandes wittert; wie ein ungemein reger Sinn für Wachsamkeit, Vorsicht und Mißtrauen sie kennzeichnet, so daß nur selten eine Ueberraschung von Seiten des Menschen gelingt,

Digitized by Google

ſo dient ihnen zum Schutz und zur Sicherheit auch noch die eigenthümliche Färbung des Kleides, das wunderbarer Weiſe dem Boden entſpricht, auf welchem ſie leben. An der Waldſchnepfe haben wir ein ähnliches Beiſpiel, denn ihre Farben entſprechen dem niedergefallenen, vergilbten Waldlaub in ſeinen verſchiedenen Schattirungen. So iſt das Kleid des Wüſtenthieres gleichſam ein Stück des Sand- oder Kiesbodens, auf dem es geboren wird.

Die ägyptiſche Springmaus.

Die hervorgehobenen auffallenden und lehrreichen Umſtände beſtimmen uns, unſere Leſer auch einen Blick in das Thierleben der Wüſten thun zu laſſen, wobei wir uns auf diejenigen Wüſtenbewohner beſchränken müſſen, die zu ihrer Sicherheit und Fortpflanzung unterirdiſche Baue ſich bereiten.

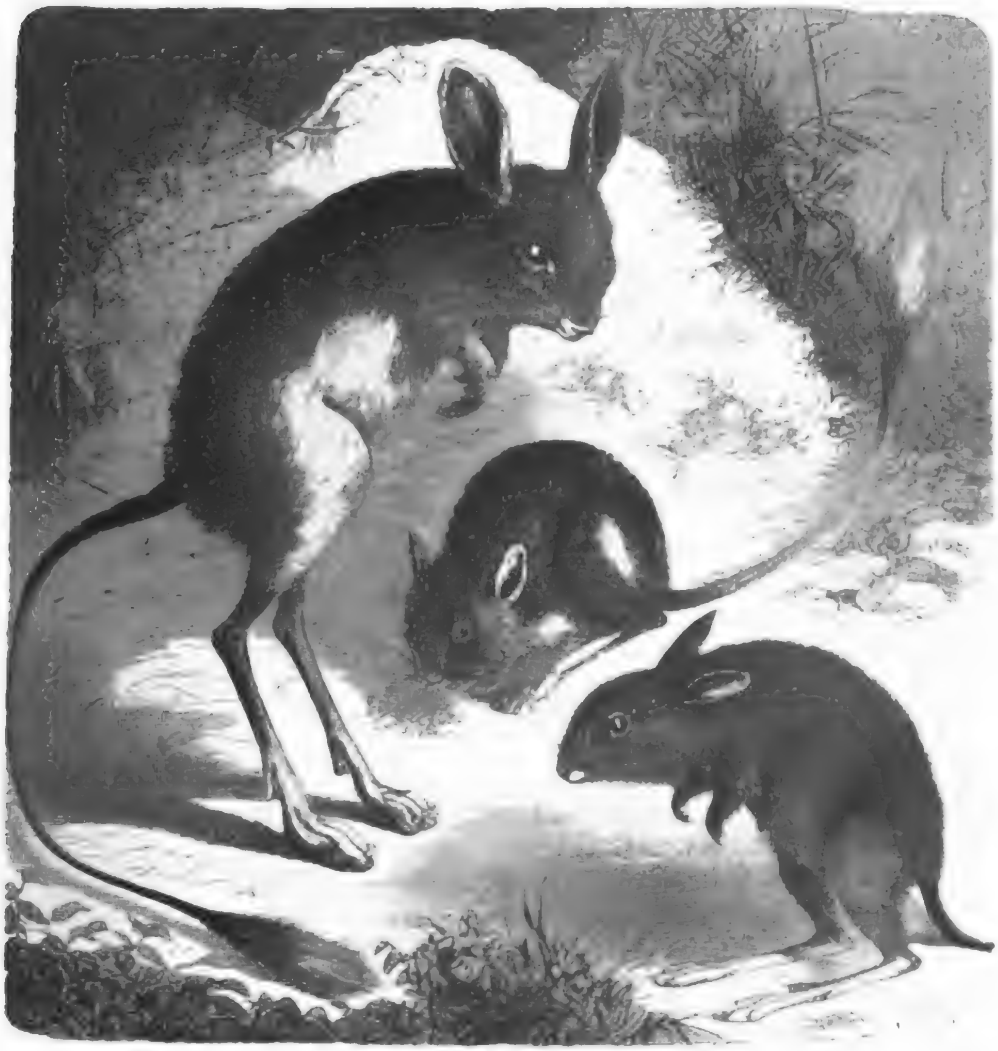
Wir wählen unter ihnen die ägyptiſche Springmaus, welche in der Ordnung der Nager zur Familie der Springer (Macropoda), insbeſondere zur Sippe der Springmäuſe (Dipedes) gehört, jener Thiere, welche durch das Mißverhältniß ihres Leibes, gleich den Känguru's, in die Augen fallen.

Ein ſonderbares Gemiſch von der Weſenheit verſchiedener Thiere trägt dieſer ägyptiſche Nager an ſich. Auf dem etwas über ſechs Zoll langen, an Farbe dem Sandboden ähnlichen Mäuſeleib ſitzt der haſenähnliche Kopf mit den langen, weit geöffneten, aufrechtſtehenden Ohren, den großen, lebhaften und doch wieder ſo ſanften Augen, der rüſſelmäßigen Schnauze und den langen Schnurren. Die mausartigen Vorderfüße ſtehen den Hinterfüßen an Länge wol um das Sechsfache nach und ſind, gleich dieſen, mit ſcharfen, krumm gebogenen, wenig langen Krallen verſehen. Merkwürdig iſt die Bildung der Hinterfüße an den Pfoten; hier iſt nämlich nur Ein Mittelfußknochen für die drei Zehen. Der gelb und weiße, ungeheuer lange Schwanz endigt mit einem ſchwarz-weißen Haarbüſchel, der mit dem Skalp eines Indianers verglichen werden könnte und pfeilartig gebildet iſt. Wir möchten dieſer Beſchreibung nach kaum glauben, daß das Thier einen vortheilhaften Eindruck auf den Beſchauer oder Beobachter machen könnte. Aber ſeine Anmuth und Lieblichkeit ſoll in der That alle Erwartungen übertreffen. Freilich, eine Schilderung der einzelnen Köpertheile, ja ſelbſt eine Zeichnung oder ein ausgeſtopftes Exemplar kann uns kein treues Bild des merkwürdigen Geſchöpfes geben. Auch im Zuſtande der Ruhe vermag es eben ſo wenig zu gefallen, wie das arabiſche Pferd, das erſt außerhalb des Stalles und in ſtolzem Laufe ſeine körperlichen Vorzüge zu erkennen giebt. Den muthigen Renner muß man rennen ſehen, die ägyptiſche Springmaus will in ihren bogenförmigen, pfeilſchnellen Sätzen betrachtet ſein. Da zeigen ſich ihre Sprungfüße in ihrer ganzen Bedeutung und leiſten dem fliehenden oder in fröhlicher Laune dahineilenden Thierchen die ſtaunenswertheſten Dienſte. Da wird es uns völlig klar, daß die kurzen Vorderfüße zu ſolchem Geſchäft nicht brauchbar wären, ſondern, zum Theil im weichen Pelz vergraben, an Bruſt und Hals zu ruhen beſtimmt ſind, wenn der Körper wie ein abgeſchnellter Pfeil durch die Luft ſauſt. Ueberhaupt berühren dieſelben nicht häufig den Boden, und ihre hauptſächlichſte Beſtimmung iſt das Grabhandwerk und die Hülfe, welche ſie bei der Aeſung leiſten. Einen komiſch heiteren Anblick ſoll es bereiten, eine größere Geſellſchaft ägyptiſcher Mäuſe flüchten oder in guter Laune die Segnungen des Friedens in ihrem bevölkerten Reiche genießen zu ſehen. Gemeinſchaftlich graben ſie ſich ihre zwar ſeichten, aber weithin verzweigten Röhren und theilen ſich in den Beſitz ihrer Wohnungen nach Art der Kaninchen, mit denen ſie auch die Gewohnheit gemein haben, ihren im tiefer angelegten Keſſel zur Welt gebrachten Jungen vom eignen Pelz, beſonders von den Bauchhaaren, ein weiches, warmes Bett zu bereiten. Wahrſcheinlich trägt die Mutter, wie bei den Kaninchen, allein die Sorge für dieſes Polſter.

Wiewol bei nahender Gefahr die mannichfach verzweigten Röhren ihren augenblicklichen Zufluchtsort bilden, ſo unterliegt es doch keinen beſonderen Schwierigkeiten, der Inſaſſen habhaft zu werden, weil die Wand ihrer Röhren nach oben nicht dick iſt und deshalb leicht aufgebrochen werden kann. Wir haben nicht nöthig, die Art des Fangs von Seiten der Araber näher zu beſchreiben, weil auch ſie, wie unſere Kaninchenjäger, ein Netz anwenden, um die Bewohner beim Sprung aus den Fluchtlöchern in die Maſchen ſich verwickeln zu laſſen. Am Tage wagen ſich die Springmäuſe weniger weit von ihren Bauen weg, während die Nacht ſie hierzu ermuthigt. Ihr Auftauchen aus den Röhren geſchieht mit der

Digitized by Google

den Nagern allgemein eigenthümlichen Vorſicht. Erſt wenn die Anſtrengung ihrer ſichernden Sinne ſie völlig von der Gefahrloſigkeit der Umgebung überzeugt hat, ſchnellen ſie empor und bleiben dann noch eine Weile vor den Röhren ſitzen, ſich von Staub und Sand reinigend, der ſich unter der Erde hier und da an ihrem Körper feſtgeſetzt hat. Bei dieſem Geſchäft zeigen ſie große Emſigkeit, Sorgfalt und Reinlichkeitsſinn. Vorderfüße, Zähne und Zunge wetteifern wahrhaft im Vollzug der Reinigung, die von Kopf bis zu Fuß ausgeführt wird. Endlich folgt die Menge dem Beiſpiel einzelner Kameraden, die vertraulich in's Weite marſchiren.



Der Pferdeſpringer.

Auf ihren Streifzügen nach Früchten, Sämereien und dergleichen ſcharren ſie die Erde auf, um an die Wurzeln und Knollen der Gewächſe zu gelangen. Kerbthiere erhaſchen ſie mit ihren Vorderpfoten, welche gleichſam Händedienſte verſehen. So treibt ſich das harmloſe, friedliebende, ja wahrhaft zärtlich neben einander wohnende Volk der ägyptiſchen Springmäuſe des Nachts umher, und am Tage theilen die Mitglieder der Anſiedlung das Lager unter der Erde, dem tiefen Schlafe hingegeben, nur zuweilen im grellen Sonnenlichte und auf dem

Digitized by Google

brennenden Sandboden vor den Bauen umherwandelnd, gegen den ihre Füße keine Empfindlichkeit zeigen. Aber wie kein Geschöpf der Erde vor Feinden ganz gesichert ist, so schleichen auch in die Wohnungen dieser gutmüthigen Schläfer Mörder in der Gestalt gewaltiger Schlangen, die sie erbarmungslos würgen. Die Folge solcher wiederholt vorkommenden Einbrüche und Angriffe, sowie das Graben mit Stöcken nach ihnen von Seiten der Menschen, ist ein von der Mäusegesellschaft allgemein gebilligtes Aufgeben der Ansiedlung und die Wahl einer neuen Stelle der Wüste zu ihrer Niederlassung.

Unter den Sandspringern (Scirtetes), den nahen Verwandten der Springmäuse, erwähnen wir vornehmlich den Pferdespringer (Scirtetes *vel* Alactaga Jaculus), welcher die Heimat mit jenen gemein hat, aber auch im Südosten Europa's vorkommt. Von der Größe eines Eichhörnchens und mit einem Schwanz ausgerüstet, der die Körperlänge um einige Zoll überragt, vermag er im Laufen und Springen die Schnelligkeit des Pferdes zu überbieten. Dabei stemmt er den Schwanz gegen den Boden und schnellt sich empor. Sein Bau besteht aus verzweigten, theils geraden, theils in Windungen angelegten unterirdischen Gängen, welche zum Hauptgang führen, der seinerseits wiederum das Thier zu dem umfangreichen Kessel geleitet und durch diesen zu mehreren Nebenkammern. Letztere werden vermuthlich aus dem Grunde angelegt, weil gewöhnlich mehrere Paare einen und denselben Bau bewohnen. Eigenthümlich ist die Gewohnheit dieser Thiere, daß sie alle Gänge des Baues verstopfen, sobald sie denselben betreten haben. Auch sollen die Weibchen, aus Vorsorge für ihre Jungen, das Lager im Bau mit den eigenen Haaren ausfüttern. Die Pelzfärbung des Pferdespringers ähnelt, nach Brehm, im Allgemeinen der seiner übrigen Verwandten. Die Oberseite ist röthlich-gelb mit schwach graulichem Anfluge, die Seiten- und Oberschenkel dagegen erscheinen etwas heller, die Unterseite und die Beine sind nach Innen weiß. Ein länglicher und weißer Flecken, in Form eines nicht zu breiten Streifens, zieht sich, von der Grundfarbe scharf abstechend, von den oberen Schenkeln bis zum Schwanz herab, ein ähnlicher verläuft vorn über die Hinterbeine. Der Schwanz des Thieres ist röthlich-gelb bis hin zur Quaste, letztere aber zu einem Theile schwarz und nach der Spitze zu weiß, in pfeilartiger Form gezeichnet. Sein anscheinend eigenthümlich geformter Kopf macht im Ganzen doch einen befriedigenden Eindruck; derselbe ist rund und trägt lebhaft hervorragende Augen mit kreisrunden Sternen, große, lange und schmale Ohren von mehr als Kopfeslänge und sehr lange, schwarzgrau gespitzte Schnurren, welche sich zu beiden Seiten der Oberlippe in acht Längsreihen ordnen.

Ein noch tüchtigerer Gräber und naher Verwandter der Springmäuse ist der Springhase (Pedetes caffer), ein Bewohner des südlichen Afrika, insonderheit des Kaps der guten Hoffnung. Er steht als Mittelglied zwischen den Känguru's und den eigentlichen Springhasen, das Mißverhältniß der Gliedmaßen mit seinen Verwandten theilend. Die Gänge seines Baues sind mannichfach verschlungen, weithin verzweigt und ebenfalls mit einem Kessel verbunden, welcher dem Thiere zur Ruhe, zum Schlaf und zur Geburtsstätte der Jungen dient. Unerhört ist die Weite seiner Sprünge, man erzählt von 30 Fuß weiten Strecken, die er während seiner Flucht vor Verfolgern mit einem einzigen Satze zurücklegt.

Digitized by Google

Canadiſche Taſchenratte.

Die canadiſche Taſchenratte (Geomys bursarius *vel* Ascomys canadensis).

Die canadiſche Taſchenratte, von der unſere Abbildung ein altes Paar mit einem Jungen darſtellt, erinnert ſowol im Graben unterirdiſcher Wohnungen, als auch in Bezug auf die Geſtalt etwas an unſeren Maulwurf. Ihre Größe beträgt, mit Ausnahme des drei Zoll langen, wenig behaarten Schwanzes, ungefähr einen Fuß. Die Haare des zarten und dichten Pelzes ſind graublau und laufen auf den Oberſeiten in die röthliche, auf den Unterſeiten in die graugelbe Farbe aus. Die Heimat der Taſchenratte iſt Amerika. Dieſes Nagethier erinnert durch ſeine Backentaſchen an den Hamſter und zeichnet ſich durch weit hervorragende Nagezähne aus. Zugleich mit dieſer Ausprägung eines Nagers, welche die Taſchenratte von dem ähnelnden Maulwurf weſentlich unterſcheidet, verbindet ſich die hervortretende Eigenſchaft eines Erdunterhöhlers, weshalb unſer auch mit dem Namen Goffer bezeichnetes Thier in die Familie der Erdgräber oder Wurfmäuſe unter der Hauptgruppe der Nager gezählt wird. Seine unterirdiſchen Gänge erſtrecken ſich weithin und ermüden den Verfolger ſehr bald. Gleich denen des Maulwurfs werden ſie durch zahlreiche Erdhügel bezeichnet, welche theils dicht an einander gereiht ſind, theils weiter von einander entfernt liegen. Selten und nur im hohen Sommer zeigt ſich das Thier über der Erde, wo es durch ſeinen ſcharfen Gehör- und Geruchſinn vor Feinden ſich zu ſichern weiß. Der Hauptgang befindet ſich je nach Umſtänden und Bodenbeſchaffenheit einen Fuß bis achtzehn Zoll unter der Erde, und von ihm aus erſtrecken ſich hier und da Nebengänge nach verſchiedenen Richtungen hin. Wurzeln der Kräuter, der Stauden und Bäume werden von dieſer gefräßigen Ratte

Digitized by Google

aufgeſucht und zernagt, ſo daß in einem Garten, in welchen ſie eingedrungen iſt, gar bald die nachtheiligſten Folgen ſichtbar werden. Ihre Schatzkammer, welche zugleich ihre Speiſekammer bildet, legt ſie gern unter den Wurzeln eines Baumes an, wo ſie die zarten Faſern eifrig abnagt. Auch in den Feldern bringt ſie den Knollengewächſen von unten her oft ungeheuren Schaden. Ihre Gänge erſtrecken ſich unter Gärten, Felder und Waldungen, und überall iſt mit ihren Spuren auch der große Nachtheil verbunden, welchen die Ratte den Produkten des menſchlichen Fleißes zufügt. Wie der Hamſter ſpeichert die Taſchenratte Vorräthe auf, welche ſie zu gelegener Zeit verzehrt. Daher iſt es erklärlich, daß ſie bisweilen geraume Zeit ihre Thätigkeit im Graben und Wühlen unterbricht.

Das Neſt bereitet ſie ſich in einem beſonderen Bau, und zwar in einem kreisrunden Zimmer, deſſen Durchmeſſer ungefähr acht Zoll beträgt, und dieſes iſt von trockenen Kräutern und Gräſern und einem Polſter von Pelzflocken, welche ſich das Weibchen nach der Weiſe unſeres Kaninchens ausrupft, gebaut. Von dem Kinderzimmer führen viele Gänge nach allen Seiten hin, offenbar in der Abſicht, den Bewohnern die Flucht zu erleichtern und die Mutter auf kürzeſtem Wege zu den Quellen der Nahrung für ſich und die Jungen zu geleiten. Man ſtellt dieſen ſchädlichen und in keiner Weiſe zu verwerthenden Ratten ſehr nach, ſtößt aber dabei auf mancherlei Hinderniſſe. Durch Oeffnen ihrer Gänge gelingt ihre Gefangennehmung eben ſo wenig, wie diejenige des Maulwurfs; beim Aufwerfen der Hügel laſſen ſie ſich kaum ein wenig ſehen; aus Fallen ſuchen ſie ſich durch möglichſte Anſtrengung und den Gebrauch ihrer Nagezähne zu befreien. Dabei ſind ſie boshaft und wehren ſich in der Bedrängniß tüchtig ihrer Haut.

Eine andere Ratte, welche zu derſelben Familie wie die vorhergehende gehört, iſt die Camasratte (Pseudostoma borealis), ſo genannt wegen ihrer Lieblingsnahrung, der Quamaſchwurzel (Scilla esculenta). Sie gräbt unermüdlich, wirft kleine Hügel auf und lebt geſellig wie das Kaninchen.

Auch die Maulwurfsratte oder der Blindmoll (Spalax Typhlus) iſt zu erwähnen, als ein Nager, welcher dem Maulwurf außerordentlich ähnelt und noch weniger als dieſer im Stande iſt, ſein Geſicht zu gebrauchen, da die Augen winzig klein und ganz tief im Pelze verborgen ſind. Als Gräber unterirdiſcher Gänge erinnert der Blindmoll ganz und gar an die canadiſche Taſchenratte. Er bewohnt die Ebenen trockener und fruchtbarer Gegenden in einem kleinen Theile des ſüdöſtlichen Europa's und des weſtlichen Aſiens und lebt nicht geſellig. Seine Nahrung bilden Wurzeln und Knollen. Endlich wollen wir auch den Strandmoll des ſüdlichen Afrika's (Bathyergus maritimus) nicht ganz übergehen, der nicht minder häßlich iſt als ſeine Verwandten. Sein Aufenthalt ſind ſandige Küſten, wo die Gänge nahe der Erdoberfläche in zahlreichen Ausſtrahlungen liegen, ſo daß Pferde einbrechen und ſtürzen, die über den unterwühlten Boden hinſchreiten. An Größe kommt er unſerem gemeinen Kaninchen oder auch dem Hamſter ungefähr gleich.

Digitized by Google

Das Stachelſchwein.

## Das gemeine Stachelſchwein (Hystrix cristata).

Noch lebt in unſerem Gedächtniß der Tag, als wir Knaben mit einer Anzahl Genoſſen unſerer kleinen Vaterſtadt vor den Käfigen der erſten Menagerie ſtanden. An Löwen, Tigern, Hyänen und einer Giraffe vorbei ging es unter den großprahleriſchen Beſchreibungen ihres Beſitzers. Endlich wurde unſere Aufmerkſamkeit auf ein ſonderbares Thier etwa von der Größe eines Pommerhundes gelenkt, deſſen Namen „Stachelſchwein“ wir bald aus dem volltönenden Munde des Budenbeſitzers vernahmen, der eine Brille mit großen Gläſern trug und eine auffallend rothe Naſe hatte. Die Beſchreibung des Mannes lautete unter Anderem: „Der Name „Stachelſchwein“ kommt von den Stacheln und der großen Aehnlichkeit des Thieres mit dem Schweine.“ Wir bogen uns vor, wir bogen uns rechts und links zur Seite, aber wir konnten nicht die geringſte Aehnlichkeit mit dem Schweine entdecken. Erſt als wir das Grunzen vernommen, ahnten wir, daß man den Urſprung des Namens wol hierin zu ſuchen habe. Und ſo iſt es denn auch wirklich. Ueber die Stacheln ließ ſich der Schreier alſo vernehmen: „Wer ſollte glauben, daß dieſes boshafte Thier ſeine Stacheln abſchießen kann, wie der beſte Schütze den Pfeil, und daß es alſo ſeine Feinde tödtet?!“ Grauen und Entſetzen verbreiteten ſich unter den Zuſchauern, als das Thier in dieſem Augenblick die Stacheln wirklich emporrichtete, als wolle es nach uns zielen, und namentlich mit den kurzen, breiten derſelben im Schwanze laut zu praſſeln begann. Doch wir blieben alle am Leben, und nur ein einziger Stachel war losgeſchoſſen worden, der jedoch kraft- und wirkungslos nahe dem Gitter niederfiel. Beim Schütteln hatte ſich derſelbe von dem loſeſitzenden Stachelhemde abgelöſt. Der Mann mit der Brille und der rothen Naſe nahm ihn heraus und reichte ihn zur Beſichtigung herum. Es war einer von den



Digitized by Google

längeren, weiß und ſchwarzbraun gebänderten Stacheln, welche das Thier beſitzt und die in großen Maſſen als Federhalter die ſchreibluſtige Welt durchwandern. Auf der Mitte des Rückens ſind die Stacheln immer länger, als an den Schultern und Seiten des Leibes, und an der Schwanzſpitze beſonders dick. Nur der hintere Theil des Körpers, von den Schultern an, wird von dem Stachelkleide bedeckt, während der mit einem weißen Band umgebene Hals eine Borſtenmähne trägt, die gehoben und niedergelaſſen werden kann. Sehen wir das Thier mit dem Auge des Naturforſchers an, ſo offenbart ſich in ſeinem Gebiß der Nager, während ſein ausgebildetes Stachelkleid ihn zum Vertreter der Familie der Stachelſchweine (Hystrices) erhoben hat.

Das Aufrichten und Praſſeln der Stacheln bewirkt das Thier mittels Muskeln, welche ſich unter der loſen, die Stacheln tragenden Haut hinziehen, und abwechſelnd zuſammengezogen und auseinander geſchnellt werden können. Der Menageriehalter reichte dem Stachelſchweine Früchte, die es mit Hülfe der Vorderpfoten verzehrte, woran es tüchtige Krallen hatte. Stumpfſinnig und theilnahmlos zeigte es ſich gegen die Umgebung, und nur wenn es gereizt wurde, ſtieß es jenes dumpfe Grunzen aus, ſtampfte mit den Hinterfüßen den Boden und begann das laute Geprаſſel mit den Schwanzſtacheln, die es an einander ſchlug und rieb. Auch ſpäter haben wir an Stachelſchweinen, welche von umherziehenden Italienern gezeigt wurden, dieſelbe Trägheit, Plumpheit und Stumpfſinnigkeit wahrgenommen. Und in der That, nicht anders geberdet ſich dieſes Geſchöpf in der Freiheit, wo es zwar in der Bedrängniß oft Miene macht, als wolle es ſich mit dem Feinde in einen Kampf einlaſſen, aber ſogleich zurückſchreckt, wenn man ihm nur einen Stock vor die Naſe hält.

Seine Furchtſamkeit iſt denn auch die Urſache, daß es fern von Menſchen ſeine Wohnung anzulegen ſucht, welche es ſich ſelbſt mit nicht gerade beſonderem Geſchick in den Erdboden gräbt. Hier ruht es, tief verſcharrt, bei Tage und ſchläft. Ohne einen eigentlichen Winterſchlaf zu halten, liegt es im Spätherbſt und Winter doch oft tagelang igelartig zuſammengerollt im Schlafe. Seine Heimat iſt Südeuropa und Nordafrika. In der Umgegend von Rom wird es zur Nachtzeit mit Hunden gejagt, die es zum Stehen oder igelartigen Zuſammenrollen bringen, und beim hellen Scheine der Fackeln von den nachfolgenden Jägern durch einen kräftigen Hieb auf die Schnauze vom Leben zum Tode befördert. Neben dem Vergnügen, welches die Jagd bereitet, iſt ihr Erfolg auch von Nutzen, denn die Stacheln werden zu allerlei Dingen verwendet, und ſelbſt das Fleiſch der erlegten Beute wird nicht verſchmäht. Selten nur ſtellt man ihm des Schadens halber nach, den es wol hier und da in Gärten durch Benagen der Bäume und durch ſeine Vorliebe für Pflanzen, Wurzeln und niedergefallene Früchte anrichtet. Als Nager verſteht es ſogar Nüſſe zu knacken.

Abends verläßt das Thier ſeine unterirdiſche Ruheſtätte und begiebt ſich auf Gemüſe- und Fruchtmärkte der Gärten, ſtreng als Einſiedler lebend und unbekümmert an Seinesgleichen in Leid und Freud vorüberwandelnd. Auch die Jungen, deren bis zu vier in dem Bau geboren werden, trennen ſich bald von der Mutter und von einander, ſchon dadurch ihren Hang zum Einſiedlerleben offenbarend.

Digitized by Google

Die gemeine Spitzmaus.

Unter den Spitzmäuſen, welche ſich alle in der großen Gruppe der Raubthiere (Rapacia s. Carnivora) durch Muth, Gewandtheit und Raubgier auszeichnen, ſo daß ſie als die Vertreter einer eigenen Familie, Spitzmäuſe (Sorices), gelten, und durch jene Eigenſchaften den Menſchen weſentlichen Nutzen bringen, heben wir als die bekannteſte hervor

## Die gemeine Spitzmaus (Sorex vulgaris).

Während ich an dieſes in Europa weithin verbreitete Thierchen denke, klingen mir die feinen, zwitſchernden Töne in die Ohren, die ich zuweilen nahe zu meinen Füßen vernahm, wenn ich gegen Abend dem jungen Haſen oder dem Rehbock auflauerte. Einmal ſuchte ich die Stelle auf, woher das Pfeifen kam, und ſiehe da, ich fand unter einem Buſch an bloßgelegten Wurzeln im dürren Laube zwei Spitzmäuſe, denen im wahren Sinne des Wortes das Hören und ihr Bischen Sehen vergangen war. Da wälzten ſich die boshaften Kreaturen, wie zu einem Ganzen verſchlungen, auf dem Boden und verſetzten ſich heftige Biſſe. Sie zwitſcherten ihr Mord-Duett bald leiſer, bald lauter, je nachdem die Biſſe mehr oder weniger ſchmerzten. Am meiſten ſchrie eine derſelben, als ſie ſich glücklich der Umarmung der andern, wie ich ſah, etwas ſtärkeren, entwunden hatte und unter eine Wurzel ſchlüpfen wollte, aber von hinten gepackt wurde. Wie Gummi, der in ſeine Lage zurückſchnellt, fuhr ſie zuſammen und bog pfeilſchnell die ſpitze Schnauze über den Rücken, des Feindes Kopf erfaſſend. Im Nu änderte ſich ihre Lage wieder, und erſt nach verſchiedenen Windungen und gegenſeitigen verzweiflungsvollen Anſtrengungen zeigte ſich die ſchwächere Maus völlig überwunden. Ermattet beugte ſie ihr Genick unter den Zahn der blutdürſtigen Siegerin, welche ſich feſtbiß und ihre Luſt eine Zeit lang durch Strampeln mit den Hinterfüßen kund gab, dann aber regungslos blieb. Jetzt hielt ich es für geboten, dem kleinen Böſewicht den Garaus zu machen; ich ſchlug ihm mit einer Gerte über den Rücken. Ein krampfhaftes Zucken — und

Digitized by Google

sein eigenes Blut floß mit dem Blute des Opfers zusammen. Heute, nach vielen Jahren der Erfahrung, würde ich anders handeln und die weitere Entwickelung des Trauerspiels abwarten. Damals wußte ich freilich nicht, daß ich jenen beiden Spitzmäusen noch einmal ein Denkmal zu setzen berufen sein sollte. Sicherlich würde die Mörderin mit dem Blute allein sich nicht begnügt haben, denn die Gefräßigkeit der Spitzmaus entspricht ihrer Mordgier. Mit großer Behendigkeit sucht sie ihre Beute auf und verfolgt sie. Wie schnüffelt sie mit der Nase, wenn sie Verstecke ausspürt! ja es scheint, als ob dieser Sinn beinahe allein sehr ausgebildet sei. Mit großer Sicherheit wird sie von der Nase in Mauerlöchern, Steingeklüfte, Maulwurfsgängen und Mauselöchern, sowie in ihren eigenen Gängen, welche sie selbst gräbt und die dicht unter der Erdoberfläche hinlaufen, geführt. Ihre Vorderpfoten befähigen sie nicht, unter festerem Boden Gänge zu wühlen, denn sie sind schwach. Ihr langer Rüssel unterstützt und fördert indessen ihre Arbeit mit diesen. In weichem Boden, z. B. im Sande, haben wir sie mit diesen Werkzeugen schon mehrmals seichte Gänge bohren sehen. In der Regel benutzt sie aber schon vorhandene Löcher von Mäusen oder auch die Burg des Maulwurfs.

Das Thier ist sehr niedlich, gegen drei Zoll lang und mit einem einzölligen Schwanze versehen. Schön kleidet sie der feine, glänzende, röthlichschwarze Pelz, welcher von der Unterseite des Körpers dem Grauweiß mit braunem Anhauch Platz macht. Eigenthümlich ist allen Arten der Spitzmaus ein Moschusgeruch, welcher die Veranlassung giebt, daß ihre Feinde unter den Säugethieren sie nur todtbeißen, aber nicht verzehren. Keine Katze mag sich überwinden, eine Spitzmaus zu fressen, wiewol es außer Zweifel steht, daß es ihr nicht schaden würde. Sieht man sie eine todte Spitzmaus beschnüffeln, so kann man wahrnehmen, wie sie ihren Ekel durch unwilliges Kopfschütteln zu erkennen giebt, und wie sie die Lippen hebt und die Nase rümpft.

Das Nest der Spitzmaus steht am Ende ihres Ganges und ist von trockenem Gras, Kräutern und Moos geformt. Sie wählt hierzu gerne den Schutz der Baumwurzeln. Das Nest ist viel künstlicher, als bei den meisten andern Höhlenbewohnern, von kugeliger Form und gewöhnlich mit mehreren Eingangslöchern versehen. Das ganze Gefüge und der Zusammenhalt, die zarte Auspolsterung des Inneren mit Thier- und Pflanzenwolle oder anderen weichen Materialien ist nett und in einer Weise gebaut, daß angenommen werden kann, das Thierchen gebrauche den Speichel als bindenden Kitt beim Bau. Nur mit einer gewissen Gewalt zerreißt sich das Gefüge und das Aussehen des verwendeten Mooses, sowie der Blätter, scheint unsere Vermuthung über Anwendung des Speichels zu bestätigen; denn das Moos, in festen Bällchen aneinander gereiht, und die dürren Blätter, öfters Buchen- und Eichenlaub, zeigen an den übrigen Materialien eine solche Adhäsion (Anheftung), wie dies lose Geniste in natürlichem Zustande nie und nimmer sie besitzt. Da nun kein natürliches Bindemittel, wie etwa Harz u. dgl., an diesen Nestern zu finden ist, so erhebt sich unsere Vermuthung fast zur Gewißheit, zumal da sie sich auf die Thatsache stützt, daß mehrere Säugethiere, wie z. B. das Eichhörnchen, sich jenes künstlichen Kittes beim Bau ihrer Nester bedienen.

Digitized by Google

Der Maulwurf.

Der Maulwurf (Talpa europaea).

Wenn wir zwei bis drei Jahrzehnte zurückgehen und uns die Maulwurfsfänger vergegenwärtigen, die von ganzen Gemeinden angeſtellt und angewieſen waren, Maulwürfe in Feldern und Wieſen zu fangen, ſo danken wir von Herzen der fortſchreitenden Wiſſenſchaft, welche das Vorurtheil beſeitigt und ſich nicht mit dem oberflächlichen Blick und durch Mittheilungen der Menge zufriedengiebt. Die Behandlung, welche der Maulwurf in früheren Zeiten erfahren hat, zeigt ſo recht, daß die Menſchen bei ihren Schlüſſen aus Wirkungen auf Urſachen es ſich bequem machen und, was das Schlimmſte iſt, ſich von einmal vorgefaßten Meinungen ſelbſt durch die treffendſte Beweisführung nur ſchwer abwenden laſſen. Leben wir doch in Landſtädtchen, wo man noch vor ein paar Jahren das Fell eines Maulwurfs mit einem Groſchen bezahlte. Und wer that dies? Der Stadtrath!

Als Knaben wußten wir nichts von dem Nutzen, den der Maulwurf bringt. Damals ſahen wir die Leute mit aller Sorgfalt den Fang deſſelben in dem Wahne betreiben, er beiße die Wurzeln der Pflanzen ab und ernähre ſich mit ihnen. Wie manchmal ſtanden wir um die Früh- oder Spätſtunde mit der Hacke auf der Lauer, um den kleinen Wühler mit geſchicktem Hiebe im rechten Augenblick aus dem lockern Boden eines Ackers oder einer Wieſe zu Tage zu werfen.

Digitized by Google

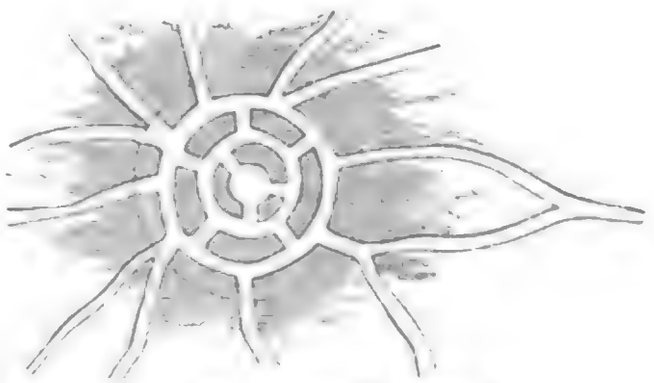
Mit Bedauern denken wir jetzt daran zurück, und ſo eifrig wir einſt auf ſeine Vertilgung ſannen, ſo lebhaft möchten wir die Unſchuld der hingerichteten Maulwürfe nun darthun. Vor Allem liegt dem Vertheidiger des Angeklagten ob, nach den Beweiſen zu fragen, welche ſeine Gegner anführen. Da hören wir denn, daß man ihn inſofern auf der That ertappt haben will, als er da, wo Pflanzen in Folge der Verletzung ihrer Wurzeln das Haupt neigten und abſtarben, angetroffen worden ſei. Nun, das iſt etwa ſo, als wenn man Jeden ohne Weiteres verdammen wollte, der zufällig bei einem Mord zugegen war. Aber leben denn außer dem Maulwurf nicht noch andere Thiere unter der Erde, Würmer, die Morgens und Abends ſich von ihren Löchern aus über Rabatten und Pflanzenländer hinſchlängeln und die zarten Keime und Pflänzchen zernagen? Engerlinge, welche mit ihren Freßwerkzeugen von der Schärfe einer Schere die Wurzeln zerſchneiden? Wir fragen weiter: Ihr Feinde des Maulwurfs, habt ihr den Mund des Angeklagten unterſucht? Seht, er hat das Gebiß eines Raubthieres, nicht eines Nagethieres. In ſeiner oberen Kinnlade ſtehen ſechs und in der unteren acht ſpitze Vorderzähne, und hinter dieſen rechts und links, unten und oben finden wir die Eckzähne. Habt ihr endlich auch den Magen eines Maulwurfs unterſucht und darin Pflanzenſtoffe irgend welcher Art gefunden? Nein, aber wir haben ihn angefüllt geſehen mit den Häuten von Thieren. Wir haben ihm außerdem in der Gefangenſchaft Wurzeln mancherlei Art vorgeſetzt, die er nicht anrührte, aber auch Fleiſch, Würmer, kleine gerupfte Vögel und Amphibien, die er gierig verzehrte. Es wird in hohem Grade Theilnahme erwecken, wenn wir von folgendem Verſuch erzählen, welchen man vor einigen Jahren in Darmſtadt mit ſechs Maulwürfen machte. Eine große Kiſte wurde mit Erde angefüllt bis zu der Höhe von drei Fuß. Mehrere Pfund Engerlinge und Regenwürmer kamen darunter. Kaum hatte man die Maulwürfe hineingeſetzt, als ſie auch ſogleich unter der Erde verſchwanden. Nach Verlauf weniger Stunden erſchienen die Maulwürfe nach und nach alle auf der Oberfläche — ein Beweis, daß unten der ganze Vorrath aufgezehrt war. Jetzt aber begann eine gierige Verfolgung unter den Maulwürfen ſelbſt, einer biß den andern todt, einer nach dem andern wurde aufgefreſſen, und der letzte, überlebende, ſtärkſte ſtarb am nächſten Morgen in der Frühe an Hunger.

Mit den Eigenſchaften eines Vielfraßes iſt die heiße Gier des Tigers und verhältnißmäßig eine noch weit größere Kraft als die des Löwen und ein wahrer Heldenmuth gepaart. Sieh ihm nur zu, wie er nach unſerm Bilde den Wurm mit den Klauen und Zähnen zerreißt, und hältſt du das Ohr in die Nähe eines freſſenden Maulwurfs, dann kannſt du das Knirſchen hören, unter welchem er ſeine Beute zermalmt. Dabei krümmt er den Rücken, zieht den Kopf tief ein und ſtößt mit den Vorderpfoten den Wurm zwiſchen die Kinnbacken. Oder haſt du gar das Glück, zwei männliche Maulwürfe kämpfen zu ſehen, dann wirſt du dich vollends von dem Feuer ihrer Wuth und der Größe ihrer Todesverachtung überzeugen können. Solche Begegnungen geben uns die Erklärung zu der bewundernswürdigen Thatkraft und Ausdauer, mit welcher das Thier mit den kleinen, unbedeutenden Augen in der Erde unter fortwährendem Wegräumen von Hinderniſſen mit der Verfolgung ſeiner Beute beſchäftigt iſt. Großmuth kennt

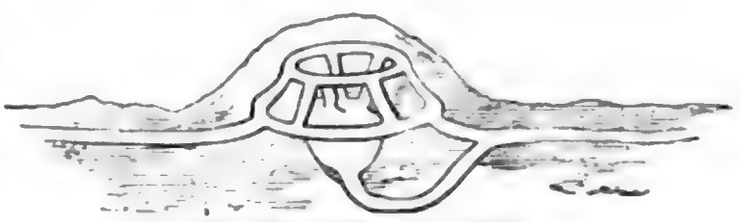
Digitized by Google

der Maulwurf nicht, mithin mordet er unbarmherzig, was ihm in den Weg kommt. Hiermit ſteht ſein Nutzen in der genaueſten Verbindung. Iſt er in einem Garten innerhalb der Stadt eingedrungen, ſo muß man die Schnelligkeit bewundern, mit der er das unterirdiſche Ungeziefer vertilgt. In wenigen Wochen hat er den Garten, wenn derſelbe nicht zu groß iſt, geſäubert, dann verſchwindet er plötzlich.

Merkwürdig tief muß mitunter der Maulwurf gehen, um an ſein Ziel zu gelangen. Unſere Eltern beſaßen einen Garten in der Burg Friedberg, welcher von tiefen Gräben umgeben iſt. In dieſem Garten zeigte ſich alljährlich im Frühſommer ein Maulwurf. Entweder war er zum Burgthor hereingekommen, was jedoch wegen der langen, gepflaſterten Strecke und der angrenzenden Stadt nicht denkbar iſt, oder er hatte ſich unter dem Gemäuer hindurch- und heraufgearbeitet. Störche, die zuweilen einen noch lebenden Maulwurf fallen laſſen, hielten ſich in der Nähe nicht auf.



Der Maulwurfsbau im Grundriß.



Der Maulwurfsbau im Aufriß.

Wer die vielen Erdaufwürfe, wodurch allerdings der fruchtbare Boden bedeckt, Keime im Wachsthum geſtört und Pflänzchen nicht ſelten ausgehoben werden, betrachtet, fragt nach der Urſache derſelben. Die Sache iſt einfach. Die Erde, welche der Maulwurf wegſcharrt, um ſeine Gänge zu graben, wird von ihm an die Oberfläche gebracht. Doch darf man nicht glauben, daß ihm dieſe Arbeit ſehr ſauer und beſchwerlich werde. Seine ſtarken Nackenmuskeln und ſeine händeähnlichen Füße machen ihm das Fortkommen unter der Erde leicht, und da er die Oeffnung ſeiner Ohren ſchließen kann und winzig kleine Augen hat, die tief im Pelze verborgen liegen, ſo ſind dieſe gegen das Eindringen von Sand und Erde völlig geſichert. Auch die lange Schnauze, dem Saurüſſel vergleichbar, thut ihm treffliche Dienſte. Dieſe iſt ſehr elaſtiſch, beweglich und von beſonderer Muskelſtärke. Mit ihr wirft er die Erde zu Tage und bohrt ſich, um einen feſten Halt zu haben, wie ein Bohrer beim Schaufeln in die Erde ein. Seine plumpe, platt gedrückte Geſtalt läßt zwar auf keine gewandten Bewegungen ſchließen, und wirklich, wenn man den dicken, mit dem nur einen Zoll langen Schwänzchen im Ganzen ſechs Zoll meſſenden, hin und her wackelnden Kauz über den Boden hinlaufen ſieht, wobei der ganze Leib auf der Erde liegt, weil die Füße wagerecht abſtehen, dann traut man ihm all' jene Tüchtigkeit nicht zu, die er unter der Erde entwickelt. Ja, drunten iſt ſeine Heimat. Folgen wir darum dem ſchwarzen Geſellen in ſeine unterirdiſchen Gänge und Wohnungen. Da leitet ihn ſein bewundernswürdiger Naturſinn mit Sicherheit und läßt ihn Wunder verrichten; da iſt er ein rühriger, wilder,

furchtbarer und tapferer Kämpfer und ein liſtiger Schleicher; da werden ihm außer Würmern und Larven der Kerbthiere auch Mäuſe, Fröſche, Eidechſen, Blindſchleichen und Ratten zur Beute. Selbſt den Krebs holt er ſich zuweilen an den Ufern des Fluſſes oder Baches, und über der Erde packt er Fröſche und Schlangen und zieht ſie mit ſich in die Tiefe. Aber vor Allem liegt es uns jetzt ob, ihm als Künſtler unſere Anerkennung zu Theil werden zu laſſen. Er iſt ein Baumeiſter, der nach einem beſtimmten Plane baut. Sehen wir uns das Bild an, welches ſein eigentliches Wohngebäude darſtellt. Der Hügel, unter welchem der Wohnſitz verborgen liegt, hat eine beträchtliche Größe, die jedoch darum nicht in die Augen fällt, weil er immer unter den Schutz eines Baumes, Strauches oder Dammes gebracht iſt. Das mittelſte Gemach nennen wir, als kreisrundes Zimmer, bezeichnend den Thurm, deſſen Dach mit der den Hügel umgebenden Erde beinahe gleich hoch ſein mag. Um dieſen Thurm winden ſich zwei kreisrunde Wege, welche mit Galerien unſerer Häuſer verglichen werden können, der eine beinahe gleich hoch mit der Decke, der andere in einiger Höhe darüber. Der obere Kreis iſt viel kleiner als der untere. Fünf kurze, abwärts führende Wege verbinden jene Galerien miteinander, der Eingang in den Thurm aber führt von der oberen Galerie aus. Drei Wege geleiten das Thier von da in die Decke des Thurmes. Der Maulwurf ſteigt alſo von der unteren Galerie in die obere und dann erſt in den Thurm. Es giebt übrigens noch einen anderen Eingang von unten in den Thurm. Ein Weg läßt ſich nämlich vom Mittelpunkte des Zimmers abwärts verfolgen, der, eine Kurve bildend, in eine größere Landſtraße mündet. Solcher Landſtraßen giebt es ſieben oder acht, die in verſchiedenen Richtungen ausſtrahlen und nie in die Galerie führen, welche einem der Eingänge zur oberen Galerie entgegengeſetzt wäre. Der Maulwurf drückt ſeinen Pelz ſorgfältig gegen die Wände ſeiner Höhlungen und die Decke des Hauptzimmers und giebt ihnen ſo die nöthige Glätte und Feſtigkeit. Dieſer Pelz hat eine glänzend ſchwarze Sammetfarbe und fühlt ſich gar zart an. Die Haare ſind eigenthümlich geformt. Dünn und fein an ihrem Urſprung, nehmen ſie weiterhin an Dicke zu und wieder ab. Steht dem jungen Leſer ein Mikroſkop zu Gebote, ſo kann er ſich von dieſem Wechſel in der Form der Maulwurfshaare ſelbſt überzeugen. Ohne Zweifel aber bewirkt der Bau der Haare das Schillern der ſchwarzbraunen Farbe. Gar ſäuberlich hält der Maulwurf ſeinen Pelz. Man ſieht ihn immer rein, wie geſtriegelt und gebügelt, was wir um ſo mehr bewundern müſſen, da er in allerlei Erdarten herumwühlt. Auch das hat wieder hauptſächlich ſeinen Grund in der Beſchaffenheit ſeines Pelzes. Denn die Spitzen der Haare halten keine beſtimmte Lage ein, ſondern laſſen ſich nach allen Richtungen hin drücken, wodurch ein Anſatz von Schmutz unter den Haaren nicht gut möglich iſt. Außerdem aber ſchüttelt er ſich oft wie der Bär, daß Staub und Erde davonfliegt. So durchwandert er, immer ſauber und feſtlich gekleidet, die glatten, wagerechten Gänge ſeines großen Jagdgebietes, welches eine beträchtliche Strecke von ſeiner Feſtung entfernt iſt, legt neue Kunſtſtraßen an, gräbt ſich Brunnen in der Form von ſenkrechten Löchern, in denen ſich das Regenwaſſer ſammelt, und theilt ſich ſeine Zeit für Arbeit, Raubzüge, Ruhe und Schlaf regelmäßig ein, wie ein ſogenannter „Mann nach der Uhr.“

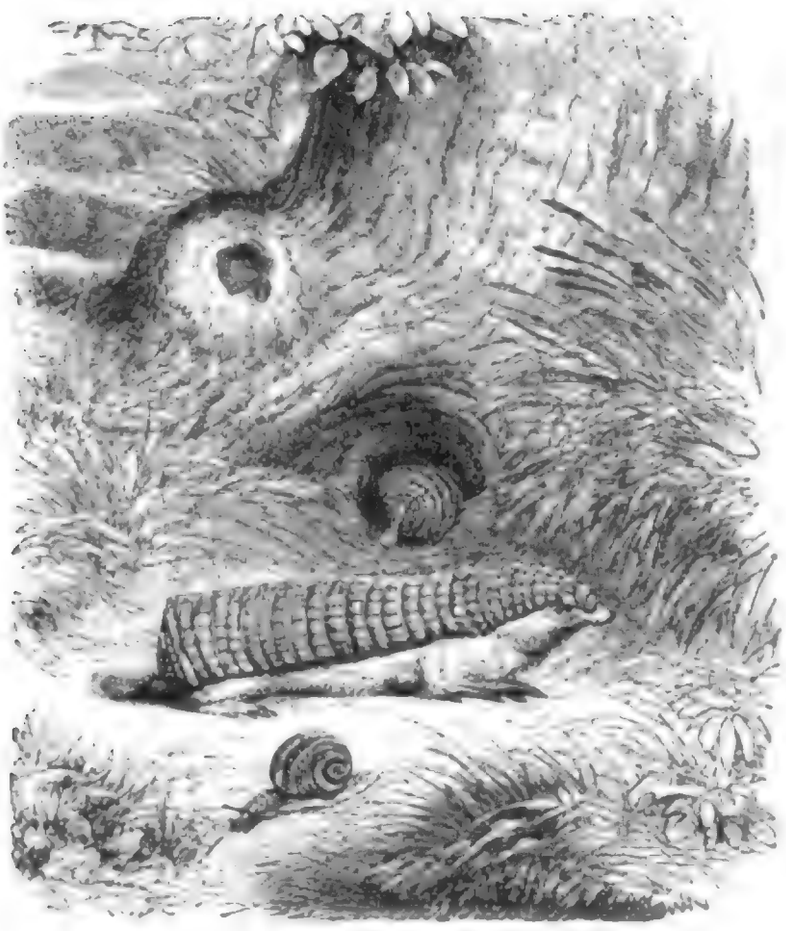
Digitized by Google

In einiger Entfernung von der Burg richtet er ſich eine einfache, aber große Kinderſtube ein, in welcher trockenes Gras, Getreidehalme, Laub, Stroh und Wurzeln die Unterlage für die Jungen bilden. Die Lage der Stube wird da gewählt, wo zwei oder mehr Gänge ſich kreuzen. Das Weibchen, welches von ſchlankerem Wuchs als das Männchen iſt, wirft drei bis fünf Junge, die, lange Zeit ſehr unbeholfen, noch im Neſte verweilen, wenn ſie ſchon halbwüchſig ſind. Mit rührender Liebe und Zärtlichkeit verſorgt ſie die Mutter. Selbſt der Vater iſt behülflich im Zutragen von Nahrung, wenn er es für nöthig hält. In Gefahr werden die Jungen von der Mutter im Maule an einen ſicheren Ort geſchleppt und eiligſt verborgen. Davon überzeugt ſich nicht ſelten der pflügende Landmann, wenn er ein Neſt mit jungen Maulwürfen aus der Erde pflügt. Wahrſcheinlich bringt der Maulwurf nur einmal im Jahre Junge zur Welt, weil es viel weniger Weibchen als Männchen giebt, und letztere erſt um den Preis einer Gattin hartnäckig mit einander kämpfen müſſen. So ſehr man Urſache hat, den Maulwurf in Wieſen, Feldern und Wäldern zu hegen, ſo wenig darf er in Kunſt- und Gemüſegärten geduldet werden, denn er bringt hier durch ſeine ewigen Wühlereien erheblichen Schaden. Gut iſt es darum, daß die Natur auch ſeiner Vermehrung Grenzen geſetzt hat durch ſchlimme Feinde. Fuchs, Marder, Iltis, Wieſel, Igel, Tag- und Nacht-Raubvögel ſind ſeine Mörder. Auch den Storch kann man in den Wieſen auf ihn lauern ſehen. Sobald der Maulwurf ſtößt, fährt der lange Schnabelſpieß mit Blitzesſchnelle nieder, und ſeine letzte Reiſe iſt dann eine Luftreiſe zum Neſte der jungen Störche, die ihn als Leckerbiſſen freudig willkommen heißen.

Während ich dies niederſchreibe, wird mir von einem Flurſchützen ein weißes Exemplar gebracht, deſſen Farbe am Unterleibe in's Röthlichgelbe ſpielt. Auch der Rücken zeigt eine gelbliche Farbe, ſobald man die Haare nach dem Kopf zu ſtreicht. Dieſer Maulwurf wurde von einer Katze im Kuhſtall gefangen und todtgebiſſen. Hier und da iſt ſein Pelz beſchmutzt und daher von üblem Geruch. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hatte er ſeine Wohnung unter dem Stall oder in deſſen Nähe unter dem Schutz einer Mauer angebracht.

Neben dem europäiſchen Maulwurf verdient der amerikaniſche Sternmaulwurf (Condilura cristata), welcher ſeinen Namen dem ſehr ausgezeichneten, vorn mit einem Knorpelſtern verſehenen Rüſſel verdankt. Kleiner als unſer Maulwurf, unterſcheidet er ſich weſentlich von ihm nur durch den längeren Schwanz und die lange Schnauze mit dem Schweinsrüſſel, an welchem die Naſenlöcher durch die den Stern bildenden beweglichen Knorpelſtrahlen willkürlich geſchloſſen werden können. In der Lebensweiſe, der Nahrung, ſowie im Graben unterirdiſcher Wohnungen, ſtimmt er mit dem unſrigen völlig überein.

Der ſchönſte Maulwurf iſt der ſüdamerikaniſche grüne Goldmaulwurf (Chrysochloris inauratus), ſchwanzlos und an den Vorderfüßen nur mit drei Krallen bewehrt. Sein Sammetkleid beſitzt einen wunderbaren Glanz und ſchillert im reinſten Gold mit einer Beimiſchung von Grün. In den Gärten richtet auch er, wie ſeine Verwandten, nicht unbedeutenden Schaden an.



Der Schildwurf.

## Die Gürtelthiere (Cingulata).

Die Familie der Gürtelthiere bietet durch die Beschaffenheit des Körpers viel des Auffallenden und Merkwürdigen dar. Ihre plumpe Gestalt, die lange Schnauze am gestreckten Kopfe, die mächtigen Schweinsohren, die kurzen Füße mit den langen, zum Scharren und Graben so tüchtigen Klauen — dies Alles ist abschreckend häßlich. Fürwahr, eine schönere Gestalt möchte man in den wunderbaren Panzer eingekleidet sehen, der das einzig Ritterliche an dem feigen, stumpfsinnigen, harmlosen Bewohner unterirdischer Wohnungen ist. Dieser Panzer bedeckt den ganzen oberen Theil des Körpers und ist aus vier- und mehreckigen knöchernen Täfelchen und Plättchen gebildet. Die Unterseite des Körpers trägt borstenartige Haare.

Die Gürtelthiere (Cingulata, von cingulum, Gürtel) zählen mit Recht zu der Ordnung oder Hauptgruppe der zahnarmen Thiere oder Zahnlücker (Edentata s. Bruta), weil ihnen eigentliche Vorderzähne, meist auch wahre Eckzähne, fehlen, und diese nur durch glatte Stumpfen vertreten sind. Alle Zähne aber sind sehr einfach gebildet, ohne Wurzeln und Schmelz. Was die innere Bildung ihres Körpers anlangt, so ist hervorzuheben, daß die sogenannten Hemisphären, d. i. die zwei Abtheilungen des großen (vorderen) Gehirns, schlecht ausgebildet, nur in wenigen Windungen verzweigt sind, woraus die Stumpfsinnigkeit dieser Thiere erklärlich wird. Nur die olfaktorischen (Geruchs-) Lappen sind ausgebildet, und vorzugsweise sehen wir auch den Geruchssinn in dieser Thiergruppe thätig. In allen übrigen Sinnen, in ihrem Thun und Treiben, bekunden sie aber Stumpfheit, und daher auch ihre obige Kunstbezeichnung

Digitized by Google

Pedro Rodriguez

Das Rieſengürtelthier.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Digitized by Google

Digitized by Google

mit Bruta, Dumme. Das ganze Geschlecht ist in Abnahme begriffen, es wird nach und nach, wegen seiner im Ganzen schlechten Vermehrung und der langsamen Ausbildung junger Thiere, besonders aber der vielen Feinde wegen, nach und nach aussterben.

Feinde des Lichts und munteren Treibens am Tage, kommen diese nächtlichen Wanderer schweigend aus ihren Wohnungen hervor, sobald der Abend dunkelt, und trollen langsam dahin, von ihrem Geruchssinne vorzugsweise geleitet. Es ist ein Schaukeln oder Wiegen von der einen zur andern Seite während ihres Laufs bemerkbar und eine leichte Biegsamkeit ihres Körpers, welche man nach ausgestopften Exemplaren der Museen kaum für möglich zu halten geneigt ist. Aber trotzdem sieht man es ihnen an, daß über der Erde ihre Heimat nicht ist. In Bauen, welche sie sich vermöge ihrer ausgezeichneten Grabwerkzeuge graben, bewegen sie sich behende und schnell vorwärts. Diese Baue erstrecken sich gewöhnlich etwa dreizehn bis vierzehn Fuß in die Länge, neigen sich dann plötzlich in abschüssiger Richtung ungefähr drei bis vier Fuß und machen endlich eine Biegung, indem sie sanft ansteigen. Gern legen die Gürtelthiere ihre Baue unter Ameisen- oder Termitenhaufen an, um die Erbauer derselben recht bequem verspeisen zu können, und sie ziehen sie den Käfern, Raupen und Erdwürmern entschieden vor. Letztere werden von ihnen in Pflanzungen und Gärten während der Nacht aufgesucht.

Im Bau wirft das Weibchen Ausgangs Winters oder im Frühjahre seine Jungen und führt nur während der kurzen Säugezeit, oder so lange es die Kleinen noch auf den Ausgängen begleitet, ein eigentliches Familienleben. Es giebt wenig Thiere, die so ungesellig leben, wie gerade die Gürtelthiere.

Alle Arten der Gürtelthiere werden sehr fett und sollen hauptsächlich von den Indianern leidenschaftlich gern gegessen werden; auch Europäer verschmähen, nach Reiseberichten, gut zubereitete Braten von diesen Thieren nicht. Die Süd-Amerikaner fertigen aus den Schwänzen des Riesengürtelthieres Sprachrohre und aus Theilen der Panzer Gefäße und Körbchen.

Die Illustration stellt das Riesengürtelthier (Euphractus giganteus *vel* gigas) dar, welches eine Länge von über drei Fuß erreicht, und dessen Schwanz anderthalb Fuß mißt. Es ist ein ganz vortrefflicher Erdgräber. „Das Merkwürdigste an ihm", sagt Brehm, „ist das Gebiß; in der oberen Reihe finden sich je 24 bis 26, in der unteren Reihe je 22 bis 24 Zähne, wovon jedoch häufig mehrere ausfallen; immerhin aber enthält das Gebiß 90 bis 100 Zähne oder wenigstens Werkzeuge, welche die Zähne vertreten! In der vorderen Hälfte der Reihen sind es nämlich blos dünne Platten, und erst nach hinten zu werden sie allmälig dicker, eiförmig, rundlich und cylindrisch."

Der ganze Knochenbau des Thieres weist darauf hin, daß es eine Last an seinem Knochenpanzer zu tragen habe. Der Rückgrat ist sehr stark, und namentlich stehen die platten Köpfe oder Dornen der Wirbel dicht aneinander gereiht; noch mehr gedrängt, ja theilweise verwachsen sind die Halswirbel. Die starkgewölbten Rippen sind sehr kräftig. — An den unbeweglichen fünf Zehen der Vorderfüße hat das Thier bedeutende, plattgedrückte Klauen, namentlich ist die mittlere ungeheuer. Die Nägel der Hinterfüße sind viel kürzer.

Digitized by Google

In Braſilien nennt man das Rieſengürtelthier Tata-Comaſtra, in Paraguay den großen Tatu der Wälder. Man ſagt von ihm, daß er Leichname ausgrabe und zerfleiſche, wobei ihm die fein witternde Naſe der beſte Wegweiſer ſei.

Azara berichtet, daß man bei plötzlich entfernt von Kirchhöfen ſterbenden Arbeitern Südamerika's deren Gräber mit dicken Baumſtämmen auslege, um ſie vor den Ausgrabungen des großen Tatu zu ſchützen. Ein ſolch' einſames Grab, worauf ſich die nächtlichen Thiere bewegen, ſtellt unſere Abbildung dar.

Es iſt nichts Leichtes, die Gürtelthiere aus ihren Verſtecken auszugraben. Will man ſich überzeugen, ob der Inſaſſe eines Baues daheim iſt, ſo ſteckt man in jede Oeffnung einen Stock. Kommen hierauf Moskito's (ſehr läſtige, ſtechende Inſekten, welche gerne die ungeſchützten Weichtheile des Gürtelthieres anfallen) zum Vorſchein, dann iſt ſicherlich das Thier darin. Mit einer langen Gerte unterſucht man alsdann die Richtung des Baues und gräbt ein Loch, welches auf das Ende der Gerte ſtößt. Man fährt in dieſer Weiſe ſo lange fort, bis man zu dem verborgenen Gürtelthier gelangt, welches inzwiſchen nicht müßig iſt, ſondern ſich immer weiter gräbt, um der Verfolgung zu entgehen, bis es endlich durch die Umſtände genöthigt wird, ſich zu ergeben. — Wird ein Gürtelthier überraſcht und ihm der Rückzug abgeſchnitten, ſo gräbt es ſich einen neuen Bau. Zuweilen kommt es auch vor, daß ein verfolgtes Gürtelthier ſich in eine Kugel zuſammenrollt, ein Beweis, wie biegſam ſein Panzerhemd iſt und wie dieſes den Gliedern freien Spielraum gewährt. Eine Uebergangsſtellung nimmt unter den Gürtelthieren der

Pichiciego (zu deutſch: blindes Thierchen) oder Schildwurf (Chlamydophorus truncatus) ein. Er hat nämlich ſowol ſeiner Geſtalt als auch ſeiner Lebensweiſe nach Aehnlichkeit mit dem Maulwurf. Wenn das vorhergehende Gürtelthier der Rieſe genannt wird, ſo verdient dieſes mit demſelben Rechte den Namen eines Zwerges. Bis jetzt iſt dieſes außerordentlich merkwürdige Geſchöpf in ſeinem geheimen Treiben noch wenig bekannt, und wir können uns deshalb auf Dasjenige beſchränken, was Wood über daſſelbe im Allgemeinen ſagt:

„Der Pichiciego iſt nicht größer als ein gewöhnlicher Maulwurf und gleicht im Allgemeinen in ſeiner Lebensweiſe jenem Thiere. Seine Körpergeſtalt giebt zur Genüge ſeine Neigung zum Graben zu erkennen, und der Anblick des Skeletts beſtätigt, was das Aeußere des Thieres ſchon anzeigt. Die Knochen der Vorderbeine ſind kurz, dick und in jener Weiſe gekrümmt, welche große Muskelkraft anzeigt, und ſelbſt jene der Hinterbeine ſind merkwürdig ſtark im Verhältniß zur Größe und zum Umfang des Thieres. Die Vorderpfoten ſind ungewöhnlich groß, wie eine Handfläche geſtaltet, und mit fünf ſtarken, gekrümmten und zuſammengedrückten Klauen verſehen, ſo daß ſie tüchtige Werkzeuge zum Graben bilden. Die Schnauze iſt ein wenig lang und ſpitz, und die Augen ſind wie beim Maulwurf ſehr klein und unter dem weichen, dichten Pelz verſteckt.

„Er iſt in Chili einheimiſch, lebt, wie der Maulwurf, unter der Erde in ſelbſtgeſchaufelten Gängen und nährt ſich, wie die übrigen zahnloſen Thiere, von Inſekten. Das Auffallendſte an ihm iſt der Küraß, mit dem ſein Körper beſchützt wird, und der auf eigenthümliche Weiſe gebildet iſt. Er ſieht aus, als ob eine Anzahl viereckiger hörnener Platten auf kurze Zwirnsfäden aufgenäht und

Digitized by Google

dann die Zwirnbänder neben einander gelegt und an einander befeſtigt worden wären. Er iſt nicht ſeiner ganzen Ausdehnung nach an das Thier angeheftet, ſondern nur dem Rückgrat entlang und auf dem Scheitel. Nicht blos der Rücken wird von ihm geſchützt, ſondern er wendet ſich, ſobald er die Stelle, wo der Schwanz eingefügt iſt, erreicht, plötzlich wie an Geweben abwärts und bildet eine Art Klappe über den Hinterquartieren, die kurz und viereckig ſind, als ob ſie plötzlich durch einen ſenkrechten Hieb mit einem ſcharfen Werkzeug abgehauen worden ſeien. Dieſe Einrichtung bietet den Hintertheilen einen vollkommenen Schutz, während das Thier gräbt, und weiſt wirkſam jeden Angriff zurück, der vom Rücken her erfolgen könnte."

„Das Panzerhemd iſt biegſam und bequemt ſich jeder Bewegung des Thieres an. Der übrige Theil des Körpers iſt mit einem weichen, gelblichen Pelz bekleidet, der viel länger, aber nicht ſo dicht wie derjenige des Maulwurfs iſt."

Dieſe Schilderung ſtimmt im Weſentlichen mit der Fitzinger's in München überein. Von den dürftigen Angaben, die wir bis jetzt über das Leben dieſes merkwürdigen Thierchens beſitzen, iſt noch anzufügen, daß es wahrſcheinlich blos Nachts ſeinen Bau verläßt, und dann auch immer in beſchränktem Umkreiſe, bei Tage unter der Erde entweder ſchläft oder nach Larven u. ſ. w. den Boden, wie unſer Maulwurf, durchwühlt. Sein Gang ſoll in einem Hinſchleifen der Gliedmaßen über den Boden beſtehen, was ſich in der Spur ſeines Körpers im weichen Boden bekundet. Daß es ſeine Jungen unter dem Panzer verſteckt trage, iſt wol ein Märchen. Da das Thierchen entweder ſelten oder durch ſeine verborgene Lebensweiſe unter der Erde ſchwer zugänglich iſt, ſo wird es den Forſchern äußerſt mühſam, es zu beobachten und ſeiner habhaft zu werden. — Unter der Ordnung der Scharrthiere, aus der Familie der Ameiſenfreſſer oder Ameiſenſcharrer, iſt uns im nächſtfolgenden Bilde ein unförmlich geſtaltetes Thier vor das Auge geführt, welches den Namen

## Kapiſches Erdferkel (Orycteropus capensis)

führt, deſſen Kopf mit den langen Ohren dem des Schweines ähnelt und deſſen Fleiſch den Geſchmack des Schweinefleiſches haben ſoll. Es bewohnt die Ebenen Süd-Afrika's, beſonders am Kap, wo die Termiten zu Hauſe ſind, welche von ihm in ihren Erdhaufen aufgeſucht und gierig verſchlungen werden. Seine Länge iſt mit dem zwei Fuß langen Schwanze ſechs, ſeine Höhe anderthalb Fuß. Es trägt ein dickes, borſtiges Fell, welches gelb, braun und roth gefärbt iſt. Auffallend erſcheint ſeine außerordentlich kleine Mundöffnung, der zufolge es ohne ſeine lange, klebrige Zunge ſchwerlich Nahrung zu ſich nehmen könnte. Die Zunge beſitzt ſehr dehnbare Bänder, mittels welcher ſie weit hervorgereckt werden kann. Eigenthümlich iſt ſeine Zahnbildung. Die Backenzähne ſind nämlich aus hohlen Längsfaſern gebildet, wodurch auf der Kaufläche Poren ſichtbar werden, welche Troſchel in ſeinem „Handbuch der Zoologie" ganz treffend mit der Durchſchnittsfläche eines ſpaniſchen Rohrs vergleicht. Seine Vorderpfoten beſitzen vier, die Hinterfüße hingegen fünf Zehen, woran ſehr ſtarke Klauen hervorſtehen. Dieſe befähigen es, ſich mit ungeheurer Schnelligkeit in den Boden einzugraben, ſo daß es in wenigen Minuten vor den Augen ſeiner Verfolger verſchwindet.

Abends verläßt das Erdferkel ſeinen Bau, in welchem es den Tag über zuſammengerollt ruht. Sein Lauf iſt ſprungartig, wobei der Kopf ſenkrecht zur Erde gerichtet, der Rücken krumm gehalten und der Schwanz auf der Erde geſchleift wird. Findet es die Straße von Termiten, dann verfolgt es dieſe bis zum Haufen. Mit ſeinen langen Klauen reißt es ein Loch in die Seite des Hügels, wühlt und ſcharrt ſich in die Erde ein und geräth ſo zu den Verfolgten. Nun ſteckt es ſeine klebrige Zunge unter ſie, nimmt ihrer eine große Anzahl auf und zieht ſie dann mit Wolluſt ein.

Kapiſches Erdferkel.

Zerſtörend begiebt es ſich von einem Hügel zum anderen, ganze Termiten-Kolonien ausrottend. Die ausgehöhlten Hügel dienen den Schakalen und anderen Raubthieren zum Verſteck. Die Kaffernſtämme bedienen ſich ihrer ſogar als Grabgewölbe für ihre Todten, weil ſie ſteinhart und von einer Stärke ſein ſollen, daß ſie — nach Wood's Bericht — das Gewicht von vielen Männern zu tragen vermögen. Gleich ausgebildet iſt bei dem Erdferkel der Gehör- und Geruchſinn; durch beide ſowie mit der ihm eigenen Vorſicht und Aufmerkſamkeit nimmt es den nahenden Feind wahr und flieht, mit unglaublicher Grabfertigkeit ſich in die Tiefe verſenkend. Geängſtet und verfolgt, gräbt es ſich tiefer

Digitized by Google

und tiefer ein, und selbst wenn man es glücklich an den Hinterbeinen erwischt hat, um es aus der Höhle herauszuziehen, stößt man auf Widerstand, der nur durch einen grausamen Stich, von hinten angebracht, gebrochen wird. Ungestört macht es dagegen nur einen seichten Erdbau und liegt in geringer Entfernung von der Oberfläche der Erde, wo seine Lage vorsichtig von den Eingeborenen erforscht wird und unter eingetriebenen Lanzenstößen manches harmlos ruhende, keine Gefahr ahnende Erdferkel sein Leben lassen muß. Die Höhlungen sind jedoch tief und groß genug, um selbst Pferden Fallgruben zu sein und dadurch schwere Beschädigungen zu veranlassen. Im Ganzen bringt das Erdferkel Nutzen, welcher den Schaden überwiegt. Bekannt ist noch, daß es nur ein einziges nacktes Junges wirft, welches lange Zeit von der Mutter gesäugt wird.

## Die Schuppenthiere (Manes).

Nicht weniger körperlich merkwürdig in der Ordnung der Zahnlücker, als die vorhergehende Familie der Gürtelthiere, ist diejenige der Schuppenthiere, welche im mittleren Afrika, im Süden von Asien und auf einigen Inseln des Indischen Archipels zu Hause sind. Auch sie tragen ein kunstvoll gebildetes Panzerhemd, welches nur die Kehle, den Unterleib und die inneren Seiten der Beine frei läßt und aus großen, scharfrandigen Schuppen von starker, horniger Beschaffenheit gebildet ist, die wie Dachziegel oder wie die Plättchen eines Tannenzapfens übereinander liegen, von denen jede einzelne Schuppe unten mit einem kleinen Theile am Körper angewachsen ist. Diese vermag das Thier sowol nach den Seiten hin zu bewegen, als auch empor zu richten. Letzteres geschieht, wenn es sich zusammenrollt und niederlegt. In solcher Lage ist sein Panzer eine Schutzwaffe gegen jeglichen Feind unter den es bedrohenden Raubthieren. Auf das Panzerhemd des kurzschwänzigen Schuppenthieres (Manis pentadactyla *vel* brachyura, fünffingeriges) hat man selbst Pistolenschüsse ohne Erfolg abgefeuert und nur durch den Dolchstich unter den Schuppen hindurch in das Herz ihm den Todesstoß geben können. Dieses Schuppenthier erreicht eine Länge von vier Fuß. Sein Aufenthalt sind die Gegenden waldiger Höhen und Ebenen Ostindiens. Nach Art ihrer Verwandten graben sie sich mit der größten Leichtigkeit Höhlungen. Sie sind Nachtthiere, welche erst am Abend ihre Lagerstätte verlassen und Nahrung suchen, die hauptsächlich aus Ameisen besteht. Sehr eigenthümlich ist die Weise ihres Ganges. Sie gebrauchen nämlich dabei nur die Hinterfüße und zur besonderen Stütze und Herstellung des Gleichgewichts gerne den Schwanz, der auf der Erde schleift, während die Vorderfüße mit eingezogenen Pfoten nachlässig fast bis zum Boden herabhängen, der Kopf aber gebeugt und der Rücken gekrümmt ist. Sie kommen, wie es sich denken läßt, so nur langsam und schwerfällig weiter, wenn auch zuweilen ein Sprung mit dem Wackelgang wechselt. Ihrer einsamen, heimlichen Lebensweise entspricht ihr tiefes Schweigen, das nur selten von einem gewissen Scharren unterbrochen wird. Ihre Sinne sind stumpf, jedoch scheint der Geruch am meisten entwickelt zu sein. Das Weibchen soll in seinem Bau, gleich dem Erdferkel, nur ein Junges werfen.



Digitized by Google

Der Orang Utang.

2.

Leben über der Erde, auf Bäumen und Sträuchern.

Allgemeines über die Affen.

Huxley, angeregt durch die Darwin'ſche Theorie und ihren Folgeſatz: „Der Menſch iſt entwickelt, nicht erſchaffen," behauptet bei Vergleichung von Fuß und Hand zwiſchen Menſch und Gorilla, wie bei letzterem die oberflächlichſte anatomiſche Unterſuchung ſofort nachweiſe, daß die Aehnlichkeit der ſog. „hinteren Hand" mit einer wirklichen Hand nur bis auf die Haut ginge, nicht tiefer, und daß in allen weſentlichen Beziehungen die Hinterextremität ſo entſchieden mit einem Fuß endige, wie die des Menſchen. Dr. Lucä ſtellt das Reſultat ſeiner intereſſanten Unterſuchungen der Behauptung des engliſchen Zoologen gegenüber. Es lautet dahin, daß die terminale Abtheilung der hinteren und vorderen Extremitäten im Plane und Grundgedanken des Baues bei allen Säugethieren (die Wale ausgenommen) Füße blieben, und daß, obgleich die Affenfüße ſich mehr oder weniger handartig entwickelt fänden, dieſe dennoch keine menſchlichen Hände repräſentirten. Trotzdem zeige die „hintere Hand"

Digitized by Google

des Affen sowol anatomisch wie physiologisch weit mehr Aehnlichkeit mit der Menschenhand, als mit dem Fuße der Säugethiere. Die Ordnung der Quadrumanen (Vierhänder) ist daher (nach Lucä) eine vollkommen berechtigte und Hurley's Ausspruch, daß uns ein Jahrhundert anatomischer Untersuchung zu Linné's Folgerung zurückbringe: der Mensch sei ein Glied derselben Ordnung wie die Affen und Lemuren (Faulthieraffen), erweist sich hiernach als „eine schöne Phrase, die dem großen Publikum gefallen mag, allein vor der exakten Wissenschaft nicht Stich hält."

Diesem anatomischen Ausspruche gegenüber lasen wir unlängst eine psychologische Abhandlung über eine in Central-Afrika neuentdeckte Affenart als Einleitung unter folgenden Worten:

„Die Quadrumanen nehmen auf der Pyramide der thierischen Ordnung, deren Gipfel der Mensch ziert, die zweite Stelle ein. Einige Forscher bezeichnen nach einem willkürlich angewandten Affinitätsgesetze (Verwandtschaftsgesetz) die negerartigen Rassen als Mittelglieder zwischen Affen und höher organisirten Menschen. Jedenfalls ist die Kluft zwischen Affen und Neu-Caledoniern, die auf der niedersten Stufe menschlicher Bildung stehen, nicht so groß, wie der Sprung von diesen schwarzen Rassen bis zu unseren Dichtern und Philosophen. Im Allgemeinen besitzen die Affen weit mehr charakteristische Kennzeichen, welche sie den am niedrigsten organisirten Menschen ähnlich machen, als solche, durch welche sie sich von ihnen unterscheiden. Der Affe als Thiermensch legt weniger häßliche Eigenschaften an den Tag, als das Anthrozoon, das Menschthier der untersten Stufe, welches seine Kinder mordet und seines Gleichen frißt. Die alten Malayen nannten, in Anerkennung menschlicher Verwandtschaft mit den Affen, eine größere, meist aufrecht gehende Art Orang, d. i. Vernunftwesen, und die Neger Mittel-Afrika's glauben, daß in den Gestalten der Gorilla sich Wesen ihrer Art verbergen."

In der That, auf den ersten Blick erscheint die Aehnlichkeit zwischen gewissen Affen und Menschen so groß, daß wir die Vorstellung der Araber erklärlich finden, welche jene als entartete, verworfene Menschen mit Abscheu betrachten. Die Wissenschaft aber, welche weder auf die Vorurtheile eines Volkes und die sagenhaften Ueberlieferungen desselben Rücksicht nimmt, noch mit dem Blick der Oberflächlichkeit sich begnügt, hat durch genaue Beobachtung und vergleichende Untersuchungen den großen Abstand zwischen Affe und Mensch hinlänglich dargethan.

In der äußeren Gestalt geben vor Allem die vorderen Arme und Hände genügende Anhaltspunkte zur Vergleichung mit dem Menschen. Allein das Mißverhältniß in Bezug auf Länge im Vergleich mit dem übrigen Körper ist so auffallend, die Bildung der Affenhand selbst in der hervorragendsten Erscheinung der menschenähnlichsten Affen immer noch so karikaturmäßig, daß auch dem ungeübteren Auge der himmelweite Unterschied klar werden muß. Wenn auch die Hände des Affen beim Klettern, Abpflücken von Früchten, Untersuchen und Verzehren derselben bewundernswürdige Geschicklichkeit zeigen, so fällt doch allenthalben der große Mangel in die Augen, daß nur bei festem Sitz beide Vorderhände zugleich beschäftigt sein können, während sonst immer die eine Vorderhand durch Umklammern eines Gegenstandes dem Körper den Halt geben



Digitized by Google

muß, indeß mit der anderen zugelangt wird. Dieſer Umſtand beruht auf einem zweiten, gegenüber dem Menſchen ausdrücklich zu betonenden Mangel, daß kein Affe, ſelbſt der Gorilla oder Orang-Utang nicht, den aufrechten Gang lange aushalten kann, und daß an der Unbeholfenheit und plumpen Manier deſſelben zu erkennen iſt, daß die ſchlaff herabhängenden oder über dem Genick gekreuzten Arme eigentlich, gleich den Vorderbeinen anderer Säugethiere, auf den Boden oder die Grundlage von Stämmen und Aeſten gehören. Prüft man nun gar die Stellung des Kopfes bei dem aufrechten Gang des Affen, ſo zeigt ſich das Niedrigthieriſche in der Senkung zur Erde, wovon das freie, erhobene, zum Himmel gewandte Antlitz des Menſchen unbeſchreiblich vortheilhaft abſticht. Und dieſes Antlitz — edel in Form und Ausdruck, fein und regelmäßig gebaut, verklärt in ſeiner würdevollen Beſtimmung, der Spiegel einer vernünftig erhabenen Seele zu ſein — dieſes Antlitz ſollte mit dem groben, gemein ſinnlich ausgeprägten Affengeſichte auf eine Linie geſtellt werden? Sieh nur den kleinen, platten, zurückgedrückten Schädel, den vorſtehenden Unterkiefer, das Maul mit dem weit zu beiden Ohren laufenden Schnitt und den dünnen Lippen an und halte dagegen die vorſtehende, gewölbte Stirne, das zurücktretende Kinn und den Mund eines normalen Menſchen, dann wirſt du die unüberſteigliche Kluft zwiſchen Affe und Menſch zur Genüge beleuchtet ſehen, ohne daß es nöthig iſt, auf weitere Unterſchiede, z. B. den Schwanz, den behaarten und verſchiedenartig gefärbten, mageren Körper des Affen oder auch auf das Sprachorgan des Menſchen hinzuweiſen, gegen welches die rauhen, eintönigen Laute des Affen als ohnmächtige Verſuche von Aeußerungen innerlicher Lebensvorgänge erſcheinen.

Wenn wir uns in der Darſtellung hervorragend ſeeliſch begabter Thiere bemüht haben, ihr inneres Leben zu würdigen, und keineswegs gewohnt ſind, auf die Thierwelt mit dem Hochmuth engherziger Menſchen herabzuſehen, ſo fühlen wir uns doch gerade den jüngeren unſerer Leſer gegenüber verpflichtet, im Hinblick auf neuerdings gemachte Verſuche gelehrter Forſcher, den Menſchen und Affen in die entſchiedenſte und allernächſte verwandtſchaftliche Beziehung zu bringen, auch auf die Unterſchiede des geiſtigen Lebens Beider wenigſtens in aller Kürze hinzuweiſen.

Iſt es etwa ausgezeichnete Klugheit, welche dieſes Thier vor allen anderen dem Menſchen nahe ſtellt? Wahr iſt's, viele Beiſpiele werden erzählt von Liſt und Schlauheit, mittels welcher ſich der Affe aus Gefahr, Bedrängniß und Verlegenheit zu ziehen weiß, von Ueberlegung, wenn es ſich um einen Diebſtahl handelt, von großer Gelehrigkeit, welche ihn in Rock und Beinkleidern bei Handhabung der Mütze und des Stocks, ſowie als Gaſt an den Tafeln luſtiger Herren wirklich zu dem „Affen als Menſch" erheben, wie ihn ein ſchönes Märchen auf der höchſten Stufe ſeiner geiſtigen Ausbildung darſtellt. Aber bei alledem kommt er doch nicht über die Grenze der Verſtandesäußerungen anderer Thiere von vorzüglicher Begabung hinaus, ja bleibt ſogar in Manchem hinter ihnen zurück. Namentlich kennzeichnet ihn eine heftige, unbändige Leidenſchaftlichkeit, welche ihn ganz unter den Eindruck der Gegenwart oder des Augenblicks ſtellt und die, zur Wuth geſteigert, alle Beſonnenheit überflutet. Er kann ſomit nicht als Beherrſcher ſeiner Begierden betrachtet werden, wenigſtens nicht

Digitized by Google

im wilden Zuſtande. Seine Gemüthseigenſchaften aber ſind grundzüglich abſchreckender Natur, und wenn auch neben Bosheit, Eigenſinn, Launenhaftigkeit u. dgl. mehr in manchen Fällen Dankbarkeit, Anhänglichkeit, Mitleid und Treue bei ihm zum Vorſchein kommen, ſo verdient er doch mit vollem Recht den Titel eines Charakterloſen. Freilich hat man vielfach ſeine Liebe zu den Jungen gerühmt, aber dieſe iſt auch wieder ſo wenig menſchlich, daß ſie in ihrem unſinnigen Gebahren eben einzig als Affenliebe daſteht. Wir wollen indeſſen der todesmuthigen Vertheidigung der Jungen von Seiten der Mütter unſere Anerkennung nicht verſagen, wie wir denn auch den geſelligen Beiſtand der Affen gegenüber feindlichen Angriffen oder bei Unternehmungen anderer Art, trotz ihrer ſonſtigen Feigheit und Fluchtliebe, als Beweis einer gewiſſen höheren geiſtigen Stellung gelten laſſen müſſen.

Was aber die tiefſte Kluft zwiſchen Menſch und Affe nicht blos, ſondern zwiſchen Menſch und Thier überhaupt bildet, iſt die unleugbare Thatſache, daß jener ſowol als einzelnes Individuum wie in ſeiner Geſammterſcheinung von Geſchlecht zu Geſchlecht der fortwährenden geiſtigen Vervollkommnung fähig iſt, während dieſes, das Thier, einſchließlich des Affen, nur bis zu einem gewiſſen Grade geiſtig emporſteigt. Die Affen vor tauſend und aber tauſend Jahren ſind nicht minder geiſtig entwickelt geweſen, als diejenigen der Gegenwart. Die Menſchheit ſchreitet dagegen ſtufenweiſe geiſtig voran. Der Menſch allein hat eine Geſchichte geiſtiger Kultur aufzuweiſen.

Der Menſch, als oberſtes Glied der Klaſſe der Säugethiere, bildet ſeinen hervorragenden körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften nach einzig die erſte Ordnung. Der Affe nimmt vorzugsweiſe, in Anbetracht ſeiner menſchenähnlichen Hände, die zweite Ordnung ein. Die vielen Sippen zeigen uns die verſchiedenſten Abweichungen in der Bildung einzelner Körpertheile, und nicht minder in der Größe, Lebensweiſe und dem Betragen. Manche ſtellen ſich dar als die zierlichſten und liebenswürdigſten, andere als die abſcheulichſten und ekelhafteſten Erſcheinungen, wieder andere ſind in ihrer hohen, menſchenähnlichen Geſtalt und ihrer Rieſenſtärke Grauen erregend. Wir können uns natürlich nicht auf dieſe Unterſchiede im Einzelnen einlaſſen. Wir beſchränken uns vielmehr billig auf das allgemein Herrſchende der Affenfamilie und heben demgemäß die große Beweglichkeit, Gewandtheit, Lebendigkeit, Kletter- und Sprungfertigkeit und die Kraft ihrer Gliedmaßen hervor. Ein Grundzug der Affen, wenn auch nicht durchweg aller, iſt ihre Liebe zur Geſelligkeit, welche ſie zu Maſſen vereinigt, ſo daß ſie in Wäldern und Feldern als wahre Räuberbanden hauſen und verheerend und verzehrend von einer Strecke zur anderen ſiedeln, geführt von einem alten, erfahrenen, ſtarken Leitaffen und vielfach bewegt durch leidenſchaftliche Kämpfe unter einander. Die Verbreitung der Affen erſtreckt ſich, ausgenommen Europa, wo nur bei Gibraltar eine Art vorkommt, auf alle Welttheile, allein ihre Empfindlichkeit gegen das rauhe Klima beſchränkt ihren Aufenthalt auf wärmere Länderſtriche. Die Affen der alten Welt zeichnen ſich in einigen Arten durch beſondere Größe aus, und gerade unter dieſen wollen wir einige ſchildern, weil ſie ſich, nach Berichten neuerer Naturforſcher, eine Art von Neſt bereiten. An die Spitze ſtellen wir den Orang Utang.

Digitized by Google

## Der Orang Utang (Pithecus Satyrus).

Wenn die Bewohner jener Länder, in welchen die sogenannten Waldmenschen leben, auf einer höheren Stufe der Bildung ständen und in ihren abergläubischen Vorurtheilen nicht allzusehr befangen wären, so wüßten wir von der Naturgeschichte dieser merkwürdigen Affen mehr, und wir brauchten nicht erst mühsam das Unwahrscheinliche von dem Wahrscheinlichen der vielseitigen Berichte und Erzählungen zu sondern. Einem naturforschenden Reisenden Europa's gelingt es natürlich unter erschwerenden Umständen unzähliger Art weit seltener, das gesuchte Thier der Wildniß im freien Thun und Treiben zu belauschen, als es den Eingeborenen möglich ist. Viele stützen sich darum der Hauptsache nach auf die phantastischen Gemälde ihrer schwarzen Brüder, welche diese von dem geheimnißvollen Leben der Waldmenschen entwerfen. Wir besitzen zwar eingehende Schilderungen gewisser Reisenden über das Leben junger Waldmenschen, welche eingefangen und auf Schiffen mitgeführt wurden, allein dies kann aus dem einfachen Grunde nicht genügen, weil der Unterschied zwischen dem jungen und alten, dem zahmen und wilden Affen sehr bedeutend ist.

Der Orang Utang ist der am längsten bekannte unter den Waldmenschen. Seine Größe erreicht die beträchtliche Höhe von vier Fuß, was aber nur von dem männlichen Orang Utang gilt, während der weibliche gewöhnlich um einen halben Fuß kleiner und weniger stark ist. Sein Kopf spitzt sich im Alter kegelförmig zu, der Unterkiefer überragt bedeutend den Oberkiefer und die Schnauze tritt auffallend hervor. Die Nasenscheidewand ist über die Flügel der sehr flachen Nase hinaus verlängert, und die menschenähnlichen Augen und Ohren sind klein. Das Gesicht umgiebt ein Bart, welcher über den wulstigen Lippen und am Kinn aufrecht steht. Eine gleiche Richtung nehmen die Haare des Schädels und der Unterarme. Die Arme, dünn, aber stark, reichen bis zu den Füßen herab; die langen Hände haben lange, nackte Finger mit platten Nägeln. Nur auf der Oberhand befinden sich Haare. Rücken und Brust sind größtentheils nackt, dagegen die Seiten desto mehr behaart. Die nackten Stellen des Körpers tragen die graublaue Farbe. Der alte männliche Orang Utang ist ein wahrer Einsiedler, das Weibchen dagegen liebt die Gesellschaft seines Gleichen und der jüngeren Männchen. Auf der Insel Borneo, in den zusammenhängenden Waldungen der Süd- und Westseite, in der Nähe der Flüsse, ist die Heimat des Orang Utang. Dort bewohnt er, wenn er nicht durch hohes Alter zum Klettern unfähig geworden und auf den Boden angewiesen wird, die dicht belaubten, mit Farnen und Schmarotzerpflanzen bewachsenen Bäume, auf denen er zwar nicht den Anblick eines flüchtigen Kletterers bietet, aber doch bei aller Schwerfälligkeit der Haltung mit der größten Sicherheit von Ast zu Ast auf und nieder geht. Hiermit stimmt sein ruhiges, besonnenes Naturell vollkommen überein. Selbst die Furcht, welche ihn beim Anblick ihm verdächtiger Erscheinungen zur Flucht nach schutzbietenden Stellen in den Kronen oder hinter deckenden Aesten der Bäume bewegt, vermag weder seinen Gliedern eine größere Elastizität zu geben, noch auch seine Besonnenheit und Umsicht zu betäuben. Er unterscheidet sich von dem wilden, grimmigen, mit furchtbarem Muthe auf den Feind einstürmenden

Digitized by Google

Gorilla wesentlich. Zwar ist er, verwundet oder von Verfolgern hart bedrängt, sicherlich ein gefährlicher Gegner, der mit dem besten Erfolg seine starken Arme und sein entsetzliches Gebiß mit den vorstehenden Eckzähnen gebrauchen kann, aber er soll doch, ungereizt und unbelästigt, keinen ihm begegnenden Menschen angreifen, was wol auch bei keinem Affen, selbst nicht bei dem Gorilla, von welchem es erzählt wird, der Fall sein möchte. Sobald man ihn verwundet hat, bricht er Zweige und Aeste des Baumes um sich her ab und schleudert sie nach dem Feinde, um diesen abzuwehren. Daß seine Stärke gewaltig ist, beweist ein Bericht des Dr. Abel, welcher von seinem Orang Utang erzählt, daß er an Bord des Schiffes in einen Käfig von Bambusrohr gethan wurde, dessen zähe Stäbe er zerbrach. An eine Kette gelegt, riß er sich los. Die Bäume, welche dem Orang Utang nebst den Beeren tragenden Sträuchern reichlich Nahrung bieten in Gestalt von Blüten, Blättern, Knospen, Früchten, Rinden, Kerbthieren und Eiern, sind auch hinlänglich mit bequemen Astverzweigungen versehen, wo er der Ruhe pflegen kann. Solche geeignete Plätze sucht sich der Affe zum Nestbau aus und vervollständigt die natürliche Unterlage durch Zusammenbiegung der Aeste und Verbindung abgerissener Zweige, sowie durch Auspolsterung der Lagerstätte mittels Laub und Gras. Auf dieses Nest legt er sich nach Art des Menschen nieder und schützt sich, wo nöthig, durch eine Laubdecke vor Kälte. Die Glaubwürdigkeit dieses Verfahrens wird durch Dr. Abel bestärkt. Er sagt von seinem Orang Utang: „Dieses Thier genoß einer vollständigen Freiheit. Es wohnte unter einem großen Baume, einer Tamarinde, welche in der Nähe meiner Wohnung stand; es machte sich ein Bett, indem es Zweige mit einander verflocht und sie mit Blättern bedeckte.“ Auf dem Schiffe, mit welchem Dr. Abel reiste, schlief der Orang Utang auf dem Gipfel des Mastbaums. Auch hier bereitete er sich ein Bett mit ihm zu Gebote stehendem Material, das er immer sorgfältig glättete und zu dessen Vervollständigung er sich einer Decke von Leinwand bediente. So oft sein Herr ihm die Decke wegnahm, ließ er nicht ab, Mittel anzuwenden, wieder in Besitz der Leinwand zu gelangen. Aehnliche Vorliebe für die ihm gewährte Decke bewies ein in einem deutschen Thiergarten gefangen gehaltener Orang Utang, welchen der Meister in der Thierzeichnungskunst Robert Kretschmer in der Abbildung auf S. 146 getreu nach der Natur gezeichnet hat.

In der Regel gebiert der weibliche Orang Utang ein Junges. Seine Liebe zu ihm ist sehr groß. In Gefahr denkt die Mutter stets nur an die Rettung ihres Kindes und setzt ihr eigenes Leben auf das Spiel.

Kapitän Hall erzählt, er habe mit zwanzig Mann eine Orang Utang-Mutter, die ihr Kind auf dem Gipfel eines Baumes in den Armen hielt, angegriffen.

Dem ersten Schuß, den sie erhielt, folgte ein lauter Schmerzensschrei, aber ohne sich mit der erhaltenen Wunde zu beschäftigen, dachte sie nur daran, das Junge auf die höchsten Zweige emporzuziehen. Mit Aufmerksamkeit verfolgte sie die Bewegungen der Jäger, welche sich anschickten, auf's Neue zu zielen. Die Bewegungen und Töne des Thieres schienen darauf berechnet, das Junge zu schnellerer Flucht anzutreiben. Ein zweiter Schuß wirkte tödtlich, während das Junge Gelegenheit fand zu entschlüpfen.

Digitized by Google

In der Gefangenſchaft frißt der Orang Utang alles Dasjenige, was der Menſch genießt. Außer Fleiſch, Mehl und den daraus zubereiteten Speiſen liebt er aber vorzüglich Früchte, namentlich Kokosnüſſe, deren zwei Zoll dicke Hülle er vermöge ſeiner kräftigen Zähne zermalmt. Er ſetzt an dem ſpitzen Ende der Nuß, wo ſich kleine Erhöhungen oder Buckeln befinden, die Zähne ein, faßt die Nuß mit dem rechten Hinterfuß und reißt die Schale auseinander. Hierauf durchbohrt er mit den Fingern die natürlichen Oeffnungen der Nuß und ſäuft die darin enthaltene Milch aus. Selbſt des Kokosnußkernes weiß er ſich zu bemächtigen, indem er die Nuß an einem harten Gegenſtand gewaltſam zerſchlägt. Es iſt zu verſchiedenen Malen gelungen, junge Orang Utangs nach Europa zu bringen, wo ſie aber nur kurze Zeit lebten, weil das rauhe Klima und die veränderte Lebensweiſe Schwindſucht veranlaßten. Alle Exemplare zeigten das Charakteriſtiſche der Gutartigkeit, aber auch der Plumpheit und bärenmäßigen Schwerfälligkeit. Gewöhnlich ſchritten ſie auf allen Vieren, wobei ſie die Hände umbogen und mit dem Außenrand auftraten, ſodann die Hinterfüße geſpreizt nachſchoben und vor die Hände ſetzten. Selten ſchritten ſie aufrecht und ſtützten ſich dann immer mit der einen Hand auf einen Gegenſtand und lehnten ſich an Wände und Mauern an. Sie kletterten auf die Bäume und gebrauchten dabei nie Arme und Schenkel, ſondern immer nur Hände und Füße. Ihr Lager bereiteten ſie ſich aus Heu, Kleidungsſtücken und Decken und ſorgten ſtets für gute Bereitung deſſelben. Aus dieſen Erfahrungen läßt ſich gewiß mit einiger Sicherheit auf die Gewohnheiten des Orang Utang im Naturzuſtande ſchließen. Wir gehen zur Schilderung eines anderen neſtbauenden Waldmenſchen über, nämlich zum

## Schimpanſe (Troglodytes niger).

Die Größe des Schimpanſe ſtimmt ſo ziemlich mit der des Orang Utang überein, doch dürfte er letzteren zuweilen an Länge des Leibes noch übertreffen. Die Form ſeines Kopfes iſt menſchenähnlicher, als diejenige des Orang Utang-Kopfes. Auch wird dieſe Aehnlichkeit vermehrt durch die Augenwimpern und Brauen. Die Stirn liegt jedoch auch bei ihm echt affenmäßig in Plattform zurück. Die Lippen ſind dünn und beweglich. Die Arme, kürzer als die des vorher geſchilderten Waldmenſchen, reichen doch immer noch bis über die Kniee. Die Hände ſind mit platten Nägeln verſehen, ihre Flächen unbehaart. Außer letzteren und dem Geſichte iſt aber der ganze Körper mit langem, ſchwarzem Haare bedeckt. Der große Bart wird an den Wangen am längſten. Der Geſichtsausdruck iſt keineswegs bösartig und grauſam, vielmehr ſpiegelt ſich darin eine gemüthliche Ruhe und Friedensliebe, vorausgeſetzt, daß das Thier ſich nicht im Zuſtande der Gereiztheit befinde.

Sein Aufenthalt ſind die Wälder der Flußniederungen und Küſten Ober- und Nieder-Guinea's. Dort lebt er geſellig auf Bäumen und am Boden. Jedenfalls iſt ihm das Klettern ſüße Gewohnheit. Dafür zeugen die krummgebogenen Hände und Füße, mit denen er wie der Orang Utang die Baumäſte umfaßt. Er beſitzt eine größere Lebhaftigkeit als dieſer. Obgleich er nicht mit der Sohle der gekrümmten Hände, ſondern nur mit deren Knöchel auftreten

Digitized by Google

kann, ſo weiß er doch mit ziemlicher Schnelligkeit ſich fortzubewegen. Auch vermag er aufrecht zu gehen, wobei er ſich durch Zuſammenlegen der Vorderhände im Nacken im Gleichgewicht zu halten ſucht.

Auch er baut ſich nach Art des Orang Utang ein Neſt, indem er die Aeſte umbiegt und ſich eine weiche Unterlage von dünneren Zweigen und Laub bereitet.

Der Schimpanſe lebt in Herden zuſammen, welche, von einem ſtarken Häuptling geführt, öfters große Wanderungen vornehmen, um neue genügende Quellen der Nahrung aufzuſuchen. Als echter Pflanzenfreſſer verzehrt er gierig die mancherlei Baumfrüchte und Wurzeln und plündert die zwiſchen den Maisfeldern gepflanzten Fruchtbäume, Bananen und Papayos mit beſonderer Vorliebe.

Ungereizt greift der Schimpanſe eben ſo wenig wie der Orang Utang Menſchen an, doch ſollen die männlichen Schimpanſe einer Herde ein getödtetes Glied derſelben augenblicklich zu rächen trachten und dabei ſich als muthige, derbe und ſtarke Feinde bewähren. Die Eingebornen fabeln von Keulen, Prügeln, Steinen und Nüſſen, deren ſie ſich zur Vertheidigung bedienen ſollen, allein es ſteht feſt, daß ihr Kampf auf grobe Handſchläge und fürchterliche Biſſe ſich beſchränkt.

In der Gefangenſchaft befähigt ihn ſein leicht zähmbares Weſen und ſeine Gelehrigkeit zur Erlernung wahrhaft menſchlicher Verrichtungen. Der weibliche Schimpanſe eines Kapitän Grandpret unterhielt auf deſſen Schiffe das Feuer des Backofens, half als geſchickter Matroſe das Ankertau aufwinden und die Segel einziehen und feſtbinden. Das Paar junger Schimpanſe, welches Broſſe nach Europa führte, tafelte mit Menſchen ganz in deren Weiſe. Aehnliche Beiſpiele werden uns von Buffon und Dr. Trail erzählt, wodurch das Ungefährliche des Umganges mit gezähmten Schimpanſen und ihr verſtändiges Weſen Beſtätigung findet. Doch dieſe gegen Kälte äußerſt empfindlichen Kinder der Tropen halten in Europa nicht lange aus. Die Lungenſchwindſucht mordet ihr Leben unter unſäglichen Leiden, welche das unglückliche Geſchöpf befallen.

Kleiner als der Schimpanſe, an Geſtalt und Größe ihm jedoch nahe kommend, wird neuerdings eine Affenart als Bewohner Central-Afrika's genannt, der Nſchiego Mbouve (Troglodytes calous), welcher viel Verſtand offenbaren und ein wirkliches Neſt bauen ſoll. Du Chaillu, der Erzähler mancher intereſſanten Abenteuer, berichtet von einem durch ihn erlegten Exemplare, das einige Zoll über vier Fuß in der Höhe und ungefähr ſieben Fuß Armbreite maß. Das Geſicht iſt, einſchließlich der Stirn, unbehaart und ähnelt dadurch um ſo mehr dem des Menſchen. Nur das Kinn trägt wenige graue Haare. Das Haar des Körpers iſt ſchwarz, dicht und glänzend. Die Hände ſind verhältnißmäßig kurzfingerig und mit kurzen, breiten Nägeln verſehen. Die Mundöffnung wird als ſehr weit geſpalten geſchildert. Wenn auch du Chaillu dieſen Affen als beſondere Art bezeichnet, ſo haben doch Zoologen, namentlich Profeſſor Gray, welcher Schädel und Haut des Thieres unterſucht hat, die Anſicht gewonnen, daß Nſchiego Mbouve und Schimpanſe ein und derſelbe Affe ſeien, nur daß erſterer ſich den Pelz abgenutzt habe.

Die Lebensweise des Nschiego Mbouve wird uns in einem illustrirten Blatte in Folgendem kurz geschildert: „Der Nschiego führt im Walde ein sehr zärtliches Familienleben, und die Pärchen, welche sich stets zusammenhalten, sollen (was freilich vielfach angezweifelt worden ist) auch gemeinschaftlich eine Art Nest oder Hütte bauen, richtiger gesagt, wol kaum mehr als ein Schutzdach. Sie wählen dazu einen Baum, der in etwa 20—25 Fuß Höhe einen starken, horizontalen Ast hat, und befestigen über dem letzteren mittels Lianen eine Anzahl Zweige. Der weibliche Nschiego giebt zu und holt Material, das Männchen macht den Baumeister und flicht die Zweige in einander, bis ein regendichtes Dach fertig ist, unter welchem das Pärchen regelmäßig seine Nachtruhe hält. Den Tag über trennen sie sich wol von einander, während sie ihrer Nahrung nachgehen, am Abend aber finden sie sich unter dem Laubdach ein, und derjenige, welcher zuerst ankommt, schreit gewöhnlich so lange laut, bis sein Kamerad erscheint. Wenn nach einigen Wochen das Dach schadhaft geworden, vielleicht auch die Lieblingsspeise, die in Beeren und Baumfrüchten besteht, in der Umgegend verzehrt ist, wandert das Pärchen weiter und baut abermals ein Laubdach. Es geschieht dies ungefähr nach je zehn bis fünfzehn Tagen."

Diese Mittheilung ist den Berichten du Chaillu's entlehnt.

Was uns von dem Naturell und der Zähmbarkeit des Nschiego erzählt wird, ist so anziehend, daß wir es dem Leser nicht vorenthalten dürfen. „Du Chaillu kam einst in Besitz eines jungen Nschiego und fand zu seiner Freude das Naturell desselben sehr verschieden von dem des Gorilla. Während letzterer sich, selbst in frühester Jugend eingefangen, schwer zähmbar zeigt, ward der junge Nschiego höchst zutraulich und gewöhnte sich bald an seinen Pfleger wie ein Hund. Sein Gesicht war anfänglich ganz weiß, wie die Haut eines europäischen Kindes, erst allmälig ward es gelb und schließlich schwärzlich. Für manche Speisen zeigte er eine besondere Vorliebe, und stets spielte er den aufmerksamen Beobachter, wenn die Mahlzeit zurecht gemacht wurde. War letztere fertig, so kam er herzu wie eine hungrige Katze und gab seine Wünsche durch klägliches Wimmern zu verstehen. Seine Leckerhaftigkeit machte einen geriebenen Spitzbuben aus ihm. Gern versteckte er sich in der Nähe der Hütten und wartete es ab, bis die Bewohner derselben sich entfernten; dann aber schlüpfte er schnell in die Wohnung und verzehrte, was ihm anstand." Neben dem Nschiego nennt du Chaillu eben so zweifelerregend eine andere Affenart, den Kulu-Kamba (Troglodytes Kulu-Kamba). Das Dach, welches sich auch dieses Thier zum Schutz auf Bäumen bauen soll, hat die Form eines Regenschirmes und besteht aus gleichmäßig ausgesuchten Zweigen, welche mit ihren dicken Enden rings um den Baumstamm gelegt, mit Weinreben angebunden und in ungefährer Halbkreisform nach außen umgebogen werden. Die Zukunft wird lehren, ob du Chaillu's Schilderungen zuverlässig sind. Jedenfalls ist der Entdeckung aus dem Leben der sogenannten Waldmenschen überhaupt noch Vieles vorbehalten.

Digitized by Google

## Das Eichhörnchen (Sciurus vulgaris).

Kennſt du den Eichwald mit ſeinen hohlen Stämmen, dann haſt du auch das luſtige Eichhörnchen geſehen, und biſt du ihm mit beobachtender Wißbegier nachgegangen, ſo wirſt du erfahren haben, daß es auch andere Arten, vornehmlich Nadelhölzer liebt und mit gewandter Kletter- und Sprungfertigkeit die glatte Buche und die himmelanſtrebende Fichte beſteigt. Vielleicht haſt du das liebe Thierchen ſchon auf dem Boden überraſcht und aufgeſchreckt, wenn es im Laube die niedergefallenen Eicheln oder Bucheln aufſuchte und geſchäftig die Schale von dem Kerne löſte. Ein einziger Sprung verſetzte es ſchon über Manneshöhe an den nächſten Stamm, an welchem es dann raſch aufwärts kletterte. Dabei ſuchte es ſich deinen Blicken zu entziehen, indem es den Stamm zwiſchen ſich und dir ließ, und, während es eben noch in mäßiger Höhe ſein Köpfchen mit den klugen Augen hervorſtreckt, überraſcht es dich in der nächſten Sekunde in beträchtlicher Höhe mit einem kühnen Satz und einem kräftigen Schwung um einen erfaßten Aſt. Jetzt hält es mitten im Laufe auf einem Aſte plötzlich inne, ſtreckt ſich aus und ſchmiegt den Leib ſammt dem langen buſchigen Schwanz dicht an denſelben an. Doch kaum haſt du dir eine Stellung gewählt, von wo aus es ſich deinen Blicken ausgeſetzt findet, läuft und ſpringt es höher und höher, von Aſt zu Aſt, von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum in großen Bogen. Du ſiehſt, welche Dienſte ihm die langen, ſcharfen Krallen an den fingerartigen Zehen beim Klettern, auch wol die ſtark ausdünſtenden feuchten Sohlen ſeiner Pfoten leiſten, und welche Schwungkraft es in ſeinem zweizeiligen, behaarten Schwanze beſitzt, den es gleich einem Steuerruder bei ſeinen Sprüngen gebraucht, und der beinahe ſo lang iſt, wie der etwa neun Zoll lange übrige Körpertheil. Bald ſollte man meinen, das Schwanken und Wiegen der äußerſten Zweige verhindere eine ſichere Richtung des Sprunges oder biete zur Ausführung deſſelben keine genügende Grundlage; bald beſorgt man einen halsbrechenden Sturz in die Tiefe, wenn ein erfaßtes dürres Reis zerbricht. Aber ſei unbeſorgt, ſchon iſt es am Ziele ſeiner Flucht angelangt, denn eben ſchlüpft es in ein großes, rundes Neſt. Diesmal iſt es das Neſt einer Elſter, das es ſich angeeignet hat. Oft dient ihm aber auch das Neſt der Krähe oder des Raubvogels zum Aufenthalte oder als Zufluchtsſtätte. Hier iſt es mit den Höhlungen der Bäume, dort mit den dunkelſchattigen Plätzchen ihrer Kronen vertraut. Und alle dieſe geheimen Schlupfwinkel wählt es zur Aufbewahrung zuſammengetragener Früchte und Sämereien, damit es an rauhen Tagen und zur Zeit der Noth Etwas zu beißen hat, oder zur Ruh- und Schlafſtätte, wo es an naſſen und kalten Tagen oft eine halbe Woche verweilt, ohne ſich zu zeigen. Obgleich es von unſerm Eichhorn erwieſen iſt, daß es keinen eigentlichen Winterſchlaf hält, ſo ſoll in Schottland (nach Bericht in der „Dublin Medical Press 1839“) das gemeine Eichhorn in Neſtern von Wolle, Moos u. dgl. einem Winterſchlafe verfallen, und in Sibirien dieſelbe Art vom Spätherbſt bis zum März im Winterſchlaf liegen („Troſchel's Archiv“, 1860. II. 24). — Daß das Thier Fühlung von Wetterveränderungen hat, zeigt deutlich ſeine Unruhe und Aengſtlichkeit vor Gewittern und Stürmen, vor welchen es mit einem gewiſſen Pfeifen

und dem menſchlichen Zungenſchnalztone ähnlichen Lauten in ſeine Neſter flieht, dort die Oeffnungen nach der Wetterrichtung hin verſtopft, an der entgegengeſetzten Seite aber ein kleines Luftloch bricht und nun im Neſte verweilt, bis ruhigeres Wetter eintritt. Gewöhnlich geht es des Morgens auf Nahrung aus. Im Sommer ruht es am Nachmittage. Zuweilen beſucht es auch das Waſſer und trinkt. — Seine Familienwohnung baut es ſich ſelbſt, entweder frei auf einem Baume oder in Höhlen. Zur Grundlage wählt es ſich wol auch das Neſt einer Elſter. In dieſem Falle bietet ſich ihm ein mit Lehm gepflaſterter Fußboden dar, auf welchen es ſein zartes, weiches Moosbett legt. Ueber ihm wölbt ſich ein feſtes, kegelförmig gebautes Dach. Von oben führt der Eingang zur Wohnung, und für ein kleines Fluchtloch wird auch geſorgt. Dünnere und dichtere Reiſer bilden die äußere Bekleidung des Hauſes. Für den Winter baut ſich das Eichhörnchen ein ſolideres und feſteres Neſt, gewöhnlich in eine Zweiggabel am Stamm, wo dieſes vor dem Winde geſchützt und gedeckt ſteht. Die Sommerwohnung dagegen wird von ſchwankenden Aeſten getragen, auf denen ſie beim Winde wie eine Wiege hin und her ſchaukelt. Ein und daſſelbe Neſt wird von dem Eichhörnchen alljährlich wieder benutzt, vorausgeſetzt, daß keine Störung ſtattfindet. Mit der Zeit häuft ſich das Material im Neſte zu einer großen Maſſe an, welche durch Eintrocknen immer dichter wird. Zerrt man ein ſolches Neſt auseinander, ſo erhält man ſcheinbar das Fünf- und Sechsfache.

Gewiß intereſſirt es den freundlichen Leſer, von der Art und Weiſe ſeines Neſtbaues etwas Näheres zu erfahren. Er wiſſe, daß unſer Eichhörnchen ein wahrer Baukünſtler iſt. In dem grünen Bereich ſeines Waldes hat es nun des Baumaterials aller Sorten genug. Doch iſt es hierin wähleriſch. Meiſt nimmt es nach unſeren Beobachtungen nur die auf trockneren Stellen an Fels und Baum wachſenden Arten der Aſtmooſe (Hypnum), zur Ausfütterung des Innern öfter die bärtige Haarflechte (Usnea barbata.). Nach unſeren Wahrnehmungen baut blos das Männchen eines Pärchens. Dies trägt nun zuvor dürre Reiſer als Unterlage auf den Aſtquirl einer Fichte oder eines anderen Nadelbaumes, ſodann ſchafft es große Büſchel Moos von der bezeichneten Art zuſammen, putzt ſie mit ſeinen händeartigen Vorderfüßen, drückt ſie, mit ſeinem Speichel benetzend, zu dichten Ballen zuſammen und bildet ſo nach und nach eine runde Mooskugel um ſich herum, indem es ſich jedesmal in den Mittelpunkt der Neſtgrundfläche ſetzt und genau um ſich ſelbſt dreht. Sein Maßſtab iſt die Länge ſeines Körpers allein, und du glaubſt nicht, wie ſchön ebenmäßig es die Bildung ſeines kleinen Palaſtes bewirkt. Die Form deſſelben geſtaltet ſich nach oben kaum merklich eiförmig, und das Eingangsloch iſt nach außen etwas ausgekehlt. Gern wirkt es zur Feſtigung des ganzen Baues Aeſte und Zweige mit in die Wandungen und flicht zuletzt nach Fertigung der dickeren Kuppel noch Reiſer um das ganze Neſt herum. Ein ſo vollendetes Haus beträgt im äußern Durchmeſſer etwa $1^1/_4$ Fuß und darüber, während die Wände $2^1/_2$—3 Zoll dick erſcheinen. Das Eingangsloch, gewöhnlich gegen Oſt oder Südoſt gekehrt, iſt ſehr glatt und kugelrund, ebenſo iſt das Innere ſo gleichmäßig geebnet, wie mit Sammet überzogen. Nach Anderer Angaben ſoll das Thierchen zuweilen Wolle zur Auspolſterung gebrauchen, was wir theilweiſe ebenfalls wahrnahmen.

Digitized by Google

Wir haben zu wiederholten Malen bemerkt, daß ein Neſt des Eichhörnchens mit ganz fein zerſchlitztem Baſte von der Eiche und weichen Holzarten, wie Aſpen, und auch mit Thierwolle ausgepolſtert war. Mehrere Neſter dieſer Art, die wir theils ſelbſt gefunden, theils von Holzhauern gebracht erhielten, erſchienen mehrere Zoll ſtark mit nur einigen Linien breiten, aber ſehr langen Baſtfäden ausgefüllt und enthielten auch hin und wieder Theile von Schafwolle. — Die innere Ebenmäßigkeit und Glätte erreicht es nur mittels Anwendung des Speichels, den es mit der Zunge den Stoffen beimengt und indem es mittels Andrücken des Kopfes und der Füße an die Materialien der netten Wohnung Feſtigkeit und ebenmäßige Form verleiht. — Von ähnlicher Form, aber von minderem Umfang, ſind die in hohlen Baumſtämmen zuweilen bereiteten Neſter, ſowie ihre ſogenannten Sommer- und Schlafneſter, von denen ſie oft mehrere in ihrem Umkreis beſitzen. Ihre Winterwohnung und die eben beſchriebene Familienwohnung ſind immer die größeren und feſteren.

Hier in dem luftigen Bette oder ſeltener dort im Dunkel der Baumhöhle kommen im April oder Mai drei bis ſieben der niedlichſten Kleinen zur Welt und werden, blind bis zum neunten Tage, unter der zärtlichen Pflege der Mutter etwa vier Wochen lang geſäugt. Bei Gefahren, oder wenn es der Mutter an einem Orte nicht geheuer ſcheint, trägt dieſelbe ihre Jungen im Maule fort an eine ſichere Stelle. Sie packt die Kleinen dann an allen vier Beinen und dem Schwanze in ein Klümpchen zuſammen. Schon mehrmals ſind wir ſolchem Auszug der ſorgſamen Alten begegnet und einmal haben wir ſogar einer Mutter ein Junges abgejagt, das noch nicht ſonderlich laufen konnte. Sind die Kleinen ſo weit herangewachſen, daß ſie das Neſt verlaſſen können, dann beginnt ein anmuthiges und tolles Treiben der ganzen Eichhörnchenfamilie. Ihre ewig heitere Laune treibt ſie zu Spiel und Tändelei an. Da ſieh die kleinen Poſſenreißer, wie ſie Fangens, Jagens und Verſteckens ſpielen! Betrachte ſie, während Nüſſe oder Tannenzapfen unterſucht und benagt werden, wobei immer die Vorderpfoten eine geſchickte Rolle übernehmen. Sieh nur, wie ſich die Thierchen auf ihre fünfzehigen Hinterfüße ſetzen, und mit welcher Schnelligkeit ſie nun eine Nuß in den Vorderpfoten mit den vier Zehen und dem Daumenſtummel herumdrehen — welch' merkwürdigen Anblick das Gebiß in ſeiner Einrichtung darbietet! In der oberen Kinnlade vor den beiderſeitigen Backenzähnen mit ſtumpfen Querhöckern die zwei keilförmigen, ſpitzen Nagezähne, in der unteren neben je vier Backenzähnen die längeren, platten und deutlich beweglichen unteren Nager! Wie ſich dieſe, wenn die Thierchen die Nußſchalen zernagen, ſeitwärts auseinanderſchieben und mit dem Kiefer vor- und rückwärts bewegen! Wie ſchnell das Nagen vor ſich geht; kaum können wir den Bewegungen mit den Augen folgen! Schon ſind verſchiedene Ritze bis auf den Kern eingenagt — nun kommt das Gebiß von der Seite in einen Ritz — es bricht ein Stück aus der Nuß; dieſe dreht ſich, es bricht abermals ein Stück heraus; Drehen und Ausbrechen folgen ſich ſchnell — nun iſt der Kern bloßgelegt, und dieſer wird jetzt durch raſches Umdrehen und Nagen gänzlich von aller Haut befreit und gekoſtet. Haſt du gezählt, wie vielmal ungefähr bei dieſem Geſchäfte die Nuß herumging? — gewiß einige hundert Mal! Und

Digitized by Google

ſchau' nur, mein Freund, wie die Thiere die tauben Nüſſe von den geſunden zu unterſcheiden vermögen! Keine mit einem tauben Kerne wird geöffnet; — das Thier fühlt wol durch Erfahrung an der Schwere und Leichtigkeit der Nüſſe, mit welchen Früchten es jeweilig zu thun hat. Merke auf ihren Sinn für Reinlichkeit, wenn ſie ihr Geſicht, ihren Leib und ihren Schwanz mit den Pfoten putzen. Wie poſſirlich, affenartig ſitzen ſie auf den Hinterfüßen und, wie man zu ſagen pflegt, auf den Hoſen! Eng liegt der Schwanz am Rücken in aufwärts gerichtetem Bogen an. Und dabei ſind die Thierchen wirklich ſchön. Der bräunlich-rothe, an den Seiten des Kopfes grau gemiſchte und von dem Kinn an bis über den ganzen Bauch hin weiße Pelz kleidet ſie im Sommer hell und freundlich. Im Winter herrſcht im Braunroth des oberen Körpertheils die grauweiße und am untern die weiße Farbe. Etwas Kühnes und Unternehmendes ſpricht aus den Büſcheln langer Haare an den wie Hörnchen aufrecht ſtehenden Ohren. Ihr Körperbau iſt ſchlank und geſchmeidig und voller Kraft. Das ſieht man an dem feſten Aufſtampfen des Vordertheiles beim Affekt des Thieres, bei welchem es ein zorniges Knurren, wie die Laute „Wu" oder „Hu", ähnlich einem ſchwachen, fernen Hundelaut, ausſtößt. Die ganze Kraft ſeiner Muskeln und Sehnen und die volle Gewandtheit ſeines Weſens muß das geängſtete Eichhörnchen aufbieten, wenn der an Stärke und Ausdauer ihm überlegene Edelmarder ſeinen Frieden ſtört. In ſolchen Fällen ſind ſeine Sprünge verzweiflungsvoll. Bei der Schilderung des Edelmarders erfuhr der Leſer, daß es ſich da zuweilen von einer Höhe zur Erde niederfallen läßt, vor der es uns ſchwindelt, und von einer inſtinktmäßigen Klugheit geleitet wird, die wir bei Menſchen Geiſtesgegenwart nennen würden. Um das Eichhörnchen zu beobachten, braucht man nicht immer in den Wald zu gehen. Auch in Gärten, nicht fern vom Walde, namentlich da, wo der Nußbaum gezogen und gepflegt wird, trifft man das muntere Kerlchen an. Natürlich iſt es da, wie in den Parks, nicht gern geſehen, weil es den zarten Baumrinden und den Eiern der Vögel gefährlich iſt. In Wäldern wird es den jungen Trieben der Nadelhölzer und ihrem Samen ſchädlich. Es liegen vielfache Beobachtungen vor, daß das Eichhorn die Gipfel- und Seitentriebe junger Fichten und Föhrenſchonungen oft in bedeutender Menge abbeißt und ſo zur wahren Waldplage wird. Aber es ringelt auch Stämmchen der genannten Holzarten und Lärchen mehr oder weniger regelmäßig ſpiraliſch oder platzweiſe in Rechteckform ab, gewöhnlich im Vorſommer, zu welcher Zeit es Mangel an Waldſämereien hat.

Es gilt ihm bei dieſen Nagereien, wodurch häufig viele junge Bäumchen eingehen, das ſog. Cambium (den zwiſchen Rinde und Holz ſich ſammelnden zähen Saft zur Bildung der Jahrringe) abzunagen oder zu lecken. Wir haben ſelbſt den Nager an dieſer Arbeit getroffen und fanden bei dem geſchoſſenen Hörnchen die zähe, klebrige Holzfaſer im Magen. Auch die ſog. „Abſprünge", über welche forſtlicherſeits ſo viel gefaſelt wurde und die Viele fälſchlich dem Kreuzſchnabel zuſchreiben, ſind Miſſethaten des Eichhörnchens. Es beißt beſonders in den Morgenſtunden die einjährigen Triebe der Fichte ab, welche oft in unzähliger Menge unter den Bäumen liegen.

Mit Milch und dergl. jung aufgezogene Eichhörnchen werden ſehr zahm.

Digitized by Google

Man giebt ihnen ſpäter am beſten eine geräumige Wohnung in der Geſtalt eines Häuschens, aber ja keine Drahtwalze vor daſſelbe, die es wol beſonders bei grauſamen Menſchen drehen muß.

Das Fleiſch des Eichhörnchens wird in Südeuropa, auch hier und da in Süddeutſchland gegeſſen. Hingegen iſt das Pelzwerk ſehr gebräuchlich, namentlich das der nördlichen Thiere. Von der daſelbſt häufiger vertretenen graubraunen Farbe wird der Pelz Grauwerk benannt.

Spielende Eichhörnchen.

Bei dunklen Hörnchen heißt der Pelz ſchwarzes und bei den weißen. weißes Grauwerk. Das zu Unterfutter gewöhnlich gebräuchliche Pelzwerk mit den Bäuchen heißt Behwamme oder Behbäuche.

Das Eichhörnchen hat zahlreiche Verwandte, die wir unmöglich alle ſchildern können, weil uns der Raum beſchränkt. Doch müſſen wir einige vorübergehende Bemerkungen an das graue und ſchwarze Eichhorn Nordamerika's (Sc. cinerius et niger), ſowie an die nur in Farbe und Größe von unſerm Eichhorn verſchiedenen ruſſiſchen Hörnchen knüpfen, welche erſtere wir in ihrer äußern Größe nicht zu zeichnen brauchen, da ſie, obgleich durch den Kopf und

Digitized by Google

die kurzen Ohren von den unſrigen unterſchieden, doch im Ganzen denſelben ähnlich ſind. Auch ihr Thun und Treiben iſt daſſelbe luſtige und emſige. Sie treten aber ſo außerordentlich zahlreich auf, daß wahre Schlachten gegen ſie eröffnet werden müſſen. J. Hall beſchreibt in ſeinen „Notes on the western states“ einen ſonderbaren Zug dieſer Thiere. „Zuweilen vermehren ſie ſich im Laufe weniger Jahre in einem Theile des Landes ſo ſehr, daß ſie ganze Ernten zu vernichten drohen, wo ſie dann, wie mit allgemeiner Einſtimmigkeit, auszuwandern beginnen, gewöhnlich von Weſt nach Oſt, und in ſo großer Anzahl, daß man ſich nicht ſchützen kann; ſelbſt die größten Flüſſe werden von ihnen überſchritten. Viele ertrinken hierbei, Tauſende werden von den Knaben erſchlagen, welche an den Ufern zuſammenlaufen, um die müden, athemloſen Nachzügler bei der Landung aufzufangen. Beim Anfange ihres Marſches ſind ſie recht fett, doch gegen das Ende nehmen ſie ab und werden krank. Nach einem ſolchen Ereigniſſe vermindern ſich die Thiere, vermehren ſich dann wieder, wandern aus und ſterben wie zuvor. Dieſe kleinen Thiere werden mit Büchſen von der Spitze der höchſten Bäume geſchoſſen; wenn ihre Verheerungen bedeutend werden, ſo bilden ſich große Jagdgeſellſchaften, welche die Wälder durchſtreifen und an einem Tage Tauſende von Eichhörnchen tödten —.“

Auch Pallas (Reiſe II. 660) erwähnt ſolche Wanderungen zwiſchen Obi und Tom in Sibirien, wo ſie zuweilen ſchaarenweiſe über den Tom ſchwimmen. Ebenſo wandern die aus dem Ural nach Weſten in's Innere von Rußland in unzähligen Scharen. Am geſuchteſten ſind die von Petſchore; ſie ſind 11 Zoll lang und liefern die ſchönen grauen Pelze mit dem kaum merkbaren röthlichen Anflug am Hintertheile. Dieſe werden von den Syrjänen leidenſchaftlich gejagt, weshalb das Eichhorn dieſer Gegenden den Namen Syrjänka erhalten. Die Jagd beginnt im Oktober oder November, dauert den Winter hindurch und wird auf Schneeſchuhen ausgeführt. Die Syrjänen unterſcheiden ſpringende und ſitzende Eichhörnchen. Dieſer Unterſchied bezieht ſich nämlich nur auf das Wetter; iſt es kalt, ſo ſpringt das Eichhorn mit großer Schnelle von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum; dann macht die Jagd dem Jäger viele Mühe, denn er verfolgt das Thier nach dem Aberglauben der Syrjänen, daß der Jäger ein einmal aufgejagtes Thier nicht ungetödtet laſſen dürfe, bei Gefahr, daß er ſich die Hand für die ganze Jagdzeit verdirbt. Bei feuchtem und warmem Wetter hingegen iſt das Hörnchen träger und ſchläfrig; es bleibt ſitzen, weil ſein naſſer Pelz es am raſchen Gang hindert und ſein Schwanz ihm beim Sprung nicht hilft. Bei ſehr ſtürmiſchem Wetter läuft das Thier auf dem Boden fort, da es das Schwanken der Bäume und beſonders das Geräuſch nicht vertragen kann. Bei günſtigen Umſtänden kann ein Schütze in einem Herbſte 600 Hörnchen erlegen.

Ferner ſei noch das Königseichhorn (Sc. s. Funambulus maximus) in Oſtindien erwähnt, etwa von der Größe unſerer Hauskatze, mit einem furchtbaren Gebiß, dichtbebuſchtem Schwanze und kurzen, abgerundeten Ohren, worauf lange Haarbüſchel ſtehen, alſo ein wahrer Rieſe unter den Eichhörnchen! Und damit wir neben dieſem zugleich einen Zwerg haben, ſo nennen wir noch zum Schluß das Zwergeichhörnchen (Sc. exilis), das unſere Maus an Größe nur wenig übertrifft und auf Borneo und Sumatra heimiſch iſt.

Digitized by Google

## Das Geschlecht der Mäuse.

### Die Zwergmaus (Mus minutus).

Wen ergötzt nicht des Spiel der Mäuse? — Wer hätte nicht unsere Hausmäuse, die ewig beweglichen kleinen Nager, unter Schränken und Kisten hervorschlüpfen, umherlaufen und nach Näschereien schnüffeln sehen? Aber vielleicht nur Wenige kennen die niedlichste, zierlichste und merkwürdigste der Mäuse, die Zwergmaus. Dieses Thierchen ist sammt dem Schwanze kaum vier Zoll lang, schön rothgelb auf Rücken und Flanken und zeigt unten ein schneeweißes Pelzchen. Der Kopf ist hübsch geformt und klein, die Nase spitz; die Augen sind groß, vorstehend und schwarzbraun. Es hat viele, aber schwache Schnurrhaare, kurze Ohren, kleine Vorderfüße mit vier Zehen und einem Daumenansatz wie das Eichhörnchen. Die Nägel sind verhältnißmäßig lang und gestatten dem Thierchen, sich mit einem Griffe anzuklammern und die Vorderfüße, auch beim Fressen, als Hände zu gebrauchen. Die Hinterfüße sind viel länger und stärker als die vorderen, haben auch fünf ausgebildete Zehen. Der Greifschwanz ist so lang wie der Körper und wird von dem Mäuschen mit großer Geschicklichkeit beim Klettern gebraucht.

Den Städtern mag sie wol größtentheils unbekannt sein, den Landbewohnern aber, und unter ihnen den Schnittern und Fischern vorzugsweise, begegnet sie oft. Im Getreide, im stillen Riede, in Sümpfen und an Bächen, wo Schilfrohr und Binsen wachsen, ist das niedliche Geschöpf daheim. Hier richtet es sich wohnlich ein und überrascht den Unkundigen mit seinem künstlichen und geschmackvoll geformten Neste, das man wegen seiner Gestalt und Größe eher für das Nest eines in der Nähe singenden Vogels, als für das Werk eines Säugethieres zu halten geneigt ist. Will man es wegnehmen, so muß man die Schilfstengel, an denen es frei hängt, oder die Buschzweige, mit denen es verflochten ist, abschneiden. Ich denke noch immer mit Vergnügen daran, als ich einst, im Wahne, das lange gesuchte Nest eines zankenden Rohrsängers gefunden zu haben, eine ganze Familie der allerliebsten Zwergmaus entdeckte, die mir völlig unbekannt gewesen war. Meine Brüder wurden mit der Wunderentdeckung sogleich bekannt gemacht, und nun ging das Suchen nach mehr solchen Nestern mit glücklichem Erfolge an. Wie manche Stunde haben wir früh und spät auf der Lauer gesessen und die eigenen Spiele beim Spiele der Mäuse vergessen! Was sind alle Beschreibungen der Welt gegen die eigene Anschauung? Darum bleiben unsere Schilderungen weit hinter dem Bilde zurück, welches du dir beim leibhaftigen Anblick der Thierchen einprägen kannst. Ja, es ist unbeschreiblich anmuthig, wenn die alten Zwergmäuse, die man wegen ihrer geringen Größe immer für junge halten möchte, an Stengeln auf und nieder klettern und dabei die weißen Füßchen vor einander setzen und sich fest ankrallen; wenn sie das über zwei Zoll lange, dunkelgelbliche Schwänzchen um die Zweige wickeln und wie ein schaukelndes Kind zuweilen in der Luft schweben, um einen anderen Zweig zu erfassen. Schön sticht dann das Weiß der Unterseite von der gelblichen Oberseite des nur drei Zoll langen zierlichen Körpers ab.

Ihr leichtes Gewicht, noch mehr aber ihre Gewandtheit, macht es ihnen möglich, auf dünnen Halmen, die ſich unter ihnen zur Erde neigen, empor zu laufen. Und wenn ſie ſich nun gar anſchicken, das Material zum Aufbau eines Häuschens zu ſammeln und zuzubereiten; wenn ſie mit ihren feinen, ſpitzen Zähnchen die Blätter des Schilfs der Länge nach durchſägen, bis ein jedes derſelben acht-, auch zehnmal getheilt iſt und nun, wie eine Haarkünſtlerin den vieltheiligen Zopf eines Mädchens flechtet und ordnet, die getrennten Fäden eng mit einander verſchlingt, um das Neſt mit einem ſinnigen Geflecht zu umgeben; wenn ſie am Rohre bis zu den Aehren hinaufklettern, dieſe abſchneiden und dem Neſte zutragen, um es mit ihnen und herabgeholten Kätzchen und Blütenriſpen zu füttern und auszuglätten: — wie könnten wir dann dem unſcheinbaren Thierchen unſere Bewunderung verſagen?

Haben wir dem Eichhörnchen beſondere Aufmerkſamkeit bei ſeinem Neſtbau gewidmet, ſo ſind wir es dieſer vollendetſten Künſtlerin unter den Säugethieren gewiß um ſo mehr ſchuldig. Mit keinem glättenden, beweglichen Pfriemenſchnabel, mit keinen geſchmeidig formenden Flügeln begabt, wie die Neſtbaukünſtler Vögel, wetteifert die Kleine dennoch mit denſelben, und zwar mit den begabteſten Napf- und Kugelneſtfertigern unter den Sylvien. Nun, wie verfährt die kleine Künſtlerin? Zuerſt langt ſich das Mäuschen an paſſender Stelle — wenn es wie gewöhnlich an Wieſengräben oder Teichen im Riedgraſe oder Schilfe baut — Blätter von beiden, um dieſe oft mehr als ein Dutzend Mal der Länge nach zu feinen, langen Schnüren oder Bändchen mittelſt Durchziehens zwiſchen ſeinen Zähnen zu zerſchlitzen. Iſt dies geſchehen, dann ſchlingt es dieſe Bänder wie Halme entweder um mehrere benachbarte Schilfſtengel, oder es flicht die zerſchlitzten Riedgrasblätter von einigen Dutzend Riedgrasſtengeln, oben ſich wölbend, mit ihren Spitzen übereinander, ſo daß hierdurch gleichſam das Gerüſte des kleinen Gewölbebaues entſteht. Iſt dieſer Anfang — hier mit den an den Riedgrasſtengeln belaſſenen Blättern ſelbſt, dort beim Schilfe mittelſt Streifen abgelöſter Bandgräſer oder Schilfblätter an einem oder mehreren Rohrſtengeln durch eine Gittergrundlage — gemacht, dann flicht das Thierchen immer mehr neuverfertigte Schnürchen in das vorhandene Gerüſte ein, bis es die rechte Dicke und Dichte erlangt hat. Beim Anhängen ſeines Neſtes an den Rohrſtengel hat unſer Mauspärchen — beide Gatten unterſtützen ſich nämlich — offenbar ſchwierigere Arbeit, als beim Bau im feineren, dichter ſtehenden Riedgraſe. Es hilft ſich aber dadurch, daß es erſtlich ſein wagerechtes Flechtwerk, ähnlich dem Rohrſperlinge, in den Winkeln einiger Rohrblätter anſchlingt und hierdurch auf den wagerecht abſtehenden Blättern des Rohres eine feſte Grundlage findet, zweitens auf dieſem vorher hinlänglich verdichteten Fundamente nun ſenkrecht aufwärts baut an die Bogenkrümmung überhängender Rohrſtengel. Junge Mauspärchen erleichtern ſich aber unter ſolchen örtlichen Verhältniſſen den Bau dadurch, daß ſie dem Neſtchen mehr eine ſitzende und liegende walzige Stellung und Form geben, indem ſie die Bänderſchlitze ausſchließlich ſeitwärts am Rohrſtengel verſchlingen. Dieſe Neſter junger Pärchen ſind auch nicht ſo kunſtvoll, wie die älterer. Unter den Schnüren werden die breiteſten immer zu den erſten Hauptverſchlingungen angewandt.

Digitized by Google

Die Zwergmaus.



Digitized by Google

In diese Hauptverbindung werden dann stets dichtere Zwischengeflechte feineren, schwächeren Materiales angelegt, bis die äußere Wandung, etwa ½ Zoll dick, vollendet ist. Nun beginnen die Thierchen in der sinnigsten und nettesten Weise ihr Stübchen zart und weich wie etwa ein Stieglitz auszufilzen. Zu solchem Zwecke schießt das Pärchen an Stengeln des Rohrs, der Gräser und Sträucher empor und holt hier zarte Kolbenwolle, dort die feinsten Rispenblüten und hier wieder weiche Kätzchenwolle von Weiden u. dgl. zur Auspolsterung. Diese wird gar gleichmäßig und glatt durch Aneinanderreihung kleiner Zupfen Materiales mittels Speichels und Andrückens der Füßchen bewerkstelligt, ähnlich wie es das Eichhörnchen beim Bau seines ganzen Nestes thut. Auf diese Art vollendet sich das niedlichste stumpfovale Nestbällchen von kaum 3½ Zoll Durchmesser, halb sitzend, halb hängend in Schilf und Gras. Aber — sollte man es glauben! — das Thierchen wagt sich bisweilen an eine noch schwierigere Aufgabe, indem es sein Nestchen an Zweige von Stauden oder Büschen frei aufhängt. — Hier gebraucht es aber nach unserer Beobachtung dickere Bänder von Riedgras und Bastschnüre von Stauden, die es erst an den Zweigen mit einem Ende festschlingt, so daß die Schlitze lang herabhängen. Nun hängen sich die leichten Baumeister an ihren langen Schwänzen auf, um die Bänder eins um das andere in sich kreuzenden Bogen an die nächste Gabel eines Zweiges mit dem andern Ende zu verschlingen. Ist diese senkrechte Bogenverschlingung zu einer gewissen Haltbarkeit gediehen, so klettert das Thierchen bald außen, bald inwendig an dem hängenden Materiale mit neuen Bändern kreisförmig herum, in schiefer und wagerechter Richtung, um dieselben in das hängende Geflecht einzuwirken. Hier nehmen sie gern steifere Würzelchen, an deren spröden Krümmungen sie den zerschlitzten, biegsamern Stoff von Bast, Gras und Blättern des Busches um so fester verschlingen können. Immer richten die Künstler es so ein, daß sie das Material aus der nächsten Umgebung zur äußeren Umhüllung beiziehen, in Büschen also kleine Zweige mit dem unversehrten Laube, sowie umstehende Gräser und Stauden, so wie sie sind, einflechten, so daß das Ganze mit der Farbe der Umgebung verschwimmt. Auf die oben gezeigte Weise filzt das Pärchen endlich das Innere aus, und so hängt der kleine Luftballon an den Zweigen, ein Spiel der Winde.

Es wird von einem Zwergmausnest erzählt, daß man es im Kleefeld eine Spanne hoch vom Boden am Kopfe einer starken Distel gefunden habe. Es enthielt drei Junge, die man mit ihrer Mutter erhaschte. Die ganze Gesellschaft wurde in ein Vogelbauer gethan und fühlte sich darin sehr wohl. Sie waren in ewiger Bewegung, spielten, balgten sich, kletterten an den Drähten empor und hingen sich am Schwanze und einem Fuße auf, um sich zu schaukeln. Zwischen 9 und 11 Uhr Abends waren die Mäuschen am lebendigsten und nahmen die Hauptmahlzeit.

Den gymnastischen Uebungen der Thierchen konnte man kaum mit den Augen folgen, sie bewegten sich mit Blitzesschnelligkeit. Ihr Käfig war 6 Zoll hoch; aber sie sprangen mit Leichtigkeit vom Boden bis zur Decke, um sich oben festzuhalten. Machte eine Maus diesen Satz, so folgten alle anderen nach. Sie sprangen etwa zwölfmal so hoch, wie sie selbst waren. Wenn sie tranken, leckten

Digitized by Google

ſie gleich den Hunden und Katzen. Brehm ſchildert in ſeinem „Thierleben“ das anmuthige Treiben der Zwergmäuſe in der Gefangenſchaft. „Man bringt das ganze Neſt in einen enggeflochtenen Drahtbauer. Mit Hanf, Hafer, Birnen, ſüßen Aepfeln, Fleiſch und Stubenfliegen ſind die Zwergmäuſe leicht zu erhalten, und ſie vergelten jede Mühe, welche man ſich mit ihnen giebt, durch ihr angenehmes Weſen tauſendfach. Ganz allerliebſt ſieht es aus, wenn man eine Fliege hinhält. Da fahren alle mit großen Sprüngen auf ſie los, packen ſie mit den Füßchen, führen ſie zum Munde und tödten ſie mit einer Haſt und Gier, als ob ein Löwe ein Rind erwürgen wolle; dann halten ſie ihre Beute allerliebſt mit den Vorderpfoten und führen ſie damit zum Munde. Die Jungen werden ſehr bald zahm, aber mit zunehmendem Alter wieder ſcheuer, falls man ſich nicht ganz beſonders oft und fleißig mit ihnen abgiebt. Um die Zeit, wo ſie ſich im Freien in ihre Schlupfwinkel zurückziehen, werden ſie immer ſehr unruhig und ſuchen mit Gewalt zu entfliehen, gerade ſo, wie die im Käfig gehaltenen Zugvögel zu thun pflegen, wenn die Zeit der Wanderung herannaht. Auch im März zeigen ſie daſſelbe Gelüſte, ſich aus dem Käfig zu entfernen. Sonſt gewöhnen ſie ſich bald ein und bauen ganz luſtig an ihren Kunſtneſtern, nehmen Blätter und ziehen ſie mit der Pfote durch den Mund, um ſie zu ſpalten, ordnen und verweben ſie, tragen allerhand Stoff zuſammen, kurz, ſuchen ſich ſo gut als möglich einzurichten.“

Bald nach Vollendung ihres Neſtes, das auch oft an einem oder mehreren Weizen- oder Roggenhalmen hängt, bringt das Weibchen ſechs und mehr Junge zur Welt, die ihres warmen Flaumbettes wegen wahrhaft zu beneiden ſind. Auch wartet ihrer die zärtlich beſorgte Mutter fleißig und verſtopft vorſichtig die zur Seite des Neſtes gemachte Oeffnung, wenn ſie es für nöthig findet, ſich in's Freie zu begeben. Nicht lange, ſo lockt ſie ihre der Wiege entwachſenen Kinder hinaus in die weite Welt der Binſen, Gebüſche und des Schilfes, klettert ihnen, beſorgt um ihr Fortkommen, als Lehrmeiſterin voran, eröffnet ihnen die Zugänge zu den Quellen der Nahrung, die in Gräſern, Kräutern, Getreide- und Samenkörnern, Inſekten und Anderem mehr beſteht, macht ihnen die liſtigen Sprünge nach Fliegen vor, die ſich im Bereiche ihres Sumpfparadieſes niederlaſſen, und hilft ihnen zurecht, wenn ſie purzeln oder nicht fortkommen können. Nach wenigen Tagen ſind ſie mit den Künſten des Turnens, Schlüpfens, Verbergens und Schwimmens ſchon vertrauter geworden, und nun kümmert ſich die Alte nicht mehr um ſie. Iſt es ihr doch als Kind nicht beſſer ergangen ſammt ihren Geſchwiſtern. Neſt und Brut wird verlaſſen. Die Blätter des erſteren verwelken und ſtechen in ihrer vergilbten Farbe gegen das Grün der Umgebung ab, deſſen Ausſehen das ganze Neſt bisher hatte; letztere aber, die jungen Zwerge nämlich, löſen das geſchwiſterliche Band und vertheilen ſich nach allen Richtungen hin. Die alte Mutter entwirft neue Baupläne und führt ſie in der gewohnten Weiſe zum zweiten oder dritten Male aus. Auch die jungen Weibchen laſſen ſich ſchon im erſten Jahre in Bauunternehmungen ein, um ungeſtört ruhen zu können, wobei ſie freilich noch nicht die ganze Geſchicklichkeit der erfahrenen alten zeigen, aber doch Anlaß genug zur Anerkennung und Bewunderung geben.

**Die gemeine Hausmaus** (Mus musculus).

Faſt möchten wir es für unnöthig halten, dem freundlichen Leſer die Eigenthümlichkeiten unſerer Hausmaus, ihr Thun und Treiben in und bei den Wohnungen der Menſchen zu ſchildern; denn es iſt vorauszuſetzen, daß ſie allenthalben hinlänglich bekannt iſt. Aber wir meinen, gerade die Möglichkeit, welche dem Leſer gegeben iſt, ſeine eigene Erfahrung mit der in dieſer Abhandlung mitgetheilten zu vergleichen, müſſe ihn doppelt begierig machen, zu hören, was hier geſagt wird. Wir verſetzen unſere Leſer mit uns in die Speiſekammer eines Hauſes, in welche wir uns eingeſchlichen haben, um die lüſternen diebiſchen Mäuſe naſchen zu ſehen und wo möglich zu fangen. Beim Eintritt ſcheuchen wir einige, die ſich aus ihren Schlupfwinkeln hervorgewagt hatten, davon, und mit einem Mal iſt Alles ſtill und leer. Unbeweglich bleiben wir ſtehen. Nicht lange, ſo zeigt ſich in einer Ecke am Eingang eines Loches das fein zugeſpitzte Köpfchen einer alten Maus, mit den beweglichen Ohren und den leuchtenden Aeuglein. Eine fortwährende ſchnüffelnde Bewegung der Naſe giebt zu erkennen, daß neben dem Gehör- und Geſichtsſinn auch der Geruchſinn thätig iſt. Allmälig rückt der etwa drei Zoll lange Körper gänzlich hervor, und der eben ſo lange Schwanz folgt endlich nach. Noch immer beherrſcht die Vorſicht die Lüſternheit, und nach allen Seiten hin nehmen die kleinen Virtuoſenfüße kurze Anläufe, welche durch ruckweiſes Zurückhuſchen nach dem Loch immer wieder unterbrochen werden. Zuweilen hebt ſie ſich an dem Getäfel der Wand in die Höhe und ſchreitet auf den Hinterfüßen ein wenig voran.

Plötzlich ſpringt ſie auf das Getäfel, läuft eine Strecke behende darauf hin und klettert an der übertünchten Wand mit großer Geſchicklichkeit bis zu einem aufgehängten Stück Speck empor, an welchem ſie mit ihren ſpitzen Nagezähnen eine Arbeit von Neuem aufnimmt, die wir trotz unſerer Entrüſtung bewundern

Digitized by Google

müſſen. Sie hatte bereits ein Loch in den Speck gefreſſen, in welchem ihr Leib bis zur Hälfte verſchwindet.

Doch ſiehe, dort nähert ſich jetzt eine andere alte Maus der Backſteinfalle, welche wir aufgeſtellt und mit gebratenem Speck verſehen haben. Wie ſie ſchnüffelt und die Falle umkreiſt! Sie traut der Anſtalt nicht; mit Selbſtbeherrſchung wendet ſie ſich ab, denn ihrer wartet eine beſſere Mahlzeit. Dort hebt ſie ſich an einem Glas empor, in welchem irgend ein ſüßer Saft mittels einer Blaſe verwahrt iſt. Schnell ſitzt ſie darauf und ſteckt durch eine früher ſchon gerade weit genug genagte Oeffnung der Blaſe die Schnauze, ſchmatzend und mit ſichtlicher Wolluſt ſchlürfend. In dieſem Augenblick ſchlüpft ein junges Mäuslein unter die Backſteinfalle und — klapp! — da zerdrückt es der niedergefallene Stein. Ein Schreck durchzuckt die beiden alten Mäuſe, ſie laſſen ſich geradezu zur Erde fallen und ſpringen nun in einigen Bogenſätzen ihrem Schlupfwinkel zu.

So geht's in der Speiſekammer zu, und gar manche Hausfrau ließ ſchon zur Abwehr der Mäuſe die Löcher mit Glasſcherben verſtopfen, ſtellte Fallen aller Art, legte Gift und mußte ſich doch immer wieder über die Liſt, die Hartnäckigkeit, Unverſchämtheit und Näſchereien der Mäuſe ärgern. Sie wiſſen ſich den Zugang zu ihren Lieblingsſpeiſen mit großer Fertigkeit zu bahnen. Wochen lang kann man ſie des Nachts an derſelben Stelle in der Wand knuppern hören, bis ſie ſich endlich durchgenagt haben. Sie ſind die unruhigſten Nager, ja ewiges Nagen ſcheint ihnen geradezu Bedürfniß zu ſein: denn Mäuſen, welche eine Zeit lang nicht nagen können, wachſen die unteren Nagezähne (wie mehr oder weniger bei allen Nagethieren von unten), wie einem Eber die Hauer, zu beiden Seiten der Lippen heraus. Jedes Krümchen Brot, Speck, Käſe und dergleichen wird von ihnen ausgemacht, und wo ihnen derartige Nahrung fehlt, arbeiten ſie ſich mühſelig durch die Wand der Schränke, benagen das Weißzeug, wählen dieſes zu ihrem Lager und beſchmutzen es. Ja, auf Böden, wo über das Seil oder die Stange Wäſche zum Trocknen aufgehängt iſt, klettern ſie empor und beginnen ihr Nagegeſchäft. Frauen haben mir verſichert, daß die Mäuſe dies in Folge des Durſtes thäten und abgehalten werden könnten, wenn man ihnen in kleinen Schüſſelchen Waſſer hinſtelle. In Bibliothekzimmern wendet man dieſes Mittel auch an, um Bücher und Akten oder Urkunden vor Schaden zu bewahren. Schränke, die werthvolle Kupferſtiche und Prachtwerke enthalten, ſtellt man mit ihren Füßen am beſten auf Flaſchen, an denen die Maus vergeblich emporzuklettern verſucht.

Eine gute Katze wird immer die ſicherſte Feindin der ſich raſch vermehrenden Mäuſe ſein. Auch muß man die Eulen, Wieſel, Iltiſſe und Marder ſchonen, wenn man ihnen auch zuweilen einige Tauben oder Hühner opfern muß. Die Vermehrung der Mäuſe iſt ſo bedeutend, daß man ohne Bedenken die Zahl dreißig auf das Jahr ſetzen kann. Eine alte weibliche Maus wirft im Jahre fünf bis ſechs Mal Junge. Das Neſt, aus allerlei zuſammengetragenen Stoffen, wie Stroh, Papier, Federn u. ſ. w. beſtehend, befindet ſich in Wand- oder Mauerlöchern, hinter Kiſten, Schränken, unter den Dielen der Fußböden, unter den Steinplatten der Hausgänge, kurz in mannichfaltigen Schlupfwinkeln, im Freien zuweilen auch unter irgend einer leichten Bedeckung. Die jungen

Mäuſe ſind faſt durchſichtig, bis ſie, acht Tage alt, Haare bekommen. Am dreizehnten Tage öffnen ſie erſt die Augen und bleiben dann noch einige Tage im Neſt. Wir laſſen hier die verſchiedenen Beiſpiele vom Neſtbau der Hausmaus folgen, die Wood in ſeinem Werk über „Wohnungen der Thiere“ anführt.

„Wie gewöhlich wurden zu Ausgang des Herbſtes eine Anzahl Blumentöpfe bei Seite in einen Schuppen geſtellt, um da bis zum kommenden Frühjahre zu verbleiben. Um die Mitte des Winters wurde der Schuppen geleert und die Blumentöpfe räumte man weg. Während man ſie aus dem Schuppen trug, gerieth der Eigenthümer in Erſtaunen, als er in der Erde des Topfes ein rundes Loch fand, und unterſuchte darum ein wenig genauer. Im Loche ſah man nicht eine Pflanze, ſondern den Schwanz einer Maus, welche aus dem Topfe ſprang, ſobald derſelbe auf die Erde geſtellt wurde. Alsbald folgte ihr eine andere Maus, die aus derſelben Oeffnung hervorkam, was bewies, daß ein Neſt unten auf dem Boden war. Als man die Erde entfernte, fand man ein hübſches, behagliches Neſt, das vorzugsweiſe aus Stroh und Papier beſtand und deſſen Eingang das Loch war, durch welches die Inſaſſen entflohen.

„Das Merkwürdigſte hier war folgender Umſtand: Obgleich die Erde im Topfe mit Ausnahme des runden Loches, das mit einem Stock hätte gemacht worden ſein können, unberührt zu ſein ſchien, ward doch kein weiteres Loch darin gefunden. Die ſcharfſinnigen kleinen Baumeiſter waren überlegt genug geweſen, die ganze Erde auszuſchaufeln und fortzutragen, um ſo eine Höhlung zur Aufnahme ihres Neſtes zu bilden. Sie machten den Topf nicht vollſtändig leer, als ob ſie durch Inſtinkt gewußt hätten, daß ihre Wohnung ſonſt verrathen werden konnte. Demgemäß hatten ſie eine leichte Decke von Erde über ihrem Neſte gelaſſen und ſorgfältig die ganze übrige Erde durch die kleine vorhin erwähnte Oeffnung fortgeſchafft. Der Blumentopf wurde auf ein Blumenbret im Schuppen geſtellt und die Erde zeigte ſich ganz hart, ſo daß beim weiteren Aushöhlen die Gefahr, daß die Erde auf die Baumeiſter fallen könnte, nicht groß war.

„Noch ein anderes Neſt wurde an einer anderen Stelle entdeckt, das für den Scharfſinn ſeines Erbauers ſpricht. Ein Vogel hatte auf einem Buſch in einem Garten ein Neſt und, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, nahe am Boden gebaut. Eine Maus mit originellem Scharfblick ſah das Neſt und erkannte, welchen Werth es für ſie habe. Demgemäß baute ſie ihr Neſt unmittelbar unter das des Vogels, ſo daß ſie und ihre Jungen von demſelben wie von einem Dache geſchützt wurden. So nahe hatte ſie ihre Wohnung an der anderen befeſtigt, daß, wenn ihre Jungen aus derſelben ausliefen, ſie ihre Körper gegen den Boden des Vogelneſtes über ihnen drückten. Nicht weniger als ſechs Junge wurden in dem ſinnreich angelegten Neſt gefunden.

„Ein ebenfalls ſehr merkwürdiges Neſt iſt in einem Blatte, auf welches ich mich ſchon zu wiederholten Malen bezogen habe, angeführt worden. Früh im März ſetzten wir eine Henne, und da ihr Neſt ein Korb war, ſo wurde ein Sack unter und um daſſelbe gelegt, um die Wärme zurückzuhalten. Als die Henne geſetzt wurde, beſaß ſie ein ſchönes Gefieder und hatte einen großen Schwanz, wie dies ihrer Art (den Brahma-Hühnern) eigen iſt; aber als die drei Wochen begonnen hatten, nahm ihr Schwanz ein verwahrloſtes

Digitized by Google

Aussehen an und wurde zuletzt ein bloßer Stumpf. Dies erregte Aufmerksamkeit und Erstaunen, da nichts in ihrer Nähe war, an dem sie ihren Schwanz wahrscheinlicher Weise hätte verderben können.

„Als die Küchlein ausgebrütet waren und sie mit ihrer Mutter in ein frisches Nest gebracht wurden und man das alte entfernte, fand es sich, daß eine Maus ein schönes Nest unter den Korb gebaut hatte. Der Haupttheil des Nestes war aus Werg, das vom Sack abgenagt worden war, und aus zernagtem Heu vom Neste der Henne bereitet, während die Ausfütterung aus den Federn ihres Schwanzes gemacht war, welche offenbar, immer nur ein Bischen auf einmal, weggefressen waren, bis alle Federn zu Stümpfen verkürzt worden, welche die Spuren von den Zähnen der Maus trugen."

Das merkwürdigste Beispiel eines Mausnestes ist das in vorstehendem Anfangsbilde dargestellte, das getreu nach dem Leben gezeichnet ist.

„Eine Anzahl leerer Flaschen war bei Seite auf ein Kellergerüst gelegt worden, und unter ihnen fand sich eine, die von einer Maus bewohnt war. Das kleine Geschöpf war der Ansicht gewesen, die Flasche würde seinen Jungen eine geeignete Wohnung gewähren, und hatte darum einiges zum Nachtlager geeignete Material hinein gebracht, aus dem sie sich ein Nest bereitete. Die Flasche wurde mit dem Nest angefüllt, und der originelle Baumeister hatte die Vorsichtsmaßregel ergriffen, ein rundes Loch, das dem Hals der Flasche entsprach, unverstopft zu lassen. In diesem merkwürdigen Wohnsitze wurden die Jungen untergebracht, und es ist erwähnenswerth, daß kein Versuch stattgefunden hatte, das Licht fern zu halten. Nichts würde leichter gewesen sein, als die Höhlung auf der unteren Seite zu bilden, so daß die weichen Materialien des Nestes das Licht würden ausgeschlossen haben; aber die Maus hatte ganz einfach eine für ihre Jungen bequeme Höhlung gebildet und in diese legte sie ihre Sprößlinge. Daraus geht offenbar hervor, daß die Maus keine Scheu vor dem Licht hat, sondern die Dunkelheit nur als Sicherungsmittel für ihre Jungen liebt." —

Diesen anmuthigen Erzählungen Wood's, dessen beigefügten Erklärungen übrigens Vieles zu entgegnen wäre, reihen wir noch Einiges über das Wesen der Hausmaus nach unseren eigenen Erfahrungen an. Diese Maus ist friedlich, sanft, und nur in der Bedrängniß beißt sie wol einmal um sich. Sie lebt mit ihres Gleichen in Frieden. Nur selten hört man das feine Gezänke sich bekämpfender und das Gepolter sich verfolgender Mäuse, und selbst dieses scheint mehr Spielerei als wirkliche Feindseligkeit zu sein. Sehr liebenswürdig sehen sie bei ihrem Wasch- und Putzgeschäft aus. Die Vorderfüße werden da wie Hände gebraucht. Immer halten sie sich reinlich. Im Zustande der Ruhe kauern sie sich zusammen, wölben den Rücken und senken die Schnauze.

Einige stellen die Behauptung auf, daß es auch singende Mäuse gebe, und bringen ihren Gesang mit dem des Kanarienvogels in Vergleich. Die Einen berichten hierüber, die Töne seien wirklich schlagartig, Andere dagegen reden nur von einem melodischen Gezwitscher. Könnten wir doch auch einmal eine Maus singen statt pfeifen hören! Und bei uns hätten doch die jungen Mäuschen die beste Gelegenheit, sich nach unseren vortrefflichen Singvögeln zu bilden,

Digitized by Google

wenn ſie überhaupt befähigt wären, etwas von deren Geſängen anzunehmen und wiederzugeben.

Nachdem wir lange vergeblich geſtrebt hatten, auch einmal eine Singmaus ihr vielgerühmtes Konzert vortragen zu hören, ſollte uns daſſelbe in dieſem Spätjahr vergönnt werden. Ein Bekannter lud uns eines Tages ein, ihn in ſeine Wohnung zu begleiten, um daſelbſt eine Maus ſingen zu hören. Dort angelangt, gingen wir in eine Kammer und lauſchten hier einige Zeit in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Nicht lange, ſo ließ ſich ein Piepen und kurz darauf ein Gezwitſcher wie von jungen Neſtvögeln vernehmen, das offenbar unter den Dielen des Fußbodens hervordrang. Es mochte etwa zwei Minuten mit geringen Unterbrechungen angedauert haben, als es plötzlich verſtummte. Das war, wie mein Freund beſtätigen mußte, der ganze Geſang ſeiner Wundermaus. Um der Sache auf den Grund zu kommen, veranlaßte ich den Hausbeſitzer, eine Diele des alten Fußbodens aufbrechen zu laſſen. Meine Ahnung beſtätigte ſich, als plötzlich ein Neſt kleiner Mäuschen bloßgelegt wurde. Offenbar muſizirten die Thierchen zur Zeit, da ſie die Alte beſuchte und mit Nahrung verſorgte, aber vielſtimmig wie Mäuſe, was freilich nur einer erregten Phantaſie wie Kanarienvogel-Geſang klingen kann.

Eben, nachdem dieſe Schilderung geſchrieben war, wird uns ein Gebund Stroh aus einem Stalle der Nachbarſchaft gebracht, worin ein merkwürdiges Neſt unſerer Hausmaus ſich befindet. In dem dickeren, feſtgeſchloſſenen Theile des Gebundes iſt ein enger, in das Stroh gebiſſener Gang, welcher, in der Richtung der Strohhalme laufend, etwa 2 Fuß weit in das Innere zu dem Neſte führt. Dies iſt ganz zugewölbt, außen von zerbiſſenem und zerſchlißtem Stroh, innen aus Werg verfertigt und hat ziemlich feſten Zuſammenhang, wie nur ein Neſt unſerer Hausmaus gewöhnlich hat. Das Werg ſchließt, klein zerwirkt, dicht und glatt an die Strohwölbung an und iſt mit dieſer außer den Wergfäden durch Heuhalme verbunden. Das kugelige, den hohlen Raum im Stroh vollſtändig ausfüllende Neſt kann, ohne daß es zerfällt, aus der Höhlung herausgenommen werden. Offenbar haben die Mäuſe das zerbiſſene Material ſorglich herausgeſchafft und entfernt, bevor ſie zu dem eigentlichen Neſtbau ſchritten. Es ſcheinen den Sommer über Junge in dem Neſte geweſen zu ſein.

Ingleichen bekommen wir eben (Mitte November) von einem Landwirthe die Mittheilung, er habe eine ganze Mäuſefamilie unter Stroh, auf einem Haufen zuſammenliegend, in ſeiner Scheune entdeckt. Wir fanden an Ort und Stelle, nachdem das betreffende Bündel Haferſtroh vorſichtig gelüftet war, ſechs halbwüchſige und zwei alte Hausmäuſe dicht auf- und nebeneinander in einem kunſtloſen Neſte von zerbiſſenem Strohe liegen. Die Mäuſe wurden mittelſt Ueberwerfens eines Säckchens gefangen und außerdem unter denſelben noch ſieben kahle Junge gefunden. Offenbar hatte ſich die ältere Generation Kinder zu den Alten und den kahlen Geſchwiſtern wegen der ſchon ſehr vorgerückten Jahreszeit in der Abſicht begeben, ſich gegenſeitig zu erwärmen. Auch eine Art leichteren Winterſchlafes war bei den größeren Mäuſen offenbar eingetreten; das zeigte der Umſtand, daß ſie mit ſo leichter Mühe ohne Fluchtverſuch ſich fangen ließen.

Digitized by Google

## Die große Haſelmaus (Elyomis *vel* Myoxus nitela).

Von den Bilchen oder Schlafmäuſen, auch Siebenſchläfern (Myoxina), wählen wir zur Schilderung zwei Sippen, die über Mitteleuropa verbreitet ſind, die große und die kleine Haſelmaus. Erſtere, welche auch im Weſten Europa's vorkommt, erreicht eine Körperlänge von fünf bis ſechs Zoll und trägt einen zwei und einen halben Zoll langen, nach dem Ende hin bebuſchten Schwanz. Der Kopf und die Oberſeite dieſes Thierchens tragen eine gemiſchte Färbung von Grau, Roth und Braun, die ganze Unterſeite aber iſt weiß. Um die dunklen, klug blickenden Augen geht ein ſchwarzer Streifen, welcher ſich unter den Ohren her in einem kleinen Bogen bis zum Halſe fortſetzt. Vor und hinter jedem Ohre ſitzt ein weißlicher Fleck und über demſelben ein mattſchwarzer. An den Oberſchenkeln zeichnen ſich je zwei ſchmale Streifen von der Hauptfärbung des Unterleibes ab, die nach der Bruſt hin ſanft verlaufen. Der Schwanz iſt gar ſchön gefärbt: an der Wurzel unten und oben gelbroth, dann wird er unten allmälig weiß bis zur Spitze, die obere Seite miſcht ſich nach und nach bis zur zweizeilig bebuſchten Spitze mit weißen Rändern mit immer dichteren Grannenhaaren, welche nach dem Ende des Schwanzes einen glänzend-ſchwarzen, lanzettförmigen Streifen bilden.

Was unſer luſtiges Eichhörnchen mit ſeiner Kletter- und Springfertigkeit am Tage, das iſt die große Haſelmaus des Nachts. Wie in den Manieren, ſo auch in der äußeren Geſtalt, erinnern die Haſelmäuſe vielfach an die Eichhörnchen. Sie haben, wie dieſe, an den vierzehigen Vorderfüßen einen Daumenſtummel und fünfzehige Hinterfüße, weichen aber im Knochenbau, namentlich in der Form der Kinnlade und der oberen Kopfbildung, von den Hörnchen ab, weshalb ſie mit dem großen Siebenſchläfer u. ſ. w. eine eigene Familie, eben die der Siebenſchläfer, bilden, obgleich ſie einige Thierkundige mit den eigentlichen Mäuſen, den Bibern und anderen Nagern unter der Unterordnung Mäuſe (Myomorpha = Mausgeſtaltige) betrachten. Weil die große Haſelmaus den ganzen Tag über verborgen ruht und nur durch beſondere Veranlaſſung genöthigt wird, ſich an das helle Sonnenlicht zu begeben, ſo iſt ſie nur Wenigen ihrem flinken, raſchen und kühnen Weſen nach bekannt. Wer im Wald zufällig eine Haſelmaus aus ihrem Neſte treibt, wird ſich beim erſten Blick auf den dahineilenden Flüchtling überzeugen, daß Buſch und Baum von der Wurzel bis zu den dünnſten Zweigen ihm ebenſo bequemen Grund für die langkralligen Füße bieten, wie der Boden den erprobten Läufen eines Fuchſes oder Haſen.

Wer den kleinen Nager außerdem in ſeinem Neſte bei ſeiner Beſchäftigung mit den Säuglingen ſtört oder angreift, der wird eben ſo leicht die Wuth, den Zorn und die Biſſigkeit kennen lernen, womit er die geliebten Schützlinge vertheidigt. Ihnen bereitet das vorſorgliche Weibchen, ehe ſie das Licht der Welt Anfangs Juni erblicken, aus Moos und Haaren eine warme und weiche Unterlage, entweder in einem ſelbſtändig errichteten, auf Zweigen ſitzenden Neſte, oder lieber auf der bequemen Grundlage des Neſtes einer Droſſel, einer Amſel, eines Eichhorns, einer Krähe. Zuweilen niſtet es auch in hohlen Bäumen. In dem eroberten Vogelneſte richtet ſich die blutdürſtige Maus wohnlich ein, indem

Digitized by Google

sie das vorhandene Nest sorgfältig verschließt und nur ein kleines Schlupfloch zum Aus- und Einkriechen läßt. Bei der letzteren Nestbereitungsart — über die wir neben dem Winternestbau allein aus eigener Erfahrung und Beobachtung berichten können — bildet die Maus den Rand des Vogelnestes mittelst Moosbüscheln, in welche sie besonders die gemeine Heidewurzel, auch Halmen, kleines Reisergeniste und dürre Blätter unterflicht, zu einer etwa 4 Zoll hohen Kuppel weiter und läßt über dem Vogelnestrande in der Mitte der Kugel, wie erwähnt, ein kleines Schlupfloch. Das Bauen geschieht von innen heraus, indem sich das Thier, wie beim Eichhörnchen gezeigt wurde, in die Grundlage — hier das Vogelnest — setzt und die durch Zunge, Zähne und Pfoten zubereiteten Baustoffe mittelst Andrückens von Kopf und Füßen allmälig über sich aufthürmt. Etwaige Ecken an der äußeren Wandung glättet und verflechtet die Maus von außen. Zur inneren Bekleidung wählt dieselbe gewöhnlich Kuhhaare, auch Schafwolle, welche Stoffe sie ziemlich glatt zusammenfilzt. Ein solches vollendetes Nest hat gewöhnlich 6 bis 7 Zoll im Durchmesser und ist ziemlich rund. Uebrigens verpesten es die Mäuse sehr mit ihrem unangenehmen Geruche durch ihre Unreinlichkeit zu dieser Zeit. — Die größere Winterwohnung baut das Thier an sehr verschiedenen Orten. Meist findet man sie in hohlen Bäumen, aber auch in Mauerlöchern, Heuschobern u. s. w. Das einzige, was wir sahen, stand im Wandgefache einer halbzerfallenen Erdhütte, welche Waldarbeiter errichtet hatten. Es wurde von Holzhauern unlängst entdeckt, in dem Augenblicke, als eine Haselmaus aus dem Nest sprang. Das geräuschvolle Nahen der Arbeiter sprengte eine zweite Maus aus der Wohnung, welch' letztere von den Leuten uns überbracht wurde und eben vor uns liegt. Das Nest ist beinahe ganz rund bis auf die untere abgeplattete Fläche, welche von den Fachgerten der Wand einige Eindrücke erhalten. Die Hauptstoffe sind äußerlich Moos, mit Heidewurzeln und dürrem Eichen- und Buchenlaub untermischt; die innere Ausfütterung besteht aus Gras und Schafwolle. Die Wandungen sind bis $1^1/_2$ Zoll dick und das sehr dichte Nest mißt über 8 Zoll im Durchmesser. Offenbar war es zum Winterschlaf von den Mäusen gebaut, und möchte dieser nach allen Anzeigen bald eingetreten sein. Uebrigens schlafen diese Thiere nach unseren Beobachtungen auch öfter, besonders in gelinden Wintern, ohne Nest, im Holzmehle hohler Bäume, zu einem Klümpchen zusammengeringelt.

Den Jungen dient das Nest viele Wochen zum Aufenthalt, ja, von der Mutter entwöhnt, tummeln sie sich noch geraume Zeit in der Nähe desselben herum. Sie wachsen rasch heran, werden von der emsig sorgenden Mutter reichlich mit Nahrung versehen und erhalten unter der treuen Führung derselben Anleitung zum Klettern, Schlüpfen und Stehlen, wobei sie das lebendige Beispiel der Mutter in der Auswahl des reifsten und wohlschmeckendsten Obstes ganz nach angeborener Neigung nachahmen. An der Seite einer so durchtriebenen, erfahrenen und sicheren Führerin lernen sie sich durchnagen und durchwinden, um an das Ziel ihrer Lüsternheit zu gelangen oder sich aus den Banden der Gefangenschaft zu befreien. Aus diesem trefflichen Privatunterricht als wohlerzogene Jünglinge und Jungfrauen entlassen, gründet sich ein Jedes von ihnen den eigenen Herd, in Hülle und Fülle sorglos lebend und nächtlich raubend.

Digitized by Google

Große Hasenmaule und ihr Nest.

Digitized by Google

Ehe der Winter einzieht, flüchtet ſich, getrieben von jenem Vorgefühl aller Winterſchläfer, auch das Volk der Haſelmäuſe hier unter Dach und Fach in Scheuern und Ställe, dort in Mauer- und Erdlöcher, die der Näſſe nicht ausgeſetzt ſind. Von Vorräthen umgeben, die ſie in ihr Winterquartier getragen haben, liegen mehrere dieſer Schläfer, wie zu einem Knäuel vereinigt, gern beiſammen, erwachen aber — minder feſt ſchlafend als die kleine Haſelmaus oder das Murmelthier — von Zeit zu Zeit bei milderer Witterung, knuppern an ihren Habſeligkeiten und ſchlafen dann wieder, dem Einfluß der Kälte ſich dadurch gleichſam entziehend. Spät im April kommen ſie wieder hervor in das bewegte Leben des Waldes, und nun beginnt ein heftiges und hartnäckiges Streiten der Männchen um den Preis der zu erobernden Weibchen. Die noch vor Kurzem, drunten im ſtillen Winterſtübchen friedlich gebettet, das Lager theilten, verfolgen ſich jetzt, zu neuem Leben erwacht, mit einer Heftigkeit und Bosheit, welche nicht ſelten mit Mord und Auffreſſen endigt. Hier zeigt die große Haſelmaus ſo recht die Schattenſeiten ihres Charakters, deſſen Wildheit ſich durch die ſorgfältigſten Zähmungsverſuche nicht beſänftigen läßt. Darum wird ſie auch nicht in der Abſicht von Menſchen gefangen, ſich an ihren Lebensäußerungen zu erfreuen, ſondern ſie ihres ſchädlichen Treibens halber zu vertilgen. Erfolgreicher als der Menſch ſtellen ihr die gefährlichen Feinde ſo vieler Thiere nach: Marder, Iltis, Wieſel, Katze und Uhu. In Gegenden waldiger Höhen iſt die Haſelmaus übrigens viel häufiger, als in eben gelegenen Waldungen, wo wir ſie ſtets nur in geringer Anzahl angetroffen haben.

---

## Die kleine Haſelmaus (Muscardinus avellanarius).

Haben wir in der großen Haſelmaus ein wildes, blutdürſtiges und ungeſtümes Thier kennen gelernt, ſo begegnen wir jetzt einem ganz entgegengeſetzten Charakter, der ſich im Betragen der kleinen Haſelmaus durch die Aeußerung eines ſanften, ängſtlichen und im Beſitze des Menſchen ſtill ergebenen Weſens ausprägt. Sollte man meinen, daß unter ſo nahen Verwandten ſolche ſchroffe Gegenſätze beſtänden? Freilich, in anderer Beziehung ſind ſie ſich auch wieder ſehr ähnlich, namentlich was Gewandtheit, Schnelligkeit und Kletterfertigkeit anlangt. Und doch auch hierin übertrifft die ſanftmüthige Kleine ihre ſtürmiſche Baſe an Anmuth, wie ja ſchon ihre Geſtalt zierlicher, netter, und ihre Zeichnung ſchöner iſt. Ihre Länge beträgt mit dem verhältnißmäßig ſehr langen Schwanz nur fünf, höchſtens ſechs Zoll, und ihr Pelzkleid zeigt neben einem hübſchen Gelbroth an Bruſt und Kehle Weiß, das im Dämmerlicht bei dem luſtigen Treiben der geſelligen Naſcher, je nach ihrer Wendung und Stellung, bald leuchtend hervortritt, bald gänzlich verſchwindet, ſo daß ſich dem Auge des Beobachters ein artiges Wechſelſpiel der dunklen und hellen Farben darſtellt. Die rothen Füßchen mit den weißlichen Zehen geben dem ſchmucken Mäuschen vollends das Anſehen eines rein gehaltenen Aeußeren. O und dieſe ſäuberlichen Füße — wie fein und künſtleriſch werden ſie geſetzt, wenn das Thierchen den dichten, dunklen Buſch verläßt, wo es den Tag über in ſeinem fleißig aus Halmen, Blättern, Moos, Wurzeln und Haaren erbauten Neſte geſchlafen, mit

Digitized by Google

Kleine Haſelmäuſe.

Die Wohnungen der Thiere.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Digitized by Google

welcher Schnelligkeit tragen ſie den leichten Körper an einem Aſt oder Zweig hinauf und herunter, mit welcher Sicherheit und Feſtigkeit faſſen und umklammern ſie das Reis, mit welcher Geſchicklichkeit und Klugheit werden ſie benutzt, wenn eine Nuß ſchwebend erreicht werden ſoll und die hinteren einzig den Halt übernehmen, die vorderen dagegen den geſchäftigen Zähnen Hülfe leiſten müſſen! Jeder, der am Tage von einer aufgeſtörten kleinen Haſelmaus überraſcht wird, kann die Schnelligkeit kaum begreifen, mit der ſie ſich auf ihrem luftigen Gebiete ſeiner Nähe durch die Flucht zu entziehen weiß. Es iſt der Schatten eines Wölkchens, das über die Aeſte hineilt; es ſind die Finger eines Künſtlers, die über das Klavier gleiten. Aber auch der Zahn der rührigen Haſelmaus iſt gleichſam ein Künſtlerzahn, denn die erkletterte Haſelnuß bleibt an ihrem Plätzchen hängen und wird doch gründlich ausgehöhlt, wie das Breitöpfchen von dem Finger des naſchenden Kindes. So läßt der kleine Schelm dem Menſchen die leere Schale zurück, als ob er ihn täuſchen und necken wolle. Die Diebereien werden nächtlich von ganzen Diebsbanden ausgeführt, ſei's, daß ihnen die Mahlzeit in Geſellſchaft von ihres Gleichen — wie mir z. B. im Kreiſe lieber Freunde — mehr behagt, oder daß ihnen die Kameradſchaft das Gefühl größerer Sicherheit gewährt. Ihr Tiſchchen, das die Natur ihnen gedeckt hat, trägt außer Haſelnüſſen, ihrer Lieblingsſpeiſe, auch Eicheln, Samenkörner, Obſt, Beeren und Laubknoſpen. Sie ſitzen während des Nagegeſchäfts gewöhnlich nach Art der Eichhörnchen aufrecht und drehen und wenden mit den Vorderfüßen die Nuß oder den Obſtkern ſehr geſchickt, während die Hinterfüße ſich feſt an die Grundlage anklammern. Der Rücken iſt dann immer höchſt gekrümmt und der Kopf tief hinab gehalten. Ganz gegen die gewöhnliche Ordnung anderer Thierchen bringt das Weibchen im Auguſt mehrere Junge in dem bisher von ihm bewohnten, dem der großen Haſelmaus ſehr ähnlichen, aber kleineren Neſte zur Welt, die es erſt dann von ſich ziehen läßt, wenn ſie groß geworden ſind und unter ſeiner Meiſterſchaft ausgelernt haben. Im Spätherbſt baut ſich die Haſelmaus ein Winterneſt in einem verborgenen, wohlgeſchützten Schlupfwinkel. Sogenanntes Geniſt, ein Allerlei von Baumabfällen, verbunden mit Moos und Halmen, gewöhnlich unter einem alten Wurzelſtocke in der Höhle einer Waldmaus u. ſ. w., bildet den Stoff zu einem kugeligen Neſte, in welchem eine zweite Kugel, das zuſammengerollte Thierchen ſelbſt, ruht, das ſich einem tiefen Schlaf überläßt.

Sehr intereſſant iſt die Beobachtung Dr. F. Schlegel's über den Winterſchlaf dieſer Haſelmaus. Die überſtrahlende Handwärme macht ſich an dem Thierchen bald bemerklich. Dieſes entrollt ſich allmälig, piept fein und durchdringend. Das Leben kämpft mit dem Schlafe, doch Licht und Wärme ſiegen. Das Athmen wird immer ſchneller und tiefer. Nach langem Zwinkern und Blinzeln öffnet ſich das eine und bald darauf das andere Auge. Endlich ermannt es ſich und ſucht ein Nüßchen zur Entſchädigung für die lange Faſtenzeit. Bald iſt das Verſäumte nachgeholt, und die Haſelmaus iſt — munter. Nein, immer noch wie träumend, mit den Freuden des nahenden Frühlings beſchäftigt, und bald genug gewahrt ſie ihren Irrthum, ſucht ihr Lager wieder auf und ſchläft von Neuem ein, feſter und feſter zur Kugel ſich zuſammenrollend.

Digitized by Google

## Der Igel (Erinaceus europaeus).

Kennſt du vielleicht, freundlicher Leſer, aus eigener Anſchauung das abenteuerliche, rußige Volk der Zigeuner? Haſt du ſchon Gelegenheit gehabt, es zu beobachten auf ſeinen Lagerplätzen an Triften, Baumſtücken oder an Waldheiden? Gewiß haſt du dann auch hin und wieder am Bratſpieß der Zigeunertruppe über luſtig flackerndem Feuer einen Igel ſich bräunen ſehen. Es iſt ein Lieblingswild dieſes herumziehenden Volkes, wonach Alt und Jung Streifzüge unternimmt, mit Hülfe rauhborſtiger, kleiner Hunde, welche zur Suche des Igels vortrefflich abgerichtet ſind. Ein Igeleſſen iſt dem wandernden Volke der Ausgeſtoßenen ſtets eine leckere Mahlzeit, was ſich ſchon während der Vorbereitung im Lager der Waldſöhne deutlich kund giebt. Laut tönen Violine und Flöte und verkünden dem Beobachter gar oft die wildheitere Stimmung der ſonderbaren Geſellſchaft, wenn ein Zigeunerkoch den Spieß mit einem Igel in der Lehmkruſte über dem Feuer dreht.

Ein Knabe mit Wißbegierde iſt immer auch neugierig, und da wir in unſerer Jugend wol zuſammengerollte, nie aber geſtreckte Igel geſehen hatten, ſo verſchafften wir Knaben uns muthig den Zutritt zu den Fremdlingen. Da fanden wir nun die beſte Gelegenheit, einen an der Hecke des Parks von dem ſchnüffelnden Rattenpintſcher der Zigeuner gefundenen und mit Geſchick todtgebiſſenen Igel näher zu betrachten. Wie überraſchte uns das niedliche, ſpitzſchnäuzige Köpfchen, das kurze, langkrallige Füßchen! Wie nahe lag uns ſogleich der Gedanke, daß das Thier ſich zum Schutz des mit weicherem Haar beſetzten Unterleibes, Halſes und Kopfes, ſowie der Füße, vor ſeinen Feinden zuſammenrollt, ſo daß der Stachelmantel eine verwundende, den Biſſen Trotz bietende Kugel bildet!

Um zu begreifen, wie der Igel ſeinen Körper ſo feſt zuſammenrollen kann, muß man vor Allem mit der Bildung ſeiner Hautmuskeln vertraut werden, welche aus der ſogenannten Kappe am Rücken beſtehen, ferner aus dem Bauchtheil (Bauch, Flanken und obere Gliedmaßen), endlich aus dem vorderen und hinteren Niederzieher. Dieſe ſämmtlichen Werkzeuge bilden einen vereinigt wirkenden Mechanismus, der die widerſtandsfähige, kugelige Lage des Igels bewirkt, wobei Kopf, Füße und Schwänzchen am Bauch zuſammengelegt ſind. Alter vortrefflicher Bruno, ſeligen Angedenkens, wie manchmal haſt du dir auf der Hühnerjagd das Maul blutig gebiſſen an einer ſolchen ſtachelbeſpickten Kugel! Wie kehrteſt du, mehr aus Zorn als aus Schmerz, vier- bis fünfmal zu dem tödtlich gehaßten Pfiffikus zurück, um neue Verſuche zu machen, bis dich der ſchrille Pfiff deines Herrn von der thörichten Privatjagd abrief!

Was wir Knaben als Leiche geſehen, wollten wir als lebendige Geſtalt nun auch vor Augen haben, ja wir wollten und mußten den Igel im Leben näher kennen lernen. Das war in unſerer Heimat ein Leichtes, denn der Igel liebt die Ebenen, und dort zogen ſich Grasgärten mit vielen Hecken unweit des Parkes rings um den Ort. Mein Vater ſelbſt verſprach uns, Führer zu ſein. Zur Zeit der Dämmerung geleitete er uns zum Dickicht und hieß uns ſtille ſtehen. Nicht lange, da trabte es im Laube eilig daher, und es zeigte ſich am Rande der Gebüſche ein Igel, das Köpfchen mit den breiten Ohren und

Digitized by Google

kleinen Augen erhebend und ſeinen Weg auf dem geebneten Pfade fortſetzend, ein kleiner nicht ganz einen Schuh langer Kauz mit einem Stummelſchwanz, deſſen gedrungener Stachelkörper wie eine todte Maſſe erſcheint, in deſſen Geſicht und Füßen ſich aber ein bewegliches Spiel des inneren Lebens ausprägt.

Horch! da knackt zu meinen Füßen ein Reis, und der Igel ſchnellt im Nu zuſammen und liegt ſcheinbar athmungslos als Kugel mitten auf dem Wege. Es vergehen einige Minuten, bis das mißtrauiſche Thier ſich wieder zu entrollen beginnt. Allmälig tauchen Schnauze, Kopf und Füße auf, und der unterbrochene Trab wird fortgeſetzt. Ein Mausloch wird berochen, ein Büſchel unterſucht, ein Stein an ſeiner hohlen Auflage in Berückſichtigung genommen.

Der Igel.

So wandelt der Kleine ſcheinbar harmlos dicht an uns vorüber, als wollte er die Welt in ihrer friedlichen Stille nicht ſtören. Aber wehe dem Mäuschen, welches ihm in den Wurf kommt, dem Amphibium, das ſich zu ſeinen Füßen windet, dem jungen Vögelchen, welches zu früh dem Neſte entſchlüpfte und auf dem nackten Boden ſchlafen muß, dem Gewürm, den Maden, Larven und Käfern, den Grillen und Heuſchrecken — der gutmüthig ſcheinende Tändler läßt ſie Alle ſeine Zähne fühlen, wo er es nur kann. In Löcher der Mäuſe, in die Gänge der Regenwürmer und Engerlinge ſteckt er die neugierige Schnauze und verfolgt wühlend die fliehende Beute. In Kellern, Ställen und Scheuern iſt er

gar kein übler Mausfänger, weshalb auch viele Leute unſerer Heimat ihn einfangen und zum Hausgenoſſen erwählen. Er kann zwar nicht wie die Katze durch einen kühnen Sprung ſeine Beute erhaſchen, aber er fährt mit Vorderfüßen und Schnauze ſchnell und geſchickt zu und zeigt bei ſeinen Angriffen viel Muth. Man hat ihn mit Kreuzottern zuſammengeſperrt und gefunden, daß er den giftigen Biſſen derſelben Trotz bietet, ſie bekämpft und auffrißt.

Rückſichtlich der Einordnung in die Reihe der Säugethiere treffen wir unſeren Igel bei den Zoologen unter verſchiedenen Abtheilungen der ſyſtematiſchen Gliederung an. Einige betrachten ihn mit den Spitzmäuſen, Maulwürfen und einigen andern Thieren unter der Ordnung: Inſektenfreſſer (Insectivora), weil er ſich bei dem Mangel eines Fleiſch- oder Reißzahne beſonders durch die nicht hervortretenden Eckzähne, welche man deshalb als Laniarii ambigui, d. i. zweifelhafte Eckzähne, bezeichnet, von den eigentlichen fleiſchfreſſenden Raubthieren (Carnivora) unterſcheide. Andere Forſcher zählen ihn mit den genannten Spitzmäuſen und Maulwürfen unter die Raubthiere (Rapacia) und wol mit Recht: denn ſein Gebiß trägt hinlänglich die Kennzeichen dieſer Hauptordnung und ſeine Fleiſchnahrung neben der von Kerbthieren und Würmern u. ſ. w. iſt hinlänglich bewieſen. Er wird aber ſeiner beſonderen Eigenthümlichkeiten, namentlich ſeiner Stachelhaut halber in eine Familie unter andere ähnliche Thiere gruppirt, nämlich in die Familie: Igel (Aculeata = Stachelhäuter, von acus Nadel, und culeus Haut).

Seine Lebensweiſe iſt eine ſtille und einſame. Nur zur Paarzeit ſieht man ihrer zwei oder mehrere zuſammen, wo das Männchen in Tönen der Liebe und der Eiferſucht ſich quiekend, oder pfeifend wie die Regenpfeifer, ſchnalzend und trommelnd vernehmen läßt. Selbſt die Jungen, welche Ende Mai oder im Juni in dichten Hecken auf einem weichen Polſter von Moos und Laub geworfen werden, trennen ſich im Herbſte gänzlich von der Mutter wie von einander; jedes derſelben macht ſich ſein Winterbett im Dickicht von Laub, Moos, Halmen und dergleichen mehr. Der empfindliche Einſiedler vergräbt und vermummt ſich unter dieſer Maſſe, um den Winter hindurch zu ſchlafen.

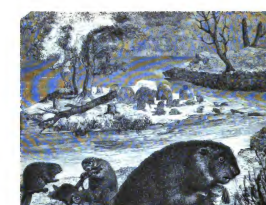
Es verlohnt ſich der Mühe, das Familienneſt des Igels näher zu betrachten. Gewöhnlich ſteht es in natürlichen Löchern oder Vertiefungen zwiſchen Steinen oder in ſelbſtgeſcharrten Mulden an ſehr ſteinigen mit Dornen und anderen dichten Buſchhölzern bewachſenen Rainen mitten in einem ſolcher Büſche drin. Es iſt oft ſehr fleißig gebaut aus zuſammengetragenem und künſtlich zerwirktem Moos, dürrem Laub, feinem Reiſig, Grashalmen und Stroh, plattkugelig und mit einem oder zwei Seitenöffnungen verſehen. In dieſem umfangreichen, oft über $1^1/_2$ Fuß im Durchmeſſer haltenden warmen Haus liegen die anfangs nackten, weißen Jungen, auf deren dehnſamer Rückenhaut übrigens die Stacheln ſchon gleich bei der Geburt vorgebildet und ſichtbar und innerhalb einiger Wochen ähnlich denen der Alten ſind. So oft die Alte das Neſt verläßt, deckt ſie es mit großen Blättern und Moos ſorgfältig zu, ſo daß es ſchwer ſichtbar iſt. Oft hat das Männchen auch für ſich noch eine einfachere Sommerwohnung neben dieſem Familienneſt, wo es Tags über ſchläft; manchmal theilen aber auch beide Gatten die Familienwohnung. Von ähnlicher Beſchaf-

Digitized by Google

ſenheit iſt das Winterlager, das ſich der Einſiedler vor und während der erſten Fröſte — wie erwähnt — an ähnlichen Orten, oder, wie wir ſpäter ſehen werden, auch unter der Erde fertigt, um darin, wenn auch nicht ununterbrochen, die rauhe Jahreszeit zu verſchlafen. Dennoch unterliegt manches dieſer Raubthiere dem Einfluß einer ſtrengen Witterung. Es kommt natürlich viel auf die geſchützte Lage und die Dichtigkeit der Hecken an, welche den Igel umgeben. Die Jungen, von zarterer Natur als die Alten, werden im Spätherbſt auf ihren letzten Ausgängen von den Morgenfröſten oft noch getödtet, nachdem ſie der Liſt des Fuchſes oder den Klauen des Uhu's während des Sommers glücklich entgangen ſind. Die überwinternden jungen Igel ſind merkwürdiger Weiſe noch nicht im nächſten, ſondern erſt im darauffolgenden Sommer fortpflanzungsfähig, was ihre Vermehrung weſentlich einſchränkt.

Wenn man einen Igel zähmt und im Hauſe hält, ſo erfährt man durch ſeine Unreinlichkeit und ſeinen Biſamgeruch den Urſprung der Bezeichnung „Schweinigel". Das Volk will zwar zwiſchen Hunds- und Schwein-Igel unterſcheiden, aber kein neuerer Naturforſcher hat bis jetzt irgend einen Grund entdeckt, der eine ſolche Unterſcheidung rechtfertigen könnte.

Vor mehreren Jahren ſpürten wir mit einem Freunde einen Iltis in dem Rothbau eines Fuchſes ein. Wir ließen den Dächſel einſchlüpfen und hörten dieſen ſogleich laut werden. Es wurde ein Durchſchlag gemacht, und an der Wurzel einer Kiefer ſtießen wir auf die Ruthe (Schwanz) des vorliegenden Hundes. Durch unſere Nähe und unſeren Zuſpruch angefeuert, drang dieſer wackerer noch, als zuvor, auf den Feind ein. Plötzlich hörten wir den Dächſel ſich beklagen, und meinten, der Iltis habe ihm einen Biß verſetzt, aber wir ſahen alsbald, daß der hinter ſich Zurückweichende etwas mit ſich ſchleifte. Jetzt gewann er mehr Raum und mit behaglichem Knurren brachte er die Beute raſch zu Tag. Ein ſtaunendes Ach war der erſte Ausdruck unſerer Ueberraſchung, denn zu unſeren Füßen lag ein zuſammengerollter Igel, an deſſen Stacheln Moos, Stroh, dünnes Reiſig und Laub hing. Wir forſchten weiter nach im Bau, fanden aber keinen Iltis. Dies veranlaßte uns, die Spur vom Wieſenthal aus nochmals und zwar genauer zu unterſuchen, und ſiehe, wir hatten uns im Jagdeifer getäuſcht, denn die Fährte des Iltis ging rechts ab, während die des Igels auf einem ſtark betretenen, von ihm allein (wie wir uns ſpäter überzeugten) gebildeten Pfädchen bergauf in den Bau ſich verlief. Alſo die Entdeckung war gemacht, daß der Igel auch im Winter, ſelbſt bei leichtem Schnee ſein Lager zuweilen verläßt und auf Raub ausgeht, und daß er ſein Winterbett auch im Fuchsbau ſich bereitet. Der Fuchs muß darum doch ſo leichtes Spiel mit dem kleinen Stachelritter nicht haben, wenn es ihm nach dem Fleiſche deſſelben gelüſtet; mag er auch, wie erzählt wird, ſeinen übelriechenden Harn anwenden, um den Igel zum Sichentrollen zu zwingen, was übrigens märchenhaft klingt. Der Igel war ein alter; wir überließen den Harmloſen ſeiner Einſamkeit und der Sorge, ſich ein anderes Winterquartier zu bereiten, das er ſich unſtreitig bald gefertigt und in dem er minder geſtört dem Alles belebenden Frühling entgegengeſchlummert haben wird.



Der Biber.

3.

Leben im Waſſer.

Der Biber (Castor Fiber).

Wie der Biber durch ſeine Eigenthümlichkeiten in der Ordnung der Nager für ſich allein eine beſondere Familie, Biber (Castor), und das einzige Glied in der Sippe dieſer Familie bildet, ſo ſteht er Angeſichts ſeiner Kunſtfertigkeit, vermöge welcher er weit über den Begriff der Geſelligkeit der Säugethiere hinaus einen merkwürdigen Naturtrieb äußert, wieder obenan unter ſeinen Verwandten und vielen andern Thieren.

Bei einer Länge von $2^1/_2$ Fuß, einer Dicke von faſt 1 Fuß, einer Höhe von 11 Zoll am Kreuz, wiegt das Thier 50 bis 60 Pfund. Merkwürdig gebildet iſt ſein 11zölliger Schwanz, welcher, nur am Grunde zu einem Drittel vollbehaart, weiterhin aber mit pergamentartigen, ſechseckigen, kleinen Schup-

Digitized by Google

pen oder Hautplättchen bedeckt ist, zwischen welchen steife rückwärts gewandte einzelne Haare stehen. An der Wurzel sich nicht scharf vom Körper lösend und rund, hat dieser Schwanz weiter nach der Mitte zu eine plattgedrückte, gestreckt ovale Gestalt, welche zu beiden Seiten scharfkantig erscheint und in eine stumpfrunde Spitze endet. Er ist das vortreffliche Steuerruder dieses Wasserthieres, das ihn nach des alten Oberforstraths Jester Beschreibung in seinem 1800 erschienenen Werkchen „Ueber die kleine Jagd" bald niedrig führt, bald schräg nach der Breite dreht, dagegen ihn sonst immer hinter sich wagrecht oder in gerader Linie mit dem Leibe ausgestreckt trägt. Der Kopf erscheint dick, kurz und plattscheitelig mit beinahe ganz im langen Pelz versteckten kleinen, innen behaarten Ohren, welche sich zum Abhalten des Wassers fast ganz verschließen können. Die kleinen Augen zeigen eine deutliche Nickhaut. Furchtbare Werkzeuge bietet das Gebiß. Die wichtigsten und stärksten sind die vier großen Nage- oder Vorderzähne, wovon die beiden in der unteren Kinnlade 1 Zoll lang, seitlich keil- oder meißelförmig geschärft, sowie an der Spitze etwas quergekrümmt sind, so daß sich die oberen etwas zwischen diese einschieben. Oben und unten besitzt dieser Riesennager jederseits noch 4 Backenzähne, so daß sein ganzes, in's Gelbe spielende und stahlfeste Gebiß 20 Zähne zählt. Die kurzen, etwas einwärts stehenden Beine tragen einen nach hinten zu dicker werdenden starken, gedrungenen Körper mit gewölbtem Rücken. Seine Füße bekunden den Schwimmer. Denn neben seinen fünfzehig getrennten vorderen zeigen seine hinteren zwischen fünf viel längeren Zehen eine bis zu den Krallen reichende Schwimmhaut. Die Hauptfarbe des Bibers ist ein Dunkelkastanienbraun, das namentlich die 2 Zoll langen Ueberhaare bei einem Gelbbraun der Unterwolle führen. Doch giebt es mehr oder weniger in's Graue oder Schwarze gehende Abänderungen, auch, wiewohl selten, weiße und scheckige Biber.

Wie beim Dachs in Einer Drüse die beiden ausgeschiedenen Stoffe, Oel und Stinkstoff, sich vorfinden, so erscheinen diese beim Biber in gesonderten Säcken. Das Thier hat nämlich nach Ratzeburg's Untersuchungen außer den beiden faustgroßen Kastorsäcken noch zwei andere, fast ebenso große Drüsensäcke — auch die unteren genannt — in welch' letzteren ein dem Bienenhonig ähnliches Oel abgesondert wird. Die oberen Säcke in der Nähe des Afters und der Harnröhre sind im Innern mit einer plätterigen und faltigen Schleimhaut versehen, welche — namentlich beim Männchen oft bis zu $^1/_2$ Pfund schwer, beim Weibchen ungleich weniger — das bekannte Bibergeil absondern, frisch eine gelbliche, zähschleimige Masse, trocken von dunkelrothbrauner Farbe, festem Gefüge, eigenthümlich unangenehmem Geruche und höchst bitterem Geschmacke. Man unterscheidet in den Apotheken hauptsächlich das Geil vom sibirischen Biber (Castoreum sibiricum) von dem des canadischen oder amerikanischen (Cast. canadense). Es wird als Mittel gegen hysterische Krämpfe auch noch jetzt gebraucht. Seine frühere Anwendung als Arzneimittel hat aber in neuerer Zeit abgenommen und wird wol mit viel Abenteuerlichem des Thieres auf eine vernünftige Beschränkung zurückgeführt werden. Ratzeburg thut dar, daß durch die besondere Lagerung der Absonderungsdrüsen nahe am After und den Geschlechtstheilen leicht eine Entleerung ihrer

Digitized by Google

Stoffe vor sich gehen könne. Dies geschieht, ähnlich wie bei den Vögeln, durch die sogenannte Kloake, der allgemeinen Oeffnung, in welcher Mastdarm- und Geschlechtsapparate in ihren Ausmündungen im unteren Theile der Bauchhöhle zusammenfließen und die Drüsenausscheidungen schon durch den Druck beim Lösen (Kothentleerung) bewirkt werden. Wie beim Dachse erwähnt worden, so dient auch beim Biber diese Ausscheidung — welche besonders in der Brunst hervortritt — zur Anlockung der Geschlechter. Diese Annahme Ratzeburg's findet theilweise Bestätigung in der Erwähnung Audübon's von der Mittheilung eines Biberjägers, der gesehen habe, wie Biber an bestimmten Orten ihre Afterdrüsen entleerten und hierdurch andere Biber herbeigelockt worden seien.

Ueber die Geselligkeit und den Kunsttrieb der Biber ist zur Zeit viel Abenteuerliches und Uebertriebenes berichtet und verbreitet worden. Die Angaben, daß diese Thiere fremde Biber zu Sklaven machten und als Handlanger bei ihren Wasserbauten gebrauchten; daß sie Alte und Faule auf den Rücken würfen, um sie statt eines Fuhrwerks zum Transport von Holzstücken und Erde an dem Boden hinzuschleifen; daß jede Kolonie oder Republik Biber ihren Präsidenten, jeder Stamm seinen Aufseher, die ganze Baugemeinde ihren Baudirektor habe u. A. m.: — Dies Alles ist vor der Leuchte der nüchternen Forschung als Fabel und Märchen verschwunden. Was nun die Kunstfertigkeit unseres Thieres anlangt, so ist von derselben ebenfalls manches Phantastische erzählt und in die Naturgeschichte des Thieres gläubig eingetragen worden, wozu wol das senkrechte, regelmäßige Einrammen von gleichlangen zugespitzten Pfählen im Flußbette als Kern des Wasserdammes, welchen die Thiere aufführen, sowie der Gebrauch ihres Schwanzes statt einer Mauerkelle beim Ausfüllen der Lücken des Dammes mit Schlamm und Erde, auch nicht minder das streng geordnete Vertheilen bestimmter Arbeit unter den einzelnen Bibergruppen u. s. w. gehören mag.

Ueber die Wasserbauten des Bibers lassen wir Wood sprechen, dessen Ausführungen uns im Ganzen der Wirklichkeit angemessen erscheinen.

. . . . . „Daß der Biber einen Damm baut, ist eine schon lange allgemein bekannte Thatsache; nicht so aber, wie er das Werk angreift. Kupferstiche, welche die Biber und ihre Wohnungen darstellen, sind verbreitet genug; aber sie entbehren gewöhnlich der Zuverlässigkeit, da sie nicht nach der Natur gezeichnet sind, sondern der Phantasie des Künstlers ihre Entstehung verdanken. In den meisten Fällen wird der Damm dargestellt, als nach der Weise unserer Zeit und unseres Landes erbaut, indem eine Anzahl Pfähle in das Bett des Flusses eingetrieben und kleine Aeste zwischen denselben eingeflochten sind. Die hervorragenden Enden der Pfähle sind hübsch abgelängt und das ganze Werk sieht gerade so aus, als ob es von Menschenhänden ausgeführt worden wäre. Ein Künstler scheint die Zeichnung des andern abgezeichnet zu haben, so daß der Irrthum eines Einzigen ganz und gar dauernd geworden ist.

„Nun wird in Wirklichkeit der Damm in ganz anderer Weise errichtet, und um die Art seiner Erbauung zu verstehen, müssen wir den Biber bei seinem Werke belauschen.

„Wenn das Thier einen Baum, den es für seinen Zweck geeignet hält, aufgefunden hat, so fängt es damit an, daß es sich aufrecht hinsetzt und mit

Digitized by Google

ſeinen meißelähnlichen Zähnen eine vollſtändige Rinne um den Baum herum herausbeißt. Es erweitert dann die Rinne in richtigem Verhältniß zu ihrer Tiefe, ſo daß, wenn der Baum faſt durchſchnitten iſt, er etwas dem engeren Theile eines „Stundenglaſes“ (einer Sanduhr) gleicht. Wenn die Arbeit ſo weit gediehen iſt, betrachtet ſich der Biber aufmerkſam den Baum von allen Seiten, als ob er die Richtung, in der er fallen müſſe, ermeſſen wolle. Wenn er dieſe Unterſuchung zu Ende geführt hat, geht er zur entgegengeſetzten Seite des Baumes über und ſchneidet mit zwei oder drei ſtarken Biſſen das Holz entzwei, ſo daß der Baum das Uebergewicht verliert und zu Boden ſtürzt.

„Wenn das Thier ſo weit gelangt iſt, ſo ſchreitet es dazu, den gefallenen Stamm zu zerſchneiden, daß die Stücke gewöhnlich etwa 3 Fuß in die Länge meſſen, wobei es ein ähnliches Verfahren, das Holz zu zertheilen, anwendet. In Folge dieſer Holzzernagungsweiſe werden beide Enden der Trummen zugerundet und ein wenig zugeſpitzt, wie man dies aus der Illuſtration erſehen kann. In den zoologiſchen Gärten ſind viele treffliche Exemplare von Bauholz zu ſehen, die vom Biber zerſchnitten worden ſind. Die Stämme und zerſchnittenen Trummen, die in der Illuſtration gegeben ſind, wurden von dieſen Gegenſtänden ſkizzirt.

„Der nächſte Theil der Aufgabe iſt, dieſe Trummen und Klötze zur Bildung eines Dammes zu verwenden. Während nun Manche beſtrebt geweſen ſind, den Biber zu einem geſcheidteren Thiere zu machen, als er in Wirklichkeit iſt, und ihm Seelenkräfte zugeſchrieben haben, die nur Menſchen zukommen, ſind Andere in das andere Extrem verfallen und haben das Vorhandenſein eines regelmäßig erbauten Dammes in Abrede geſtellt, indem ſie die Behauptung ausſprachen, ein ſolcher entſtehe rein zufällig und würde von den Stämmen und Klötzen gebildet, die vom Strome herabgeflößt worden ſeien, nachdem die Biber die ganze Rinde abgenagt hätten.

„Daß dieſe Behauptung unhaltbar iſt, geht aus der bekannten Thatſache hervor, daß der Damm keineswegs zufällig im Strom errichtet wird, wo gerade einige Trummen hingerathen ſind, ſondern genau an der Stelle, wo er Bedürfniß und der Stärke des Stromes angemeſſen gebildet erſcheint. An jenen Stellen, wo der Strom langſam fließt, wird der Damm gerade quer über den Fluß geführt, aber an jenen, woſelbſt das Waſſer viele Gewalt hat, in „bogiger Geſtalt“ (gegen den Strom hin) errichtet, um ſo der Kraft des ſtrömenden Waſſers Widerſtand zu leiſten. Die Gewalt des Stromes kann darum immer aus der Form des Dammes ermeſſen werden, den die Biber quer über ihn gebaut haben.

„Einige dieſer Dämme ſind von ſehr bedeutender Größe, da ſie 700 bis 1000 Fuß in die Länge und 10 bis 12 Fuß in die Dicke meſſen und ihre Geſtalt genau der Gewalt der Strömung entſpricht, indem ſie an einigen Stellen gerade, an anderen mehr oder weniger bogig ſind.

„Der Damm wird von den Bibern nicht dadurch gebildet, daß ſie die Enden der Trummen in das Bett des Fluſſes einrammen, ſondern dadurch, daß ſie dieſelben wagrecht legen und ſie mit Steinen und Erde bedecken, bis ſie der Gewalt des Waſſers widerſtehen können. Eine ungeheure Menge von Trummen werden ſo gelegt, und ſobald das Waſſer ſteigt, wird friſches Material

Digitized by Google

hinzugefügt, das die Biber meiſtens von den durch ſie entrindeten Stämmen und Aeſten der Bäume erhalten.

„Der Leſer wird ſich der Meinung Vieler erinnern, der Damm des Bibers ſei blos eine zufällige Anhäufung loſer Stämme und Zweige ohne alle Baugeſchicklichkeit von Seiten des Thieres. Etwas Wahres iſt an dieſer Behauptung, nur iſt ſie übertrieben. Denn der vollendete Damm der Biber hemmt den Lauf des Stromes ſo vollſtändig, daß er alle großen fluthenden Gegenſtände aufhält, und jeder Stamm oder Zweig, der zufällig in den Fluß geräth, wird durch den Damm gehemmt und trägt zu deſſen größerer Ausdehnung bei.

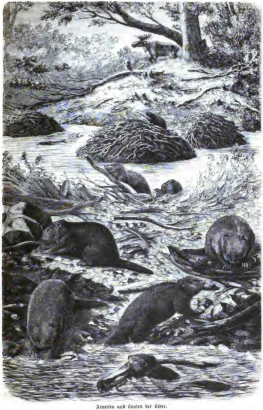
„Schlamm und Erde werden von den Bibern auch hinzugefügt, ſo daß der Damm im Lauf der Zeit ſo feſt wird, wie das Land, durch welches der Fluß ſtrömt, und ſich mit fruchtbarem angeſchwemmtem Boden überdeckt. Samen gelangen bald zu dem für ſie paſſenden Boden und in einem Damm, der bereits lange ſteht, ſind, wie man weiß, Waldbäume gewachſen und ihre Wurzeln trugen zur Vermehrung der Feſtigkeit dadurch bei, daß ſie die Materialien verbanden. Es iſt wohl bekannt, daß auf den fruchtbaren Eilanden, die über Korallenriffen entſtanden, in ähnlicher Weiſe Stämme wuchſen. Anfänglich beträgt der Damm ſelten mehr als $3^1/_2$ Fuß in der Breite, da wo er das Waſſer überragt; aber dieſe zufälligen Anhäufungen bewirken eine beſtändige Zunahme.

„Die Rinde, mit der die Stämme urſprünglich bedeckt waren, wird von den Thieren nicht ganz und gar gefreſſen, ſondern abgeſtreift und der größere Theil unter dem Waſſer verſteckt, um als Nahrung zur Zeit des Winters zu dienen. Ein weiterer Wintervorrath wird dadurch beſchafft, daß die Biber die kleinen Zweige nehmen, mit ihnen zu den Grundlagen des Dammes untertauchen und ſie ſorgfältig zwiſchen den Trummen befeſtigen. Wenn die Biber hungrig ſind, tauchen ſie zu ihren verſteckten Vorräthen, reißen einige Zweige aus, bringen ſie an's Land und nagen die Rinde weg.

„Wir haben nunmehr erfahren, wie die Biber das Waſſer bis zur erforderlichen Höhe ſtauen, und müſſen zunächſt ſehen, wie ſie es benutzen. Der Biber iſt weſentlich ein Waſſerthier, das nie geht, wenn es ſchwimmen kann, und ſich ſelten auf trockenem Lande ganz behaglich zu fühlen ſcheint. Er baut darum ſeine Wohnungen dicht an's Waſſer und gelangt in daſſelbe durch unterirdiſche Wege, von welchen ein Eingang in die „Burg" (wie man ſeine Wohnung nennt) und der andere in's Waſſer führt, aber ſo weit unter der Oberfläche, daß er nicht vom Eis verſchloſſen werden kann. Es iſt darum dem Biber immerhin möglich, zu den Futtervorräthen zu gelangen und in ſeine Wohnung zurückzukehren, ohne vom Lande aus geſehen zu werden.

„Die Burgen ſind faſt kreisrund von Geſtalt und gleichen ſehr den wohlbekannten Schneehäuſern der Eskimos, da ſie oben gewölbt und ungefähr halb ſo hoch, als weit ſind, indem die mittlere Höhe 3 Fuß und der Durchmeſſer 6 bis 7 Fuß beträgt. Dies ſind die inneren Ausdehnungen; das äußere Maß iſt wegen der bedeutenden Dicke der Wände viel größer. Dieſe Wände werden beſtändig durch Schlamm und Zweige verſtärkt, ſo daß ſie während der ſtrengen Fröſte faſt ſo hart wie feſter Stein werden. Jede Burg pflegt mehrere Inſaſſen zu enthalten, deren Lagerſtätten um die Wände herum angebracht ſind.

Digitized by Google



Arbeiten und Spielen der Biber.

Digitized by Google

„Alle diese vorsorglichen Arbeiten sind jedoch ohne Nutzen gegen die vielerfahrene List der Trapper (Fallensteller). Selbst zur Zeit des Winters sind die Biber nicht sicher. Die Jäger schlagen stark wider das Eis und urtheilen aus dem Tone, ob sie in der Nähe einer Oeffnung sind. Zufriedengestellt, hauen sie das Eis weg und verstopfen die Oeffnungen, so daß die Biber, wenn sie aufgeschreckt werden sollten, nicht in's Wasser entwischen können. Sie schreiten dann dem Ufer zu und verfolgen den Lauf der unterirdischen Wohnung des Bibers, der zuweilen 28—35 Fuß in der Länge beträgt, und fangen die Biber durch Bewachung der verschiedenen Oeffnungen sicher. Den Jägern ist dies kein Lieblingsunternehmen und sie lassen sich nie darauf ein, so lange sie irgend eine andere Beschäftigung finden können, denn es erfordert viel harte Arbeit und große Anstrengungen und der Preis, den sie für die Häute bekommen, ist jetzt sehr gering. Während dieser Beschäftigung muß Blutvergießen sorgfältig vermieden werden, weil sonst die übrigen Biber, darüber bestürzt, sich in's Wasser zurückziehen und nicht gefangen werden können.

„Gewöhnlich verlassen die Biber ihre Hütten zur Sommerszeit, obgleich eines oder das andere der Häuser von einer Mutter und ihrem Säugling besetzt bleiben mag. Alle alten Biber, die durch keine häuslichen Bande an ihre Wohnungen gefesselt werden, schlagen ihren Wohnsitz im Wasser auf und schwimmen nach Belieben den Strom auf und nieder bis zum Monat August, wo sie in ihre Wohnungen zurückkehren. Es giebt auch gewisse Individuen, die von den Trappern les paresseux oder Idlers d. h. Müßiggänger genannt werden, die nicht in Burgen leben und keinen Damm bauen, sondern in unterirdischen Höhlen gleich denen unserer Wasserratte, der sie nahe verwandt sind, ihren Aufenthalt nehmen. Diese Müßiggänger sind immer Männchen(!), und es kommt zuweilen vor, daß mehrere dieselbe Höhle bewohnen. Der Trapper ist immer zufriedengestellt, wenn er die Wohnung eines Müßiggängers findet, weil der Fang eines solchen vergleichsweise eine leichte Aufgabe ist."

Diese dürftige Beschreibung Wood's von der Wohnung des Bibers müssen wir nothwendig vervollständigen. Wir folgen dabei den Berichten der glaubwürdigsten Schriftsteller.

Die Wohnungen der Biber sind immer oberhalb des Dammes, wo möglich an der Südseite von Inseln in der Nähe ihrer Ufer, aber auch inmitten eines Stromes angelegt. Ihre Wände erscheinen bis 2 Fuß dick und diejenigen im Strome besonders stehen wie auf einem Pfahlwerke oder einer rostartigen Unterlage, die zugleich den Fußboden der Burg bildet. Sie sind, je nachdem ein oder mehrere Paar Biber darin hausen, von verschiedener Größe. Die äußere Gestalt ist uns aus der Wood'schen Schilderung schon bekannt.

Die innere Einrichtung der Biberburg ist dem besonderen Kunsttriebe des merkwürdigen Thieres angemessen. Der Fußboden soll nach Einigen öfter mit Rasen, Aesten von Buchsbaum, grünen Tannen und vielen andern Baum- und Straucharten, nach Andern wieder mit feinen Holzspänen belegt und sehr reinlich gehalten werden. Gegen die Wasserseite hin enthält die Wohnung eine Art Luftloch, hoch genug angelegt, um es vor Verstopfung und Zerstörung durch hochgehendes Eis zu behüten. Nach Büffon und Andern sollen die Biber

Digitized by Google

zur Winterszeit die Stelle am Luftloche oder ſogenannten Fenſter abſchüſſig oder abhängig machen dadurch, daß ſie die Pfähle oder Holztrummen, worauf daſſelbe ruht, ſchräg abbeißen und einen Ausgang unter dem Eiſe im Waſſer herſtellen. Neben dem gewöhnlichen Aufenthaltsraume liegt noch eine eigene Vorrathskammer, in der ſie bedeutende Vorräthe (oft Karrenladungen groß) von Rinden des ſogenannten Biberbaums, von Eſchen, Weiden, Espen, allerlei Wurzelwerk von Calmus, Seeroſen, auch Schilf u. dgl. m. anſammeln. Bei allzu hochgehender, in das Innere der Wohnungen dringender Flut muß zuweilen auch wol der Sorgliche durch ein in die Kuppel der Burg gebrochenes Fluchtloch enteilen. Ebenſo wiſſen die klugen Thiere auch bei beſonders ſtrengen Wintern dem Andrange des Eiſes zu entgehen, indem ſie, wenn daſſelbe bis auf das Waſſerbett gefriert, es zernagen und ſich unter demſelben in dem Schlamm Gänge graben. Die meiſten Wohnungen werden mehrere Jahre benutzt, und öfters reihen junge Biber an die Burg der Eltern oder umgekehrt die letzteren neue Wohnſitze an die älteren, der Nachkommenſchaft eingeräumten, ſolche mit einander in Verbindung ſetzend. So entſtehen nicht ſelten kleine Dörfer oder Anſiedelungen der ewig Rührigen, immer aber nur da, wo ganze Geſellſchaften von Bibern an Damm und Burgen arbeiten. Die Einſiedler oder — wie ſie die Wood'ſche Mittheilung bezeichnet — die Müßiggänger graben ſich nur einfache Erdhöhlen, wie der Fiſchotter. Ein Näheres über die in Erdhöhlen lebenden Biber weiter unten.

Schwindet vor dem klaren Blick des wahrhaften Forſchers auch vieles Fabelhafte hinſichtlich des Kunſttriebes des Bibers, ſo kann er doch nicht umhin, beim Anblick ſeiner zwar rohen, aber doch im Verhältniß zu dem Thiere rieſenmäßig aufgeführten Waſſerbauten über die Klugheit und Betriebſamkeit dieſes Nagers zu erſtaunen. Es iſt nicht zu leugnen, daß ein gewiſſes gemeinſchaftliches, faſt bienenartiges Zuſammenhalten und Wirken bei einer Bibertruppe obwaltet. Wir begegnen hier nicht allein einem bloßen Zuſammenrotten, wie wir es bei ſo vielen geſellig lebenden Thierklaſſen finden, nein! die Verbindung gründet ſich auf einen beſtimmten Zweck, der durch merkwürdige Mittel erreicht wird. Dieſer Zweck iſt — wie wir geſehen haben — kein anderer, als die betreffende Waſſerfläche auf einen gewiſſen Raum in einer beſtimmten mittleren Höhe zu erhalten: denn der Biber iſt vorzugsweiſe — wie wir ſchon an ſeiner Körpereinrichtung dargethan haben — ein Waſſerthier. Das, was er zu Waſſer erreichen kann, bewirkt er gewiß auf dieſem Wege, und alle ſeine baulichen Anlagen zielen darauf hin, dies Element ſeinen Abſichten und Neigungen dienſtbar zu machen.

In dieſem ſeinem Bereiche iſt der Bau- und Schwimmkünſtler denn ſo recht eigentlich zu Hauſe, verliert aber nie ſeine große Wachſamkeit, Vorſicht und Klugheit. Hier ſtellt er Abends während ſeiner gewöhnlichen und vielfältigen Nachtbeſchäftigungen Wachen aus, welche nach einigen älteren Schriftſtellern durch Schlagen ihres Schwanzes auf die Waſſerfläche, nach andern neueren Forſchern durch ein warnendes Pfeifen die Genoſſen aufmerkſam machen, ſich im Nu in das ſichere Gewäſſer und ihre Verſtecke zu begeben. Dort iſt er hurtig bereit, beeinträchtigten Bauten durch Nachbeſſerungen mit Zweigen,

Aesten und Stämmen, wie mit Erde und Steinen wieder aufzuhelfen. Hier wieder sitzt er nach der Fällung eines Baumstammes — unter welchen er oft über 1 Fuß dicke Exemplare abnagend umwirft — am Ufer, dem tiefen Wasser zugekehrt, mit einem Zweige, den er beständig eichhornartig, aber noch schneller in den Vorderpfoten nagend herumdreht, bei der geringsten Gefahr mit einem Sprunge in's befreundete Wasser flüchtend. Er ist ein vortrefflicher Schwimmer und Taucher. Beim Schwimmen gebraucht er hauptsächlich nur die Hinterbeine und als Ruder den merkwürdigen Schwanz, fast niemals die der Schwimmhäute entbehrenden Vorderläufe, welche er bei der Bewegung im Wasser nur unter den Kopf strack vorlegt. Wenn er etwas bemerkt, oder deutlich sehen oder hören will, richtet er sich nach Art der meisten Nager auf die Hinterläufe hoch auf und bemerkt den Feind vermöge seiner äußerst scharfen Sinne schnell und weit. Uebrigens ist er wegen seines ungeheuren Gebisses vor den meisten Raubthieren sicher, und außer dem Menschen braucht er so leicht kein anderes Geschöpf in seinem Bereiche zu fürchten. Nur der Fischotter soll seinen unbewachten Jungen vermöge seiner Raubgier und großen Schwimmfertigkeit manchmal schaden. Im vorigen Jahrhundert gab es hin und wieder an der Elbe, Weser und andern Flüssen und Bächen Deutschlands noch kleine Bibergemeinden, und Jester in seinem oben angeführten Werkchen giebt an, daß es in den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Preußen noch wildlebende sogenannte Grubenbiber gegeben habe. Man schied nämlich von einigen Seiten die Biber in zwei Arten, in die oben beschriebenen gesellig lebenden und in solche, die sich wie die Fischottern Gruben in die Erde, zuweilen auch einen, mehrere Fuß tiefen Graben („Geschleife") fertigten, um einen kleinen See zu bilden, der bis in die Oeffnungen ihrer oft über 100 Fuß langen Höhlen gehe; — Thiere, die einen schmutzigen, von dem Aufenthalt in der Erde abgeriebenen Balg hätten u. s. w. Auch noch jetzt findet man in Amerika, abgeschieden von den größeren Bibergemeinschaften, einzelne solcher Grubenbiber, welche die Wilden für aus den Gemeinden ausgestoßene Faullenzer halten, was einigermaßen mit der Mittheilung Wood's über die „Müßiggänger" übereinstimmt.

Der Biber lebt sogar gegenwärtig noch an einigen Flüssen Deutschlands vereinzelt wild. Interessant ist die Mittheilung des Forstmeisters von Meyerink über die noch 1822 bestandene Biberansiedelung an dem Flüßchen Ruthe in der Nähe der Stadt Barby, welche Mittheilung Brehm in seinem „Thierleben" giebt.

„Es wohnen jetzt" — berichtet der Genannte — „dort noch mehrere Biberpaare in Gruben, welche einem Dachsbau ähnlich, 30 bis 40 Schritt lang und mit dem Wasserspiegel gleichlaufend sind und auf dem Lande Ausführungsgänge haben. In der Nähe der Gruben errichten die Biber sogenannte Burgen. Dies sind 8 bis 10 Fuß hohe, kunstlos zusammengetragene Haufen von starken Knüppeln, welche sie an den benachbarten Bäumen abbeißen und schälen, weil sie sich davon äsen. Im Herbst befahren die Biber die Haufen mit Schlamm und Erde vom Ufer des Flusses, indem sie diese mit der Brust und den Vorderfüßen nach dem Baue schieben. Die Haufen haben das Ansehen eines Backofens und dienen den Bibern nicht zur Wohnung, sondern nur zum

Digitized by Google

Zufluchtsorte, wenn hoher Waſſerſtand ſie aus den Gruben treibt. Im Sommer des genannten Jahres, wo die Anſiedelung aus fünfzehn bis zwanzig Jungen und Alten beſtand, bemerkte man, daß ſie Dämme warfen. Die Ruthe war zu dieſer Zeit ſo ſeicht, daß die Ausgänge der Röhren am Ufer überall ſichtbar wurden und unterhalb derſelben nur noch einige Zoll tief Waſſer ſtand. Die Biber hatten eine Stelle geſucht, wo in der Mitte des Fluſſes ein kleiner Heger war, von welchem ſie zu beiden Seiten ſtarke Reiſer in's Waſſer warfen und die Zwiſchenräume mit Schlamm und Schilf ſo ausfüllten, daß dadurch der Waſſerſpiegel oberhalb des Dammes um einen Fuß höher ſtand, als unterhalb deſſelben. Der Damm wurde mehrere Mal weggeriſſen, in der Regel aber in der folgenden Nacht wieder hergeſtellt. Wenn das Hochwaſſer der Elbe in die Ruthe hinauf-drang und die Wohnungen der Biber überſtieg, waren ſie auch am Tage zu ſehen. Sie lagen alsdann meiſt auf der Burg oder auf den nahe ſtehenden Kopfweiden."

„Kurz nach Sonnenuntergang" — berichtet unter Anderem derſelbe Beobachter weiter — „verlaſſen ſie die Gruben, pfeifen laut und fallen mit Geräuſch in's Waſſer. Sie ſchwimmen eine Zeit lang in der Nähe der Burg, gegen den Strom ſo ſchnell, als abwärts, und, jenachdem ſie ſich ſicher glauben, kommen ſie entweder mit Naſe und Stirn, oder mit Kopf und Rücken über das Waſſer empor. Haben ſie ſich geſichert, ſo ſteigen ſie an's Land und gehen fünfzig Schritt und noch weiter vom Fluſſe ab, um Bäume zur Aeſung oder zu ihren Bauten abzuſchneiden. Sie entfernen ſich von der Burg ſchwimmend bis eine halbe Meile, kehren aber immer in derſelben Nacht zurück. Auch im Winter gehen ſie des Nachts ihrer Nahrung nach, verlaſſen jedoch zuweilen acht bis vierzehn Tage die Wohnung nicht und äſen ſich mit der Rinde der Weiden-knüppel, welche im Herbſt in die Gruben getragen und mit denen die Ausgänge nach der Landſeite zu verſtopft werden."

In künſtlichen ſogenannten Biberhegen wird das Thier gegenwärtig an einigen Orten in den bewohnteren Ländern Europa's vor gänzlicher Aus-rottung noch einige Zeit bewahrt, wie in Oeſterreich auf den großen Schloß-teichen von Hallbrunn und Schönau, ſowie bei Rothenhof in Böhmen.

Dr. Fitzinger theilt in Nr. 9 des V. Jahrgangs der Zeitſchrift: „Der Zoologiſche Garten" (von 1864) intereſſante Beobachtungen über Biber von einem Gutsbeſitzer Eringer zu Mödling bei Wien mit. Dieſer unterhielt ſechs Jahre in einem größeren Gartenteiche eine Biberzucht. Hiernach gruben die Biber eine $1^1/_2$ bis 2 Fuß unter dem Waſſerſpiegel am Teichufer ſchräg nach oben gehende, 6 bis 18 Fuß lange Röhre, welche in einen Keſſel führte, der in mehrere Kammern getheilt war. Einen unmittelbar zu Tag gehenden Ausgang hatten dieſe Baue nicht; derſelbe befand ſich jedesmal nur unter Waſſer. Bei ſteigendem Waſſer fertigten die Biber ſogleich Gänge oberhalb des urſprünglichen Baues; umgekehrt gruben die Thiere in die Tiefe, ſobald der Waſſerſtand fiel, um in beiden Fällen trockne Wohnungen zu haben. Jedes-mal mündete der Eingang des Baues aber unter Waſſer, eine Beſtätigung, daß das Thier — wie oben erwähnt — ſeinen Weg immer am liebſten in und unter Waſſer geht. Alle Baue waren ſehr reinlich gehalten und die Thiere ſetzten ihren Koth nur im Waſſer ab. In den Abtheilungen des Keſſels war

Digitized by Google

der Boden reichlich mit zerbiſſenen Holzſpänen und Splint (jungem Holze) ausgefüttert; die Thiere brachten faſt den ganzen Tag in dieſen Räumen zu, höchſt ſelten kamen ſie am Tage einmal außerhalb des Baues zum Vorſchein. Nachts trugen ſie regelmäßig Rinden von Eſchen und Weichhölzern in ihre Vorrathskammern, ſo daß ſie immer auf einige Tage Nahrung hatten.

Höchſt poſſierlich nahm ſich das Betragen der Biber bei der Paarung aus. Sie fand Ende Februars ſtatt und kündigte ſich durch ein häufiges kurzes Grunzen an, ähnlich wie „Gorn" „Gurn" ꝛc. lautend. Das Männchen verfolgt dabei einige Zeit das Weibchen unter und über dem Waſſer, und plötzlich erheben ſich beide ſenkrecht gegen einander über die Hälfte des Leibes und tanzen mit den Vorderpfoten ſich gegenſeitig umſchlingend über dem Waſſerſpiegel, wozu ſie mit dem Schwanze beſtändig auf und ab den Takt ſchlagen und mit den Hinterbeinen Waſſer treten. Nach ſechs Wochen wirft das Weibchen im Bau zwei bis drei behaarte, blinde Junge, die nach acht Tagen ſchon ſehen und nach Verlauf dieſer Zeit mit der Mutter zur Abendzeit in's Waſſer gehen, darin herumſchwimmen und untertauchen. In drei Jahren ſind ſie ſelbſtändig und trennen ſich von den Alten, eigene Baue oder „Geſchleife" (Gräben) fertigend. In einem immer Einer Familie angehörigen Bau wurden Biber von andern Familien nie geduldet. Entſtanden Beſchädigungen im Bau durch zeitweiſes Zuſammenbrechen ihrer Röhren bei anhaltendem Regen, ſo wurde von der kleinen Gemeinde ſogleich Nachts an das Ausbeſſern geſchritten. Aeſte und Stämmchen wurden von Einigen durch Zerbeißen abgelängt und dann von Andern kreuz und quer über die Röhren gelegt, während wieder Andere Schlamm aus dem Waſſer holten, denſelben mit Schilf und Graswurzeln mengten, kneteten und mit Hülfe von Pfoten, Mund und Bruſt zur Stelle wälzten, um die Holzſtangen damit in den Lücken luft- und waſſerdicht zu überdecken. — Merkwürdig verfuhren ſie mit Baumſtämmen, welche ihnen mit dem Stammende im Waſſer im Spätherbſt an's Ufer gelegt wurden. Dieſe — 20 bis 30 Fuß lang und von 3 bis 5 Zoll dick — zogen ſie Nachts zur tiefſten Stelle des Teiches und ſtellten eine Anzahl daſelbſt ſchräg nebeneinander mit dem Stammende nach unten in den Schlamm. Sodann verflochten ſie die über dem Waſſerſpiegel hervorſtehenden Wipfel und brachten neue Stämme kreuzweis über die erſten, die Zweige der neuen wieder mit den ſchon verflochtenen Wipfeln zu verbinden, ſo daß eine Art ſehr feſten Floßes entſtand. Dies Flechtwerk von Stämmen diente den Bibern zur Nahrung im Waſſer.

Der Biber paart ſich je nach ſeinem Aufenthalte Mitte oder Ausgangs Winter. Das Weibchen wirft nach verſchiedenen Angaben innerhalb zwei bis vier Monaten zwei bis vier blinde Junge, welche vier bis ſechs Wochen geſäugt, von der Mutter dann mit grünen Zweigen von weichen Holzarten verſorgt und — nach Fitzinger ſchon in acht bis zehn Tagen — aus den Wohnungen geführt werden. Jung eingefangen, wird der Biber ſehr zahm, ja er ſoll in den indianiſchen Dörfern wie ein Hausthier zutraulich und ganz gezähmt herumlaufen. Einige Naturforſcher, wie Büffon und Hearne, zähmten das Thier dermaßen, daß es auf den Ruf und Pfiff hörte und wie ein Hund ſeinen Herrn begleitete.

Das ganze Weſen des Bibers iſt ein ſanftmüthiges. Er iſt ein harmloſer

Digitized by Google

Nager, der zwar in bevölkerten Gegenden seiner großen Zerstörung halber an Bäumen und Gewächsen aller Art, sowie vermöge der Anstauungen in den Gewässern durch seine Bauten nicht geduldet werden kann, dessen friedliches Leben in den Wildnissen Nordamerika's, in den Gewässern Sibiriens bis an's kaspische Meer, sowie im nördlichen Europa aber nur wegen seines brauchbaren Felles so empfindlich gestört wird, daß unser merkwürdiges Thier nach und nach der Ausrottung verfallen wird. Mit allen möglichen Fallen und Netzen, mit dem Schießgewehr und der dreizackigen, widerhakigen Gabel, kurz mit allen Zerstörungsmitteln der erfinderischen Drängerin der Thierwelt, der gewinnsüchtigen Menschheit, stellt man dem friedlichen Bewohner der Seen, Flüsse und Bäche nach. Wüßte das sonst so kluge Thier den Grund dieser unabläßigen Verfolgungen — gewiß! es risse sich wenigstens die brauchbarsten Grannen-Haare seines mit zehn bis zwanzig Thalern bezahlten Pelzes nicht aus Verzweiflung, sondern aus Klugheitsrücksichten aus, um so zwar weniger schön gekleidet, aber weit unbehelligter seinen Nage- und Wasserbaukünsten leben zu können.

Die Bisamratte.

## Die Bisam- oder Zibethratte (Fiber Zibethicus).

Ein der Gestalt nach unserer Wasserratte sehr ähnlicher, jedoch doppelt so großer Bewohner der Gewässer Nordamerika's stellt sich uns dar in der Bisamratte oder Ondatra, welche nach Einigen zur Familie der Wühlmäuse (Arvicolini), nach Andern zu den wirklichen Mäusen (Murina) gehört, aber zugleich in überraschender Weise an den Biber erinnert. Was ihr Aeußeres anlangt, so heben wir ihr sehr dicht, zart und glänzend behaartes, oben

braunes und unten graues Kleid hervor, sowie die in der Gegend der Geschlechtstheile befindliche, einer Kinderfaust an Größe gleiche Drüse, welche eine ölige Flüssigkeit von weißer Farbe und starkem Zibethgeruch absondert. Sie wählt zu ihrem Aufenthalt Ströme, Flüsse, Bäche und vorzüglich Teiche, vermeidet aber dabei die starken Strömungen und alle Stellen, an denen sie durch zeitweise eintretende Ueberschwemmungen beunruhigt und gefährdet werden könnte. Hinsichtlich ihrer Lebensart und besonders der Einrichtung der Wohnungen erscheint sie als der Biber im Kleinen. Denn wie dieser baut sie Festungen oder Burgen, welche wie vergrößerte Maulwurfshügel aus dem Wasser hervorragen und mit emsig herbeigetragenen Binsen und Schilfgräsern, und Schlamm als Bindemittel, hergerichtet sind. Nur von dem Grund des Flusses oder Teichs aus führt eine Höhle in das Innere der Burg, deren hohler Raum gerade nur groß genug ist, um ein Paar der Ratten bequem zu beherbergen. In der Regel befinden sich die Gebäude des sehr geselligen, mit Massen seinesgleichen lebenden Thieres in der Nähe frischer Quellen — ein Umstand, wozu es der angeborene Naturtrieb anleitet, der ihm gebietet, solche Bauplätze zu verachten, an welchen das Wasser rings um seine Wohnung gänzlich gefrieren würde. Denn auch während des Winters dürfen der Bisamratte die Zugänge zu den Wasserpflanzen und Wurzeln, von denen sie sich nährt, und der Zutritt ausreichender frischer Luft nicht verschlossen sein. Wie sie für ein warmes Lager inmitten der kugelförmigen Wohnung durch ein Polster von Wassergewächsen verschiedener Art besorgt ist, so errichtet sie sich auch für den Winter am Gipfel derselben gleichsam ein Gitterfenster aus lose übereinander gelegten Pflanzen, das dieselbe Bestimmung hat wie die Luftlöcher des Dachsbaues. Auch in der Tiefe unter dem Boden gegrabene Zweiggänge sind die Ergebnisse des Erhaltungstriebes, denn sie sind dazu bestimmt, Vorräthe aufzunehmen, zu denen außer Pflanzen und Wurzeln noch Muscheln gehören sollen.

Die Burgen sind jedoch nicht die einzigen Bauwerke der Bisamratte, vielmehr gräbt sie sich gleich dem Biber auch einen unterirdischen Bau mit einem Kessel, worin das Weibchen im Frühsommer mehrere Junge zur Welt bringt. Ihr Wesen ist still und friedliebend, ihr Treiben unschädlich, und wenn sie auch noch so rasch, gewandt und geschickt unterzutauchen vermag, so erleichtert doch ihre geringe geistige Fähigkeit den Indianern die Nachstellungen, welche des Pelzhandels wegen von diesen sehr eifrig betrieben werden. Man stellt ihnen nicht blos mit Flinten nach, die auf sie abgefeuert werden, wenn sie auf ihren Burgen sitzen und, keine Gefahr ahnend, sich der behaglichen Ruhe oder dem lustigen Spiel hingeben, sondern man fängt sie auch mit eisernen Fallen, den sogenannten Tellereisen, gerade so wie man den Fischotter auf seinem Aussteigeplatz überlistet, indem man Sorge trägt, daß das gefangene Thier sammt dem Eisen untergeht und ersäuft wird. Während man aber bei dem Fischotter und klugen Biber ihres scharfen Witterungssinnes wegen die Falle so legen muß, daß das Wasser darüber hinstreicht, ist die Bisamratte dumm genug, auch in blosliegender Falle gefangen zu werden. Ihr Fell wird sehr geschätzt und bildet einen bedeutenden Handelsartikel von Nordamerika. Von dort aus werden jährlich bis 500,000 Felle zur Hutfabrikation in England eingeführt.

Digitized by Google

Waſſerratte und Schärrmaus.

Die Waſſerratte und die Schärrmaus.

Dieſe beiden Wühlmäuſe von der Größe unſerer Haus- und Wanderratten haben den Gelehrten ſchon viel Kopfzerbrechens verurſacht und einen langen Meinungsſtreit heraufbeſchworen, der noch nicht beendet ſcheint. Die Einen wollen in beiden Thieren nur Varietäten einer und derſelben Art ſehen, die Andern unterſcheiden ſie Angeſichts ihrer abweichenden Lebensweiſe und Größe, ſowie ihres verſchiedenen Aufenthaltes in zwei Arten. Wer die Thiere nicht einſeitig nach todten oder ausgeſtopften Exemplaren der Muſeen betrachtet, ſondern auch ihren mannichfachen Lebensäußerungen, ihrer Charakteriſtik im Naturleben nachſpürt, der wird jedenfalls in unſeren beiden Mäuſen zwei verſchiedene Arten erblicken.

Beide Thiere ſind ſo ziemlich von derſelben Größe, beide gleichen ſich in der ſchwarzgrauen, nach unten und an den Haarſpitzen in's Gelbgraue, an Kehle und Bauch in's Weißgraue ſpielenden oft abändernden Färbung. Aber die Waſſerratte hat nach vielen ſorgfältigen Meſſungen einen größeren Schwanz, welcher gewöhnlich über 3 Zoll Länge beträgt, während der der Schärrmaus die Länge zwiſchen 2 und 3 Zoll nie überſchreitet.

Wir betrachten am beſten eine nach der andern und heben das Verſchiedenartige am betreffenden Orte jedesmal hervor, ſo daß ſich der Leſer ſelbſt ein Urtheil über die Zuſammengehörigkeit oder Verſchiedenheit beider Thiere bilden kann.

Digitized by Google

Die Waſſerratte oder Waſſer-Wühlmaus (Hypudaeus amphibius) gehört mit ihrer Baſe, der Schärrmaus (H. terrestris), ſowie den Lemmingen und der gemeinen Feldmaus zur Familie oder Gattung der Wühlmäuſe unter den mäuſeartigen Nagern. Sie iſt zwiſchen 9 und 10 Zoll lang, wovon der ziemlich dicht behaarte Schwanz $3^1/_4$ bis $3^1/_2$ Zoll beträgt. Ihr breiter Kopf mit der ſtumpfen, fleiſchfarbenen Schnauze, ſowie der viel kürzere Schwanz unterſcheiden ſie von der Haus- und Wanderratte und von den eigentlichen Mäuſen, abgeſehen vom Schädelbau und den Backenzähnen, ſchon äußerlich genugſam.

Ihren Aufenthalt wählt ſie ausſchließlich zunächſt den Gewäſſern, vom Sumpfgraben bis zum Teiche und Fluſſe hin. Hier gräbt ſie ſich Höhlen, deren Ausgänge ſtets nach der Waſſerſeite und gewöhnlich halb über, halb unter dem Waſſerſpiegel ausmünden. Das nur einige Zoll breite Eingangsloch geht bogenförmig in's Ufer empor und endigt dann zwiſchen 3 und mehr Fuß in einem breiteren Keſſel, in welchem gewöhnlich das dick mit Binſen, zarten Grashalmen und Moos ausgepolſterte halbkugelige Neſt ſteht. Manchmal, aber gewiß ſehr ſelten, legt die Ratte daſſelbe auch im Schilfe einige Fuß über der Waſſerfläche oder im Geſtrüppe an Bach- und Teichufern kunſtvoll an und dann ſoll es nach Blaſius' Beobachtung kugelrund und ähnlich dem der Zwergmaus ſein. In dem Neſte kommen mehrmals des Sommers drei bis ſechs Junge zur Welt, welche eine Zeit lang kahl und blind ſind. Sie werden von der Mutter treu behütet und bei Störungen in der Nähe des Neſtes aus demſelben in ein anderes oder einen ſonſtigen Schlupfwinkel getragen. An Sommerabenden regelmäßig mit Fiſchen an einem Bache beſchäftigt, gewahrte ich einſtmals plötzlich ein Thier in meiner Nähe vom Bachufer ab quer über die Waſſerfläche huſchen. Es war eine Waſſerratte, welche Etwas im hochgehobenen Maule trug. Als ſie gerade über meinem Fiſchgarne herſchwamm, hob ich daſſelbe ſchnell empor und fing darin die Ratte. Sie hatte bei näherer Beſchauung ein Junges im Maule und vertheidigte dies gegen meinen mitgenommenen Hühnerhund unter Pfeifen und Piepen äußerſt tapfer. Das Junge war von ſchwarzgrauer Farbe und, obgleich ſchon behaart und ſehend, noch ziemlich mißgeſtaltet. An demſelben Bache hatte ich oft Gelegenheit, die Waſſerratte zu beobachten. Bei oder kurz nach Sonnenuntergang fängt das Leben der Waſſerratte an. Dann huſcht ſie aus ihren Löchern in das Waſſer hinein. Hier iſt ſie zu Hauſe, und ſo wenig gewandt ſie auf dem Lande ſich zeigen mag, — hier entfaltet ſie alle Kunſt und Beweglichkeit eines Waſſerthieres. Sie beſchnüffelt mit gehobener Schnauze beſtändig den Umkreis. Bald iſt ein ſchnalzender Krebs ausgewittert, dem der Garaus gemacht wird, wobei die Räuberin ſich wohl hütet, dem Bepanzerten unter die Scheeren zu kommen, indem ſie ihn von hinten oder in der Mitte packt, ihn von unten annagend und aushöhlend. Oder ſie nahet vorſichtig ſchwimmend wie ein Schatten einem lungernden Fröſchchen, wie der Blitz darauf zuſpringend und das zappelnde bewältigend. Auch Vogelneſter plündert ſie gelegentlich aus. Das Geraubte ſchleppt ſie allſogleich an's Ufer nach dem Schilfe, unter deſſen Schutze ſie es verzehrt. Sie ſoll daſelbſt wahre Bänke oder Eßtiſchchen haben, die auf zuſammengeknickten Rohrſtengeln in Form eines platten Neſtes gefertigt werden. Wir haben ſolche

Digitized by Google

Plätze niemals geſehen, wol aber ordentliche Wechſel oder Gänge im Schilf und Geſtrüppe an den hohlen Ufern her, welche Gänge ſich ſtellenweiſe beſonders unter überhängenden Büſchen zu runden, ganz glatt getretenen Plätzen erweitern. Hier ſieht man die oft nahe aneinander wohnenden Pärchen, nach Nagerart auf den Hinterbeinen ſitzend und ſich putzend, ihre Nahrung von Kerbthieren, Wurzeln, markigen Stengeln des Rohrs, Gemüſe und Knollengewächſen verzehren oder in das gewöhnlich an dieſen Plätzen befindliche Neſt im Uferraine den Jungen zutragend, auch damit die im Herbſt errichtete Winterkammer verproviantirend. Wir bezweifeln durchaus nicht die Anlage der Eßtiſche von Seiten der Waſſerratten, um ſo mehr nicht, als dieſelben einer unſerer gewiſſenhafteſten Forſcher, Ch. L. Brehm, nach eigenen Wahrnehmungen beſchreibt. Hiernach ſind dieſe Tiſche — wol hauptſächlich nur im Schilfe großer Teiche — auf umgeknickten Rohrſtengeln einige Zoll über dem Waſſerſpiegel aus grünem Seggengras in einer feſten, dichten Maſſe, oben ganz platt aufgebaut. Ihr Durchmeſſer beträgt 9 bis 12 Zoll. Dahin ſchleppen die Thiere die an der Oberfläche des Waſſers abgebiſſenen Rohrſtengel im Maule, richten ſich dort auf und ziehen die Rohrſtengel bis zur oberen, markigen Spitze durch ihre Vorderfüße, um das Mark zu verzehren. Nach ungeſtörter Mahlzeit ruhen ſie zuſammengekauert auf dem Eßtiſche. —

Sieht man die Abendſchwärmerin nicht, ſo hört man ſie doch deutlich in ihren eben beſchriebenen Ufergängen herumhüpfen, was ſich durch ein eigenes abgeſetztes plumpſendes Geräuſch kundgiebt und von ihrer Schwerfälligkeit im Gang und Sprung zeugt. Das ſchwimmende Thier hingegen — wie ganz anders! Im Waſſer tummeln ſich die Thiere — namentlich die jüngeren — oft in kurzweiligen Spielen mit Ihresgleichen. Um das Weibchen herum führt das zärtliche Männchen wahrhafte Tänze auf.

Aehnlich wie der Fiſchotter dreht und wälzt es ſich im Kreiſe auf der Oberfläche, hüpft auch wol, Waſſer tretend, mit emporgerecktem Oberkörper um den Gegenſtand ſeiner Neigung höchſt poſſierlich herum und vergißt ſich in dieſer Berauſchung oft ſo ſehr, daß man es mit einem Stocke leicht erſchlagen kann. In dieſem Bereiche treibt ſich das Volk der Waſſerratten, oft zu Dutzenden nicht weit von einander wohnend, den Sommer über umher. Der Schaden, den ſie hier verurſachen, iſt, ausgenommen den beim Durchwühlen von Teichdämmen, nicht erwähnenswerth. Gegen den Herbſt hin ſchaden ſie wohl mitunter an Zwiebeln und ſonſtigen Knollengewächſen ganz benachbarter Pflanzenſtücke, indem ſie, wie erwähnt, dergleichen Vorräthe in ihre zu dieſem Zwecke erweiterten Baue einſammeln. Hier verſchläft das Thier denn auch bei eintretendem Winter oft geraume Zeit in ſeiner Kammer. Doch gewahrt man ſeine Spur manchmal bei Thauwetter im Winter an den Ufern, ein Zeichen, daß es einem eigentlichen Winterſchlafe im Zuſtande der Erſtarrung nicht verfällt. Bei großen Winterfluten gehen viele zu Grunde, und wir ſahen mit eignen Augen einſtmals bei hochgehendem Waſſer im Winter eine Anzahl Waſſerratten ſich auf die Weidenſtumpfe und höheren Partien eines Bachufers flüchten. — In ihrem Familienleben wird ſie gewöhnlich von weiter keinem Ereigniſſe und Feinde geſtört, es ſei denn letzterer gelegentlich der Fiſchotter; nur ein furchtbarer Räuber,



Digitized by Google

obgleich nicht größer als ſie, fährt manchmal in ihr behagliches Schlemmerleben wie der Wolf in die Hürde hinein, das iſt hauptſächlich das früher mit ſeiner Rattenjagd ſchon geſchilderte große Wieſel. Dieſes hat ihr ewigen Krieg erklärt, wie der Menſch und namentlich der Gartenbeſitzer

der Schärr-, Wühl- oder Schermaus, auch Reut- und Reitmaus, dieſer unermüdlichen, Beete und Gartengewächſe zerſtörenden lebendigen Wühllokomotive, gegen die ſelbſt unſer Maulwurf zurückbleibt. Denke ſich der Leſer ein ſchönes, mit Küchengewächſen und Pflanzen aller Art ausgeſtattetes Gartenquartier auf einmal wie von einer unſichtbaren teufliſchen Macht in die Kreuz und Quere durch ſich ſchlängelnde Gänge unterwühlt, deren obere Wölbungen, überall in Riſſen geſprungen, ſich etwa einen bis zwei Zoll über den planen Gartenbeeten verrathen und die von dem Hinwelken der kräftigſten Pflanzen und Sträucher, ja Bäumchen begleitet werden. Nur in der Schärrmaus haben wir den verborgenen Urheber aller dieſer Unthaten zu ſuchen. Die Waſſerratte mag in dem Schilfe beißen und wirthſchaften, ſo viel ſie will; ſie mag dem Fiſchereibeſitzer manchen Krebs erbeuten und in den Teichdamm manches Loch brechen: das Alles iſt nichts gegen die Zerſtörungen der Gartenwühlmaus. Sie iſt die Hauptmörderin des zarten Gartenpflanzenlebens: denn wie der Maulwurf nur bedingt bei der Verfolgung von Larven und Gewürm den Gewächſen durch Umwühlen ſchadet, ſo rückt gerade die hinterliſtige Zerſtörerin in ihren unterirdiſchen Gängen direkt an die Wurzeln und Knollen alles Desjenigen, was da grünt und blüht und den fleißigen Menſchen durch Nützlichkeit und Schönheit erfreut. Wir haben mehrere Male ununterbrochene Gänge dieſes Thieres verfolgt durch fünf und ſechs Gärten hindurch, welche eine Geſammtfläche von beinahe zwei Morgen Landes einnahmen. In dem einen dieſer Gärten waren die ſchönſten Spargelrabatten angelegt. In einem Vorſommer hatte die Beete- und Pflanzenverwüſterin alle Wurzeln dieſes koſtbaren Gewächſes zerſtört, einigen jungen Obſtbäumen durch Benagen und Abbeißen der Wurzeln das grüne Leben geraubt und den Küchengewächſen wie ausgeſetzten Pflanzen in einer empörenden Weiſe mitgeſpielt. Einem guten Maulwursfänger — der gerade bei dieſem Thiere durch ſeine Fangmethoden vielmehr nützen könnte, als bei dem viel weniger ſchädlichen, ja in den meiſten Fällen nützlichen Maulwurfe — gelang es endlich, dem Wühlvolke durch allmäliges Wegfangen an dieſen Stellen Einhalt zu thun. Dieſe Maus nämlich hält hartnäckig die Richtung ihrer Gänge ein, auch wenn ſie noch ſo oft durch ihre theilweiſe Oberflächlichkeit und dünnen Wandungen zerfallen. Man fragt billig nach der näheren Beſchaffenheit dieſer unterirdiſchen Labyrinthe. Es iſt die Beſchreibung derſelben eben ſo leicht, als ihr Vorhandenſein erkennbar und namentlich von den Gängen und Auswürfen des Maulwurfs zu unterſcheiden. Dieſe ſichtbaren Gänge ſind, wie ſchon angedeutet, ſehr oberflächlich angelegt. Die Reutmaus wühlt nämlich gerade in der lockeren „Ackerkrume“, d. h. in derjenigen Erdſchichte, in welcher hauptſächlich die Wurzeln der meiſten Kulturgewächſe ſich verbreiten und wirft oder drückt hierdurch die Höhlung ihres Ganges halb über ſich, wodurch dieſe nach außen oder oben eine leichte Wölbung bekommt. Je nach der Sprödigkeit und Schwere des Bodens ſind

Digitized by Google

die ſichtbaren äußeren Wandungen bald mehr, bald weniger zerbröckelt oder aufgeſprungen und gewöhnlich nur einen oder einige Zoll dick. Ihre ſehr ſeltenen Auswürfe erſcheinen dabei von viel gröberen Brocken und Schöllchen begleitet, als die des Maulwurfs. Auch ziehen die Gänge viel mehr hin und her. Eine beträchtliche Anzahl derſelben jedoch geht nach unſeren vielfältigen Erfahrungen — ganz abweichend von den Angaben mancher Schriftſteller — tiefer, ja oft unter den Maulwurfsgängen her, wovon wir uns an mancher Stelle überzeugten. Daſſelbe iſt hinſichtlich der Lage des Keſſels ſammt dem Neſte der Fall. Wir finden unſere Erfahrungen mit denen anderer Forſtmänner, welche die Wühlerin leider nur zu oft in den Forſtgärten und den Saat- und Pflanzflächen der Wälder zu beobachten Gelegenheit haben, namentlich mit den Mittheilungen von A. Meier ganz übereinſtimmend. So fanden wir auch, daß die Maus nicht allein häufig ihre Gänge zwiſchen denen des Maulwurfs anlegte, ſondern auch des letzteren Höhlen bewohnte. Zum Glück iſt das Vorkommen des Thieres ungleich mehr vereinzelt, als das ihrer Verwandten, der kleinen Feldmaus z. B., und der wirklichen Mäuſe, wie Hamſter, große Feldmaus, Hausmaus u. ſ. w. Jenes lebt paarweiſe und ſelten trifft man beſonders viele Thiere nahe beiſammen an.

Ihr Neſt legt die Reutmaus unter einem ausgeworfenen ſtärkeren Hügel in Form eines rundlichen Keſſels an, der in mehreren Gängen ausmündet. Es ähnelt ſehr den Neſtern der Feldmaus oder Hausmaus und beſteht wie dieſe aus zerbiſſenem Stroh, Stengeln, Grashalmen und Moos. Nicht ſelten iſt es wie bei vielen Grabthieren unter Hecken und Gebüſch oder unter ſchützenden Baumwurzeln angebracht, ja ſteht manchmal mitten unter den Wurzeln eines Gemüſebeetes oder Roſenſtrauchs, deſſen Wurzelſtock, den das Thier vorzugsweiſe zernagt, oft ganz unterhöhlt iſt. Sehr ſchüchtern und vorſichtig verläßt die alte Maus das mit 2 bis 7 Jungen bevölkerte Neſt, um den in der Färbung ſehr ändernden Kleinen die ausgeſuchteſte Nahrung von Gemüſen, Wurzeln, Früchten und Obſt im Gartenbereiche zu ſuchen. Erbſen und Bohnen, Kohl und Salat, Spargel, Sellerie, Zwiebeln und Kartoffeln, Mais und alle möglichen Halmfrüchte, oft ſelbſt die ſüße Spende der Spaliere weiß die gefräßige Diebin auszukundſchaften. Auf dieſe Weiſe zerſtört und verzehrt ſie bei ihrer manchen Orts nicht unerheblichen Vermehrung häufig ein gut Theil des Getreide- und Früchteergebniſſes einer von ihr bewohnten Umgegend. Der Forſtmann weiß — wie bemerkt — ebenfalls von ihren Verheerungen zu reden: denn ſie zerſtört oft die ſämmtlichen Pflänzchen, namentlich Ahorne und Eichen, in den Reihen der Forſtgartenbeete und Kulturen. Das Benagen der Wurzeln geſchieht horizontal zu deren Are und ſo, daß man glaubt, ſie wären abgeſägt. Man hat vorgeſchlagen, der Maus mit der Hacke oder dem Spaten aufzupaſſen und ſie beim Wühlen, welches man an dem Bewegen den angefallenen Pflanzen bemerkt, herauszuwerfen. Aber das Thier wühlt meiſt nur des Nachts, bei ſchwülem Wetter oder bedecktem Himmel, und am Tage in der Regel nur Morgens und gegen Abend. Auch iſt ein ſolcher Anſtand eine große Geduldprobe. Unter den Fangmethoden helfen am beſten die bekannten Schnellfallen, womit die Maulwürfe gefangen werden. Als ein wirkſames

Digitized by Google

Mittel, die Maus aus einem gewissen Bereiche zu entfernen, empfiehlt sich das Einlegen und Einstecken von Blüthendolden und grünen Zweigen des schwarzen Hollunders (Sambucus nigra) in die Gänge. Gegen den starken Geruch dieser Staude hat die Wühlmaus einen solchen Widerwillen, daß sie sich bald wegzieht. Immer jedoch hat diese Methode nur einen bedingten Nutzen, eben für das Gelände des sie Vertreibenden und nur zum Nachtheile der benachbarten Grundstücke, auf denen sich die Wühlerin nun einnistet. Empfehlenswerther ist das s. Z. von A. Meier vorgeschlagene Mittel, die Reutmaus zu schießen, weil es sich auf die auch von uns bemerkte Eigenthümlichkeit des Thieres gründet, kein Licht in seinen bewohnten Gängen zu dulden, insbesondere jede zufällig entstandene Spalte oder absichtlich gemachte Oeffnung in denselben sogleich sorgfältig wieder mit Erde zu verscharren.

„Zu dem Ende" — sagt der Genannte — „öffnet man den bewohnten Gang (man überzeugt sich von dem Bewohntsein dadurch leicht, daß man etwa am Tage vor der beabsichtigten Jagd die vorhandenen Gänge hin und wieder etwas öffnet und dann am folgenden Tage nachsieht, wo die gemachten Löcher wieder geschlossen sind; dort sind die Gänge bewohnt) mit einem Stock oder einem Spaten so weit, daß das Thier sichtbar werden kann, wenn es zur Verschließung der Oeffnung kommt; zugleich fühlt man mit einem Reis oder Gertchen (nicht mit der Hand), welches man möglichst wenig berührt hat, in den Gang, um sich zu überzeugen, daß man nicht gerade eine starke Biegung getroffen hat, in welchem Falle man das Loch gleich wieder zuwirft und ein neues macht, weil man sonst die dann leicht unbemerkt zurückweichende Reutmaus wol fehl zu schießen pflegt. Nun stellt man sich mit Berücksichtigung des Windes und überhaupt mit Vorsicht beobachtend und schußfertig in die Nähe der gemachten Gangöffnung, bis die Reutmaus erscheint und zuerst vorsichtig aus dem Loche sieht, — diesen Augenblick muß man zum Schießen benutzen. Die günstigste Tageszeit ist, weil die Reutmäuse dann in Bewegung sind und nicht vielleicht eben an einem entfernteren Punkte ruhen, früh Morgens und gegen Abend, besonders die letztere Zeit. Nicht selten kommt die Maus kaum eine Minute nach der Oeffnung des Ganges zum Vorschein, und kann man kurz nach einander mehrere schießen, ohne allzu vieler Geduld zu bedürfen."

Finden wir schon in der Form des Baues der Schärrmaus eine große Abweichung von dem der Wasserwühlmaus, so fällt der Umstand noch mehr auf, daß diese Gänge, auch wenn sie, wie nicht selten, auf Gemüseländern ganz in der Nähe von Bachufern angelegt sind, niemals nach dem Wasser zu ausmünden, sondern sich immer im Bereiche des trocknen Geländes halten. Hierzu kommt noch die wenigstens von uns beobachtete Charakteristik, nach welcher die Reutmaus höchst selten das Wasser besucht. Die in dem früher erwähnten Gartenreviere eingenisteten Thiere hatten die beste Gelegenheit, in einem ganz in der Nähe vorbeifließenden Mühlbache und einem kleineren Wassergraben sich herumzutreiben; aber weder wir, noch die Gartenbesitzer alle, welche wir um genaue Beobachtungen baten, haben je einen Gang oder eine Höhle der Reutmäuse an den gedachten

Digitized by Google

Gewäſſern, noch die Thiere ſelbſt in denſelben geſehen. Iſt dies nicht ein volltriftiger Grund, Reutmaus und Waſſerratte als zwei verſchiedene Arten einer Sippe zu betrachten?! — Aber auch das Aeußere der Schärrmaus weicht bei aller Abänderung in der Farbe des Felles meiſt von dem ihrer nahen Verwandten im Waſſer ab. Neben dem kürzeren Schwanze und der geringeren Größe zeigt ſie nämlich durchſchnittlich eine hellere, oben mehr in's Röthliche oder Gelbe, an Kehle und Bauch mehr in's Weiße ſpielende Färbung vor der gewöhnlich dunkler, ſogar ſchwärzlich gezeichneten Waſſerratte. Auch können wir wenigſtens nach unſeren Erfahrungen die Schärrmaus nicht gerade als eine ſo ſchlechte Läuferin bezeichnen, wie ſie von vielen Schriftſtellern geſchildert wird. Mehrere von unſeren Hühnerhunden in Gemüſe- und Kartoffeläckern verfolgte Reutmäuſe machten den Hunden gerade keine auffallend leichte Arbeit im Erhaſchen. Ihre Flucht beſtand in hüpfenden Quer- und Kreuzſprüngen, wobei ſie im Verhältniß zu den kurzen Beinen und dicken Körpern nicht unbedeutende Gewandtheit an den Tag legten.

Sind unſere beiden Wühlmäuſe auch nicht gerade ſo tückiſche, unbändige und freche Thiere wie die Ratten, ſo eignen ſie ſich doch nicht ſonderlich zum Halten in der Gefangenſchaft, in welcher ſie niemals ganz zahm werden.

Ueber Färbung und das Verhalten der Waſſerratten in der Gefangenſchaft mögen zum Schluſſe die Beobachtungen von F. W. Grill in Stockholm folgen.

„In den erſten Jahren nach 1840 gab es hier eine ſo große Menge von Lemmus amphibius“ — eben unſere Waſſerratte — „wie ſich Niemand erinnern konnte, früher geſehen zu haben. Es gab alſo gute Gelegenheit zu beobachten, wie außerordentlich dieſes ſchädliche Thier in der Farbe variirt. Ich traf in einem Neſte nicht nur kohlſchwarze und hellgraubraune Exemplare, ſondern auch andere in allen Nüancen zwiſchen dieſen Farben. Sonſt haben die ſchwarzen gewöhnlich ihren Bau hier näher beim Waſſer und ſchwimmen häufiger als die hellgefärbten, die mehr dem höher liegenden Boden angehören. Bei einem Exemplar war die Schwanzſpitze ungefähr 6 Millimeter*) reinweiß, bei anderen hingegen waren alle Zehenſpitzen weiß. — Im Mai 1845 bekam ich ein lebendiges Weibchen, welches auf einem Moore in einem Graben gefangen war. Es war glänzend kohlſchwarz. Ich hielt es in einem Arbeitszimmer, wo es ein Eiſenbauer bewohnte, welches an dem einen Ende mit einem Kubikfuß Erde, mit friſchem Raſen bedeckt, verſehen war. — Es war ſo boshaft, wie dieſe Thiere gewöhnlich ſind, daß es in einen ihm vorgehaltenen Stock kaute und biß. Es trug den Schwanz in ſchräg aufſtehender Richtung ganz gerade. Wenn es umherſehen wollte, ſetzte es ſich aufrecht wie das Wieſel, und verbarg ſich ſchon bei dem geringſten Geräuſch oder wenn es ſah, daß ſich etwas bewegte. Beim Freſſen ſaß es auf den Hinterfüßen, ohne auf den Vorderfüßen zu ruhen. Ungeſtört hielt es ſich gerne im Waſſer auf, und dorthin brachte es auch vorzugsweiſe ſeine grasgrünen Exkremente, ſo daß das Waſſer täglich mehrere Male gewechſelt werden mußte. Wenn es in der Erde wühlte, ſcharrte es zuerſt mit den Vorderfüßen und dann mit den Hinter-

*) Ungefähr 2½ Linien.

füßen in ſchnellem Takte, ja ſo ſchnell, daß man den Bewegungen nicht mit den Augen folgen konnte.

„Nach 4 Tagen — den 14. Mai — merkte ich zu meiner Ueberraſchung, daß das Weibchen fünf Junge geworfen hatte, die Köpfe und die Oberſeiten des Körpers waren blauſchwarz und ſchienen durchaus nackt zu ſein; wenn man ſie aber gegen das Tageslicht hielt, konnte man äußerſt feine Haare, $^1/_8$ Millimeter lang, bemerken; die Schnurrhaare waren etwas länger. Die weite Haut umgab den Körper wie ein Sack und ſchloß ſowohl Ohren als Augen dicht zu; die erſteren waren nicht vorſtehend, ſondern bildeten nur einen etwas dickeren, runden Fleck auf der Haut.

„Das Neſt in der Erde war zwar mit Gras angefüllt, aber der Vorrath wahrſcheinlich nicht hinreichend für einen Wurf neugeborener Jungen. Indeſſen war die Waſſerratte, ungeachtet der kurzen Zeit, die ſie vor ſich hatte, doch nicht rathlos geweſen. Es war zufällig ein Morgenrock auf die Lehne eines Stuhles gehängt, der dicht neben dem Bauer ſtand, und an demſelben Tage, da ich bemerkte, daß das Thier die Jungen bekommen hatte, fand ich auch, daß ein großes Stück Zeug aus dem Rücken des Rockes fehlte. Da das Gitter des Bauers ſo dicht war, daß die Ratte unmöglich ein größeres Stück auf einmal hindurchziehen konnte, ſondern die ganze Arbeit zwiſchen dem Gitter oder richtiger dicht vor demſelben verrichten mußte, ſo erwartete ich nur kleinere Stückchen und Fäden im Neſte zu finden. Aber zu meiner großen Verwunderung fand ich daſelbſt gar keine Fetzen, ſondern nur zwei größere Stücke, jedes beinahe ſo groß wie eine Hand! Sie hatte alſo außerhalb des Gitters kreisförmig genagt, obgleich die Arbeit durch jeden der Stäbe unterbrochen wurde. . . . Es war dies ein Muſter von Planmäßigkeit, welches ich niemals vergeſſen werde. Es erinnert ja an die Methode des Bibers, den Baum ſtückweiſe abzubeißen!

„Den ganzen Spätſommer und Herbſt hatte ich drei Waſſerratten zuſammen in einem Bauer. Zuweilen biſſen ſie ſich und piepten dann wie kleine junge Vögel. Einmal biſſen ſie eine Erdmaus (Feldmaus) (Lemmus agrestis) todt, die ich Tags zuvor hineingelaſſen hatte, und fraßen ſie ſo weit auf, daß nur die Haut und das Rückgrat mit dem Schwanz zurückblieb. Bei einer anderen Gelegenheit verzehrten ſie einen todten Baumpieper (Anthus arboreus). Im Oktober tödteten ſie ein Exemplar ihrer eigenen Art, ohne es aufzufreſſen.“

Digitized by Google

Der Fiſchotter.

Der gemeine Fiſchotter (Lutra vulgaris).

„Was iſt das dort im Waſſer für ein Strahl!“ flüſterte mir mein Jagdgefährte auf einem Jagdgange zu, der uns einſtmals in der Wetterau an einem Bache vorbeiführte. Ich ſah auf den Waſſerſpiegel der ruhig dahinfließenden Nidda und bemerkte inmitten des tiefen Baches einen deutlichen, zuweilen von Waſſerblaſen begleiteten Strahl, der ſich ſtromaufwärts in einer geraden keilförmigen Linie ſchnell fortbewegte. Wir Beiden, in dem Glauben, es ſei ein ſehr großer hochgehender Fiſch, folgten am Ufer, mußten aber uns bedeutend beeilen, um mit der Schnelligkeit des unbekannten Etwas im Waſſer gleichen Schritt zu halten. Mehrmals legte ich an auf einen kleinen in der Waſſerrinne auftauchenden ſchwarzen Punkt, allein unſchlüſſig und in der Befürchtung, es ſei ein Fiſch, deſſen Erlegung mit dem Feuergewehre nach dem Lokaljagdgeſetze verboten iſt, feuerte ich nicht. Endlich, nachdem wir dem Streifen etwa 150 Schritte gefolgt waren, verſchwand plötzlich die Bewegung im Waſſer, und da wir weiter nichts mehr bemerkten, ſetzten wir unſeren Jagdweg fort.

Dies begegnete mir in meinen früheren Jahren. Jetzt, an Jagd- und Naturerfahrung reicher, weiß ich, daß das damals mir unbekannt Geweſene nichts anderes als ein Fiſchotter war, der ſich bei unſerem plötzlichen Erſcheinen auf

Digitized by Google

den beiden Bachufern wol in einer Fischjagd überrascht sehen mochte und den gewöhnlichen Schleichweg hart unter der Wasserfläche unter jeweiligem Athemholen mit der blos über die Wasserfläche gehobenen breiten Nase so weit einschlug, bis er zu einem seiner Verstecke am Ufer des Baches gelangte und unseren ungeübten Blicken verschwand.

Einige Jahre nach diesem kleinen Jagdabenteuer glückte es dem obenerwähnten Jagdgefährten, als er eben das erhöhte Ufer der Nidda nach Wildenten beschlichen hatte, einen Fischotter gegenüber am Ufer auf dem Eise beim Verzehren eines großen Karpfens zu überraschen und zu erlegen. Zu gleicher Zeit an einer andern benachbarten Stelle des Baches angeschlichen, konnte ich noch zur rechten Zeit meinen Hühnerhund hinzuschicken, der zuerst den noch sich windenden Fischotter und später den vierpfündigen Karpfen von der Eisbank auf's Ufer brachte.

Der Fischotter war ein Männchen von ungemeiner Stärke, maß mit dem knapp 2 Fuß langen zugespitzten Schwanze 4 Fuß in der Länge, über 1 Fuß in der Höhe und hatte ein Gewicht von 28 Pfund. Die Ueberhaare seines Körpers waren an der unteren Hälfte hellgrau, dann bis zur Spitze hellkastanienbraun, während die seidenartige, kurze Unterwolle ein glänzendes Graubraun zeigte, das an den Seiten, am Bauche und Halse in ein reineres, am Kopfe aber stellenweise in ein Weißgrau überging, ein Zeichen, daß der erlegte Otter ein alter Fischjäger war. Der Hund konnte ihm nicht das Mindeste anhaben: denn die Haut zeigte sich in einer Dicke und von solcher Spannkraft, daß sie einem Hundsbisse vollkommen undurchdringlich war. — Einen merkwürdigen Anblick gewähren der Kopf und die Pfoten des Fischotters. Beide kennzeichnen seine Lebensweise wie seine naturgeschichtliche Stellung unter der Hauptgruppe der Raubthiere. Der verhältnißmäßig kleine, auf einem kurzen, gewaltig starken Halse ruhende platte Kopf zeigt unter einem langen silbergrauen, steifen Schnurrbarte merkwürdig muskulöse und elastische Lippen, welche die kleine Mundöffnung unter Wasser leicht verschließen können und mit dem ungemein scharfen Gebisse die schlüpfrige Fischbeute wohl zu fassen und fest zu halten verstehen. Dies Gebiß ist im Ganzen das des Marders, weshalb ihn Brehm mit Rücksicht auf seine marderartige Gestalt und Gangbewegungen treffend den Marder des Wassers nennt. Die vier Eckzähne, sowie die spitzigen fünf Backenzähne erscheinen eigenthümlich gezackt, und das ganze Gebiß erhält in seiner dem Dachsgebisse ähnlichen Einrichtung der scharf und gedrang in die Pfannen passenden Köpfe der beiden Unterkiefernäste eine Unterstützung für gewaltige Kraftäußerungen und die Eigenschaft, das einmal Gefaßte, und sei es das Schlüpfrigste, nicht wieder loszulassen. Hat der Fischotter nun an seinem Kopfe das Zeug für seine Fischjagden, so treffen wir in der Bildung seiner Füße die rechte Unterstützung seines Raubritterwesens in dem Wasser. Die scharf- und langklauigen Vorder- und noch mehr die Hinterfüße tragen zwischen den fünf Zehen die ausgebildetsten Ruder in den Schwimmhäuten. Diese treffliche Vorrichtung macht ihn denn auch zu dem besten Schwimmer in unseren Landgewässern, selbst den Biber nicht ausgenommen. Und in der That! das Thier zeigt in seinem ganzen Bau die Anlage und Bildung für ein echtes

Digitized by Google

Waſſerleben. Der ganze Körper mit dem ſteifen, ſchlüpfrigen Haare hat eine plattgedrückte Form bei kurzen muſkulöſen Beinen und dem langen Aalſchwanze mit der platten Spitze; und damit das Zeug des Tauchers vollendet ſei, beſitzt er an ſeinen Ohren, welche hinter den tief am Mundwinkel befindlichen kleinen Augen ſitzen, eine Klappe zum Abſchließen des Waſſers.

Doch hat das Tauchen des Fiſchotters auch wieder ſeine beſcheidenen, natürlichen Grenzen: denn er iſt ein lungenathmendes Säugethier. Daß er des öfteren Athemſchöpfens bei ſeinem Rauben unter Waſſer wohl bedarf, zeigt ſein Emportauchen innerhalb einer oder weniger Minuten an die Oberfläche des Waſſers, wenn auch gewöhnlich nur mit der Naſe, durch welche er die Luft hörbar einathmet. Die Annahme früherer Anatomen (Zergliederer), nach welcher amphibienartige Vorrichtungen der Vorkammern des Herzens am Fiſchotter und Biber vorhanden ſeien, namentlich das ovale Loch (foramen ovale) in der Scheidewand zwiſchen rechter und linker Vorkammer — wodurch beim Athemanhalten das Blut aus der einen in die andere Kammer ſtröme, ohne eine Zeit lang den Gang durch die Lungen machen zu müſſen — hat nach den Unterſuchungen ſpäterer Anatomen ſich als unrichtig bewährt. Wol aber findet man bei Fiſchotter und Biber die untere Hohlader, zuweilen auch theilweiſe die Aorte (große Pulsader) viel erweiterter, als bei nicht tauchenden Thieren; nach dem Schluſſe Wilbrand's in ſeiner „vergleichenden Anatomie“ wol mehr eine Folge des oft wiederholten längeren Aufenthaltes unter dem Waſſer, als daß hierin die Möglichkeit für dieſe Thiere begründet wäre, ſich länger unter Waſſer aufhalten zu können.

Meiſt des Nachts bei Mondſchein, in ſtillen Gegenden wol auch bei Tag, durchzieht er Stunden weit, immer dem Winde entgegen, ſtromauf und ſtromab die Gewäſſer, abwechſelnd tief unter der Waſſerfläche. Von hier aus ſchießt er nach den größeren Fiſchen, namentlich gern nach Forellen, packt ſie am Bauche und ſchleppt ſie ſogleich an's Land, um von ihnen als ein echter Feinſchmecker gewöhnlich nur den Rücken zu verzehren, Kopf, Schwanz und Gräten aber liegen zu laſſen. Kleinere Fiſche verzehrt er nach Jeſter im Waſſer mit herausgeſtrecktem Kopfe ganz. Oft ſcheucht er die Fiſche, namentlich mit Erfolg die Forellen, durch Schlagen ſeines Schwanzes auf die Waſſerfläche in Uferhöhlen und unter Steine, um ſie aus dieſen Verſtecken um ſo leichter hervorzuziehen. Manchmal lauert er großen Fiſchen aber auch von einem Weidenſtumpf, den er mit ſeinen ſcharfen Krallen langſam zu erklettern vermag, oder von einem Ufervorſprunge aus auf, blitzſchnell auf die ſichtbare Beute ſich in's Waſſer ſtürzend und ſie ſelten verfehlend. An ſeiner Loſung, die er meiſt an gewiſſen Ausſteigplätzen am Ufer oder auf Sandbänken im Fluſſe oder Bache ablegt, bemerkt man unter Fiſchgräten faſt ebenſo oft Krebsſchalen, ein Beweis, daß er dieſen Kruſtenthieren, wie den Fröſchen und Waſſerratten, ja hin und wieder Waſſer- und anderen Vögeln nachſtellt. Auch verrathen ſeine Jagden häufig herumſchwimmende todte Fiſche ſowie Krebspanzer: denn er iſt, gleich dem Marder auf dem Lande, ein unabläſſiger Mörder im Waſſer, in dem er viel mehr raubt, als er zu ſeiner Nahrung braucht.

In klaren Bächen und Seen hat man ſeine Fiſchjagden, ſowie ſein ganzes

Digitized by Google

Gebahren im Wasser oft zu beobachten Gelegenheit gehabt. Uns befreundete Weidmänner, welche sein Treiben in der klaren Eder belauscht haben, bestätigen die ungemeine Geschwindigkeit und merkwürdigen Bewegungen, sowie die große Schnelligkeit seines Körpers, welche einige Schriftsteller so sehr hervorheben. Es soll sich namentlich sehr nett ausnehmen, wenn ein Männchen um ein Weibchen freit, oder wenn die Alte ihre Jungen in den Künsten des edlen Fischfangs und im Tauchen unterweist. Im ersteren Fall soll der Freier, sobald er sich durch das nicht unangenehm klingende helle Pfeifen eine Schöne seiner Art herbeigeflötet hat, im befreundeten Bereiche unter allen möglichen possierlichen Bewegungen die auserwählte Wasserjungfer umkreisen, Purzelbäume schlagen, wobei der aalförmige Schwanz in beständiger Schlangenbewegung und der Körper sich oft in allen Windungen, rechts und links, nach oben und unten auf dem Wasserspiegel zeigt. Das Eingehen auf diese Spiele und Wasserkünste von Seiten des Weibchens sei stets ein Beweis seiner Neigung zum Männchen, mit dem es sich dann gewöhnlich auch — wenn kein Stärkerer ihm den Rang abläuft — zum gemeinschaftlichen Familienleben verbände. Ihr Haus ist dann gewöhnlich eine unter Wasser stehende ausgeschwemmte Ufer-Unterhöhlung, welche zu einer 4 bis 5 Fuß langen, schief nach oben gehenden Röhre mit einem Kessel erweitert und außerdem noch mit einer bis zur Oberfläche des Ufers reichenden kleinen Luftöffnung versehen wird. Selten dient ein verlassener Fuchs- oder Dachsbau, noch seltner ein Felsengeklüft in der Nähe eines Gewässers ihm zur Wohnung, welche aber öfter mit andern ähnlichen gewechselt wird. Im Kessel, auf ein Lager von Gras gebettet, erblicken sowol im Frühling, als im Sommer und selbst zur Winterszeit drei bis vier anfangs blinde Junge nach dem neunten Tage das spärliche Licht ihrer unterirdischen Welt. Plump, ungestaltet und viel dunkler gefärbt als die Alten, werden sie in den ersten Wochen treu von der Mutter gesäugt und sind erst in der siebenten oder achten Woche dazu angethan, nach und nach in's Wasser geführt zu werden, um darin durch Beispiel und Uebung sich zu jenen Meistern der Schwimm- und Taucherkunst und zu den Alten immer ähnlicheren Räubern der Gewässer allmälig heranzubilden. Die Mutter schwimmt und taucht den Kleinen immer voran, springt von Uferbänken und Wurzelstöcken aus wol auch dem Volke zur Aneiferung und zum Beispiele an vorüberschwimmenden Fischen in's Wasser hinab, theilt unter sie die Beute auf einer Sandbank aus und warnt, meist auf den Hinterläufen aufrecht Wache haltend, dann die noch Unerfahrenen vor jeder Gefahr mit einem leisen Tone, bei welchem die ganze Sippschaft wie Wasserniren in den Fluten verschwindet, bald aber ihre versteckte Anwesenheit dem geübten Auge an den kleinen aufsteigenden Wasserbläschen hier unter Wurzelvorsprüngen am Ufer, dort im Schilfe verrathend.

Merkwürdig ist und bleibt die Thatsache, daß man zu jeder Jahreszeit sowohl blindgeborene, als halbwüchsige junge Fischotter findet. Doch ist in der Regel der Februar die Zeit der Paarung. Konservator L. Martin veröffentlichte in einer Abhandlung im ersten Hefte der forstlichen Zeitschrift „Kritische Blätter" vom Jahre 1864 einen schätzenswerthen Beitrag zur Naturgeschichte des gemeinen Fischotters, sowie des Nörzes und findet u. A. den Grund

Digitized by Google

dieſer auffallenden Eigenthümlichkeit der Fiſchotter-Paarung in der größeren Gleichmäßigkeit der Temperatur des Waſſers, worin ſich das Thier vorzugsweiſe aufhält, im Vergleich zu dem viel größeren Witterungswechſel, dem die Landſäugethiere unterworfen ſind. Damit im Zuſammenhange ſteht gewiß auch die zu jeder Zeit ſich ziemlich gleichbleibende Beſchaffenheit und Güte des Pelzes. Wir erblicken hier beim Fiſchotter in dem vom Witterungswechſel in geringem Grade beeinflußten Waſſer ein Aehnliches, wie beim Maulwurf in der ziemlich gleichbleibenden Temperatur unter der Erde.

Das Pelzwerk des Fiſchotters iſt ebenſo dauerhaft, als warm und ſchönglänzend. Es wird hauptſächlich zu Mützenverbrämungen, Muffen und Halskragen gebraucht und koſtet ein gutes Fell bis zu zwölf und mehr Thaler. Auch das Fleiſch iſt genießbar, aber nur von jüngeren Exemplaren, und wenn es vorher einige Zeit in friſcher Erde, dann in fließendem Waſſer gelegen hat, damit ſein unangenehmer Beigeſchmack herauszieht. Des geſchätzten Pelzes und ſeiner Schädlichkeit halber wird dem Räuber unabläſſig nachgeſtellt. Man hat beſondere langhaarige Otterhunde von Dächſelgeſtalt und mit ſehr ſcharfem Gebiſſe, welche das Thier im Lager aufſuchen, verfolgen und „feſt machen“, ſo daß der Jäger den Otter mittels einer Gabel erſtechen oder mit dem Jagdgewehre erſchießen kann. Auch giebt es beſondere Hühnerhundraſſen, welche das Thier in ſeinem Bau am Ufer aufſuchen und durch Stehen den verborgenen Aufenthalt des Fiſchdiebes verrathen. Dieſer wird ſodann entweder in einem kleineren, vor die Ausgangsröhre geſtellten Netze, oder durch ein größeres Sackgarn gefangen, mit welchem man zu beiden Seiten das Bachbette verſtellt, nachdem man ihn durch die bezeichneten Otterhunde aus ſeinem Lager getrieben hat. Das Erlegen mit dem Schießgewehr auf dem Anſtande iſt viel ſchwieriger und mißlich, erſtlich weil das ſehr zählebige Thier, im Waſſer getroffen, entweder untertaucht und ſich gewöhnlich anbeißt oder überhaupt vermöge ſeiner Schwere unterſinkt; zum Andern, weil die Gelegenheit, es auf dem Lande zu ſchießen, höchſt ſelten ſich dem Jäger darbietet.

Martin hat den Fiſchotter in den Gewäſſern des öſtlichen Europa auf beſchilften Inſeln, in einer Art Wohnungen über der Erde niſtend, gefunden. Dieſer Beobachter ſagt hierüber Folgendes: „Viele innerhalb großer rohrbewachſener Teiche leben oft ganz, oder wenigſtens während des Sommers auf kleinen verſteckten Rohrinſeln, wo ſie ſich eine Art Neſt bauen, und ihre Jungen werfen. Dieſe Abweichung von der Regel ſcheint ganz beſonders manchen Thieren des öſtlichen Europa eigen zu ſein, wie wir es auch bei manchen Vögeln ſehen.“ Die Urſache dieſer Abweichungen findet Martin in der größeren Sommerwärme der oſteuropäiſchen Länder. Aber dieſe ſcheint nicht die allein obwaltende Urſache zu ſein. Das Schilf und die unbewohnten einſamen Flächen bieten dem ſcheuen, vorſichtigen Thiere an ſich ſchon hinlänglichen Schutz, ſo daß es nicht erſt nöthig hat, wie in bevölkerten und daher für daſſelbe unſicheren Gegenden, ſich in unterirdiſchen Röhren zu verbergen.

Auf den Rohrinſeln fand der Genannte den Raubritter wie auf einer Burg oft tief ſchlafend, ſo daß er ihm auf der Entenjagd bisweilen ſehr nahe kam. Ein Aehnliches iſt uns auf unſeren öfteren Jagden nach Waſſervögeln auf

einem größeren Teiche im hessischen Vogelsberge begegnet, auf dessen Insel wir einem schlafenden Fischotter einst so nahe kamen, daß wir ihn beinahe hätten schlagen können, dessen guter Genius es aber wollte, daß unsere vom langen Waten im Wasser naßgewordenen Flinten uns versagten und der schlafende Räuber, hierdurch geweckt, zum Unheil so manches gemästeten, stillstehenden forstfiskalischen Karpfens durch einen Sprung in's Wasser entkam.

---

Diesem größeren Wassermarder möge ein kleinerer Seitenverwandter gleichsam zur Gesellschaft nebenher laufen oder vielmehr schwimmen. Der Nörz oder kleine Fischotter, auch Krebsotter, Steinhund, Menk, Wasserwiesel und Sumpfotter-Marder, nach der älteren Kunstsprache Lutra minor, neuerdings — da er mit dem nordamerikanischen Mink eine eigne Sippe Sumpfotter (Vison) bildet — Vison Lutreola genannt, ist zwar nur kaum halb so groß, aber nicht minder ein echter Wasserbewohner und Räuber wie unser gemeiner Fischotter. Er bildet ein Zwischenglied in der Familie der Marder oder Wiesel und der Fischotter: denn er besitzt viel Aehnlichkeit mit dem Iltis oder Marder in seiner Leibesgestalt und seinem Wesen, sowie in der kastanienbraunen, auf den Ueberhaaren in's Violette schimmernden Farbe und der weißen Schnauze, wogegen er wieder mit dem Fischotter in der Bildung seiner Füße übereinstimmt. Die vorderen niedlichen Pfoten haben nämlich zwischen den Zehen bis zur Hälfte, die hinteren aber ganz eine Schwimmhaut, welche Bildung ihn zu einem ebenfalls gewandten Wasserjäger auf stilleren, sumpfigen Gewässern macht, seine auffallend kurzen Beine aber ihn mehr zum Krebsfange anweisen, als seinen flinkeren Vetter Fischotter. Er kommt nach Martin in den Flüssen und in den Sümpfen des östlichen Europa, von Schlesien an durch Polen, Galizien und fast ganz Rußland bis zum Ural vor, fehlt aber in Sibirien, weil es dort, wie Oken bemerkt, keine Krebse in den Gewässern giebt. Den übrigens kaum von unserem Nörz zu unterscheidenden Mink Nordamerika's halten viele Naturforscher für eine bloße örtliche Abänderung unseres Thieres. Und wol mit Recht. Mit sachlicher Kenntniß macht ebenfalls Martin in seinen Mittheilungen über Fischotter und Nörz die wahre Bemerkung, daß Mangel oder Ueberfluß an Nahrung bei diesen, wie bei vielen andern Thieren sich besonders bemerkbar machten in der geringeren oder stärkeren Ausbildung und Größe, sowie in Farbe und Haarwuchs der Individuen; und daß dies Alles bei Säugethieren wie Vögeln nicht wenig zu der mancherseits gehandhabten Arten- und Unterarten-Bildungssucht Veranlassung gäbe. Wir können, nach unseren vielfältigen Erfahrungen über den Fischotter bestätigen, daß dieses Thier in der bemerkten Weise bedeutenden Abänderungen unterworfen ist und daß im Vogelsgebirge, namentlich im Birsteinischen, Fischotter von 35 bis 40 Pfund Gewicht und von mehr oder weniger silbergrauer, aber auch ganz dunkelbrauner Färbung zu einer und derselben Jahreszeit vorgekommen sind. An der Nidda in der Wetterau haben wir auch zweimal braun und weiß geschäckte Fischotter Abends beim Fischen zu beobachten Gelegenheit gehabt. —

Digitized by Google

Der Nörz iſt ein rühriger und blutdürſtiger Räuber, der nach den Beobachtungen guter Naturforſcher viel mehr Thieren nachſtellt, als unſer Fiſchotter. In den Gewäſſern ſind Waſſerratten und Mäuſe, alle Arten Waſſervögel von der Ente und dem Rohrhuhn bis zum Rohrſperling herab, Fiſche, Fröſche, Molch und die Muſchel auf dem Grunde, am Ufer Kaninchen, Haſen und andere kleine Thiere nicht ſicher vor dem kleinen beweglichen Diebe. Er verräth ſeinen Blutdurſt wie der Fiſchotter dadurch, daß er mehr Thiere mordet, als er verzehren kann, und die umherſchwimmenden Todten aus dem Reiche der Fiſche und Krebſe auf ſeinen Schlachtfeldern in Teichen und Kanälen geben genugſam Zeugniß von den Heldenthaten dieſes Schelms unter der Räubergenoſſenſchaft. Junge Enten, Waſſerhühner u. ſ. w. ſoll er nach Martin von unten packen, unter das Waſſer ziehen und ſo lange am Grunde halten, bis ſie erſtickt ſind, um ſie ſodann auf's Trockene zu tragen und hier zu verzehren. Ob dieſe Angabe aber nicht zu bezweifeln iſt? Es ſoll zwar das plötzliche Geraubtwerden ſolcher Thiere von der Waſſerfläche weg nach unten als eine Thatſache durchaus nicht angetaſtet werden. Iſt doch auf der Kinzig bei Hanau geſehen worden, wie ein ſehr großer Hecht Enten auf dieſe Weiſe in die Tiefe gezogen hat. Solche Räubereien könnten vielleicht auch hier von Hechten ausgeübt und auf Rechnung des Diebes Nörz geſchrieben worden ſein. Aber es möchte außerdem zu bedenken ſein, ob nicht Schwimmvögel wohl ebenſo lange unter Waſſer bleiben können, als unſer kleines Säugethier, das wol ein gewandter Taucher ſein mag, aber damit immer noch kein Amphibium iſt. Ich glaube, unſer Nörz iſt praktiſcher, macht, wie der Fiſchotter beim Raube größerer Fiſche, einen viel kürzeren Prozeß mit den gefangenen Enten und Waſſerhühnern, indem er ſie am Lande einfach todtbeißt und verzehrt, wie er es ja iltisartig zuweilen in Hühnerſtällen bei Fiſcherhütten nach Wildungen's Mittheilungen, und der amerikaniſche Mink nach Audubon's und des Prinzen von Wied Berichten ſo vortrefflich handhaben ſoll.

Der Nörz iſt bis jetzt noch in der Naturgeſchichte eine nicht ſehr bekannte Größe, obgleich er ſeiner Eigenthümlichkeiten halber eine bekannte ſein ſollte. Nur ſeine Wohnung wollen wir hier noch erwähnen. Nach Wildungen ſoll das Thier im April oder Mai an erhabenen trocknen Orten, in den Brüchen oder unter Baumwurzeln, in den eignen Röhren blindgeborene Junge haben. „Der Nörz" — berichtet Brehm nach Mittheilungen eines Forſtwarts Claudius — „liebt die brüchigen und ſchilfreichen Umgebungen von Seen und Flüſſen, wo er ſeine Wohnung, wie der Iltis, auf einer Raupe oder dammartigen Erhöhung im Gewurzel von Erlenbäumen, doch gern in möglichſter Nähe des Waſſers anlegt und mit wenigen Ausgängen, die nach der Waſſerſeite münden, verſieht. Fluchtröhren nach einer andern Richtung oder gar Gänge nach benachbarten Raupen ſind hier nicht anzutreffen."

Sein Fell mit dem eigenthümlichen ſtahlblauen Schimmer auf den Grannen oder Ueberhaaren wird ſehr geſucht und iſt zu Pelzwerk für Frauen beſonders geeignet. Weil das Thier ſelten iſt, bekommt man es ſchwer zu Geſicht. Der Jäger im nördlichen Deutſchland trifft es manchmal beim Durchwaten der Sumpfgewäſſer nach Bekaſſinen und andern Sumpfvögeln und erlegt es bei

dieser Gelegenheit. Immer ist es aber schwer zu bekommen, da es von seinen Verstecken stets schnell das Wasser erreichen, auf weite Strecken untertauchen und so sich den Blicken leicht entziehen kann. Seine Seltenheit ist hauptsächlich auch der Grund der mangelhaften Kenntniß von seinem Leben und seinen Gewohnheiten.

Möchte unser gewandter kleiner Taucher und Schwimmer in diesen Wohnungen fruchtbar und ungestörter als bisher seine Nachkommenschaft aufbringen, damit den wahren Naturforschern Gelegenheit geboten würde, unser Thier genau zu belauschen und dessen Wesenheit durch Wort und Bild lebendig wiederzugeben!

---

## Die Wasserspitzmaus (Crossopus s. Sorex foediens).

Wenn wir die gemeine Spitzmaus (Sorex vulgaris) als ein muthiges und blutdürstiges Thier hervorhoben, so gründete sich unser Urtheil auf Beispiele, wo wir sie in Angriff und Verfolgung der ihrer Größe so ziemlich entsprechenden Thiere beobachtet haben. Sagen wir aber, daß ihre freilich größere und stärkere Verwandte, die Wasserspitzmaus, als Bewohnerin der Bäche und Teiche sich mitunter an mehrere Pfund schwere Fische wagt und ihre hartnäckigen Angriffe auf dieselben mit entschiedenem Erfolg unternimmt, dann ist damit ein Bild gegeben, welches einzig in seiner Art erscheint und selbst im Bereiche des Löwen und Tigers keine entsprechende Erscheinung als Vergleichspunkt findet. Eine Maus, einen Vogel, ein Amphibium zu erwürgen, fällt ihr nicht schwer, wenn sie auch, um erstere zu erhaschen, List und Gewandtheit anwenden und beim Sprung nach dem Vogel irgend ein lähmender Umstand oder allzugroße Harmlosigkeit oder Jugend desselben vorausgesetzt werden muß. Daß diese unbeschreiblich lüsterne und verwegene Maus selbst die umherschwimmenden jungen Enten in's mörderische Auge faßt, davon haben wir uns am Teiche eines Parks überzeugt. Leider ging der Vorfall so rasch vorüber, daß wir durch den plötzlichen Schrei des Entchens aufmerksam gemacht, nur noch das Niedergleiten der Maus von dem noch unbefiederten Flügel sehen konnten. Wie ein Pfeil war die alte Ente, halb flatternd, halb schwimmend, hinzugeeilt, und sicherlich hatte die Furcht vor ihrem derben Schnabel den kecken Räuber zum Rückzug veranlaßt. Wir nehmen hier die von uns häufig gemachte Erfahrung auf, daß das Raubthier überhaupt bei Ausführung seiner Anfälle den Lärm und das Aufsehen nicht leiden mag und lieber die Beute aufgiebt oder fallen läßt, als seinen Mordgedanken blindlings durchsetzt. Wie oft läßt der Marder das schreiende Huhn der eignen Sicherheit wegen los, zieht der Raubvogel seine Fänge zurück, wenn er sich entdeckt sieht, und der Tumult um ihn her losbricht! Offenbar wirkte derselbe Umstand auf jene verwegene Wasserspitzmaus. Ein Frosch oder Fisch bleibt stumm, wenn das Raubthier seine Zähne in Auge und Kopf eingräbt, und die mancherlei Windungen, das Plätschern und rasche Dahinschießen des Fischs veranlaßt den kühnen Reiter durchaus nicht abzusteigen; mit großer Ausdauer und Fertigkeit hält sich das kleine Raubthier auf dem Rücken oder Kopf des Fisches. Schon die Erreichung eines solchen Sitzes scheint uns mit den größten Schwierigkeiten verbunden zu

Digitized by Google

ſein, aber man muß die Argloſigkeit gewiſſer Fiſche zu mancher Zeit, ihr Stehen und Hinlungern an der Oberfläche des Waſſers, ihr Emporſchnappen beobachtet haben, um ein Ueberliſten von Seiten der Waſſerſpitzmaus für möglich zu halten. Wie das Haſel- oder Weidenkätzchen auf der Waſſerfläche weiß ſich die Waſſerſpitzmaus den Fiſchen zu nähern. Siehe, wie wachſam und erwartungsvoll reckt ſie den Kopf empor, wie lüſtern hebt ſie die feine Rüſſelſchnauze, wie deutlich verräth ſie durch emſigeres Rudern mit den hierzu geſchickten Hinterfüßen, daß eine Beute ſich ihrem Bereiche entzogen habe, die auf einem Umwege von Neuem zu erſchleichen iſt! Da wird plötzlich der Kopf eines aufſchnappenden größeren Fiſches ſichtbar, — ein Sprung, ein heftiges Plätſchern erfolgt, und wieder iſt's ſtille. Das Waſſer zieht ſeine Kreiſe und verräth einzig noch die Stelle der Mordſcene. Doch nun taucht es drüben am Ufer wieder in allerlei Windungen und Wallungen auf, und der ſterbende Fiſch, von den wüthenden Biſſen des kleinen Reiters gequält, kommt zum Vorſchein, ſchießt wieder unter und fällt endlich nach längerem Kampf auf die Seite und wird von der Maus unter ſichtlich anſtrengenden Bemühungen dem Ufer zugelenkt. Einen ſolchen wohlgelungenen Angriff haben wir beobachtet im Monat Juni des Jahres 1856, als die jungen Staare ausgeflogen waren und von hohen Bäumen des oben erwähnten Parks häufig ihre Exkremente in den Teich und den nahe daran vorbeifließenden kiesreichen Bach fallen ließen. Hunderte von Weißfiſchen lagen an der Oberfläche des Bachs auf der Lauer und fingen die zähen Brocken mit den Mäulern auf, welche die wohlverſorgten Staare von ſich gaben. Da war es, wo wir eine Spitzmaus jenen geſchilderten Mord begehen ſahen. — Obgleich das Waſſer das wahre Element der Waſſerſpitzmaus iſt und ihre Eigenſchaften ſie befähigen, mit derſelben Geſchicklichkeit unter dem Waſſer auf dem Boden am Ufer hinzulaufen, als ſich ſegelnd auf dem glatten Spiegel umherzutreiben, ſo gefällt uns doch ihr Auftreten bei Spiel oder Verfolgung der Beute auf dem Lande nicht weniger. Ihre Aufmerkſamkeit und innere Spannung offenbart ſich da dem Auge des Beobachters noch mehr. Das Weibchen in der Flucht vor dem liebeberauſchten Männchen, letzteres unabläſſig durch alle möglichen Schlupfwinkel die Spuren des erſteren verfolgend; oder das vorſichtige Schleichen und Umherſchnüffeln und andererſeits das gewandte, geſchmeidige und zugleich ungeſtüme, von boshafter Wuth begleitete Eindringen auf das auserſehene Opfer; endlich das Bemühen, möglichſt nahe am Ufer die Beute zu erfaſſen und ſie eiligſt in das Waſſer zu ziehen oder mit ihr ſich hinabzuſtürzen, — dies zufällig, oder nach zehnfach vergeblichen Bemühungen ſehen zu können, iſt für den forſchenden Naturfreund eine Errungenſchaft.

Ein friedliches Bild bietet übrigens die Waſſerſpitzmaus auch nicht ſelten dar, wenn ſie am Morgen im Sonnenſchein ſich dem behaglichen, mehr planloſen Umherſchwimmen hingiebt. Schon der Anblick ihres von Perlen glänzenden ſchwarzen Oberpelzes bereitet Vergnügen. Dieſe ſind die Gebilde der in dem dichten Pelze geſtauten Luftſchicht, welche als unzählige kleine Bläschen das Fell vor Näſſe bewahren. Bisweilen kommt die weiße Kehle des ſich emporreckenden Thierchens zum Vorſchein oder der grauweiße Bauch, wenn es einen kühnen Sprung über das Waſſer in die Höhe nach einem Inſekt ausführt.



Digitized by Google

Dann und wann ruht es auch am Ufer auf einem hervorragenden Gegenstand und präsentirt seine ganze Leibeslänge von drei Zoll und den ausgestreckten zwei Zoll langen Schwanz. Eine befremdende Erscheinung treibt jedoch die vorsichtige Wasserspitzmaus blitzschnell unter das Wasser oder in eine Höhle. Belustigend war es einst, als ich einem Eisvogel mit der Flinte hinter einem Busch der Stelle gegenüber auflauerte, wo ein Baumstumpf regelmäßig von diesem Vogel besucht wurde. Der Eisvogel kam und schoß wie ein Pfeil über die Teichfläche hin, aber in dem Augenblick, wo er sich auf das Lieblingsplätzchen niederließ, prallte er mit erhobenen Flügeln zurück und flog wieder davon.

Deutlich sah und hörte ich an derselben Stelle und in demselben Augenblicke Etwas in das Wasser springen, und wirklich, es stellte sich dieses Etwas als eine Wasserspitzmaus heraus, die nun gerade herüber auf mich zu ihren Weg nahm. Ob sie sich zufällig auf den Standort des Eisvogels begeben hatte, oder in der Absicht, einen Angriff auf den Vogel zu unternehmen — wer möchte darüber mit völliger Sicherheit entscheiden wollen? Wir leben der festen Zuversicht, daß dieses verhältnißmäßig furchtbare Raubthier noch lange nicht erschöpfend genug beobachtet worden ist, als daß man die Grenzen der Möglichkeit bei seinen Mordversuchen genau zu ziehen im Stande wäre.

Die Wohnung der Wasserspitzmaus ist die Erdhöhle, welche sie sich entweder selbst gräbt oder als das Werk der Feldmaus oder des Maulwurfs sich aneignet.

Man sieht an trockenen Stellen des Ufers immer mehrere Löcher neben und über einander; stets führt aber auch mindestens ein sehr benutzter Ausgang unmittelbar unter das Wasser. Noch andere Gänge münden weiterhin auf dem Lande. Die Gefahr oder bloße Beunruhigung treibt sie in diese Höhlen, welche in schräger Richtung vom Ufer aus nach oben laufen und zugleich, wie in ihrer Bestimmung als Zufluchtsorte, dem Thierchen eine Ruh- und Schlafstätte sind. Die Jungen aber, gewöhnlich sechs bis acht an der Zahl, kommen in einem aus Moos, Halmen und Blättern unregelmäßig und lose gebildeten Neste in einer Uferwandhöhle zur Welt. Schön ist es anzusehen, wenn die alte Mutter mit einem Bündel losgelösten Mooses oder einem zurecht gebissenen Büschel Gras oder einem Blatt die Fläche des Wassers überschifft. Ihr Rudern ist dann auffallend heftig, und ihren Kopf hält sie ungewöhnlich hoch. Wir haben einmal in einer Höhle, die uns ein einarmiger, aber dennoch sehr brauchbarer Arbeiter untersuchen mußte, eine Masse jener Neststoffe entdeckt, auf welchen sieben noch blinde Junge lagen. Die alte Maus war dem Burschen unter der Hand und dem Arme beim Visitiren entschlüpft.

Der Moschusgeruch schützt die Wasserspitzmaus zwar nicht vor tödtlichen Angriffen vieler Raubthiere, wohl aber vor dem Verzehrtwerden. Ein schlimmer Feind im Wasser ist an manchen Orten der Hecht, der sie eben so gerne und urplötzlich verschlingt, wie die Feldmäuse, welche querüber nach dem jenseitigen Ufer der Bäche schwimmen wollen.

Digitized by Google

Das Schnabelthier.

## Das Schnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus).

Je ungewöhnlicher ein Thier in seiner Körperbildung und Lebensweise erscheint, desto mehr ist die abergläubige Menge zur Annahme der unwahrscheinlichsten Erzählungen über dasselbe geneigt. Hat man alsdann einmal angefangen zu fabeln, so wird nach und nach das wirkliche Bild durch allerlei Aufschmückungen unkenntlich gemacht, und man sieht in ihm legar das Naturgebilde gegen alle bisherige Erfahrung abweichen und in ein fürmliches Wunderthier sich verwandeln. Der unkundigen Menge ist das viel zu vorgehen, aber Denjenigen, welche zur Belehrung des Volkes Naturgeschichte vortragen oder drüber schreiben, sollte das Handwerk gelegt werden, wenn sie das Unwahrscheinliche auf Hörensagen oder Vermuthungen hin als Wahrheit setzen lassen. Kommt dann ein redlicher Forscher, weder Zeit sparend, noch Mühe und Beschwerde scheuend, um der Sache auf den Grund zu gehen, so verschwindet vor seinem nüchternen Blick das Nebelbild der Märchen, und die Welt steht gleichsam in ihre Angeln wieder zurück, aus welchen sie die Einbildung gehoben hatte.

So ist es denn auch mit der Naturgeschichte des Schnabelthieres gegangen. Man dichtete ihm viele Sonderbarkeiten an. Seine auffallende Gestalt war den Eingebornen Australiens und den Fremdlingen, die es zu Gesicht bekamen, noch nicht des Wunderbaren genug, man gab ihm auch in Rücksicht auf seine Fortpflanzung eine ganz eigene Stellung zwischen Vogel und Säugethier, indem man behauptete, das Weibchen lege und bebrüte Eier und säuge die ausgeschlüpften Jungen. In einem Zeitungsartikel wollte nur früher einmal gelesen, man habe das Nest eines Schnabelthieres mit Eiern gefunden und das brütende



Digitized by Google

Weibchen darin; es ſei aus Pflanzenſtoffen eirund gebaut geweſen und habe in einer Vertiefung auf dem Boden unweit des Fluſſes geſtanden.

Ueber die Stellung, welche das Schnabelthier und ſeine Verwandten unter den Säugethiergruppen einnehmen, müſſen wir dem Leſer in Kürze mittheilen, daß es in Hinſicht ſeines Mangels an Zähnen von manchen Zoologen mit den Gürtel- und Schuppenthieren u. a. unter die Hauptgruppe der Zahnloſen oder Zahnarmen (Edentata) eingereiht wird, von anderen Forſchern aber wegen der Eigenthümlichkeit der Einrichtung ſeiner Maſtdarmserweiterung in die ſogenannte Kloake oder Blaſe, wie bei den höher organiſirten Vögeln, unter einer beſonderen Ordnung: Kloakenthiere (Monotremata, d. i. Thiere mit einer Oeffnung, von monos einzig und trema, Oeffnung), ja ſogar von einigen Zoologen unter einer beſonderen Klaſſe aufgeführt iſt. Fell und Knochenbau, mit Ausnahme der Bildung des doppelten Schlüſſelbeins, die an die ſogenannte Gabel und die Bruſtknochen der Vögel erinnert, hat es mit den Säugethieren gemein. Die Kloake, in welche Maſtdarm, Harn- und Geſchlechtsapparat münden, ſowie der Schnabelmund nähern es den Vögeln, namentlich den Straußen, deren Maſtdarm ſich ebenfalls in eine Kloake erweitert, in welcher Koth und Harn abgeſondert werden. Seine friſch geborenen unreifen Jungen, der Mangel einer Placenta und eines äußeren Ohres erinnern an die Beutelthiere, und auch dieſe Eigenthümlichkeit läßt das Thier gleichſam zwiſchen Säugethieren und Vögeln erſcheinen. Endlich entſpricht das Verwachſenſein der Hirnſchalennaht beim Schnabelthiere zu einem feſten Ganzen ſchon in früher Jugend auch der Kopfknochenbildung der Vögel, an welchen die Naht gleichfalls ſchon früh ganz verſchwindet.

Erſt dem unermüdlichen engliſchen Naturforſcher Bennett iſt es gelungen, ein helleres Licht über dieſes Thier zu verbreiten.

Zweimal unternahm er die Reiſe nach Neuholland, um namentlich über die Art der Fortpflanzung des Schnabelthieres Gewißheit zu erlangen. Die Eingeborenen leiſteten ihm beim Ausgraben des Thieres treffliche Dienſte. Sie verfuhren dabei praktiſch, indem ſie nicht den ganzen Bau öffneten, ſondern entlang deſſelben Stöcke einrammelten und daran hin Schachte eingruben. Wohl fand Bennett die Mutter mit den Jungen, aber keine Eier und auch nicht das geringſte Zeichen von zerbrochenen Eierſchalen, aus denen die Jungen etwa hätten ausgeſchlüpft ſein können.

Die unterirdiſchen Gänge, welche das Schnabelthier gräbt, ſind lang und ziemlich künſtlich bereitet. Betrachtet man das Thier genauer, ſo überzeugt man ſich auch vollkommen von ſeiner Befähigung als Gräber. Freilich bieten nach der Behauptung Wood's die ausgeſtopften Exemplare in den Muſeen kein vollkommen richtiges Bild dar, weil ſie zu lang, ſteif, flach geformt und eingeſchrumpft ſeien. Das lebende Schnabelthier, ſagt Wood, ſei ein ganz anderes, ſein runder Körper ſo recht geeignet, die unterirdiſchen Gänge zu durchwandern. Das dichte Haar fördere ein Thier, welches meiſt im Waſſer und unter der Erde lebe. Er ſchildert das Kleid des Schnabelthieres als wolligen Pelz, über welchem die Grannen hervorragen, die an der Wurzel ſehr dünn ſind und ſich darum, wie jene des Maulwurfs, nach allen Richtungen

Digitized by Google

hin drücken lassen. Die Augen, größer und runder, als man es bei einem Graber erwarten sollte, werden durch eine lederne Klappe geschützt, welche die Wurzeln der Kinnbacken umgiebt und dem Stichblatt eines Rappiers ähnlich sieht. Das Merkwürdigste bilden die entenschnabelartigen Kinnbacken, in die der Kopf ausläuft, mit einem Wort, es offenbart sich in dem Entenschnabel, der, rund, schwellend und zart gefärbt, an der Außenseite der oberen Kinnlade tief dunkelgrau und reichlich mit Schwarz gefleckt, an der Innenseite derselben fleischfarben, an der Außenseite der unteren Kinnlade rosa-weiß, zuweilen fast rein weiß, an der Innenseite fleischfarben ist, die Eigenthümlichkeit des Thieres.

Man kann die Haut an der Wurzel des Schnabels recht gut mit einem sogenannten Stuartskragen und die Schwimmhäute mit Manschetten vergleichen.

Da das Schnabelthier vorzugsweise ein Wasserthier ist, so errichtet es seine Wohnung am Ufer eines Stromes, und zwar fast immer an weiteren und stilleren Theilen desselben. Es sind zwei Eingänge zu dem unterirdischen Bau vorhanden, der eine unter, der andere über der Oberfläche des Wassers. Der Landeingang wird sorgfältig von überschattenden Gewächsen und herunterhängenden Pflanzen verborgen. Biegt man diese Bedachungen zur Seite, so fällt die Oeffnung in's Auge, deren Rand die Eindrücke der Fußtapfen, die das Thier verrathenden Spuren trägt. An der Frische dieser ein- und ausführenden Spuren erkennt ein geübtes Auge sogleich mit Sicherheit, ob der Insasse daheim ist oder nicht. Die erste Richtung des Baues geht aufwärts, windet sich in geschlängeltem Lauf und erstreckt sich oft bis zu einer Länge von 20 — 30, ja sogar zuweilen bis zu 50 Fuß, in welch' letzterem Falle die Verfolgung des Thieres die eifrigsten Gräber ermüdet. Wiewol alle Baue ihre Windungen haben, wechselt doch die Form und Mannichfaltigkeit derselben sehr, so daß die Ursache weniger in der Willkür des Gräbers, als in der Bodenbeschaffenheit und den zahlreichen Hindernissen in der Gestalt von Wurzeln, Steinen und dergleichen mehr zu suchen ist. An dem oberen Ende des Baues befindet sich das Nest, welches eine Aushöhlung in beinahe eirunder Gestalt bildet, deren Durchmesser viel größer, als derjenige der Röhren, und mit trockenen Kräutern und Gräsern zum Erwärmen und Betten der zwei bis vier Jungen versehen ist. Bennett fand in einem Bau vier Junge, welche ungefähr halbwüchsig waren, jedoch den Bau noch nicht verlassen zu haben schienen. Es wird den Lesern eine angenehme Unterhaltung gewähren, wenn ich ihnen Einiges über das Betragen dieser jungen Schnabelthiere aus der Schilderung Bennett's, wie sie in Brehm's „Thierleben" gegeben ist, am Schlusse mittheile.

Stark und gewandt ist das Schnabelthier, wie sehr auch der erste Anblick eine solche Behauptung nicht bestätigen will. Hält man es in den Händen, so arbeitet es mit seinen starken Muskeln unter dem losen Fell und entschlüpft wie ein Aal.

Im Wasser ist es so recht zu Hause. Da schwimmt es mit der größten Leichtigkeit stromauf und stromab. Während des Schwimmens sieht es kaum wie ein lebendes und athmendes Geschöpf aus. Ruhig gleitet es dahin wie ein abgerissener Krautbüschel. Auch taucht es geschickt unter, hält es aber unter dem Wasserspiegel nicht sehr lange aus. Nach mehreren Minuten muß es wieder emporsteigen, um Luft zu schöpfen. Insekten und Weichthiere spürt es

Digitized by Google

mit seinem feinfühlenden Schnabel unter den Wasserpflanzen aus, verbirgt sie in seinen Backentaschen und verzehrt sie an einem ruhigerem Orte. Mit der eintretenden Dämmerung zeigt sich an ihm eine große Lebendigkeit, wiewol es kein Nachtthier ist, sondern auch zu jeder Tageszeit seine Wohnung verläßt, um auf die Weide zu gehen. Dies ist ungefähr das Wesentlichste, was man bis jetzt über dieses merkwürdige Thier erfahren konnte, und was durch die anziehende Schilderung Bennett's schließlich noch vervollständigt werden soll. Er erzählt unter Anderem: „In ihrem Gefängnisse nahmen die kleinen Thiere höchst verschiedene Stellungen beim Schlafen an. Das eine rollte sich zusammen, wie ein Hund, und deckte seinen Schnabel warm mit dem Schwanze zu, das andere lag auf dem Rücken mit ausgestreckten Pfoten, ein drittes auf der Seite, ein viertes im Knaul wie ein Igel. Waren sie eine Lage überdrüssig, so legten sie sich anders zurecht; am liebsten aber rollten sie sich wie eine Kugel zusammen, indem sie die Vorderpfoten unter den Schnabel legten, den Kopf gegen den Schwanz hinabbeugten, die Hinterpfoten über die Freßwerkzeuge kreuzten und den Schwanz aufrichteten. Obschon mit einem dicken Pelz versehen, wollten sie doch gemüthlich warm gehalten sein. Ihr Fell ließen sie mich berühren, nicht aber den Schnabel — ein neuer Beweis, wie empfindlich er ist.

„Die Jungen konnte ich ruhig in der Stube umherlaufen lassen, ein altes aber grub so unverdrossen an der Mauer, daß ich es einsperren mußte. Dann lag es den ganzen Tag über ruhig, erneuerte aber des Nachts stets seine Versuche, herauszukommen. Störte ich die Thiere im Schlafe, so erfolgte stets ein allgemeines Murren.

„Meine kleine Schnabelthierfamilie lebte noch einige Zeit, und ich konnte so ihre Gewohnheiten beobachten. Oft schienen die Thierchen vom Schwimmen zu träumen; denn ihre Vorderpfoten waren häufig in der entsprechenden Bewegung. Setzte ich sie am Tage auf den Boden, so suchten sie ein dunkles Ruheplätzchen, und in diesem oder ihrem Gefängnisse schliefen sie bald zusammengerollt ein, zogen jedoch ihren gewöhnlichen Ruheplatz jeder anderen Stelle vor. Andererseits geschah es wieder, daß sie ein Bett, nachdem sie es tagelang inne gehabt, aus einem launischen Einfall verließen und hinter einer Kiste oder sonst an einer dunklen Stelle blieben. Schliefen sie recht fest, so konnte man sie betasten, ohne daß sie sich stören ließen.

„Eines Abends kamen meine beiden kleinen Lieblinge gegen die Dämmerungsstunde hervor und fraßen wie gewöhnlich ihr Futter, dann aber begannen sie zu spielen, wie ein Paar junge Hunde, indem sie einander mit ihrem Schnabel angriffen, ihre Vorderpfoten erhoben, übereinander wegkletterten u. s. w. Fiel bei diesem Kampfe einer nieder und man erwartete mit Bestimmtheit, daß er sich schleunigst erheben und den Kampf erneuern würde, so kam ihm wol der Gedanke, ganz ruhig liegen zu bleiben und sich zu kratzen, und sein Mitkämpe sah dann ruhig zu und wartete, bis das Spiel wieder anfing. Beim Herumlaufen waren sie außerordentlich lebendig; ihre Aeuglein strahlten, und die Oeffnungen ihrer Ohren öffneten und schlossen sich ungemein schnell; dann ließen sie sich aber auch nicht gern in die Hand nehmen."

Digitized by Google

# Zweite Abtheilung.

# Vögel.

Staarkonig-Familie

## Das Niſten der Vögel.

Während wir bei den Säugern nur ausnahmsweiſe, häufiger ſchon (nach unſeren ſpäteren Betrachtungen) bei den Gliederthieren, im Bereiten von Wohnungen und Neſtern einen ausgebildeten Trieb finden, der ſich bei einzelnen Arten zu einer merkwürdigen Kunſtfertigkeit erhebt: ſo tritt die letztere doch bei den Vögeln erſt allgemeiner oder als Regel in deren Neſtbau hervor. Ein Neſt bauen oder bereiten — ſchon der Sprachgebrauch führt uns unwillkürlich bei Betrachtung dieſes Kunſttriebes zu der Thierklaſſe „Vögel“. Neſt und Vogel gehören ſo zu ſagen zu einander, ſie ergänzen ſich, wie Netz und Spinne, Zelle und Biene, Stadt und Menſchen.

Dieſer Kunſttrieb ſowol, als ein gewiſſer Schönheitsſinn, eine Lebhaftigkeit für zierliche Formen treten bei den Vögeln in einem hohen Grade hervor. Dies zeigen uns deutlich ihre netten, wohlgeordneten Neſter und die Freudigkeit und Sorgfalt, womit ſie an den Bau derſelben gehen. Aber

ihre Kunſtfertigkeit iſt mehr oder weniger ſtabil, d. h. ſie bleibt bei allen Sippen und Familien auf einem ähnlichen Punkte der Vollkommenheit ſtehen, ohne ſich in dem Leben der Vögel beſonders weiter auszubilden. Die Webervögel, Finken, Kolibris und andere Neſtbaukünſtler ſtehen eben noch wahrſcheinlich auf der nämlichen Stufe ihrer Baukunſt, auf welcher ihre Sippen vor undenklicher Zeit geſtanden. Zwar hilft die Erfahrung und nicht ſelten Ueberlegung etwas ausbilden, und wir ſehen die Vögel im Ganzen vor den Inſekten auf derjenigen geiſtigen und körperlichen Stufe, welche eine geringe Vervollkommnung ihrer Kunſtfertigkeit erblicken läßt, indem ältere Paare ſchönere und vollkommenere Neſter bauen, als jüngere, auch viele ihre Kunſt den Umſtänden anzupaſſen verſtehen. Aber dieſelbe Regel und derſelbe Plan ſind von jeher wol in allen ihren Gebilden immer ſichtbar geweſen und bleiben ſich vor unſeren Augen fortwährend gleich. Obſchon nun die Naturforſchung vollkommen berechtigt iſt in der Anſchauung, daß der Vogel ſein Neſt ſo bauen wird, wie es vermöge ſeiner ihm zu Gebote ſtehenden Mittel und Werkzeuge, nach ſeiner ganzen körperlichen Ausbildung überhaupt, geſchehen kann, ſo muß doch bis jetzt noch in Abrede geſtellt werden, daß die Neſtbaukunſt der Vögel ſich als ein reines Produkt der Lehre, die der jüngere Vogel vom älteren empfangen, erweiſe: denn dies iſt blos eine Annahme, die ſich auf keinerlei Beobachtungen ſtützen kann. Thatſächlich hat noch kein Naturforſcher beim Neſtbau eine Unterweiſung des jungen Vogels von dem alten jemals wahrgenommen. Von allen nur ein Mal niſtenden Vögeln kann ſolches auch gar nicht geſchehen, da die jungen ſelbſtverſtändlich beim Neſtbau der Alten nicht zugegen ſind, trotzdem aber bei ihrer Jährigkeit im nächſten Lenze mit einer Sicherheit an die Herrichtung ihrer Neſter gehen, als wären ſie ſchon längſt damit vertraut. Die Baukunſt der Vögel kann alſo unmöglich blos hervorgehen aus dem durch die Sinne, die Erfahrung Erworbenen. Wir können dies eben ſo wenig annehmen, als daß der Geſang der Nachtigall einzig und allein ein Produkt ihrer Sinnesauffaſſung, der Erlernung von Andern, daß die Fangmanier des jungen Raubthiers blos eine Nachahmung der Fertigkeit ſeiner Eltern ſei. Nein, der Annahme einer eigenthümlichen Anlage in dem Thiere kann ſich kein Forſcher verſchließen, ſo wenig auch derſelbe die unbedingte Entgegenſtellung oder Trennung des oft begriffslos gebrauchten Wortes „Inſtinkt“ von der Verſtandesthätigkeit zugeben mag; ſo wenig auch ferner geläugnet werden kann, daß wir dem Geiſtes- und Gemüthsleben des Thieres nicht nahe genug ſtehen, um allerſeits ſeinem Thun und Treiben gerecht zu werden. Wir ſtoßen aber im Thierreiche auf eine dem Individuum ſchon bei der Geburt innewohnende Gabe der Natur, insbeſondere Angeſichts der Baukunſt der Vögel auf einen ihre Eigenthümlichkeit bedingenden, gewiſſermaßen fertigen, unerklärlichen Kunſttrieb, wie wir ihn bei dem Menſchen, wenigſtens nicht in dem Maße, gewahren. Aber des letzteren hohe intellektuelle Kraft läßt ihn das, was er von dieſem Kunſttriebe wenig oder gar nicht von vornherein beſitzt, durch Erlernung allmälig zur Kunſtfertigkeit heranbilden und dieſe nach und nach immer mehr vervollkommnen; die Vergleichung der Bauten wilder Volksſtämme mit denjenigen civiliſirter Nationen beweiſen das. Dieſe

Digitized by Google

Betrachtungen, verbunden mit dem Hinblick auf die Gliederthiere, unter welchen sich bei der Bethätigung ihres Kunsttriebes ein ganz besonderer Sinn für mathematisch-regelmäßige Formen bemerkbar macht, führen uns zu dem Schlusse: daß, je entschiedener, von vornherein fertiger, der Kunsttrieb in einer Thierklasse vorhanden ist, desto weniger merkwürdigerweise die sonstigen geistigen Eigenschaften vorhanden zu sein pflegen, oder vielmehr: daß die geistige Stufe, welche die betreffende Thierklasse einnimmt, dem sich in ihr offenbarenden Kunsttriebe nicht ebenmäßig, ja gerade entgegengesetzt zu sein scheint.

Trotz der großen Sorgfalt und Kunst, womit das Vogelnest in Allgemeinen gebaut wird, beobachten wir fast ohne Ausnahme, daß das eigentliche Bewohnen oder Benutzen desselben nur zur Zeit der Brut stattfindet. Der Vogel baut in der Regel sein Nest also nur, um darin zu nisten, d. h. Eier hinein zu legen, diese auszubrüten und die Brut zu pflegen und heranzuziehen. — Nur wenige Ausnahmen von dieser Regel des Brütens im eigenen Neste oder doch auf Brutplätzen finden sich in der Natur. Hauptsächlich bieten sie unser gemeiner Kukuk und der Viehstaar (Cassicus oder Melothrus pecoris), welche beide wahre Originale von Nest- und Familienlosigkeit repräsentiren. Mystisch schon in seinem Rufe, ist es der Kukuk noch mehr in seinem Wesen und Wandel. Dieser schiebt, wie einige seiner ausländischen Verwandten und der Viehstaar, seine Frucht kleineren Vögeln zu, die Sorgen und Drangsale um den Entschlüpften des aufgenöthigten Eies den armen Hintergangenen überlassend — wie wir Alles dies später näher besprechen werden.

Eine weitere Benutzung des Nestes als zur Brut findet nur bei solchen Vögeln statt, deren Wohnungen sich durch Dauerhaftigkeit auszeichnen, und welche sie immer auf's Neue wieder leicht auffrischen können, wie z. B. bei manchen Schwalbenarten, einigen Weber- und Töpfervögeln; ferner bei denjenigen, welchen Natur und künstliche Hülfe entweder schon eine obdachliche Vorrichtung oder gewissermaßen eine bauliche Zuthat zu ihren Nestern gegeben, wie bei vielen Höhlenbewohnern, den Spechten, Kleibern, Meisen, den Staaren, Rothschwänzen und manchen anderen, nicht allein in ihren natürlichen Schlupfwinkeln, sondern auch in ihren künstlichen Kasten und Krügen; außerdem auch bei den Eulen, vielen Raubvögeln, den Dohlen und Saatkrähen, Reihern, Seeraben u. a; weiter bei unseren Störchen auf ihrem von Menschenhand gebotenen Rade oder Untersatze unserer Dachgiebel, oder auf den zu einem Strunke durch Schneideln und Köpfen verschrumpften Wipfeln der Kopfholzbäume. Nicht selten findet aber unter den aufgezählten Vogelgattungen ein zeitweiliges Verlassen der Nester statt, dies hauptsächlich schon, wenn sie unter die Zugvögel gehören, durch ihre Wanderschaft in ferne Länder. Unsere rege befiederte Schaar unter dem Himmel ist eben einem unsteten Nomadenvolke vergleichbar, das seine Unterkunftstätten bald hier, bald dort findet. Der Staar enteilt nach der Brut im Sommer und Nachsommer familienweise dem dumpfen Neste zur Wiesen- und Triften-Exkursion, Abends nach seinen Lärm- und Schwärm-Touren das Schilf oder die Weiden der Seen und Teiche, der Flüsse und Bäche zu seinen Schlafstätten wählend. Störche und Reiher kehren zwar Anfangs nach dem Ausflug

allabendlich auf das Nest zum Nachtquartier zurück, gegen den Spätsommer sitzt die philosophische Sippschaft aber schon auf alten Eichen an Waldrändern oder auf einsamen Ulmen der Wiesen und Triften, der Verdauung ihres angehäuften Kropfes oder Schlundes obliegend, oder unsere Störche in ahnenden Gedanken schon hoch in den Lüften ihre Kreise vor ihrer großen Herbstreise ziehend.

Werfen wir, bevor wir zu dem eigentlichen Nisten übergehen, einen allgemeinen vergleichenden Blick auf das Zusammenleben der Vögel und Säugethiere bei ihrer Paarung, welches man hin und wieder mit Ehe bezeichnete. Man hat versucht, diese, und zwar die Einehe (Monogamie), bei beiden Thierklassen als regelmäßig vorherrschend zu bezeichnen. Allein diese Behauptung ist nichts als eine Hypothese, welche sich dem klaren, beobachtenden Blick als ganz nichtig erweist. Schon der aufmerksame Forscher Ch. L. Brehm hat den erfahrungsmäßigen Ausspruch gethan, daß bei den Säugethieren im Allgemeinen die Venus vulgivaga herrsche, und daß nur die Vögel in Monogamie lebten, also wirkliche Ehen schlössen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß alljährlich ein und dasselbe Paar sich wiederfindet; ja nicht wenige eigene untrügliche Beobachtungen an unseren Sängern, Schwalben, Störchen, Raubvögeln u. a. haben uns wiederholt gezeigt, daß bei ihnen vollkommene Einehe herrscht, und daß, wenn keine außerordentlich störenden Verhältnisse die Gatten trennen, diese sich alljährlich nicht allein wieder zusammengesellen, sondern auch ihre alten Brutörter aufsuchen. Auch das inbrünstige, zärtliche Gebahren der Paare während des Nistens, ihre Dienste, welche sie sich gegenseitig leisten durch Zutragen von Nahrung, die Freude und Wonne, welche sich bei vielen durch Geberde, Laut und Gesang in dieser Zeit so herrlich verkündet, endlich das lange Verweilen vieler Eltern bei ihren Jungen bis in den Herbst hinein, was also das getreue Bild eines Familienlebens wiederspiegelt — dies Alles weist gewiß auf ein Verhältniß unter den Vögeln hin, das von dem kurzen Zusammenschlagen der meisten Säugethiere nur auf die Dauer der Begattungszeit sehr verschieden ist. Verhältnißmäßig nur wenige Vögel leben polygamisch. Unter ihnen sind mehrere Hühnerarten und Laufvögel. Aber auch hier pflegt das Männchen sich gewöhnlich zu einer gewissen Anzahl Weibchen zu halten, die Pflege und Erziehung der Jungen in vielen Fällen aber ganz dem Weibchen zu überlassen. Auch finden hin und wieder in der Wildniß Paarungen verwandter Arten statt, woraus Bastarde entstehen. Es sind dies aber nur Seltenheiten, wie z. B. die Paarung des Birkhahnes mit der Auerhenne, aus welcher der sogenannte Rackelhahn entspringt, sowie des Birkhahnes mit dem Moorschneehuhn. Obgleich auch noch vereinzelte Mischungen zwischen Feld- und Haussperling und der Raben- und Saatkrähe in der freien Natur vorkommen, so treffen diese Erscheinungen doch hauptsächlich nur die Vögel, welche der Polygamie ohnedies zeitweis mehr oder weniger huldigen. — Im Ganzen betrachtet trägt also das Familienleben der Vögel einen solchen Charakter, daß es füglich mit der Ehe des Menschen verglichen und gewiß in solchem Sinne gewürdigt zu werden verdient, um so mehr, als wir jener Lebensweise in keiner anderen Thierklasse in gleichem Maße begegnen.

Digitized by Google

Wie vor dem Vogelei erſt das Neſt vorhanden ſein muß, ſo können wir ſchon der Ordnung des Stoffes und des beſſeren Ueberblicks halber hier nicht eigentlich ab ovo anfangen; wir wollen — nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Ausdehnung des Niſtens, die Brutgrenzen, und die Wahl des Brutortes — dem natürlichen Gange des Niſtens gemäß, von den vier Stufen deſſelben reden, nämlich zuerſt über das Werben oder die Paarung, ſowie über die Bereitung des Neſtes, ſodann über das Eierlegen und Brüten und endlich über die Pflege und Erziehung des jungen Vogels uns verbreiten.

Im Ganzen ſind die Brutgrenzen der Landvögel, ziemlich gleichmäßig mit ihrer allgemeinen heimatlichen Verbreitung, beſchränkter, als die der Waſſervögel. Die Natur hat vielen von dieſen auf dem Welttheile verbindenden, inſelumſchließenden, Welle für Welle ſich ſtets ausgleichenden Elemente ſchon von vornherein, das offen geboten, was ſich ihre auf das Land und die Sümpfe gebannten Brüder erſt durch die vielgehemmten mühſamen Reiſen, und immer nur in beſchränkterem Sinne, erringen müſſen, nämlich das Weltbürgerthum. Aber wie ſich der Vogel ein Stück des letzteren durch ſeine Reiſen in die Fremde erringt, ſo gründet er ſich ſeine Heimat durch ſeinen Brutort. Nur ſo viel ſei hier im Allgemeinen erwähnt, daß die Ausdehnung der Brutorte mehr in der Richtung der Parallelkreiſe, alſo erdgürtelartig ſtattfindet, als daß ſie ſich nach den Höhenkreiſen oder beſonders weit von Nord nach Süd erſtreckt.

Auch erſcheint die Verbreitung nach den Zonen, namentlich nach der gegen die Pole hin, ebenmäßig mit derjenigen in den Regionen, ſo daß wir entweder dieſelben oder nahe verwandte Vogelarten eines nordiſchen Erdſtrichs in der entſprechenden Gebirgshöhe wiederfinden. Bis an die äußerſten Grenzen der Zonen, ſowie hinauf in die hohen Regionen, wo nur noch ein dürftiges pflanzliches Leben waltet, findet man den Vogel und ſein Neſt. Adler und Geier, beſonders unter denſelben der Kondor und Lämmergeier, bereiten ihre Horſte auf unerſteiglicher einſamer Gebirgshöhe an der Schneegrenze. Das Schneehuhn, die Alpenraben oder Bergdohlen, der Schneefink, der Schneeammer, die ſchöne Berglerche u. a. ſuchen die Höhen der Bergrieſen zu ihren Brutplätzen; den meiſten derſelben begegnet der einſame Wanderer aber auch in den Schneefeldern des Nordens.

Die wimmelnde Kette der Waſſervögel um die Erdpole, wie das große federbepanzerte Heer der Fettgänſe (Pinguine), der Alke, Lummen, Tölpel, Möven, Sturmvögel, Steißfüße, der Eis- und Polartaucher (Colymbi), vieler Enten, Gänſe und Schwäne niſtet zum großen Theile jenſeits der gemäßigten Zonen bis in den Gefilden ewigen Eiſes; obgleich einige von ihnen, beſonders die letzteren, hinſichtlich ihrer ganzen Verbreitungskreiſe eben ſo Weltbürger ſind, wie die meiſten Taubenarten und Sperlingsvögel. In den gemäßigten Himmelsſtrichen erſcheinen beſonders die Brutorte der kleineren und mittleren Zug- und Strichvögel: der Sänger, vieler Schwalben, Meiſen, Spechte, einiger Tauben und Hühner, der meiſten Raben und Würger, vieler Eulen und Raubvögel, der Strandläufer, Waſſerhühner, Schnepfen u. ſ. w., aber

auch mancher größeren, wie einiger Reiher, Kraniche, Störche und Trappen. Unter der heißen Zone brüten die größten nnd zugleich die kleinsten, sowie die im prachtvollsten Federschmucke prangenden Geschlechter. Hier scharren die Vogelriesen, die Strauße, ihre Brutplätze in den Sand der großen, unzugänglichen Wüsten, während die Kasuare in den einsamsten Winkeln der Wälder nisten; hier heften die bewundernswerthen, zartesten Miniaturbilder, die Kolibris, diese Sylphen der Vogelwelt, ihre Baumwollennestchen an das Gezweig der Bäume und Schlingpflanzen; hier haust das kletternde, marktschreierische Harlekins-Heer der Papageien, und hier ist die Heimat der aufgeputzten Wunder der Paradies- und vieler anderen Prachtvögel. Bestimmte Grenzen des Nistens bei den einzelnen Arten, selbst bei größeren Sippen und Familien zu bezeichnen, würde nicht allein zu weit führen, sondern wäre auch bei dem meist bedeutenden Wechsel und Ineinandergehen dieser Brutgrenzen ein gewissermaßen undankbares und vergebliches Beginnen. Einige charakteristische Formen oder eigenthümliche Bildungen unter gewissen Sippen sind zwar mit ihrer bestimmteren geographischen Verbreitung selbstverständlich auch in konstantere Grenzen hinsichtlich ihres Nistens angewiesen, wie — um nur einige wenige anzuführen — die Pfefferfresser, Prachtmeisen und Kolibris auf Südamerika, die Paradiesvögel auf Australien, beziehungsweise Neu-Guinea, die Strauße auf die heiße Zone innerhalb Afrika's und Südamerika's, und die Kasuare eben so innerhalb Ostindiens und Australiens, der Kranichgeier auf Afrika überhaupt und der Geieradler eben so auf die Alte Welt. Auch finden wir die Sonnen- oder Schlangenvögel (Heliornis, Plotus), desgleichen die Tropikvögel (Phaëton) und Verkehrt- oder Scherenschnäbel (Rhynchops), die südlichen Wasserhühner u. a., selbst den Albatros und Riesensturmvogel in den heißen Erdgürteln brüten, obgleich die beiden letzteren wahre Weltbürger sind.

Sind aber die Brutgrenzen der gefiederten Schaaren oft groß, so erscheint die Wahl ihrer Brutorte höchst mannichfaltig. Von den höchsten Baumwipfeln bis zum niederen Gesträuche, in der bergenden Saat, dem Grase und Gestrüppe und auf kahler Erde, im Feld und im Walde, am hohen Thurme wie an niederer Hütte, auf den freien, wolkenhöhnenden Felsen und in engen dumpfen Erd- und Baumhöhlen wählt sich die launige Schaar des Himmels die Stätten zu ihrem Nestban. Hier, umwallt von lauer Luft und hellem Sonnenschein, läßt sich der brütende Vogel im Nest auf schwankem Zweige oder in künstlicher Ampelwohnung frei in der Luft, ein Spiel der Winde, wiegen; dort, umspült und getragen von der Welle des Sees oder Sumpfes, des Flusses oder Baches, vertraut er seine Wohnung am Strande, in der Uferhöhle und im Schilfe, hart an und über der Wasserfläche und oft auf derselben, dem launischen Schwanken an. Wie überall weitstrebend im ungemessenen Raum, so ist es die Vogelwelt auch in ihrem Nisten.

Was die Auswahl des Brutortes der einzelnen Vogelarten nun anlangt, so gewahrt man im Allgemeinen, daß ein Paar sich da häuslich niederzulassen pflegt, wo es Nahrung und seiner Eigenthümlichkeit und Neigung zusagende Oertlichkeit vorfindet. Beides, Nahrung wie Sicherheit, Schutz und Behagen

Digitized by Google

an einem Orte, ſind meiſt die zuſammenwirkenden Triebfedern bei der Wahl des Niſtplatzes; obgleich auch wieder der erſte oder zweite Beweggrund beſonders vorherrſchend ſein kann. Manche Vögel ſind ſehr wähleriſch in Bezug auf den Ort ihrer Niederlaſſung, auch vermag ſie die geringſte Veränderung der Oertlichkeit zu ſtören und zu vertreiben; andere Arten finden ſich in die verſchiedenſten Verhältniſſe. Die Nachtigall z. B. iſt eben ſo empfindlich gegen Auslichtungen im Gehölze, als unſer Hausſperling ein unverwüſtlicher Gewohnheitsbrüter an einmal gewählten Oertlichkeiten, unſere Hausſchwalbe eine treue Anhängerin an das Plätzchen unter dem Dache zu ſein pflegt. Möven und viele andere nordiſche Uferbrüter bringen die ärgſten Nachſtellungen nicht von ihren feſten Brutplätzen, während ein einziger Flintenſchuß oft die mißtrauiſchen Raben und Elſtern zur Wahl eines anderen Niſtplatzes bewegen kann. Manchen Einfluß übt bisweilen auch die mehr oder minder vorgerückte Vegetation, unter deren Schutz die meiſten Vögel ihre Neſter anlegen. Zwei oder mehrere Mal brütende Arten wählen beim Niſten im Frühling oft ganz andere Verſtecke, als in dem der Brut Laub und Schatten bietenden Sommer. Viele Arten ſind mit ihrem feſteren Aufenthalte auch hinſichtlich ihrer Brutſtätten an beſtimmt ausgeprägte Oertlichkeiten gebunden, wie die Sumpfvögel eben an ſtehende Gewäſſer, die Rohr- und Schilfſänger an die ihre Namen bezeichnende Bekleidung der Bach-, Fluß- und Teichufer, die Waſſeramſel an den Waſſerfall oder den rauſchenden Gebirgsbach, die Steinſchmätzer auf Felſengerölle und Geklüfte; Feldlerchen und Feldhühner, Wachteln und Ammern mit unzähligen anderen an das freie Feld; in gleich großer Zahl ihre verwandten Waldbrüder, wie Baumlerche und Waldhühner, in die Wälder und auf die Heiden; die Wüſtenlerche und der Schneeammer auf die Wüſten und Steppen; den Adler und die Geier treibt es, wie im Fluge, ſo auch beim Niſten zur Höhe, die Erdbewohner, wie die Höhleneule und den Papageitaucher in die Erdhöhle, den Uhu und ſeine lichtſcheuen Genoſſen in die Tiefe der Schluchten. — Von den beiden Gatten ſcheint meiſt das Weibchen den Ausſchlag bei der Erkürung des Niſtplatzes zu geben. Zwar helfen die Männchen vieler Arten zu Anfang der Paarung eifrig ſolche Orte aufſuchen, locken oft zärtlich an ihnen geeignet ſcheinenden Stellen, ja fangen, wie der Schwarzkopf und andere Grasmücken, oder der Zaunkönig, ſingend an mehreren ſolcher Punkte den Neſtbau an; bevor jedoch das Weibchen nicht ſelbſt daran hilft, ſehen wir dieſe Anfänge alsbald von dem Männchen verlaſſen. Bis das Erſtere die rechte Stelle entdeckt und zur Begründung der häuslichen Niederlaſſung einen Anfang gemacht hat, dann erſt beginnt der wirkliche Neſtbau. Wir ſehen auch meiſt — mit Ausnahme z. B. der Webervögel, von welchen blos die Männchen bauen ſollen — den weiblichen Vogel entweder vorzugsweiſe oder ganz allein mit dem Kunſtbau beſchäftigt. Viele Männchen begleiten nur die Gattin beim Aufſuchen des Baumaterials, ihr mit Geſang, Zärtlichkeit und Kurzweil das oft mühſame Geſchäft erleichternd; andere Männchen betheiligen ſich an dem Neſtbau nur bis zu einem gewiſſen Grade, wie z. B. unſer Pirol, die Vollendung der ſorglicheren Begleiterin überlaſſend.

Dem Nisten geht immer ein Minnen oder Werben des Vogels voraus. Dieser ist in der Wonnezeit der Liebe ein überaus erregtes, ganz anderes Thier als sonst. Alle seine Bewegungen, sein ganzes Wesen ist wie umgewandelt, er tritt so zu sagen höher aus sich heraus. Viele stoßen Töne aus, welche sie zu keiner anderen Zeit hören lassen, ja manche das ganze Jahr über fast stumme werden unter der Macht der Liebe beredt; andere wieder geben ihre Erregung durch anmuthige Bewegungen, durch Spielen auf der Erde, auf den Bäumen und in den Lüften kund, kurz: der Vogel ist in der Minnezeit das aufgeräumteste, beweglichste, vielfach anmuthigste Thier. Aber den Besitz der Gattin, den ungestörten Genuß des Ehelebens muß er sich oft durch harte Kämpfe erringen, hauptsächlich wegen der thatsächlich größeren Anzahl der Männchen gegenüber den Weibchen. Freilich sind die Waffen des Volks der Lüfte sehr verschieden.

Die leichte, fröhliche Schaar der Sänger bezaubert in ihrer Liebe sich und uns mit dem Gold und den Perlen ihrer Himmelsgabe, und der Wettgesang hebt an in Flur und Wald und am Himmel. Die Königin des Gesanges in der Natur, die Nachtigall, kämpft fast keinen anderen Minnekampf als den mittels ihrer Lieder, in welchen sich die Männchen oft zauberisch überbieten. Die streitsüchtigen Kampfhähne oder Kampfstrandläufer (Tringa pugnax) brechen komisch ihre Lanzen in den Sumpfwiesen, und selbst die sonst sanfte Wachtel wird wie rasend und erhebt erbitterten Krieg mit den Nebenbuhlern in ihrem friedlichen Reiche der Saat. Aber besonders heftig und manchmal mit tödtlichem Erfolg fechten die Adler und Falken hitzigen Streit in der Höhe aus, wirbeln, sich gegenseitig packend, zur Erde herab, lassen dann plötzlich ab und erneuern den Kampf sofort wieder in der Luft. Noch in diesem Jahre sahen wir zwei Baumfalken sich wiederholt ungestüm bekämpfen und diesen Kampf für das eine der Männchen tragisch enden, indem es, durch einen Fangschlag seines Gegners tödtlich in die Seite getroffen, aus der Luft zur Erde fiel. Das Weibchen kreiste ab und zu über dem Tummelplatze und schien seine Freude am Kampfe zu haben, gesellte sich sofort auch nach dessen Beendigung zu dem Sieger, der nunmehr die Erkämpfte mit hellen Paarungsrufen begrüßte. Aehnlich packen sich die eifersüchtigen Mauersegler in den Lüften. Noch lebhaft sind wir uns aus unserer Jugendzeit des Eindrucks bewußt, den zwei hoch aus der Luft zur Erde stürzende Segler einst auf unser Gemüth ausübten. Das eine der mit den Krallen gegenseitig verwickelten Thiere blieb auf den Sturz sogleich todt, das andere war so erschüttert von dem Fall, daß es nicht mehr fliegen konnte und bald nachher starb. — Sind diese Kämpfe für das menschliche Auge imposant, so ergötzen unsere Sinne die zierlichen Bewegungen vieler Räuber wiederum nicht minder, als die der Tauben zur Paarzeit. Namentlich entwickelt das Turtelchen vielen Liebreiz, indem es in der Nähe des Weibchens sich mit klappendem Flügelschlag erhebt, eine Zeit lang in zitternd langsamem Fluge schwebend, dann mit hoch über dem Rücken gehaltenen Flügeln geradeaus strebt, sich hierauf plötzlich senkrecht wieder in die Höhe schwingt und mit einer sanften Bewegung schief herabsinkt, um bald darauf dieses Luftspiel zu wiederholen.

Digitized by Google

Turtelchen.

Digitized by Google

Auch den Girlitz und den Buchenzeisig (Sylvia sibilatrix) faßt die Liebe mächtig, indem sie beiden nicht allein ihren inbrünstig balzartigen Gesang entlockt, sondern auch sich in ihrem eigenthümlichen Fluge bethätigt, bei dem ersteren durch fledermausartiges Hin- und Herschwanken in der Luft von Baum- zu Baumspitze, bei dem andern durch ein sanft sich senkendes Flattern unter den Gewölben unserer Buchenwälder. Die große Bekassine unterhält oft stundenlang ihr Weibchen durch ihre Luftflüge, bei welchen sie sich mit ihrem „Meckern" — diesen oft bestrittenen schnurrenden Schwungfederntönen — mit schiefem Flugsturz streckenweise und endlich wie ein sausender Pfeil in das Moor zur Geliebten herabwirft. Sehr schöne Luftspiele führen die Paare der Raubvögel aus, und der Kolkrabe kreist mit seinen eigenthümlich glucksenden Paarungsrufen in sanften Bogen hoch in den Lüften. — Nicht minder anmuthig wie die Lufttouren, und offenbar mit demselben Gefühle der Lust ausgeführt, sind die Brautbewerbungen unserer Bachstelzen, der Blaukehlchen, Lerchen und vieler anderen kleinen Vögel auf der Erde oder auf unseren Dächern. In allerliebsten Bücklingen und Schwanzfächer-Touren folgen z. B. die Bachstelzen ihren Auserkorenen.

Unterhaltend sind die zierlichen, oft sprechenden Tänze, welche der Jungfernkranich oder die numidische Jungfer (Grus virgo), sowie der Pfauenkranich oder Kronenreiher (G. pavonina), wenn auch sonst bei freudiger Erregung, doch ganz besonders häufig und lebhaft zur Paarungszeit, vor dem Weibchen ausführen. Das Auer- und Birkengeflügel balzt sich in einem für den Jäger eben so possierlichen, als für die Balzenden oft tragisch endenden orientalischen Wirbel einer Liebessucht vor dem versammelten Harem seiner Hennen. Auch unser Staar offenbart in seinem balzähnlichen Hochzeitsliede, sowie in dem es begleitenden Gebahren viel Erregtheit, die sogar öfter in einen wahren Wirbeltanz oder Taumel epileptischer Natur übergeht. Der häufige Nachtruf der Eulen zur Frühlingszeit ist bekannt, weniger der wahrhaft teuflische der großen Rohrdommel Nachts in den Sümpfen. Der merkwürdige abenteuerlich klingende Kampf- und Flugreigen unseres Uhu, der mit zu der Sage vom „wilden Jäger" und der „wilden Jagd" Veranlassung gegeben, entspringt nur dem mächtigen Liebesgefühle, das auch diesen Tagesscheuen in dem einsamsten Winkel seines Wälderdickichts überkommt und beherrscht. —

Aber auch ohne Nebenbuhlerschaft der Männchen will das Weibchen selbst in vielen Fällen erjagt sein. Lerchen, Ammern, viele Sänger und andere Vögel jagen oft Stunden lang sich paarweise nach, bis die Spröde sich dem ausdauernden Jäger geneigt zeigt. Unser Haussperling benimmt sich bei diesen Touren oft sehr niederträchtig, ja grausam. Häufig verfolgen mehrere lärmende Männchen ein Weibchen und zerren und beißen dasselbe in ihrer tölpelhaften Manier herum, so daß es sich oft wehren muß, was es auch meist höchst muthig und tapfer thut. Selbst in der Liebe ist der „Spatz" einer besseren zärtlicheren Regung nicht fähig: er ist gemein, frech und lüderlich. Hier schließt er sich dem Benehmen der Enten, besonders der sogenannten türkischen Enten, ebenbürtig an, welches dieselben beim Jagen um die eigenen Weibchen, ja sogar nicht selten um die ganz anderer Vogelarten so widerwärtig und empörend ausschweifend bethätigen.

Digitized by Google

Bei dem Neſtbau kommt das Material, die Art und Weiſe des Bauens, das Herrichten, ſowie die Form und Geſtalt des Neſtes in Betracht. Die Gruppirung, welche den nachfolgenden Schilderungen der entſprechenden Vögel zur Grundlage dient, bildeten wir hauptſächlich nach zwei Geſichtspunkten hin.

Abgeſehen von der ſchon bei den Säugethieren angewandten Hauptgruppirung nach dem vorherrſchenden Aufenthalte, hier Niſtorte, dem Leben in Höhlen und dem Leben im Freien, wird durchgängig die Herrichtung oder Struktur des Vogelneſtes zum Unterſcheidungsmerkmale gewählt. Wenn dabei die Kunſtfertigkeit dieſer Thierklaſſe nach menſchlicher Betriebs- und Gewerbsthätigkeit betrachtet und benannt wird, und die Künſtler in Anſehung ihres Neſtbaues als Schaufler oder Minirer, Meißler, Flechtende, Webende, Filzende, Kittende, Mauernde und Heftende erſcheinen: ſo ſtehen wir in dieſer Betrachtungsweiſe nicht allein, ſondern folgen hierin unſerer Meinung nach nur einem wohlberechtigten naturgemäßen Gang des verdienſtvollen engliſchen Naturkundigen James Rennie, den dieſer in ſeinem Werke: „Die Baukunſt der Vögel“, deutſch von Dr. Franz Kottenkamp, befolgt hat.

Wir entheben uns hier einer näheren Auseinanderſetzung dieſer Eintheilung um ſo mehr, als dieſe bei den Schilderungen der in Betracht genommenen Vögel zum klaren Verſtändniß kommt und noch überdies in einer Ueberſicht am Ende des Werkes unſeren Leſern vor Augen geführt wird.

Das Material, welches der Vogel zu ſeinem Neſtbaue verwendet, iſt gar mannichfach. Den bei Weitem größten Theil nimmt er von Beſtandtheilen aus der Pflanzen- und Thierwelt, den kleineren von Erde und ähnlichen Stoffen. Der ganze Rindenkörper des Baumes ſowol, wie jeder beſondere Theil des erſteren, als Oberhaut, eigentliche Rindenſubſtanz und Baſt, von des Baumes Holz, Reis und Blatt, ja ſogar Theile von deſſen Blüten und Früchten, wie Blüten- und Samenflocken, Schuppen u. dgl. m.; verwendet der Vogel zu ſeiner Wohnung. An den kleineren Gewächſen, von der Staude abwärts bis zum Gras, den Mooſen und Flechten u. ſ. w., verbraucht er oft alle Theile von der Blüte und dem Zweige bis zur Wurzel hin. Wolle und Haare der Hausthiere, wie des Wildes, ſeine eigenen Federn und Flaumen, wie die ſeiner Brüder, dienen ihm zur Auspolſterung ſeines Neſtes, ſelbſt Thiererkremente, wie Kuhmiſt u. dgl., auch die verzehrten Ueberreſte von Fiſchen und Inſekten, wie ausgewürgte Gräten und Kerbthierflügel ꝛc., ja ſogar ſeinen Speichel in größeren oder kleineren Mengen, nicht minder bindige Erdarten weiß das emſige Heer unſerer Neſtbaukünſtler ſeinem Zwecke nutzbar zu machen. Aber auch Muſcheln und glänzende Steine, ſelbſt Knochen und andere Dinge dienen den launigen Kindern des Augenblicks zur Ausſchmückung, wenn nicht ihrer Niſtwohnungen, ſo doch ihrer Spiel- und Paarungsplätze.

Nur die allgemeinen Grundzüge mögen hier Erwähnung finden, nach welchen der Vogel ſeine Wohnung herrichtet. Faſt allgemein baut der Vogel ſein Neſt, indem er ſich niederſetzt und, im Kreiſe ſich drehend, mit Hülfe des Schnabels, der Flügel, der Füße und des Schwanzes das jeweilige Baumaterial ordnet und befeſtigt. Je nach der Beſchaffenheit der Bauſtoffe

und auch bisweilen der aufzuwendenden Kunst gemäß gebraucht er dabei eines, mehrere oder alle der genannten Gliedmaßen seines Körpers. Hierbei herrscht die Regel, daß das Thier irgend einen Theil seines Körpers als Stütz- und Mittelpunkt, einen andern als den Schenkel eines Zirkels benutzt, der einen mehr oder weniger genauen Kreisbogen um diesen Mittelpunkt beschreibt. Gewöhnlich sind es die Füße, welche den ersteren Punkt innehalten, und vorzugsweise der Schnabel und Kopf oder die Brust, welche hier den Baubestandtheilen und mit diesen dem ganzen Neste durch Glätten und Andrücken, dort durch Hacken und Meißeln der Erd- oder Baumhöhle die Kreisform einprägen. Bisweilen dreht sich der Baukünstler aber auch um seinen Kopf oder Schnabel als Mittelpunkt mit den Füßen. In beiden Fällen jedoch giebt ihm immer sein eigener Körper das Maß und die Richtschnur ab zur Fertigung seiner Wohnung. Unter seinen Gliedern gebraucht er vornehmlich den Schnabel beim Aufbau seines Kunstwerks. Betrachten wir uns dieses vielgestaltete Glied in der Vogelwelt näher, so erkennen wir in der That, daß die Natur in vieler Hinsicht kein geschickteres Werkzeug zum Nesterbau hätte bilden können. Nadel, Pfriemen und Pincette, Schere, Zange, Stift, Meißel und Spitzhammer, die Kelle und das Falzbein, ja in Verbindung mit den Füßen die Hechel und den Kamm finden wir in den Vogelschnäbeln nicht allein in fast allen ihren Formen vertreten, sondern auch mit ihrer ganzen Gebrauchs-Charakteristik beim Herrichten des Nestes in Thätigkeit.

Die Nestbereitungskunst stuft sich nun sehr verschieden und höchst mannichfaltig vor unseren Augen auf. Verfolgen wir sie kurz in einem allgemeinen Ueberblick von ihren ersten rohen Anfängen oder gleichsam von ihrer Kindheit an bis zur höchsten Vollendung.

Das phlegmatische und dumme Heer der Fettgänse, der Lummen und Alken nimmt die Fels- und Sandplateaux der Meeresküsten schon als seine natürlichen Brutorte ohne alle Nestbereitung ein. Alle Hühnerarten, besonders aber die Laufvögel, als Strauße, Kasuare u. s. w., auch die südlichen Wasserhühner (Parrae), ferner die Ziegenmelker (Caprimulgi) scharren nur Vertiefungen in den Boden; die braune oder große Raubmöve (Lestris catarrhactes) dreht sich einigemal im Moos und Gras herum und hiermit ist der Brutplatz bereitet. Auch die Tauben, sowie nicht minder die Höhlenbewohner stehen gewöhnlich im Bau des eigentlichen Nestes entweder auf der untersten oder auf einer niederen Stufe. Der gemeine oder arktische Alk gräbt sich mit seinen scharfen Nägeln nur Gänge in die Erde, ebenso einige Möven und Sturmvögel (Procellariae), ohne alle künstliche Unterlage. Auch die Uferschwalbe, der Eisvogel, die Spechte und der Bienenfresser (Merops apiaster) mit ihren starken Schnäbeln hacken sich in den Lehm der Ufer und Raine, sowie in Bäume zwar kunstvolle Gänge, ihre Nester darin werden aber ohne alle Kunst bereitet. Imgleichen hat das Eulengeschlecht keine besonderen Nestbaukünstler aufzuweisen; im Gegentheile gebrauchen die meisten Arten alte Rabenhorste, Taubennester u. dgl. m., und die Höhleneulen (Pholeoptynx) bedienen sich — falls sie nicht selbst nach Darwin ein schlechtes Loch in die

Digitized by Google

Erde ohne alle Unterlage graben — höchſt bequem der Erdwohnungen der Prärichunde, der Viscacha's und der Gürtelthiere Amerika's. Auch die faulen Mäuſe-Buſſarde, die Sperber, die Thurm- und Baumfalken uſurpiren nicht ſelten alte Krähen- und Rabenneſter, ſie zu ihren Horſten nothdürftig erweiternd, oder ſie bekunden ſich an ihren ſelbſtverfertigten Horſten nur als mittelmäßige Neſtbereiter. Bei den Gattungen der Enten, Gänſe und Schwäne, vielen Möven ꝛc. finden wir die erſten Anfänge zum eigentlichen Neſtbau, d. h. zu einer künſtlichen, weicheren Unterlage für die Eier. Hierbei werden Schnabel und Flügel beim Abrunden des Neſtes zu Hülfe genommen und, wie bei den Flamingos, entweder bloße Schlammhaufen hergerichtet, oder zufällige und geſcharrte Erdvertiefungen mit Schilf, Gras, Reiſig und gewöhnlich der Rand und zuweilen auch die Tiefe des Neſtes mit Flaumen der Neſtbauenden ſelbſt ausgelegt, wie dies die ſo bekannten Eider- und Königsenten (Anas s. Somatoria mollissima und S. spectabilis) beim Bereiten ihrer koſtbaren Neſter thun. Von dieſen rohen Anfängen ſtuft ſich die Kunſt beim Neſtbau nun gar mannichfaltig bis zu einer Fertigkeit hinan, die unſere Bewunderung verdient.

Die vorherrſchende Form des Vogelneſtes iſt die kugelige, und hierunter am meiſten vertreten erſcheint die Geſtalt der Halbkugel. Gewöhnlich ſteht die offene Seite dieſer Halbkugel nach oben; bisweilen iſt die Wohnung aber auch an ein hängendes Blatt geheftet, wie bei dem Neſte des Bananen- oder Piſang-Vogels (Cassicus *vel* Oriolus banana), auch bei einigen Kolibri-Neſtern, ſo daß das Blatt eine Seite des Neſtes abgiebt, der übrige Theil deſſelben aber eine Viertelkugel bildet. Unter den offenen, halbkugeligen Neſtern zeichnen ſich die der mittleren und kleinen Vögel am meiſten durch eben ſo zierliche Form, als dauerhaftes Geflechte, Filz- und Kittwerk aus, wie die Neſter der Baumlerche, der Rohrſänger, Finken, der Baſtardnachtigall, der Kolibris, Droſſeln u. v. a. Auch die elliptiſche und die reine Kugelform iſt vertreten; erſtere geht bis zur Walzen- oder Röhrenform über, wie bei dem Neſte des kleinen Honigkukuks (Cuculus indicator minor) am Kap der guten Hoffnung, einigen Beutelſtaaren, dem javaniſchen Webervogel u. a. m. Der Ellipſe mehr ſich nähernd ſind die beutelförmigen Neſter der Bart-, Beutel-, beſonders aber der Schwanzmeiſe. Der Kugelgeſtalt ähnlich erſcheinen die backofenförmigen und im Verhältniß zu ihren niedlichen Baumeiſtern koloſſalen Wohnungen unſeres Vogelgnomen Zaunkönigs, des kleinen Weidenzeiſigs, des Fitis und des grünen Laubvogels oder Buchenzeiſigs, dieſer ſogenannten Backöfchen, ſowie des Waſſerſtaars (Cinclus aquaticus). Auch das Neſt unſerer lieblichen Goldhähnchen, obgleich es nach oben geöffnet iſt, nähert ſich der Kugel, indem es weit über halbkugelförmig nach oben übergebaut, in ſeiner Oeffnung mit Federn gewöhnlich zugewölbt erſcheint. — Wahre Baukünſtler befinden ſich unter der Gruppe der Truppen- oder Haufenvögel (Trupiales; Agelaii), wie der Webervögel (Plocei), der Beutelſtaare oder der Linné'ſchen Oriolen, welche ſich meiſt als webende und Ampel- oder Hangelneſt-Verfertiger beurkunden. An dieſe reihen



Digitized by Google

ſich die den Gipfelpunkt in der Neſtbaukunſt erreichenden Schneidervögel, welche wir weiter unten ebenfalls näher beſprechen werden.

Die Tageszeit, in welcher der Vogel vorzugsweiſe an die Herrichtung ſeines Neſtes geht, iſt der Morgen; doch giebt es wieder viele Arten, welche, die Stunden des Nahrungserwerbs und der Ruhe abgerechnet, faſt den ganzen Tag über emſig mit dem Neſtbau beſchäftigt ſind. Während unſere mit feuchter Erde oder faulem Holze bauenden Schwalben, Amſeln und Droſſeln gewöhnlich nur einige Stunden des Vormittags zur Bildung ihres Neſtes, beziehungsweiſe deſſen erdigen oder verkitteten Theiles, verwenden, um den Mörtel bis zur Fortſetzung des Baugeſchäfts am Nachmittage oder andern Tage erſt erhärten zu laſſen: ſieht man unſere Kreuzſchnäbel, Finken, Meiſen, Goldhähnchen, Laubvögel, den Zaunkönig u. a. häufig beinahe zu jeder Tagesſtunde eifrig und freudig dieſe Kunſt betreiben.

Auch die Zeitdauer, innerhalb welcher der Neſtbau vollendet wird, iſt ſehr verſchieden und ſteht im Allgemeinen mit dem verhältnißmäßigen Umfang der Wohnung, beſonders aber mit der beim Herrichten aufzuwendenden Kunſt und dem Umſtande in inniger Verbindung, ob ganze Geſellſchaften, beide Gatten oder nur das Weibchen eines Paares ſich an der Bildung der Wohnung betheiligen. Vielen genügen bei ihrem kunſtloſen Neſtbau einige Tage, ja wenige Stunden, eben ſo vielen höchſtens acht Tage; während unſere Schwanzmeiſe nicht ſelten drei Wochen zur Vollendung ihres ſchönen, kunſtvollen Neſtes bedarf, und einige Webervögel noch während der Brut an ihren vollendeten Wohnungen fortwährend ausbeſſern.

Betrachten wir nun die Feſtigkeit des Vogelneſtgewebes an ſich und noch mehr die große Adhäſion, mit der es an den mannichfachen Gegenſtänden haftet: ſo liegt der Gedanke nahe, daß der Vogel ſich in vielen Fällen einer bindenden Materie beim Neſtbau bedienen müſſe. Den mit naſſer Erde, Schlamm oder Koth bauenden Vögeln, wie einigen Schwalben, Droſſeln, den Töpfervögeln, Wiedehopfen u. ſ. w., kommt die dieſen Stoffen an und für ſich ſchon innewohnende Kohäſions- und Adhäſionskraft in Berührung unter ſich und mit anderen Gegenſtänden zu Statten; bei den mit Material von geringem Binde- und Anhaftungsvermögen bauenden Vögeln hingegen muß aber irgend ein gewiſſes, in den Stoffen ſelbſt nicht enthaltenes Heftmittel zur Befeſtigung der Materialien unter ſich ſowol, als des ganzen Neſtes an ſeinen Standort angewendet werden. Denn wie ſonſt ſollte ein ſo dichter und netter Filz, ein ſo dauerhaftes Geflecht jenen Zuſammenhang erhalten, welchen wir an den mit allen erdenklichen Pflanzenſtoffen, mit thieriſcher Wolle, Haaren und Federn zuſammengeſetzten Neſtern bewundern? Wie ſollen die mit loſen, trockenen Stoffen gefertigten, an Mauern, Wänden und Felſen hängenden, auf Bäumen und Sträuchern, Stauden und Stengeln ſtehenden Neſter den Einflüſſen des Windes und Regens, ja, die erſteren anlangend, nur dem Geſetze der Schwere widerſtehen? Ein großer Theil dieſer Erſcheinung iſt zwar erklärlich in dem Umſtande, daß wir bei vielen hängenden Neſtern ein natürliches Bindemittel für die Bauſtoffe unter ſich gewahren, wie dies die Spinngewebe, die Puppengehäuſe und die mitunter Widerhäkchen

Digitized by Google

und Stacheln führenden Samenknöpfchen der Schlingpflanzen oder die borſtigen Stengel von Gräſern und Neſſeln an den Neſtern der Goldhähnchen, Meiſen, Laubvögel u. a. deutlich zeigen. Schwerer und in vielen Fällen unzureichend iſt hingegen dieſe Erklärung in Bezug auf die Anheftung der Neſter ſelbſt an fremden Gegenſtänden. Es iſt ſehr wahrſcheinlich und hin und wieder auch ſchon durch Beobachtungen und Thatſachen feſtgeſtellt, daß hier in den meiſten Fällen ſich der Vogel eines bindenden Kittes, eines feinen, dem bloßen Auge etwa durch ſchnelles Vertrocknen nicht ſichtbaren Mörtels zum Befeſtigen ſeiner Wohnung bedient. Einen Fingerzeig geben uns einige Wahrnehmungen bei dem charakteriſtiſchen Neſtbau der Kolibris. Dieſe gebrauchen zum Anheften ihrer meiſt an Schlingpflanzenranken oder ſchwanken Baumzweigen und Blättern hängenden Ampelneſtchen den Gummi als einen eben ſo natürlichen, wie guten Kitt.

Aber es bieten ſich noch andere Anhaltepunkte. Die zu einer Gallertmaſſe erhärtenden, eßbaren Neſter der Salangane haben in der Genußſucht und der darauf gegründeten Handels-Spekulation einen gewaltigen Hebel erzeugt zur Erforſchung des Urſprungs dieſer Materie. Die gelehrten Köpfe waren hierüber lange im Streit, bis dieſen die überzeugenden Unterſuchungen und Beobachtungen A. H. Bernſtein's in Cabanis' „Journal für Ornithologie" ſchlichteten. Hiernach hat ſich herausgeſtellt, daß alle Salanganen-Arten, hauptſächlich aber Collocalia nidifica, ihre Neſter aus einem Speichel bauen, welcher ſich von den zur Brutzeit beſonders anſchwellenden Drüſen unter der Zunge ausſcheidet. Auch bei der Singdroſſel bemerkten wir ein Aehnliches; und unſer Eisvogel zeigt uns, daß er ſein Neſt mit dem von Kropfſchleim befeuchteten Gewölle aus Fiſchgräten und Waſſerjungfern- (Libellen-) Ueberreſten bereitet, das zu einem feſten Kitte zuſammentrocknet. Solche und ähnliche Thatſachen berechtigen wol zu der vorläufigen Annahme, daß manche, wenn nicht viele Vögel, ſehr leicht eine ſchleimige Maſſe aus ihrem Körper zum bindenden Hülfsmittel für den Neſtbau herzugeben vermögen. Dies iſt wol auch mit eine Urſache, daß wir den Schnabel des Vogels als vorzüglichſtes Werkzeug beim Neſtfertigen in Thätigkeit, andere Theile ſeines Körpers, wie Bruſt, Flügel, Füße und Schwanz hauptſächlich nur durch Andrücken u. ſ. w. in Bewegung ſehen, der Wohnung im Allgemeinen Rundung zu geben. So führen gewiſſe Bewegungen des Schnabels und Halſes der Hausſchwalbe unwillkürlich zu der Vermuthung, daß auch hier neben der Feuchtigkeit und Bindigkeit des Materials noch ein zäher Schleim des Vogels zu Hülfe genommen werde. Und in der That! mit der größten Mühe könnte menſchliche Kunſtfertigkeit ohne klebende und bindende Stoffe kein Neſt bereiten, wie das einer Schwalbe, eines Edelfinken oder Stieglitz, oder etwa Flechten und Mooſe, Puppengehäuſe und Schuppen von Tannenzapfen, oder die Oberhaut der Weißbirke ſo nett verkleben, wie die Schwanzmeiſe, das Goldhähnchen und der Gartenlaubvogel, oder endlich der Pirol mit den an Aſtgabeln befeſtigten Baſtſchnüren und Thierwollefäden an ihren zierlichen Neſtern es thun. Man verſuche nur einmal — wenn man an allem

Dieſen zweifeln wollte — ein an einer ſenkrechten Mauer, Wand oder an einem glatten Stamme hängendes, oder ſelbſt in ſtarken Aſtgabeln ſitzendes Neſt abzulöſen; die Feſtigkeit, womit die Haftſeiten ſolcher gemeiniglich aus Flechten, Moos, dürrem Laube und Faſerwürzelchen gefertigten Neſter an den genannten Gegenſtänden hängen, kann ſchwerlich mit dem geringen Anhaftungsvermögen dieſer Bauſtoffe — und ſeien es auch Spinnen- und Raupengewebe, widerhakige und borſtige Pflanzentheile — erklärt werden. —

Nun wären wir an dem Punkte angelangt, wo wir von der Seele des Vogelneſtes ſprechen können, nämlich dem Ei, hinter deſſen Schale das embryoniſche Leben des Vogels ſchlummert; dem wundervollen Gebilde in der organiſchen Welt, das den Geiſt des Forſchers eben ſo ſehr mit Ehrfurcht vor dem Unbegreiflichen der Natur erfüllt, als das empfängliche Gemüth der Jugend in ſo viel Sehnen, Bewunderung und Entzücken verſetzt; hinter deſſen Zauber aber auch das mit der Zuchtruthe begleitete Verbot des Vaters oder Lehrers ragt. Wir können uns nicht verſagen, das, was Brehm in ſeinem Werke: „Das Leben der Vögel“ (zweite Auflage) über dieſen Gegenſtand ſo ſchön ſagt, hier wiederzugeben. „Sichtbar und dennoch unverſtanden liegt im Ei das Wunder des Erſchaffens vor uns. Alle Weſen der Erde haben denſelben Urſprung; alles Lebende entſteht aus demſelben Keime — dem Ei. Gleichgiltig nehmen es Tauſende von uns in die Hände, gleichgiltig zertrümmern ſie es, um ſeinen Inhalt zu nützen, und ſelten nur mögen gerade Diejenigen, welche es tagtäglich in ſeine einzelnen, gröbſten Theile zerlegen, daran denken, daß ſie, wenn ſie ein Ei zerſchlugen, ein Wundergebäude zerſtörten. Gewiß ein Wundergebäude! — unübertroffen in ſeiner einfach ſchönen Geſtalt, unerſetzbar in ſeinem Inhalte: eine Wiege des noch nicht erlebten, wie des eben erwachenden Lebens, ein Bildungs-, Bekleidungs- und Ernährungshaus für den in ihm Werdenden, eine Vorbereitungsanſtalt deſſelben für die Welt! Aus keinem andern Raum kann gleich Großes hervorgehen, als aus dem Ei; kein anderer Raum kann größere Wunder in ſich bergen, erleben und reifen laſſen, als dieſes kleine, unſcheinbare und deshalb ſo ſelten gewürdigte Bauwerk der lebenſpendenden und erhaltenden Natur.“ —

Sobald das Neſt des Vogels vollendet iſt, beginnt das Weibchen mit dem Eierlegen. Der aufmerkſame Beobachter bemerkt dieſen Zeitpunkt an den zärtlichen Lock- und Begattungstönen des Vogelpaares, oder bei in Vielweiberei lebenden Vögeln durch das Verſtummen der Männchen und das Zerſtreuen der während der Paarung (Balz) um daſſelbe verſammelt geweſenen Weibchen. Beſonders aber bekundet dieſen Zeitpunkt das Weibchen durch ſein Verweilen im neugebauten Neſt am frühen Morgen. Manche Vögel verlaſſen nach dem Legen des erſten Eies das Neſt nicht mehr; andere beſchränken die Bedeckung der Eier, bis deren Anzahl vollſtändig iſt, auf die Nacht oder die Zeit, in welcher ſie gerade ein Ei legen. Einige Zeit nach der Begattung und dann gewöhnlich ein über den andern Tag erſcheint ein Ei nach dem andern, bis die Zahl derſelben je nach der individuellen Fruchtbarkeit der Art erreicht iſt. Die kleineren und mittelgroßen Vögel legen in der Regel die meiſten, die großen hingegen die wenigſten Eier. Ausnahmen finden auch hier wie überall ſtatt.

Digitized by Google

Gerade die Neſtchen der Kolibris enthalten z. B. faſt immer nicht mehr, als zwei Eierchen, während der Strauß nach vielen übereinſtimmenden Angaben oft über ein Dutzend Eier legen ſoll. Die am meiſten vertretene Eierzahl in einem Neſte, das ſogenannte Gelege, bewegt ſich zwiſchen vier bis ſechs Stück. Am fruchtbarſten iſt das Geſchlecht der Hühner, der Gänſe und Enten, unter letzteren die Schellente (Anas clangula), welche mehrere Dutzend Eier zu Tage fördert; ferner viele Meiſen und unſer rüſtiger Zaunkönig, welche beide oft aus acht bis vierzehn Eiern eben ſo viele Individuen ihrer Zwergnachkommenſchaft ausbrüten. Die Kultur beutet längſt die Fruchtbarkeit der zahmen Hühner und Enten durch fortgeſetztes Wegnehmen der Eier aus; auch bei manchen wilden Arten dieſer Familien iſt die Spekulation thätig und mehrt durch fortgeſetzten Raub der Eier dieſe geſegnete Naturgabe. So die wilden afrikaniſchen Stämme durch die Wegnahme der anſcheinend zur erſten Nahrung für die Jungen beſtimmten, neben den Brutplätzen liegenden Eier der Strauße; die nordiſchen Völkerſchaften im Zehnten der Eidergans-Neſter und der Eier vieler anderer Schwimmvögel. — Form und Farbe der Eier ſind ſehr wechſelnd. Dennoch läßt ſich die Geſtalt durchgängig auf die elliptiſche, d. h. eben auf die Eiform zurückführen. Dieſe Längenkreisform iſt nun bald mehr vorherrſchend, bald nähert ſich das Ei mehr der Kugel-Geſtalt; bald ſcheiden ſich die beiden Enden mehr ab zu einem rundlichen und einem zugeſpitzten Pole, eine Geſtaltung, welche die allgemeinſte iſt. Das Ei unſeres gemeinen Kibitz (Vanellus cristatus *s.* Tringa vanellus) und einiger Schnepfen, wie beſonders der Himmelsziege oder Heerſchnepfe (Scolopax gallinago) u. a., kann füglich mit der Birnform verglichen werden, da deſſen ſehr ſtumpfes Ende plötzlich gegen vorn abfällt und an der Spitze ſich wieder unmerklich mehr herauswölbt, als an den Seiten. Faſt runde Eier finden ſich auf den Felſen Grönlands von dem grauen Sturmvogel (Procellaria glacialis); auch die Eier der Eulen- und Raubvögel-Sippen ſind meiſt rundlich oder ſtumpf. Merkwürdig endlich ſind die mit einer dicken Kalkkruſte überzogenen Eier der Seeraben oder Kormorane.

Die Größe des Ei's iſt gewöhnlich der des betreffenden Vogels angemeſſen, und ſein Gewicht beträgt nach Brehm etwa ein Zehntel des Körpergewichts des Muttervogels. Doch finden ſich auch auffallende Ausnahmen; wir heben hier nur, neben den verhältnißmäßig kleinen Eiern der Adler und den ſehr großen bei Alken, Lummen und Sturmvögeln, die unſeres gemeinen Kukuks hervor. Dieſe ſind im Verhältniß zur Größe des Vogels klein, doch nach unſeren und vieler zuverläſſiger Beobachter neueſten Erfahrungen noch merklich größer als die der meiſten Vögel, deren Neſtern er das ſeine mittheilt, ein wohl zu beachtender Umſtand, der in dem Abſchnitte über den Kukuk näherer Betrachtung unterworfen wird. Bemerkenswerth iſt auch die abändernde Färbung der Kukukseier, wobei man jedoch von manchen Seiten ſo weit gegangen iſt, zu behaupten, daß dieſe Färbung je nach der des Geleges, wobei ſie gefunden, wechſelte. Nach unſeren Erfahrungen iſt ſo viel wahr, daß ſie bald mehr, bald weniger braunroth oder graubraun punktirt und geſtrichelt, auch hier von trüberer, dort von hellerer Grundfarbe erſcheinen,

welche Abweichung Ch. L. Brehm dem verschiedenen Alter des Vogels zuschreibt. Uebrigens steht diese Farbenabänderung nicht einzig und allein da, und ist gewiß nichts Anderes, als Das, was uns so häufig ein und dasselbe Nest unseres Haussperlings unter den Individuen unzähliger anderer Vogelsippen in jedem Alter und bei jeder Brut zeigt, nämlich sehr abweichend gefärbte und gezeichnete Eier. — Wie sich denken läßt, sind die Eier der Riesen auf den Wüsten der heißen Zone die größten, die der Strauße. Sie erreichen bei einer Länge von sechs bis sieben Zoll die Dicke eines Kinderkopfes und haben ein Gewicht von drei Pfunden. — Es liegt nicht im Bereiche dieser Abhandlung, die Färbung der Vogeleier in ihren unendlichen Schattirungen und Nüancen zu verfolgen; vielmehr mag hier nur die Anführung einiger Grundfarben genügen. Brehm führt in seinem oben angeführten Werke im Allgemeinen nicht mit Unrecht an, daß die Eier der Höhlenbrüter gewöhnlich weiß, die der Erdbrüter erd- oder grasfarbig, die der Baumbrüter gesprenkelt, die der Prachtvögel oft glänzend weiß seien. Die meisten Eier sind wol verschiedenfarbig oder gezeichnet, und diese Farbenbildung kann auf zwei Formen oder Arten der Zeichnung zurückgeführt werden: sie sind entweder punktirt oder marmorirt (gewölkt oder gesprenkelt; mit Linien und Strichen versehen). Bei diesen Eiern ist fast durchgängig das stumpfe Ende, oder doch ein Kranz um dieses Ende herum, dichter und oft lebhafter gefärbt. Beide Zeichnungen treten so recht charakteristisch — was die punktirte betrifft — auf den Eiern unserer meisten kleinen Vögel, vorzüglich aber auf den buntgescheckten der Grasmücken, der Haidelerche, des Baumpiepers, der Würger, des Kibitz u. a., und — die marmorirten anlangend — in wahren Hieroglyphen bei den Eiern einiger Ammern und des Mönchs auf. Uebrigens bildet sich die Färbung der Eier nach dem Legen erst durch die Sauerstoff-Einwirkungen der Luft entschiedener. — Häufig ist auch die ganz weiße oder doch einfarbig-helle, seltener schon die einfarbig-düstere oder gewässerte, noch seltener die ganz blaue und grüne oder grünblaue Färbung. Die letzteren sind offenbar die schönsten. Wie herrlich leuchtet das schöne Blaugrün der Eier des Baumrothschwänzchens, der Wiesenschmätzer (Saxicolae) oder das Meergrün der Gelege des Blaukehlchens und des schwarzrückigen Fliegenfängers (Muscicapa atricapilla) dem Finder aus deren Nestern entgegen! Nicht minder anziehend, wie die schöne, reine Farbe der Eier, ist auch ihre nette, kleine Form bei einigen unserer Sylvien, Meisen und der Schwirr- oder Flattervögel. Welchen Naturfreund ergötzte nicht der Einblick in das eierwimmelnde Nest des Zaunkönigs, in das des allerliebsten Goldhähnchens mit seinen fleischfarbenen Eierchen von der Größe kleiner Bohnen, auch des Fitis und kleinen Weidenzeisigs? Und wie poetisch werden uns von manchen tropenreisenden Ornithologen die zierlichen, wohlduftenden Nestchen der Kolibris mit den erbsengroßen Eierchen geschildert! —

Das Brüten geschieht mit ganz geringen Ausnahmen in der Regel von dem Vogel selbst, bald abwechselnd von beiden Gatten, bald auch allein von dem Weibchen, wobei das Brütende von dem Gefährten mit Nahrung versorgt wird.

Digitized by Google

Rührend iſt die Treue und Sorgſamkeit des dem Brütenden Futter und in vielen Fällen auch Waſſer zutragenden Gatten, und am herrlichſten vertreibt das Männchen unter den Singvögeln dem brütenden Weibchen mit ſeiner Göttergabe des Geſanges die ſchöne, aber kurze Zeit der Minne. — Eine ſonderbare Eigenthümlichkeit bekunden die indiſchen Hornvögel (Buceroles) beim Brutgeſchäft. Das Männchen mauert nämlich das in einer Baumhöhle brütende Weibchen förmlich ein bis auf ein kleines Loch, durch welches das erſtere der Gefangenen in ſeinem langen Schnabel Nahrung reichen ſoll, nach Einigen bis zum Ausſchlüpfen der Jungen aus dem Ei, nach Anderen bis zum Flüggewerden derſelben.

Daß der Vogel aufrecht ſitzend über ſeinen Eiern brütet, möchte wol eben ſo natürlich wie thatſächlich ſein. Dennoch ſoll es auch hier Ausnahmen in der Manier einiger Eistaucher geben, welche nicht ſitzend, ſondern mit wagrechtem Halſe auf dem Boden über ihren Eiern liegend brüten.

„Das friſch gelegte Ei", ſagt Brehm, „iſt ſcheinbar vollkommen todt, aber nur ſcheinbar — in Wirklichkeit lebt es doch. Jeder ſeiner Beſtandtheile führt ein gleichſam leidendes Leben; jeder ſteht aber mit der äußeren Welt in beſtändiger Wechſelwirkung. Das Ei verliert ſeine Lebensfähigkeit, wenn man den Stoffwechſel durch Ueberzüge von Wachs, Firniß, Oel ꝛc. aufhebt. Ja, es beſitzt ſogar ſeine eigene Wärme und weiß ſich dieſelbe gegen äußere Einflüſſe zu erhalten: ein lebendes Ei friert bei einer Kälte von 8° R. erſt nach $1^3/_4$ Stunden, ein getödtetes bereits nach $1^1/_4$ Stunde. Bei fernerem Stoffwechſel giebt es dem Gewicht nach mehr ab, als es aufnimmt: das Hühnerei wird, laut Czermak, während des Brütens täglich ungefähr um einen Gran leichter, im Ganzen um drei Drachmen und ſechs Gran. Aber, wie geſagt, der Stoffwechſel vor der Brütung zeugt nur von einem leidenden Leben; das thätige erwacht erſt, wenn es die Wärme weckt.

„Was wäre die Schöpfung ohne Licht und Wärme, die in Eins verſchmolzenen und doch getrennten Himmelsgeſchwiſter?! Sie ſenden ihre Strahlen fort und fort hinaus über die ganze Welt, ſelbſt in das tiefſte Dunkel; und die Strahlen ſchaffen und bilden, zaubern und beleben ohne Ende. Alle Beſtandtheile des Eies, welche übrigens faſt ohne Ausnahme in die Urſtoffe des thieriſchen und pflanzlichen Lebens, Sauerſtoff, Waſſerſtoff, Stickſtoff und Kohlenſtoff, zerlegt werden können, ſind todt ohne dieſe göttliche Kraft, welcher wir — wer kann es ſagen, wie Vieles — verdanken! Beim Erwecken des Eies iſt nicht von himmliſcher Wärme, die wir uns nur mit Licht verbunden denken können, zu reden: Die Wärme der Mutterbruſt erſetzt die Strahlen der Sonne — und eine einfache Maſchine kann die Wärme der Mutter entbehrlich machen."

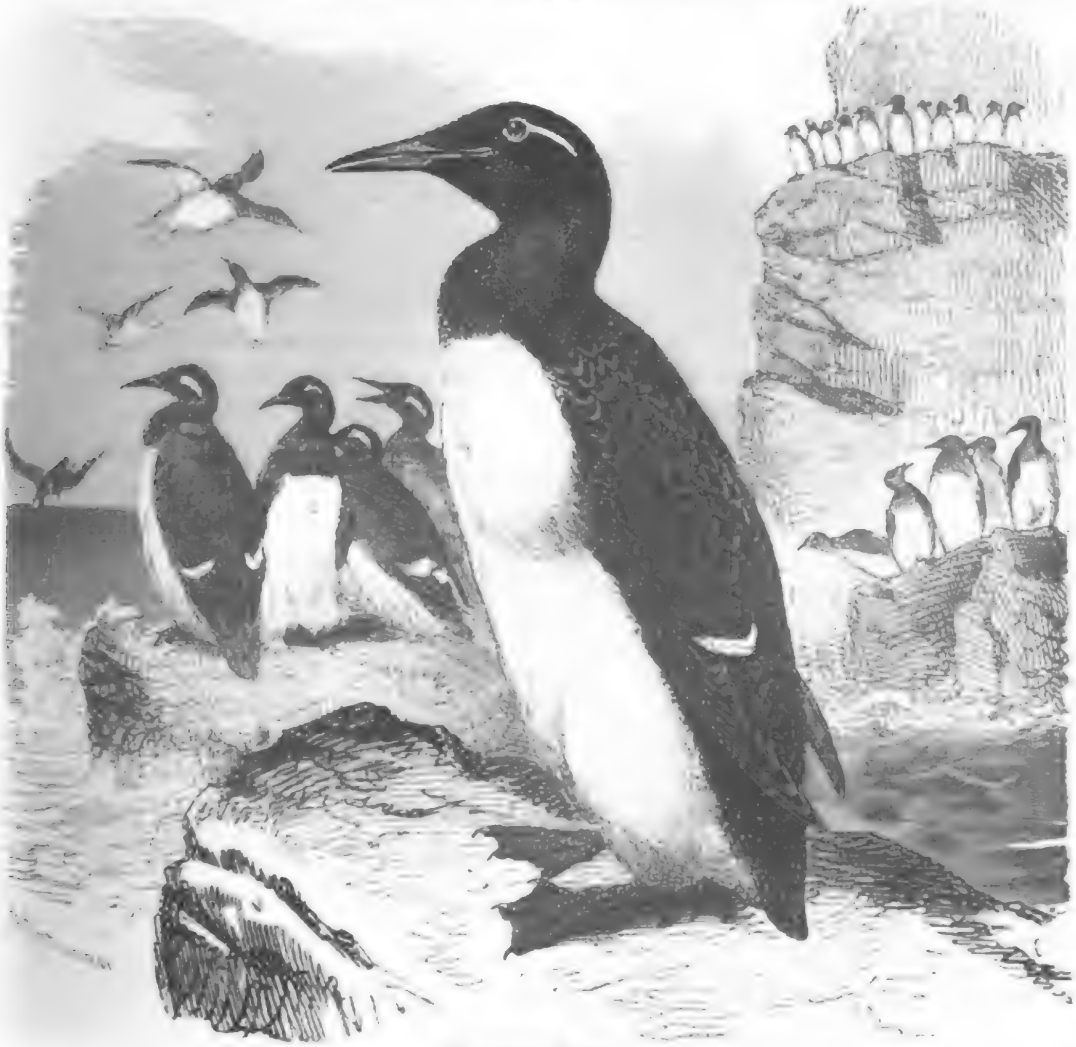
Zur Zeit des Brütens hat der Vogel eine erhöhte Blutwärme; er iſt ſichtbar erhitzt, wie man das an dem gereizten, zornigen Weſen brütender Enten, Truthennen, Tauben, ja ſogar an den fauchenden kleinen Meiſen in ihren Höhlenneſtern wahrnehmen kann. Die Vögel ſind ſo ſehr auf das Brutgeſchäft hingewendet, daß viele ſich über den Eiern fangen laſſen. Die Ueberleitung ihrer Brutwärme auf die Eier iſt ihnen eben ſo ſehr Bedürfniß, als für die Entwickelung des Organismus im Ei nothwendig. Der brütende Vogel verläßt deshalb zwar periodiſch ſein Gelege, aber immer nur auf kurze Zeit;

die oft im Winter brütenden Kreuzschnäbel z. B. aus leicht begreiflichen Gründen gar nicht. Ingleichen wendet der Muttervogel öfters seine Eier, um ihre Flächen überall abwechselnd an die unmittelbare Körperwärme gelangen zu lassen. Hingegen beobachten wir aber auch wieder, daß der Brutvogel, neben dem zeitweiligen Nestverlassen, sich hin und wieder über dem Gelege aufrichtet, vielleicht wol, um einen lebhafteren Zutritt von Luft an die des Stoffwechsels bedürftigen Eier zu bewirken. Auch wechselt die vollkommenere oder leichtere Bedeckung des Geleges je nach der Lufttemperatur. Das gewahrt man am frühen Morgen, zur Abend- und Nachtzeit, sowie bei kalter und nasser Witterung, wo der Vogel merklich tiefer im Neste sitzt, als bei warmem Wetter. Sicherlich aber veranlaßt das Ermüden beim Sitzen und das Bedürfniß, sich auszurecken, ebenfalls sein Aufstehen: denn wir haben an Distel- und Edelfinken gesehen, daß sie sich über dem Neste dehnten und streckten. — Bei vielen Vögeln, namentlich den ohne Nester brütenden Schwimmvögeln mit dichtem Federpanzer, bemerkt man sog. Brütflecken, oder kahle, ausgerupfte Stellen an dem Unterleib. Die Bruthitze kommt beim Brüten des Vogels auf diesen bloßen Stellen unmittelbar an die Eier, und zuweilen konstant mit diesen Brütflecken, deren gewöhnlich einer bis drei vorhanden, ist die Anzahl der Eier bei diesen Vogelgattungen, soweit diese überhaupt nicht viele Eier legen. Die Brutwärme beträgt — bei dem ohnehin schon im Vergleich zu den Säugethieren etwas wärmeren Blute der Vögel — + 32 bis 35° R. Es ist leicht erklärlich, wie der Strauß und Kasuar unter der Aequatorial-Zone, die Wasserhühner der heißen Zone das Ausbrüten ihrer Eier dem von der Sonne erwärmten Sande überlassen können. Unter den Wendekreisen übernehmen die Erstgenannten das Bebrüten der Eier schon theilweise oder ganz selber, wobei hauptsächlich die Männchen auf den von einem Trupp dieser Vögel in eine gemeinschaftliche Brutstelle gelegten Eiern des Nachts zum Schutze der Brut gegen Schakale und andere Raubthiere Wache halten. Merkwürdiger noch in der genannten Beziehung und einzig in ihrer Art sind die Brutplätze der Fußhühner von den Gattungen Leipoa, Megapodius und Talegalla in Australien, jenem Land der scheinbaren Wunder. „Da sind" — nach H. A. Pagenstecher's lebendiger Schilderung über „die Thierwelt Australiens" in Nr. 12 des „Zoologischen Gartens" von 1865 — „großfüßige Hühner am Gestade, die nicht geduldig brüten und der Jungen warten, die vielmehr aus Erde, Blättern, unter tropischer Sonne (bis 40° R.) erhitztem Sande um die Eier Brutöfen thürmen, aus denen ihre Brut kräftig und flügge ausschlüpft."

Merkwürdig ist ein bei vielen Vogelgattungen vorkommendes gesellschaftliches Brüten auf Brutplätzen. Wir gewahren diese Art Kommunismus bei den Fettgänsen, den Alken, Lummen, mehreren Pelikanen und Möven, welche auf kahlen Felsenklippen oft zu Tausenden nebeneinander ihre gemeinschaftlichen Brutplätze aufschlagen. Die dumme oder graue Lumme (Uria troile) ist ein wirklicher Kommunist im Brüten: sie setzt sich auf andere Eier, sobald ihr die ihren genommen sind. Nach van Troil sollen auch häufig zwei Eiderenten-Weibchen in ein gemeinschaftliches Nest ihre Eier ablegen und darin abwechselnd brüten. — Aber auch bei andern Vögelordnungen

Digitized by Google

bemerken wir ein geſelliges Brüten. Die amerikaniſche Wandertaube bildet in ihrem Niſten auf den Bäumen ein Seitenſtück zu dem der Fettgänſe oder auch der Tölpel auf dem Boden, indem dieſe Tauben wahre Neſtkolonien anlegen. Beſchreibungen geben die Ausdehnung ſolcher Brutplätze in den nordamerikaniſchen Wäldern auf viele Stunden Breite und unglaubliche Strecken, oft 10—15 Stunden Länge, an, auf welchen ein Baum oft über hundert Neſter aufweiſt. Die Verheerungen auf den Feldern in der Umgegend ſolcher Kolonien ſind ungeheuer.



Die dumme Lumme.

Neſtkolonien auf einzelnen Bäumen bieten die Beutelſtaare im heißen Amerika mit ihren dutzendweis an den Endzweigen eines Baumes hängenden Neſtern, ebenſo die Maisdiebe, z. B. die ſog. Purpur-Elſter (Gracula purpurea s. quiscula); ferner finden ſich unter den Madenfreſſern (Crotophagae), namentlich der gemeine oder Ani (C. ani), wirklich gemeinſchaftlich Brütende, etwa 5 bis 6 Weibchen, welche auf mehreren Dutzend Eiern in einem gemeinſchaftlich angefertigten Neſte neben einander ſitzen. — Auch einige unſerer einheimiſchen Rabenvögel huldigen dem Sozialismus im Niſten. Wer kennt nicht

die ſchwarzen Geſellen auf Thürmen, wer nicht jene alten Trifteichen, in deren hohlen Stämmen und Aeſten oft zu Dutzenden und mehr die kreiſchenden dunklen Gäſte, unſere Dohlen, brüten? Die Saatkrähe (Frugilegus segetum) brütet oft in vielen Neſtern auf einer gemeinſchaftlichen Grundlage von Reiſig. Eine ſolche dunkle Kolonie von ſeltener Ausdehnung beſtand zu unſerer Knabenzeit bei Friedberg in der Wetterau, in dem ſog. „Oſſenheimer Wäldchen", und lebhaft ſteht vor unſerem Geiſte noch die luſtige Jagd der Knaben auf die jungen Raben. — Ebenfalls geſellig niſtet häufig unſere Hausſchwalbe, beſonders aber die Uferſchwalbe, welche oft die Ufer von Bächen und Flüſſen, ſowie die Raine an Hohlwegen förmlich wie ein Sieb durchlöchert. — Die merkwürdigſte Neſtkolonie findet ſich übrigens vertreten in der gemeinſchaftlichen, ſpäter noch näher zu beſchreibenden Baumwohnung des geſelligen Webervogels oder Siedelwebers (Ploceus s. Philothaerus socius) am Kap der guten Hoffnung.

Eigenthümlichen Stätten der Vögel, wahren Luſtlauben — weniger zu Paarungsplätzen als zum Schmucke derſelben, wie ſpäter gezeigt werden wird — begegnet man endlich in Auſtralien. „Seltſam", ſagt Pagenſtecher in der oben gedachten Schilderung, „bauen Glanzſtaare in Cedernwäldern eine Reiſiglaube, flechten Papageienfedern zierlich ein und bedecken den Boden mit Moſaik von Schneckenhäuſern, farbigen Steinen und gebleichten Knochen. — Das ſind kleine Seltſamkeiten jenes Landes der Antipoden, wo, wie man gern erzählt, die Kirſche den Stein auswendig und das ſaftige Fleiſch inwendig hat; wo die Blumen nicht duften; wo die Bäume die Rinde wechſeln ſtatt des Laubes; wo ſenkrecht ſtehende Blätter faſt ſchattenlos ſind." —

Wir wollen noch kurz die Zeitdauer und die Wiederholung des alljährlichen Brütens berühren. Die gewöhnlichſte iſt die zwei- und dreiwöchentliche Andauer. Man nimmt im Allgemeinen an, daß je größer der Vogel, deſto länger ſeine Brutzeit anhalte. Viele Schwimmvögel brüten drei bis vier Wochen, darunter die Schwanengans und der Singſchwan ſechs Wochen. Die Strauße und Kaſuare brüten eben ſo lange. Auch ſoll das Eierlegen und Brüten des Straußes nicht immer an eine beſtimmte Zeit gebunden ſein, indem das ganze Jahr über bei dem geringen Schwanken der Temperatur und dem unbedeutenden Wechſel der Jahreszeiten in den heißen Zonen bebrütete Eier vorgefunden würden. Ueberhaupt ſcheint in den wärmeren und gemäßigten Klimaten ein öfteres Brüten, dagegen in den kälteren Himmelsſtrichen mit den kürzeren Sommern ein einmaliges Regel. Doch die Andauer des Brütens an ſich ſowol, als ganz beſonders der Umſtand, ob die Jungen nach dem Ausſchlüpfen mehr oder weniger lang der Pflege der Alten bedürfen, ferner die ſpätere oder frühere Ankunft der Zugvögel in ihrer Heimath, in welcher ſie allein niſten, ſowie endlich die Möglichkeit der Brutvögel, die angemeſſene zeitweilige Nahrung für die Jungen zu erwerben, bedingt oft das ein- oder mehrmalige Brüten in Einem Sommer. Nach den Polen hin nimmt entſchieden die Anzahl der Schwimmvögel zu, und da deren Brut meiſt ſchnell ſelbſtändig iſt, ſo kommt es eben wol vor, daß nordiſche Vögel trotz der kurzen Sommer und der mehrwöchentlichen Andauer der Brut dennoch mehrmals in Einem Sommer brüten.

Digitized by Google

Im Ganzen aber kann angenommen werden, daß alle Vögel, bei welchen das Brüten mehr als zwei Wochen, und die Pflege der Jungen längere Zeit in Anſpruch nimmt, gewöhnlich nur ein Mal im Jahre niſten, und dies findet hauptſächlich bei den Wad- oder Sumpfvögeln, auch bei einigen Schwimm- und den hühnerartigen Vögeln der kalten und gemäßigten Zone ſtatt. — Vornehmlich iſt in unſerer Hemiſphäre die Zeit des Brütens der Frühling und Vorſommer; auf der ſüdlichen Erdhälfte hingegen umgekehrt der Herbſt und Winter. Am früheſten finden wir unter unſerem Himmelsſtrich die Kreuzſchnäbel in der Brut begriffen, oder vielmehr es binden ſich dieſe Vögel merkwürdigerweiſe hinſichtlich des Niſtens an gar keine Zeit: denn man findet Neſter mit Gelegen ſowol Mitte Winters wie im Sommer. Uebrigens nimmt das Heranziehen der jungen Kreuzſchnäbel bis zur Selbſtändigkeit einen bedeutenden Zeitraum in Anſpruch, ſo daß ein Paar doch wol höchſtens drei bis vier Mal im Jahre zur Brut kommen wird. — Vornehmlich ſind die Tauben, und unter denſelben die Wandertaube, ſehr frequent im Brüten. Auch unſer Hausſperling iſt ein Bild der Fruchtbarkeit. Der gemeine Staar, die Droſſel, mit vielen kleineren Singvögeln u. a. m., welche nicht allzuſpät ankommen und früh wegziehen, niſten bei uns öfter zwei Mal; gar oft iſt aber auch ein wiederholtes Niſten nur die Folge von Zerſtörung der erſten Brut. —

Wir übergehen hier die nähere Betrachtung über den durch die Gewichtsabnahme des Eies beim Brüten erwieſenen Luftzutritt und das thatſächliche Athmen des Jungen im Ei, bedingt durch ſein Piepen innerhalb der noch unverletzten Eiſchale, ſowie überhaupt über die allmälige Entſtehung des jungen Vogels während des Bebrütens: weil wir dies als außerhalb des Bereichs unſerer Abhandlung liegend anſehen. Nur vorübergehend ſei erwähnt, daß der Vogel ſich nach und nach aus dem ſogenannten Auge — einem weißlichen, zwiſchen Eiweiß und Dotter ſitzenden Bläschen, das den Keimfleck umſchließt — und hauptſächlich von dem Eiweiß entwickelt. — Man ſehe das Nähere hierüber von A. v. Homeyer und P. Rößler in Cabanis' „Journal für Ornithologie", ſowie in Hildebrand's „Mediziniſches Hausbuch". —

Sobald die Zeit des für den Vogel anſtrengenden Brütens — wir ſehen dies an ſeinem Abmagern und ſeiner Mattigkeit während dieſer Epoche — vorüber iſt, erblicken wir in vielen Vogelneſtern nackte und blinde Junge, an denen ſich nur ſpärlich und ganz feine ſogenannte Mausfedern oder Neſtflaumen zeigen; in anderen aber auch Individuen, welche ſogleich ſehend und wie flügge, mit ſchnell wachſenden Flaumen bedeckt, dem Ei und eben ſo ſchnell auch gewöhnlich dem Neſt entſchlüpfen. Dieſe Eigenſchaften hat Oken ſ. Z. zu einem Unterſcheidungsmerkmal ſeiner ornithologiſchen Hauptgruppirung aufgegriffen, und die Gruppe der oft mit den Eierſchalen auf dem Rücken davonlaufenden „Neſtflüchter" genannt, während die unbehülflicheren Inſaſſen der Brutörter von ihm draſtiſch „Neſthocker" getauft werden. Zu den erſteren gehört mit wenigen Ausnahmen die für Waſſer und Kälte gewappnete Schar der Schwimmvögel, ferner der Watvögel, ſowie viele aus den Ordnungen der Hühner und Laufvögel. Sie bedürfen, ihrer früheren Entwicklung gemäß, gewöhnlich nur der Führung und des Schutzes der Alten vor Kälte, in den

Digitized by Google

wenigſten Fällen aber des Aetzens oder Fütterns. Gänſe und Enten, Land- und Waſſerhühner, Trappen, Schnepfenvögel und Strandläufer folgen meiſt bald, und viele ſofort nach ihrer Entſtehung, den Alten, unter deren Leitung ihre Nahrung ſuchend und ſich höchſtens Nachts oder bei unwirthlichem Wetter unter die Flügel und Flaumen der Mutter verbergend.

Doch gleichwie wir hin und wieder bemerken, daß Waſſervögel in ihrer Kindheit beſſer laufen und tauchen, als ihre Eltern, ſo bekundet ſich — wie Brehm in ſeinem „Leben der Vögel" richtig bemerkt — gerade bei den beſten Tauchern die eigentliche Meiſterſchaft der Eltern nicht bei den Jungen im Dunenkleide, ſondern erſt bei vollſtändig körperlicher Ausbildung. Dies ſehen wir in den Neſtlingen der Fettgänſe, Alken, Eiderenten u. a., welche erſt bei völliger Entwickelung die wahren Beherrſcher der Meerestiefen werden.

Bei drohender Gefahr ſind es namentlich die Taucher und Steißfüße, welche ihre Jungen unter den anliegenden Flügeln mit in und unter das Waſſer nehmen. Die ſüdamerikaniſchen Taucher, die ſogenannten Sonnenvögel, nehmen bei ihren Waſſertouren beſtändig die Jungen unter den Flügeln und ſpäter auf dem Rücken mit, bis ſie ganz flügge ſind. Bei manchen Waſſervögeln findet aber auch ein Aetzen der Brut ſtatt. Die Pelikane und Kormorane (Pelecanus et Halieus), die Tölpel (Sula), die Pinguine und Alken, auch die Sturmvögel, Störche und Reiher tragen ihren Jungen in ihren Kröpfen oder weiten Speiſeröhren Nahrung zu; auch die eigentlichen Möven füttern längere Zeit ihre Brut im Neſt, und ihre Seitenverwandten, die kühnſegelnden Seeſchwalben (Sternae) äzen ihre Jungen, wie viele unſerer Schwalben, beim Fluge in der Luft.

Bei den Hühnern ſehen wir — wie ſchon im Allgemeinen erwähnt — ebenfalls die Brut ſogleich nach dem Ausſchlüpfen auf den Beinen: Sinne und Gliedmaßen leiſten ſofort dem beweglichen Völkchen die nöthigen Dienſte. Dieſe jungen Zöglinge des Hühnergeſchlechts ſind äußerſt gewandt und zierlich und wetteifern mit vielen jungen Schwimm- und manchen Watvögeln, ihren Rivalen an früher Flüchtigkeit. So wie dieſe geſchickt im Schilf und den Waſſerpflanzen oder im Geſtrüppe ſich zu verbergen vermögen, verſtehen es jene, bei annähernder Gefahr oder Verfolgung hinter Steine, Schollen und unter die Crescenz des Feldes zu ſchlüpfen. Ein Erbſen- oder Kleezweig, ein Kartoffelblatt oder eine Dälle, ein Büſchel Gras oder ein Mausloch dient oft dazu, im Nu das auseinanderſtiebende Volk eines Rebhuhn- oder Wachtelpaares unſeren Blicken zu verbergen. Wie oft ſahen wir junge vorſtehende Hühnerhunde von den immer wach- und ſorgſamen Hühnern durch ihre kluge Verſtellung von der Brut weggeführt, indem das Elternpaar wie flügellahm unter Geſchrei an der Erde hinflatterte, die nachſtürmenden Hunde weite Strecken in's Feld ſprengte und ſodann verborgen auf Umwegen wieder dem jungen Volke zueilte. Unterhaltend iſt das Gebahren einer „Kette" Haſelhühner. Dieſes ſcheue Waldvölkchen hält ſich viel auf Bäumen auf, und lebendig iſt der Anblick, wenn die niedliche junge Sippſchaft vertraut-geſchäftig von Aſt zu Aſt in einem Holzſchlage baumt, oder ſich auf einem breiten Aſte unter den Flügeln des alten Huhnes verſammelt und wärmt. So überraſcht,

Digitized by Google

ſchießt es auf den Aeſten blitzſchnell auseinander, und jedes Hühnchen drückt ſich, ein kleiner graugelber Punkt, auf den Aeſten und Zweigen regungslos nieder.

Schwerer im Allgemeinen wird die Sorge um das Heranziehen der Jungen denjenigen Vögeln, deren Neſtlinge oft mehrere Wochen im elterlichen Hauſe verweilen, bis ſie flügge ſind und ſelbſt dann noch einige Zeit geätzt werden müſſen. Sie bedürfen einer viel ſorgfältigeren Pflege und Wartung. Die Pflege äußert ſich bei dieſen Vögeln in der erſten Zeit durch Erwärmen der kahlen oder mit dünnen Flaumen verſehenen zarten Jungen. Nachts und bei unwirthlicher Witterung behütet das treue Elternpaar, beſonders aber das Weibchen, durch Sitzen über den Jungen dieſe vor Kälte und Näſſe, auch wenn deren Federn ſchon längſt mit Fähnchen verſehen ſind. Das Bedecken wird aber mit dem Flüggerwerden der Jungen immer ein loſeres, luftigeres, ſo daß die Neſtlinge hinlänglich Luft und Raum unter Bruſt und Flügeln der Alten behalten. Höhlenbewohner, Schwalben u. a. räumen ſogar, wenn die Behauſung mit dem Größerwerden der Neſtlinge für ſie zu enge wird, Nachts das Neſt, um in deſſen Nachbarſchaft, oft neben demſelben zu ſchlafen. Ein an unſerem Hauſe niſtendes Rothſchwänzchen nahm, als das mit flüggen Jungen gefüllte Neſt keinen Raum mehr für es bot, knapp vor demſelben am Eingange des kleinen Wetterdaches ſeine allnächtliche Schlafſtätte und verhütete ſo das Eindringen der kalten Nachtluft in die Wohnſtätte. Bis zur Zeit, wo die Brut das Neſt verläßt, halten die Alten daſſelbe rein von allem Unrath der Jungen, indem ſie ihn gewöhnlich nach dem jedesmaligen Füttern im Schnabel — wie die Eierſchalen und oft auch die verbrüteten Eier gleich nach dem Ausſchlüpfen der Brut — weitere Strecken vom Neſte forttragen. Die Inſekten freſſenden Vögel haben dabei die größte Laſt, da oft fünf bis ſechs, ja bisweilen ein Dutzend Gelbſchnäbel unaufhörlich der kleinen Kerbthierbiſſen harren, welche die rührigen Alten von früh bis ſpät dem Waſſer und der Luft, der Erde und den Gewächſen abjagen müſſen. Wie oft ſind wir Zeuge geweſen, daß ein Zaunkönigpärchen durch die unabläſſige Kerbthierjagd für ihre zahlreichen Kleinen todmüde auf Augenblicken neben dem Neſt, den Kopf zwiſchen den Flügeln, ſich einem Einnicken hingegeben, aus welchem es aber die liebe Sorge alsbald wieder erweckte und auf's Neue der Kinderpflege zuwendete. Noch ſchlimmer ergeht es ſolchen Pärchen, wenn der Kukuk ihnen ein Ei in die Wohnung gebracht hat und die Stiefeltern dem großen Nimmerſatt dann unaufhörlich Futter zutragen müſſen. Auf einem unſerer Waldgänge ſahen wir einſtmals ein Fitispärchen, das in den Drangſalen ſolchen Auffütterns halb federlos geworden. — Nach Mittheilungen über das Niſten der indiſchen Hornvögel ſollen die den eingekerkerten Weibchen und den Jungen emſig Nahrung zutragenden Männchen endlich wie zu Gerippen abmagern.

Etwas leichter wird die Zucht der Jungen den aus dem Kropf oder dem Schlunde ätzenden Vögeln, wie den Hänflingen, Stieglitzen, Zeiſigen, Gimpeln, Kreuzſchnäbeln, Spechten u. a. Das Aetzen geſchieht hier meiſt in Unterbrechungen von etwa einer halben Stunde, ja bisweilen ohne Schaden der Jungen in noch viel längeren Pauſen. — Bei den Tauben bemerkt man ſchon während der Brutzeit, beſonders aber nach derſelben eine

merkwürdige Erscheinung in dieser Richtung. Die Kropfhäute nämlich verdicken und röthen sich allmälig durch zunehmenden Blutzufluß und eine Art Entzündung; hierauf bilden sich vertiefte Zellen und drüsenartige Erhabenheiten und Streifen, die eine milchige Feuchtigkeit absondern. Dieser Stoff bildet in den ersten drei Tagen lediglich die Nahrung der Jungen, später erscheint mit ihm schon anderes Futter gemischt.

Alle Vögel lassen, weniger zur Brutzeit, als ganz besonders dann, wenn sie Junge haben, eigenthümliche Warn- und Angsttöne hören, bei welchen das junge Volk sich je nach der Eigenthümlichkeit entweder verbirgt, oder in dem Schreien nach Futter plötzlich verstummt und gewöhnlich regungslos dasitzt. Die Liebe der Eltern wächst sichtlich, sobald der zarte Sprößling dem Ei entschlüpft ist. Während des Nestbaues und des Brütens sehr heimlich sich haltende Vögel verrathen ihre Nester sofort dem Kundigen durch ihr plötzliches ängstliches Gebahren nach dem Ausschlüpfen der Jungen bei der geringsten Veranlassung. Alle unsere Sänger und andere kleine Vögel haben eigenthümliche Töne, welche sie fast ausschließlich oder doch hauptsächlich nur zur Zeit ihres Nistens hören lassen. Die Grasmücken warnen mit „Gätz“ oder „Gätsch“ und „Gäck“, der Mönch und die fahle Grasmücke mit einem heimlichen „Döh“ neben dem schallenden „Deck“, das Rothkehlchen mit einem feinen langgezogenen „Zieh“, der Stieglitz mit einem dem menschlichen Pfeifen ähnlichen leisen, verhältnißmäßig tiefen Tone. Den Baumpieper verläßt die Sorge um die Nachkommenschaft den lieben langen Tag nicht, und jene preßt ihm ein unaufhörliches „Zi-zi-zi“ aus; die Nachtigall klagt mit „Vit“ und „Grrr-vit“, Singdrossel und Amsel mit einem oft wiederholten „Tack“, und letztere setzt auch noch ihre sonst bei Gefahr oder Schreck ausgestoßene Lärmstrophe ein. Besonders sind es aber unter unseren einheimischen Vögeln die grauen Fliegenfänger und die Edelfinken, welche ihre Besorgnisse für die Jungen bei der Annäherung an ihr Nest durch ein wahres Angstgeschrei ausdrücken; ja letztere verfolgen den ihre Jungen Raubenden unglaublich weite Strecken. Wir sind uns aus unseren Jugendjahren noch deutlich des mahnenden Eindrucks bewußt, den klagende Finkenpaare auf unser Gemüth übten, wenn wir manchmal in Versuchung kamen, ihnen die Jungen zu nehmen, und oft rutschten wir Knaben, durch das Jammern gleichsam im Gewissen berührt, von den ohnedies mit väterlichem Interdikt belegten Gartenbäumen herunter.

Aber die Sorge um die Brut stößt den befiederten Wesen nicht allein Angstgeschrei und Jammertöne aus; sie läßt sie auch darauf sinnen, ihr Nest durch mannichfache Bethätigungen vor Nachstellungen unzähliger Feinde oder sonstigen nachtheiligen Einwirkungen zu sichern. Außer der schon bei dem Rebhuhn erwähnten Manier, Feinde durch List von den Jungen zu entfernen — welche List übrigens auch viele kleine Vögel, wie Grasmücken, Laubvögel u. a. m., anwenden — beobachten wir, daß der Vogel öfteren Nachstellungen gegenüber gewisse Vorsichtsmaßregeln beim Nisten gebraucht. Unter denjenigen Vögeln, welche, wie Zaunkönige, Grasmücken, Beutelmeisen u. a., vor dem eigentlichen Brutbau an verschiedenen Plätzen oft mehrere Nester anfangen und gewöhnlich aus dem weiter oben angegebenen

Digitized by Google

Kolonie afrikaniſcher Webervögel.

Digitized by Google

Grunde unvollendet lassen, ist es die Elster, welche nach unseren wiederholten Beobachtungen wirkliche Scheinbauten — wir möchten sie Blendwerke nennen — errichten. Unter Lärm und auffälligem Ab- und Zufliegen legen sie oft mehrere solcher Blendwerke an; man glaubt schon den Nistplatz ausgekundschaftet zu haben, aber man sieht sich gar oft getäuscht. Der aufmerksamere Beobachter entdeckt bald, daß in aller Stille an heimlicher Stelle inzwischen das wirkliche Nest der schlauen, schlimmen Diebin entstanden ist, das sie auf diese Art oft minder eingeweihten Blicken entzieht. Oder es sind dort unsere Rohr- und Schilfsänger, welche plötzlich das Schilf und Röhricht des Baches oder Teiches verlassen und an ganz andern, bisher von ihnen nicht bewohnten Oertlichkeiten zu nisten anfangen: — ein für unsere Sinne unbegreifliches Ahnungsvermögen läßt sie besonders nasse Witterung voraussehen und ihre Brut durch jenen Akt der Vorsicht oder Ueberlegung vor der anschwellenden Flut der Gewässer bewahren. Hier ertappen wir einen Mönch oder eine graue Grasmücke nestbauend in einer Höhe oder auf überhängenden Baumästen, wo wir den Schwarzbekutteten und seine graue Verwandte niemals nisten gesehen: — die vorsichtigen Thierchen wollen ihre Brut in dieser Höhe und an solchen Orten den oft wol schmerzlich empfundenen Nestausplünderungen von Katzen und anderen kletternden Raubthieren entziehen. Dort verengert die Spechtmeise ein ihr zu weit scheinendes Baumloch mit Lehm, bis sie den Eingang zu ihrem Familien-Heiligthume, weil für ihren Körper allein zugänglich, vor anderen größeren Höhlenbewohnern, vielleicht auch vor einschlagendem Regen besser gesichert glaubt. In den so viele Schlangen bergenden Tropen bauen die meisten kleinen und mittelgroßen Vögel hängende Nester an die äußersten Zweigspitzen der Bäume, die Kolibris öfters auf die überhängenden Enden der Schlingpflanzen, um ihr Nest vor der grünen Baumschlange zu schützen. Die schon oben berührte Gesellschaftswohnung oder Nestkolonie des geselligen Webervogels bietet in ihrem weitüberhängenden Grasdache eine vortreffliche Abwehr gegen die Nachstellungen der Baumschlangen dar. Ingleichen verflicht der gesellige Mahali (Ploceus Mahali) die derben Grashalme an seinem Hangelneste der Art, daß die starren Wurzelenden an der Oberfläche hervorragen, oder er befestigt an die Außenwände seines Nestes Dornen, so daß keine Schlange im Stand ist, über diese Bekleidungen hinzuschlüpfen oder sie zu umschlingen. — Schon bei den Eiern gebrauchen viele Wasservögel die Vorsicht, jene mit Schilf oder Federn zu bedecken, wenn sie das Nest freiwillig oder bei Gefahr verlassen; einige sollen sogar bei Nachstellungen die Gelege mit ihrem Kothe verunreinigen, anscheinend eine drastische Manier, sie unantastbar zu machen. —

Aber auch abwehrend und kämpfend gegen die Feinde bewährt sich die Liebe zu den Jungen bei den Vögeln. Die Möven, besonders die Raubmöven, sind kühne Vertheidiger ihrer Brut, ja sie sind so tolldreist, daß selbst Schießen sie nicht von ihren heftigen Angriffen auf den Feind abhält. Unter den mittleren Raubvögeln sind es z. B. die Hühnerhabichte, welche mit großer Heftigkeit gegen den ihre Horste beraubenden Menschen kämpfen. Lämmergeier und Steinadler werden beim Raub ihrer Jungen

Digitized by Google

ſehr gefährlich, wie ſo manches Abenteuer von Gemſenjägern in Tirol und Illyrien mit dieſen kühnen und ſtarken Räubern der Alpen beweiſt. Und ſollte man es glauben, manche Kolibris ſind in der Beſchützung ihrer Jungen ſo feurig, daß ſie dem Feinde blitzesſchnell und nachdrücklich mit Flügeln und Schnäbeln nach den Augen fahren; unter manchen Sängern iſt es ingleichen der kleine Weidenzeiſig, welcher Neſt und Brut oft gegen Vögel, wie Raben und Elſtern, vertheidigt, eine wahrhaft an Tollheit grenzende Kühnheit, eben ſo bewunderungswürdig und rührend, als angeſichts des Miniaturhelden komiſch.

Wenn die Jungen flügge geworden, verlaſſen die meiſten aus eigenem Antriebe das Neſt; in manchen Fällen und bei beſonderen Arten verweilen ſie den Eltern aber auch oft zu lange darin. Letztere ſind dann bemüht, die „Neſthocker" durch allerlei künſtliche Mittel, ja ſogar gewaltſam daraus zu vertreiben, um ſie ſchneller der Selbſtändigkeit zuzuführen. Namentlich findet das Letztere bei Höhlenbewohnern oder bei ſolchen Vögeln ſtatt, welche zugewölbte Neſter bauen. Der Hausſperling ſucht gewöhnlich die flüggen Jungen durch folgendes Mittel zum Ausfliegen zu bewegen. Er kommt mit Futter im Schnabel angeflogen, erweckt nahe am Neſte den Jungen Freßbegierde und fliegt dann unter gezogenen Locktönen langſam hinweg zum nächſten Gegenſtande. Nach und nach folgen die durch das wiederholt angewandte Mittel hungrig gewordenen Jungen; zuweilen muß aber auch zur Gewalt geſchritten werden. In dieſem Falle zerren die Alten, wie wir mehrmals beobachtet haben, einen Inſaſſen nach dem andern mittels des Schnabels aus dem Neſte, wodurch die Jungen genöthigt ſind, ihre erſte, gewöhnlich ganz gut von Statten gehende Flugprobe auf benachbarte Gebäude oder Bäume auszuführen. Daſſelbe Schauſpiel ſahen wir auch einmal bei einer Zaunkönig-Familie. Zehn junge Zaunkönige wurden von den rührigen Alten — wobei das eine von innen, das andere von außen thätig war — nach und nach aus dem Neſte getrieben, und ſuchten alle alsbald ein Plätzchen in einem Hollunderbuſche.

Die ausgeflogenen Jungen von vielen Vögeln halten ſich gern bis zu ihrer vollkommenen Selbſtändigkeit nahe zuſammen. Sehr niedlich ſieht es aus, wenn junge Grasmücken, Zaunkönige, Nachtigallen, Rothſchwänzchen, Laubvögel, Schwalben u. a. m. auf dem Zweige eines heimlichen Buſches oder Baumes dicht aneinander gedrängt hocken und der Aetzung warten. Auch beim Schlafengehen werden ſolche Plätzchen geſucht, und rührend iſt die Sorgfalt der Eltern, namentlich des Weibchens, wenn die Jungen auf ihre Schlafplätze geleitet werden. Das ſorgliche Elternauge ſchließt ſich nicht eher, bis jedes der Kinder auf ſeinem Plätzchen ſich dem Schlaf übergeben hat.

Beſonders die Meiſen und Kreuzſchnäbel verdienen unter den kleineren einheimiſchen Vögeln wegen ihrer treuen Führung und Unterweiſung erwähnt zu werden, welche ſie ihren Jungen noch lange Zeit nach dem Ausfliegen angedeihen laſſen. Aber der meiſten jungen Vögel Pflege währt nicht lange. Im Allgemeinen entſchwindet die Kindheit mit dem Zeitpunkte, wo der junge Vogel allein zu freſſen verſteht. Hiermit iſt er auf der erſten Stufe

ſeiner Selbſtändigkeit angelangt, und von nun an müſſen die meiſten Arten, ſei es allein, ſei es in familienweiſem oder noch größerem Zuſammenſchaaren, durch die Schule der Erfahrung gehen. Die goldene Kindheit iſt vorüber, der ernſtere Zeitabſchnitt des Lebens beginnt.

So pflegt und hegt, ſchützt, vertheidigt und unterweiſt die den rauſchenden Wald und die grünende Saat, den Wüſtenſand, das Waſſer und die Luft durchziehende und durchſegelnde Schaar die junge Brut, bis ſie endlich ſelbſtändig geworden iſt, hier zu den Zugtouren gerüſtet, wie die Flüge der Enten, Gänſe und Schwäne, welche die halbe Welt umſegeln, oder die ſturmgepeitſchten Wanderungen der Fregattvögel, der Albatroſſe, der Wandermöven und Sturmvögel, denen der Ozean nicht weit genug, oder die ſchönen Zifferzüge der Kraniche hoch in der Luft, die uns die erſten Frühlings-Ahnungen deuten und das Herz mit Sehnen erfüllen; — dort kühn beſchwingt zu dem Emporſteigen der Adler hoch über die Wolkenſphäre der Erde hinaus; hier wieder beim erwachenden Lenze die ſüßen Kehlen der Sänger zum belebenden Geſange ſtimmend, daß „unſer Gefühl hinauf und vorwärts dringt", wie es unſer großer Dichter in den Strophen beſingt, die wir dem freundlichen Leſer hiermit zum Schluſſe bieten.

„Doch iſt es Jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt,
Wenn über ſchroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet ſchwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat ſtrebt."

Digitized by Google

Der Zug und die Wanderung der Vögel.

„O Wandertrieb, das Leben iſt's, das halbe,
Zu ſtarren? Wer wol möchte nicht [illegible]
Den Trieb im Fiſch, [illegible] und [illegible],
Im [illegible] und im [illegible]!

O Wandertrieb der Vögel, wenn der falbe,
Geknickte Laub hinſinkt mit Thauesthränen!
O Wandertrieb in Nachtigall und Schwänen
Und [illegible] bis zur treuen Schwalbe!

Auch Völker wandern fort am Pilgerſtabe,
In einem beſſeren Welttheil ſich zu ſonnen,
Doch vielgehemmt durch Wegemüh'n und Habe.

Leicht aber zu des warmen Südens Wonnen
Trägt Vögel hin des Fluges Göttergabe,
Und wieder kehren ſie, wann Lenz begonnen.“

Der Sommer iſt vorüber, die Tage werden fühlbar kürzer. Schon weht der Windzug durch die abgeernteten Felder. Aber rein und erquickend iſt dieſer Zug von dem tiefblauen Himmel. Leiſe unter ſeinem Hauche löſen ſich die Sommerfäden von den zarten ſilberglänzenden Erdſpinnengeweben der Stoppelfelder ab und ziehen ſacht an uns vorüber wie ein lichter Traum der hingeſchwundenen Sommerzeit. Sieh! die Blätter färben ſich ſchon roth und falb an Bäumen und Sträuchern, die das Gold der Herbſtſonne wunderbar farbig verklärt. Wohl fühlen wir des Spätjahres hohen Reiz; es durchzieht unſere Bruſt ein halb ſüßes, halb wehmüthiges Gefühl, eine wunderbar tiefe Regung. In dieſer Stille, in dieſer Verklärung der Natur — wie ſchwillt unſer Herz ſo eigenthümlich. Heimlich weckt leiſer Vogelgeſang aus Bäumen und Sträuchern gleichſam ein ſtilles Echo in unſerer Bruſt. Und wie ſteigert ſich unſer Gefühl,

Digitized by Google

hören wir den süßwehmüthigen Ruf vorüberziehender Kraniche hoch in der Luft, „die fernhin nach des Südens Wärme in traulichem Geschwader zieh'n."

Es ist, als zöge unser Herz mit den befiederten Wesen in weite Ferne. Ein Sehnen kommt über uns, halb ähnlich dem Heimweh und halb wieder getragen von der Luft zum Wandern. Ja, das ist der allgemeine Zug der Natur, der mit der Thierwelt auch das Menschenherz mächtig ergreift. Diesem Drange entquillt das Gezwitscher und der leise Sang in Busch und Baum — diesem Zuge der Natur folgen die Kranichschwärme mit Millionen ihrer befiederten Brüder. Jene heimlichen Stimmen, dieser Zug in der Luft — wir ahnen ihre Sprache, wir fühlen seine Deutung; jene sprechen aus, was dieser bekundet: Lebe wohl, wir ziehen in die Ferne zur wärmenden Sonne, und kommen mit ihren belebenden Strahlen wieder zur Heimat! —

Wir erkennen also in jener Naturregung, in jenem mächtigen Triebe, der die Thierwelt und vorzugsweise die Vögel zur Herbstzeit beherrscht, das Fortwandern oder den Zug in die Ferne, dem wir nun unsere Aufmerksamkeit zuwenden und dessen Wesen wir soweit möglich ergründen wollen.

Beschauen wir uns die Naturgebilde tiefer, so erkennen wir bald, daß da, wo ein angeborener Trieb in die Brust eines lebenden Wesens gelegt ist, oder eine Nothwendigkeit gebietend in das Leben eingreift, auch Mittel und Werkzeuge vorhanden sind, diesen Trieb ausführen zu können, daß da auch die Fähigkeit herrscht oder sich ausbildet, dieser Nothwendigkeit zu folgen. Was bemerken wir nun aber an dem Bau und dem ganzen Wesen der Vögel, welchen der mächtige Wandertrieb innewohnt? Ihr Körper ist verhältnißmäßig ein sehr leichter: denn aus ihren derben, weitzelligen Lungen dringt die durch die hohe Blutwärme ausgedehnte und demnach leichter gewordene Luft in die sackartigen Luftzellen der Brust- und Bauchhöhlen und sogar bei den meisten in die markloſen hohlen Knochen; den ganzen Leib umgiebt die sprüchwörtlich leichte Federmasse wie eine Luftballonhülle. Ferner erscheint die ganze Gestaltung des Vogelleibes ei- oder kahnförmig, wie Cornelius ihn treffend bezeichnet, der feste, ungeheuere Brustkorb dient als spitzer Kiel, der Federschwanz oder beziehungsweise die Schwimmfüße als treffliche Ruder, die muldenförmigen Flügel als Segel. So ausgestattet, stellt sich uns der Vogel als ein wahres Luft- oder Wasserthier dar, als ein lebendiges Schiff, hier der Lüfte, dort der Gewässer, die es leicht und sicher auf weite Strecken zu durchsegeln vermag. Und wo Flügel- und Schwimmfüße nicht ausreichen, da bildet die Natur lange oder mittellange kräftige Beine aus, um den Lauf über oft große Wegstrecken bewerkstelligen zu können. Aber die Vögel sind mit der berührten Eigenschaft als Luftthiere ferner vermöge ihres zarten, empfindlichen Naturells meist auch Thiere des Lichts und der Wärme. Wenn die Sonne der Mittelpunkt alles Lebens für unsere Erde ist, so bildet sie ihn vorzugsweise, neben den Insekten, für die überwiegende Mehrzahl der geflügelten Wesen. Aber gerade darum und auch hinsichtlich ihrer Körperbedeckung vermögen sie für die Regel nicht zur kalten Jahreszeit, wie viele Säugethiere, in Höhlen und Klüften der Erde sich zu verbergen und zu leben, noch viel weniger darin, gleich anderen Thieren, in einen Winter-

Digitized by Google

ſchlaf zu verfallen. Und weil ihre Nahrung endlich meiſt aus Erzeugniſſen der beſſeren Jahreszeiten beſteht, d. h. eben durch den ſommerlichen Stand der Sonne bedingt wird: ſo ſtellt ſich uns das Ziehen und Wandern der Mehrzahl der Vögel als eine Lebensbedingung, als eine Nothwendigkeit dar.

Der Theil der Vögel, welcher der Wanderung nicht bedarf, iſt der kleinere. Seine Betrachtung führt uns zu den ſog. Standvögeln, d. h. zu denjenigen, welche an ihrem Geburtsorte oder deſſen Nähe zu jeder Jahreszeit verbleiben. Bei ihnen finden wir das Vermögen, ſich das ganze Jahr hindurch die nöthige Nahrung zu verſchaffen und der Kälte theils durch ihr rauheres Naturell, theils durch ein ſtarkes und dichtes Federkleid und häufig durch bedeutenden Fettanſatz zu trotzen. Ihre Vertreter ſind in unſeren gemäßigten Gegenden hauptſächlich unſere Sperlinge, Goldammer, Schwarz- und Miſteldroſſel, Waſſeramſel, Zaunkönig, Krähe, Heher, unſer Feld-, Auer- und Birkgeflügel, das Haſelhuhn, der große Trappe, der graue Reiher, manche Taucher und Möven. An die Standvögel reihen ſich zunächſt die Strichvögel, ja dieſe beſtehen manchmal aus Vertretern der erſteren, oder neigen ſich je nach ihrem Aufenthalt und Geſchlechte entweder der einen oder andern Gruppe an. So wird die Schwarzamſel, die in der Ebene ein Standvogel zu ſein pflegt, im Gebirge zum Strichvogel, wenigſtens die weiblichen und jungen Vögel; bei den Edelfinken wandern die Weibchen ſtets, während die Männchen theilweiſe in der Heimat bleiben. Auch die Wald- und Feldhühner ſtreichen. Wir ſelbſt ſahen öfters im Spätherbſt nach der Mauſer verſchiedene Ketten Feldhühner bis zu 50 und mehr Stück zuſammengeſchaart, von Gemarkung zu Gemarkung ſtreichen.

Das Streichen iſt ein Wandern auf kleinere Strecken, gewöhnlich der Nahrung wegen, um ſich dieſelbe an geeigneteren Orten jeweilig beſſer verſchaffen zu können, oder es entſteht auch aus der Luſt, den Aufenthalts- oder Brutort zeitweilig zu verlaſſen, und gleicht dann einem Nomaden-, oder, mit Ch. L. Brehm zu reden, einem Zigeunerleben. Die Kreuzſchnäbel ſind z. B. echte Repräſentanten des Letzteren, wenn ſie bald da, bald dort ihre Brutplätze oder ihre Herbergen errichten. Stieglitz, Hänfling, Grünling, Gimpel, Feldſperling, Haubenlerche, Kleiber, Grün- und Buntſpechte, Eisvogel, Kolkraben, Uhu, Steinadler z. B. nennen wir als reine Strichvögel, die meiſt der Nahrung wegen ihren Aufenthalt verändern, während die beweglichen Meiſen und Goldhähnchen und auch unſer Staar im Sommer ſchon, um der Anleitung ihrer ausgeflogenen Jungen willen, gewiſſe Striche durchwandern. Dieſes Streichen iſt an keine beſtimmte Zeit gebunden; es währt das ganze Jahr über, iſt unbeſtändig, zufällig.

Aber Regel und Ordnung bemerken wir bei den größeren Reiſen der Vögel. Dieſe offenbaren ſich nach zwei Richtungen hin als Zug und Wandern.

„Gebt mir Antwort!“ ruft A. Brehm unſern befiederten Reiſenden beim Scheiden zu. „Sie ſingen und erzählen dir lange und Vieles; aber du verſtehſt nicht Alles. D'rum ſagen dir der kluge Sproſſer und die Waldnachtigall auch immer: „Komm' müht, komm' müht!“ — komm' mit! Sie haben Recht: mit ihnen mußt du ziehen, willſt du auf deine Fragen Antwort.“

Digitized by Google

Und weil wir selber ihnen nicht gefolgt sind in die Fremde, unser Alfred Brehm aber das mit heißem Wissensdrange und tiefem Verständnisse gethan, wie kein Anderer, so folgen wir am besten in unseren Schilderungen seinen Angaben, welche er so lebendig und wahr niedergelegt in „Wanderschaft und Fremdleben der Vögel" in der ehemaligen Zeitschrift „Mittheilungen aus der Werkstätte der Natur", sowie in seinem „Leben der Vögel". Zwei Ursachen führt dieser Forscher für das Wandern der Vögel im Allgemeinen an: Mangel an Nahrung in der eigentlichen Heimat und unbegrenzter Reisetrieb, dem wir für Viele das Eingangs erwähnte, freilich auch mehrfach wieder mit der Nahrungsfrage zusammenhängende Bedürfniß nach Wärme noch zugesellen wollen.

Der Zug ist den meisten Vögeln, wie erwähnt, Lebensbedingung, Nothwendigkeit. Aber er entsteht nicht etwa erst durch die Erfahrung des Vogels bei Mangel an Nahrung und Wärme; nein, er ist dem Vogel von der Mutter Natur in die Brust gelegt. Jung und Alt, Wilde wie in der Gefangenschaft Erzogene fühlen diesen mächtigen Trieb in der Brust. Der Vogel im Käfig wird um die Zugzeit unruhig und stürmisch; er frißt wenig und gönnt sich Tag und Nacht keine Ruhe, lockt und singt bisweilen in unbefriedigtem Drange, und diese Unruhe dauert an bis zu Ende der Zugzeit und beginnt wieder auf's Neue mit der Zeit des Rückzugs von der großen Vogelwanderung in der Natur. Hier zeigt sich deutlich, daß der Wandertrieb mit der Geburt als unvertilgbarer Keim in des Vogels Seele gelegt ist. Wir pflichten Brehm vollkommen bei, wenn er behauptet, daß wir diese Thatsachen nicht anders zu deuten vermöchten, „als indem wir einen dem Vogel innewohnenden Trieb und ein gewisses Vorgefühl annehmen; — damit erklären wir freilich Nichts, verstoßen aber auch nicht gegen den heutigen Stand unserer Kenntniß. Jedoch muß hierbei immer festgehalten werden, daß Trieb und Ahnungsvermögen keineswegs unfehlbar sind. Es läßt sich denken, daß der fein empfindende Zugvogel bei seiner Reise nach dem Süden oder Norden von ihm merkbaren, uns aber unmerklichen Einflüssen der zu- oder abnehmenden Wärme geleitet, also den rechten Weg geführt wird, schwerlich aber eine vorsorgliche Macht, ein ihn bestimmender Befehl der „Vorsehung" annehmen, weil wir wiederholt beobachtet haben, daß Zugvögel sich hinsichtlich der rechten Zeit zur Rückkehr in die Heimat sehr zu ihrem Nachtheile irren."

Daß das Ahnungsvermögen des Vogels von dem da Kommenden einestheils die Triebfeder zu der regelmäßigen Reise abgiebt — wer könnte das bei der Beobachtung des Zugs der nördlichen Vögel leugnen? Gewiß ebensowenig irgend Jemand, wie die Thatsache, daß der unerklärliche Wandertrieb in der Vogelbrust anderntheils von vornherein die Hauptursache des Zugs der Vögel ist. Wir vermöchten anders nicht das regelmäßige Reisen in den Tropen unter ewig heiterem Himmel und mindestens für viele Vögel bei stets hinreichender Nahrung zu deuten. „Ein unerklärlicher Drang" — führt Brehm treffend aus — „ein uns noch unverständliches Vorgefühl für kommende Ereignisse treibt die Vögel von uns weg, ehe noch der Heimat Armuth fühlbar wird, ehe noch der Nahrungsmangel eintritt." Dieses

Digitized by Google

Ahnungsvermögen erſtreckt ſich aber nicht blos 24 bis 36 Stunden in die Zukunft hinaus, wie unſer Altmeiſter Naumann glaubt, ſondern offenbart ſich viel früher. Denn die Vögel wiſſen nichts von Nahrungsmangel, ſpüren noch nichts von Kälte und brechen dennoch ſchon zu ihrer Winterreiſe auf. Gerade vor dem Zuge ſind ſie am feiſteſten, viele von ihnen, wie die Wachteln, ſind es in ſo hohem Grade, daß ihre mit Fettpolſtern unterlegte Haut zerreißt, wenn ſie, durch einen Schuß getödtet, aus der Höhe herab auf die harte Erde fallen. „Manche", ſagt mein Vater, „z. B. die Flußadler, die Sumpfohreulen, die Blauracken, die Kukuke, die Würger, die Wald- und Sumpfſchnepfen, die Sumpf-, Waſſer-, Strand- und Schlammläufer ſind wie in Fett eingewickelt, und dennoch wandern ſie. Wäre alſo Mangel an Nahrung die Urſache des Zuges, dann müßten die Vögel dieſen ſchon empfunden haben und abgemagert ſein, was durchaus nicht der Fall iſt; denn wenn auch nicht alle Vögel vor dem Zuge ſo fett wie die genannten ſind: ſo findet man doch gar keine abgemagerten vor der Zeit des Zuges. Der wirklich eingetretene Mangel kann alſo der Grund ihrer Abreiſe nicht ſein, ſondern allein der von ihnen vorausgeahnte, erſt in der Zukunft eintretende. Und hierin finden wir in der That den einzig haltbaren Grund des Wegzuges." — — „Gewöhnlich irren ſich die Zugvögel über das nach ihrem Eintreffen kommende Wetter nicht. Wenn die Vögel im Herbſte langſam von uns wegziehen, ſich überall noch aufhalten und einzeln noch häufiger als ſonſt ſingen, iſt mit ziemlicher Sicherheit ein ſchöner Herbſt zu erwarten; wenn ſie im Frühjahr in ſtarken Schaaren bald und raſch ankommen, darf man auf ſchönes Frühlingswetter rechnen, während im Gegentheil, wenn ſie einzeln und zögernd erſcheinen, ſich überall noch aufhalten, nicht ſofort nach ihrer Ankunft zum Neſtbau ſchreiten, kaltes oder naßkaltes Wetter in Ausſicht ſteht. So waren im Frühjahr 1816 und 1817 im Mai die Buchfinken bei uns; die Vögel bauten langſam, viele gar nicht, und beide Jahre beſtätigten leider die Vorausſicht der Vögel. In gelinden Wintern bleiben ſogar viele Wandervögel, welche ſich ſonſt regelmäßig auf die Reiſe machen, bei uns." — — — „Gar manches Andere würde uns, wollten wir dieſes Vorgefühl leugnen, und den Zug einzig und allein auf Rechnung des Nahrungsmangels ſchieben, noch unverſtändlicher bleiben, als es jetzt uns iſt. Wir müßten denn doch wohl annehmen, daß die Reiſe dort endigen würde, wo ſich reichliche Nahrung fände. Allein das iſt nicht der Fall; der Zug iſt eben dadurch vom Wandern verſchieden. Ich will gar nicht behaupten, daß wir durch die Annahme des Ahnungsvermögens als Grund des Zuges es erklärt hätten, wenn wir unter'm 11.° n. Br. noch die Spießente weiter nach Süden ziehen ſehen, welche häufig erſt unter'm 70.° brütet, welche um's Mittelmeer herum behaglich wohnen könnte und wirklich in Schaaren dort den Winter verbringt; ich will es keinen Beweis für eben dieſe Annahme nennen, wenn wir beobachten, daß unſere Schwalben über drei bis vier, vielleicht noch mehrere fremde Arten wegziehen, während dieſe Sommer und Winter in ihrer Heimat leben; ich will nicht ſagen, daß durch jene Annahme das Räthſel gelöſt würde, welches uns die Wachtel, der Wachtelkönig, das Rohrhuhn und Andere aufgeben, wenn ſie im Urwald

Digitized by Google

des inneren Afrika plötzlich vor uns aufstehen, während ich und Andere doch auch wieder die Wachtel auf der kalten Hochebene Mittelspaniens, in Italien und Griechenland, in ganz Aegypten und in Nubien winternd gefunden haben, sowie auch Ralle und Rohrhuhn an allen Seen Unterägyptens zu treffen sind: aber Das beweisen wir mit unserer Annahme, daß der Nahrungsmangel weder die Vögel von uns weg, noch Hunderte von Meilen zu durchfliegen treibt."

Wir setzen hinzu: noch mehr beweist sich durch diese Thatsachen. Sie erklären den stürmischen Wandertrieb der Zugvögel nicht sowol im Allgemeinen, als vielmehr im Besonderen von einzelnen Gattungen, Arten und Individuen.

Das Wandern deutet Brehm ganz richtig als einen unvollkommenen Zug, der weder an bestimmte Zeit, noch Richtung gebunden erscheint. „Es ist ein Verlassen zufällig nahrungsarmer Gegenden und Einziehen in nahrungsreichere; wo es Nahrung in Fülle gibt, endet die Wanderschaft, und gar nicht selten geschieht es, daß der Eingewanderte sich an dem ihm eigentlich fremden Orte festsetzt, um hier zu brüten." — Große Kälte und tiefer Schnee und dessen Gefolge, der Nahrungsmangel, aber auch gewiß noch unerforschte Ursachen treiben die Leinfinken, Seidenschwänze, Schwarzspechte, Hakengimpel, Schnee- und Sperbereulen, Lummen, Eiderenten, Alken und andere nordische Vögel, sowie Schneehühner, Alpenraben, Bergfinken und den Nußheher in manchen Jahren, diese aus den Gebirgen in die Thäler, jene aus dem Norden plötzlich in gemäßigtere Erdstriche, wo man sie als Wanderer in vielen Jahren nicht gesehen hatte. Merkwürdig ist die Beobachtung Ch. Ludwig Brehm's, nach welcher eine Art Leinfinken innerhalb vierzig Jahren nicht bei uns vorkam, dann aber in erstaunlicher Menge einrückte und wieder verschwand, ohne sich später von Neuem zu zeigen. Nicht minder beachtenswerth erscheint die Bemerkung desselben aufmerksamen Vogelkundigen über den Winter des Jahres 1847. „Er war reich an Nordlichtern, hatte also eine nordische Beschaffenheit; in der That brachte er auch viel nordische Gäste zu uns. Schon im Oktober trafen die Leinzeisige ein; später erschienen sie in solcher Menge, daß sie auf dem Thüringer Walde in Massen gefangen und körbeweise verkauft wurden. — Im verflossenen Winter (1866 auf 1867), von Mitte November an, erschienen in der Gegend, des sogenannten Hessischen Hinterlandes eine Menge Seidenschwänze meteorartig während des hierorts gelinden Wetters und wurden auf den Vogelherden zahlreich gefangen, da sie bis Februar herumwanderten. — Tiedemann führt schon die elektrische Spannung der Luft als eine der möglichen Ursachen der Vogelreisen an, während Linné solche neben Nahrungsmangel in besonderem Körperbau und der Transspiration sucht. — Eine große, überraschende Wanderung, den Völkerwanderungen vergleichbar, machte das sog. Faust- oder Steppenhuhn (Syrrhaptes paradoxus) aus den kirgisischen und bucharischen Steppen. Sie ging in bedeutenden Schwärmen im Frühling des Jahres 1863 von Südost nach Nordost über das kaspische Meer, die Moldau und Walachei, Ungarn, Böhmen, Schlesien, Westpreußen bis Dänemark und sogar nach England, und erfolgte freilich in sehr gezehnteten Resten

Digitized by Google

im Jahre 1864 und 1865 wieder rückwärts. Diese Thiere sollen auf der Einwanderung gebrütet haben; ihr Rückzug hat aber gezeigt, daß ihres Bleibens bei uns nicht ist und ihre Erscheinung nur eine vorübergehende war.

Auch in der neuen Welt begegnet man Wanderungen der Vögel. Nach Molina's Angaben sollen von den Anden und Cordilleren bei harten Wintern viele Vögel, unter andern auch Papageien, in die Ebenen unter dem 34. bis 45.° südlicher Breite wandern.

Endlich ruft das Wandern anderer Thiere, wie das der Fische und Insekten, auch gewisse Vogelwanderungen hervor. Pennet erwähnt, daß das Seegeflügel, wie Möven, Scharben u. a. den Heringszügen folge, und Pallas, daß den wandernden Heuschrecken gewisse Drosselarten, wie die Rosendrossel (Turdus s. Pastor roseus) und die Heuschreckendrossel (T. gryllivorus) zu Tausenden nachwanderten. Eine Mittheilung in der Zeitschrift: „Das Ausland" über „die Wanderungen europäischer Zugvögel über das Mittelmeer", Jahrgang 1865, Nr. 25 (entlehnt der Popular Science Review) bringt über solche Raubwanderungen folgende interessante Beobachtung. „Schaaren von Bienen-Bussarden, orangefüßigen Falken und kleineren Wanneweihen, nebst vielen anderen Falken- und Weihenarten folgen den Zugvögeln nach und von Afrika — einige in hitziger Verfolgung der Singvögel und Wachteln, von welchen sie sich nähren, wenn sie sich keine besondere Speise verschaffen können. So kann man im Frühling Schaaren von Falken über den Feldern und längs der Südküsten des Mittelmeers schweben sehen, wo die Zugvögel sich versammeln, ehe sie ihren Flug nach Norden beginnen — alle vertrieben von dort durch die heißen Winde der Wüste, die, unter den örtlichen Namen Harmattan, Scirocco, Chamsin, Samum und Samiel, bald alles Grün welk machen und die Zugvögel nöthigen, ihr Gesicht nordwärts zu wenden und in aller Eile nach passenderen Klimaten zu fliegen. Ein Marine-Offizier sagte uns, daß an einem Frühlingsabend, als er hundert engl. Meilen von der afrikanischen Küste entfernt war, das Takelwerk seines Schiffs mit kleinen Vögeln sich anfüllte, die man in zerstreuten Schaaren von Süden ankommen sah; unter denselben befanden sich viele Falken und einige kleinere Eulen, möglicherweise Scop's Ohreule, die in großer Anzahl zu dieser Jahreszeit wandert. Kaum hatten die kleinen Vögel sich auf den Raen niedergelassen, als die Falken anfingen, sich ihre Beute zu holen, und man sah sie ihre Gefangenen innerhalb weniger Schritte von den Offizieren verzehren, die dem Gemetzel durch Wegschießen der Räuber ein Ende zu machen suchten, allein vergebens; sie verfolgten die unglücklichen Thierchen von Tau zu Tau, von Rae zu Rae und um das ganze Schiff, bis die Nacht dem Vernichtungswerk ein Ende machte, Freund und Feind zur Ruhe gingen und dann bei Tagesanbruch eiligst den Weg nordwärts fortsetzten".

Uebrigens sind mit der Eintheilung oder Unterscheidung in ziehende, wandernde, sowie streichende und Stand-Vögel durchaus keine bestimmten Grenzen gezogen hinsichtlich der Beständigkeit oder Veränderlichkeit ihres Aufenthaltes. Ganz besonders bemerkbar werden jedoch solche Schwankungen und

Abweichungen bei den Wandernden. Zur näheren Erörterung lassen wir hier mit Cornelius aus seinem Werke „Die Zug- und Wanderthiere", Tiedemann und Schlegel sprechen, wonach die oben erwähnte Unterscheidung der Vögel nur beziehungsweise nach der geographischen Breite der Länder genommen werde; „denn da die Ursachen der Reisen hauptsächlich im Mangel an Nahrung liegen, dieser selbst aber nicht auf allen Punkten der Erde in gleicher Weise eintritt, so ist es einleuchtend, daß Vögelarten, die in einer großen Ausdehnung über die Erde verbreitet, oder gar, wie viele aus dem Geschlechte der Strand- und Wasserläufer, der Wasserhühner, der Reiher u. a., vollständig Weltbürger sind (die sich ebensowol bei uns, als in den beiden Amerika, in Neuholland, Asien und Afrika finden), an einem Orte Standvögel sein können, während sie an andern Orten Zugvögel sind, wie z. B. die zwischen den Wendekreisen lebende Mauerschwalbe dort ein Standvogel, im nördlichen Europa aber ein Zugvogel ist. Die Tropenländer sind am reichsten an Standvögeln, alle übrigen Länder um so reicher an Zugvögeln, je mehr sie in der Nähe der Pole liegen". — — „Ferner sind verschiedene Arten von Vögeln, namentlich mehrere Falken, z. B. der Hühnerhabicht (Falco palumbarius), der Finkensperber (F. nisus), an einigen Plätzen Stand-, an andern Wandervögel. Liegt viel Schnee, und verlassen die kleineren Vögel die Gegend, so verbreiten sich diese Räuber und wandern. In sehr harten Wintern gehen sie noch weiter und suchen wahrscheinlich mildere Gegenden auf, kehren aber sehr früh zurück. Die graue Nebelkrähe (Corvus cornix) nistet im hohen Norden und überwintert bei uns, ist aber auch auf den griechischen Inseln Standvogel."

Birk- und Schneehühner wandern im Norden in bedeutenden Trupps südlich, während die ersteren wenigstens bei uns höchstens streichen. In Südamerika, namentlich in Brasilien, wo bei dem gleichmäßigen Klima eine besondere Abgrenzung von verschiedenen Jahreszeiten kaum wahrzunehmen, giebt es nach dem Prinzen von Neuwied nur Stand- und Strichvögel, keine Zug- und Wandervögel. Störche, Kukuke und Schwalben bleiben da, wo sie geboren, während Pfefferfresser, Finken, Papageien u. a. nach den Maisfeldern und den Baumfrüchten der Pflanzungen streichen.

Auch muß noch hervorgehoben werden, daß viele bei uns und in anderen gemäßigten Landstrichen überwinternde Zugvögel nicht daselbst, sondern im höheren Norden geboren sind. Ueberhaupt erscheinen die Grenzen zwischen Anfang und Ende der Wanderung derselben Vögelarten veränderlich, aber auch wieder nicht selten dem jeweiligen Aufenthaltsorte entsprechend. So finden die hochnordischen Zugvögel es in den Ländern der gemäßigten Zone schon wohnlich, während dieselben Arten bei uns ihren Zug verhältnißmäßig weiter nach den Wendekreisen und dem Aequator ausdehnen; auch entspricht vielen nordischen Gästen das Klima in den höheren Lagen von Gebirgszügen und Plateaux südlicher Länder. — Doch über das Ziel der Reisen weiter unten.

Wir übergehen hier das sog. Verschlagenwerden der Vögel, weil es uns mehr als ein unfreiwilliges, durch Sturm und ähnliche äußere Zufälligkeiten hervorgerufenes Wandern erscheinen will, weniger aber hervorgegangen

Digitized by Google

aus dem uns hier beschäftigenden angeborenen Reisetrieb des Vogels. — Gehen wir nun über zu dem Zug, dem eigentlichen regelmäßigen Reisen der Vögel, welcher bei einigen zu einer Weltreise sich ausdehnt und unsere Bewunderung und Forschbegierde in hohem Grade weckt.

Wir betrachten dieses Reisen von mehreren Gesichtspunkten. Indem wir zuerst überhaupt das Fortziehen in die Fremde und sodann den Rückzug von dort wieder zur Heimat schildern, richten wir bei ersterem unser Augenmerk auf folgende Momente: auf die Vorbereitung zum Zug und die Zeit der Abreise, auf die Richtung und die Art und Weise des Zugs, sowie auf das Ziel und das Leben in der Fremde.

Schon im Nachsommer regt es sich bei vielen Arten unserer heimatlichen Vogelschaar: wir erblicken in mehr oder minder ausgeprägter Form und eigenthümlichem Gebahren die „Boten des Himmels" in der Vorbereitung zum Zuge begriffen. Die jungen Nachtigallen entfernen sich von ihrer Geburtsstätte und wandern von Gebüsch zu Gebüsch, von Garten zu Garten, von Wald zu Wald. Die Grasmücken ziehen, Beeren zehntend, von einem Hollunderbusch zum andern, von Gehölz zu Gehölz; die lieblichen Laubvögelchen erscheinen in den Erbsenrabatten unserer Gärten, sogar auf Gemäuer und Dächern, wo sie sich sonst den Sommer über nie sehen ließen; der Staar hat sich schon den Sommer mit seinen Jungen auf den Strich durch Fluren, Wiesen und Wälder begeben und kehrt allabendlich, entfernt von seinen Brutplätzen, in das Rohrdickicht und Weiderich der Flüsse, Teiche und Seen zur Uebernachtung. Und wenn der Wald das herbstliche Kleid anzuziehen beginnt, da beleben sich die Hecken und Raine mit unserem traulichen Rothkehlchen, und es ertönt aus ihnen sein leises Abschiedslied. In dieses Gezwitscher des Rothkehlchens stimmen mehr oder weniger alle unsere Sänger vor ihrem Zuge. Lieblich-wehmüthig klingt die Weise des Fitis in den Vorhölzern und Gärten; die Haidelerche steigt noch einmal in mäßiger Höhe in die Luft, der heimatlichen Halde ihren schallenden Waldgesang zum letztenmale darbringend, und ihre Schwester Feldlerche ruft nur manchmal noch in einzelnen Trillern der Flur ihre Scheidegrüße zu. Alle mehr und minder bis zum rührigen Hausröthling auf dem Dachgiebel lassen das gemischte Gefühl der Wanderlust und des Abschiedes in gedämpften Tönen durch ihre Kehlen ziehen. Der Staar kommt zu seinem Kasten oder seinem Baum-, Mauer- oder Lehmloch zurück, schlüpft ein und aus und läßt noch einmal seine musikalischen Künste hören, ehe er die traute Stätte seiner Brut auf Monate verläßt. Aber auch hoch oben in den Lüften und auf den Dächern der Häuser und Thürme gewahren wir Anzeichen der großen Abschiedsreise. Der Storch hat sich eine Weile schon mit vielen seiner Genossen auf Wiesen und Triften zur ernsten Herbstversammlung eingefunden, in der er Berathung pflegt über den Zug und von welcher er allabendlich zum Neste zurückkehrt; aber bald siehst du ihn truppweise hoch oben im Aether jene schönen, majestätischen Kreisbögen ziehen, unter denen er allmälig den Zug in die Ferne beginnt und mit welchen er, oft abwechselnd, denselben so erhebend für das Auge — nach Brehm in Afrika in Flügen von mehreren Tausenden — fortsetzt.

Digitized by Google

An den Abenden lassen sich Schwärme von Dohlen oder Saatkrähen in der Luft unter lautem Geschrei hören und schweifen

„dem Dohlen wimmelnden Gehölze zu."

Das sind dieser schwarzen Gesellen Versammlungsorte vor dem Wegzuge. In ähnlicher Weise ziehen sich auch vor der Abreise unsere Wildtauben zu Trupps zusammen, Abends in die Fichten- und Tannenwälder einfallend. Aber gewiß haben unsere Leser schon die Schwalben bei ihren herbstlichen Schwärmen beobachtet, wie sie um die lieben Nester fliegen und immer und immer wieder zwitschernd zu ihnen zurückkehren, gleichsam als könnten sie den geliebten Ort ihrer sommerlichen Freuden nicht lassen; wie sie weiter, die Hausschwalben auf den Dächern, die Rauchschwalben mehr auf Bäumen, beide aber auch oft auf den Telegraphendrähten der Eisenbahnen gedrängt, sich versammeln, wie sie da mit einemmale, im erwachten Wandertriebe auseinanderstiebend, ihre kleinen Probewanderungen in den Lüften halten und in weiten Bögen wiederholt zu den Versammlungspunkten zurückkehren, bis sie eines Tages wie durch ein Wunder verschwunden sind.

Das sind die Vorbereitungen, welchen immer bald darauf der Zug selbst folgt. Dieser aber beginnt bei den einzelnen Vogelarten zu verschiedener Zeit. Hören wir hierüber Brehm's treffende Worte.

„Der Zug steht in Beziehung mit Brutgeschäft und der Mauser. Je früher ersteres vollendet ist, um so früher tritt der Vogel seine Reise an. Es steht der Zug der Vögel also im umgekehrten Verhältnisse zum Zuge mancher Fische, z. B. der Heringe; denn diese wandern, um zu laichen, die Vögel aber, nachdem ihre Brut vorüber ist. Wird diese durch zufällige Umstände verspätet, so beginnt auch der Zug später als gewöhnlich. Manche Arten bleiben blos so lange im Norden, als das Brutgeschäft währt; andere trennen sich ungern und kehren bald zurück. Der Vogel, welcher zuerst wegzieht, kommt zuletzt wieder, derjenige, welcher am spätesten uns verläßt, stellt sich am frühesten bei uns ein. Jedoch steht mit vorigem Satze keineswegs die größere oder kleinere Reisestrecke, welche zurückgelegt wird, in Beziehung, wenigstens nicht unbedingt. Manche Vögel ziehen früh weg und bleiben in einem benachbarten Gürtel, andere verlassen uns später und ziehen in weit entlegene Länder. Die Zeit des Zuges der meisten Vögel fällt mit beiden Tag- und Nachtgleichen zusammen. — —

„Noch deckt der Halmenwald einen Theil unserer Felder, noch grünen die Bäume, blühen die Blumen; noch giebt das muntere Chor der Fröschе seine mehr gemüthlichen als schönen Lieder zum Besten; noch sendet die Sonne warm ihre Strahlen herab und die Nächte sind mild: da beginnt schon die Reise. Mauersegler hat seine Brut groß gezogen, und sie Kerbthiere fangen gelehrt; die Jungen sind eben so behende und munter als er: da macht er mit ihnen sich auf, in die Fremde zu ziehen. Mit dem 1. August verläßt er uns und eilt dem inneren Afrika zu, als ob das seine eigentliche Heimat wäre — verließ er es doch erst im Mai! Seine Reise geht außerordentlich schnell. Schon am 5. August sah ich ihn in Charthum einwandern, unter dem 15. Grad der Breite. Er ist ein eigener Gesell, auch hinsichtlich seiner Wanderungen.

Digitized by Google

Pünktlich, wie er ist, bricht er auch aus ganz Spanien zu eben derselben Zeit auf, wie aus Deutschland: aber sonderbar, noch Ende Augusts begegnet man ihm auf dem Dovrefjeld in Norwegen, an der äußersten Nordgrenze seines Verbreitungskreises, oder sieht ihn, noch etwas später, von dort kommend, bei uns durchreisen; noch Ende Octobers umfliegt er die Domkirche Malaga's; noch am 18. November sah ich ihn im lieblichen Thale des so oft besungenen Genil. Ob er von da noch gar nicht ausgezogen, oder ob er dahin wieder von Afrika zurückgekehrt war, weiß ich nicht.

„Ihm folgen die Uferschilfsänger, die Kukuke, die Mandelkrähe, der Pirol; dann verlassen uns die Bastardnachtigall, die Blaukehlchen, der Würger, Silber-, Rallen- und Purpurreiher, die kleine Rohrdommel, Wachtel, die großen Sumpfschnepfen und Andere. In der ersten Hälfte des Septembers ziehen die Nachtigallen, Grasmücken, Fliegenfänger, Gartenrothschwanz, die Laubvögel, Turteltauben, viele schnepfenartigen Vögel, die Seeschwalben, Möven und Enten von uns weg. Nach ihnen machen sich in der letzten Hälfte desselben Monats viele Raubvögel, unsere lieben Schwalben, Plattmönche und Müllerchen, die Schafstelzen, die Baumpieper, die Regenpfeifer, die große Rohrdommel, andere Enten und die Steißfüße auf. Im October verschwinden aus Deutschland Bussarde, Sperber, Wiesenpieper, Bachstelze, Rothkehlchen, Hausrothschwänzchen, die Lerchen, Sing- und Rothdrosseln, Amseln, Fink- und Blaumeisen, die Weibchen der Edelfinken, unsere Goldhähnchen, die Ringel- und Hohltauben, Kibitze, Schnepfen, Rallen, Wasserhühner und Gänse. Im November verlassen uns dann vollends alle diejenigen Vögel, welche überhaupt von uns wegziehen; allein schon im October rücken vom Norden her die dort wohnenden Vögel nach und nehmen zum Theil die Stelle der Geschiedenen ein." — — „An allen größeren Seen, Flüssen und Seeküsten herrscht um diese Zeit ein höchst reges Leben. Viele nordischen Wanderer bleiben nämlich Monate lang unterwegs liegen, wenn sich ihnen dazu günstige Plätze bieten. Im November rücken bei uns, außer manchen der bereits Genannten, noch immer neue Gäste ein, wie z. B. Seeadler, Saatgänse, Saatkrähen und Dohlen, welche manchmal noch im December auf dem Zuge sind."

In der oben erwähnten Mittheilung der Zeitschrift „Das Ausland" finden sich diese Angaben bestätigt und außerdem noch durch folgende spezielle Beobachtungen an den Küsten des Mittelmeers ergänzt. . . . . „Zu allen Zeiten" — heißt es da u. A. — „hängt viel von der Strenge des Winters ab, indem je nach Beschaffenheit desselben die Anzahl der Zugvögel zu- oder abnimmt. Ohne Zweifel dehnen viele, gleich den Drosseln und andern in gemäßigten Klimaten, einheimischen Arten, während der Wintermonate ihr Aufenthaltsgebiet aus, wenn auch nicht allein des Nahrungsmangels wegen, da das kalte Wetter ihnen erlaubt, sich über Gegenden zu verbreiten, die ihrer Körperbildung und ihren Verhältnissen im Sommer feindlich sind." — „Sobald längs den Gestaden des Mittelmeers das kalte Wetter wirklich eingetreten ist

Digitized by Google

findet eine theilweise Wanderung der folgenden Vögel statt. Der Norfolk-Kibitz zerstreut sich im Winter über die Inseln und dringt weit südlich nach Central-Afrika vor. Während des Novembers kommen Flüge von Goldkibitzen an den nördlichen Seiten der maltesischen Inseln an; ebenso einige der grauen und ziemlich viele der Schlappflügel-Kibitze (lapwing; Tringa vanellus L...?)." — — „Die Fröste des Oktobers und der folgenden Monate treiben über das Binnenmeer Myriaden von Regenschnepfen, die Wald-, die gemeinen und kleinen Strandläufer, Stelzvögel, Wasser-Rallen, die gemeinen, gefleckten Baillons, sowie die kleinen Landrallen und das Wasserhuhn. In kleinerer Menge kommen schwarzschwänzige große Uferschnepfen, gemeine und Haarschnepfen, gemeine und gefleckte Rothbeinchen, Sumpf- und grüne Strandläufer nebst Haubentauben, die große Schnepfe, das graue Wasserhuhn, der Brachvogel-Strandläufer, der Steindreher. Hin und wieder zieht die Waldschnepfe hinüber.... Die adriatische Möve dehnt ihr Gebiet im Winter über das westliche Mittelmeer-Gestade aus. Viele nordischen Möven und Meerschwalben, die kleineren und schwarzrückigen Möven, die Sandwich-, die gemeinen, die kleinen, die schwarzen, die weißflügeligen und die bärtigen Meerschwalben verbreiten sich über das Meer und wandern nilaufwärts und nach den Seen Nord-Afrika's." — — „Die Neuntödter-Elster (der große Würger) scheint der einzige Repräsentant der Familie zu sein, welcher Europa regelmäßig im Winter nicht verläßt." —

Ueber die Richtung des Zuges äußert sich Tiedemann folgendermaßen. „Da das Auswandern der Vögel aus Mangel an Nahrung erfolgt, so ist es einleuchtend, daß die Richtungen der Wanderungen der Vögel nach der Bewegung der Erde um die Sonne geschehen müsse, und zwar in der Richtung der Parallellinien. Die Zugvögel der nördlichen Erdhälfte wandern von Norden nach Süden, z. B. die Vögel des nördlichen Europa's wandern in der Richtung gegen das südliche Europa und gegen Afrika; die des nördlichen Asien's gegen das südliche Amerika. Demnach kann niemals ein Zugvogel Europa's nach Amerika gelangen und umgekehrt" (es sei denn, daß er zufällig verschlagen wird). „Die Zugvögel der südlichen Hemisphäre wandern in der entgegengesetzten Richtung von Süden nach Norden, z. B. vom Kap der guten Hoffnung nach dem wärmeren Afrika. Nur hohe Gebirgsketten und starke Winde scheinen diese Richtungen um etwas abzuändern."

Diese im Allgemeinen richtige Erklärung ergänzt sich indessen im Besonderen durch die speziellen Erörterungen Anderer über die Zugrichtungen in Europa. „Die Richtung des Zuges (in Deutschland)" — sagt Brehm — „ist im Allgemeinen südwestlich, bald mehr, bald weniger nach Süden oder nach Westen zu. In dieser Richtung fließende Ströme, Flüsse, Bäche, oder sich hinziehende Thäler und Wälder sind Heerstraßen, tiefe Sättel in hohen Gebirgen, zumal wenn an ihnen ein größeres Thal beginnt, stark besuchte Zugpässe. Aendert ein Fluß oder Thal, das vorher nach Südwest oder Nordosten strich, seine Richtung, so wird es dennoch so lange benutzt, als die

Digitized by Google

spätere Richtung nicht halb entgegengesetzt, d. h. ungefähr um 90° von der früheren abweichend wird. Die Gebirgspässe mögen eine Richtung verfolgen, welche es nur immer sein mag: wenn sie ein dem Zuge querliegendes Gebirge durchschneiden, sind und bleiben sie gesucht." — — Tschudi bemerkt, daß „viele in der Westschweiz heimische Wandervögel nicht über die Alpen fliegen, sondern durch das französische Rhonethal. Diejenigen aber, die von Sardinien, Sicilien und Afrika nach der westlichen Schweiz pilgern, folgen erst dem Lauf des Po, theilen sich dort und überfliegen theilweise die Alpen, theilweise gehen sie in's untere Rhonegebiet über und folgen diesem nach dem Genfersee, um den sich, da er im Osten, Westen und Süden von Bergen umgeben, aber mit einem freien Südwestthore versehen ist, große Vögelmassen aus Süd und Nord sammeln." — — G. Kohl in seinen „Alpenreisen" theilt nach sorgfältigen Beobachtungen über die Zugrichtung der Vögel in der Schweiz Folgendes mit. „Alle Wandervögel aus Norden kommen das Reußthal vom Vierwaldstätter See her herauf. Der unzugängliche Schöllenenschlund, der den Verkehr des Menschen mit dem Reußthale so lange hemmte, konnte ihnen nie hinderlich sein. In der Höhe, in der sie sich aufhielten, war das Thor weit genug. — Wenn die Zugvögel im Ursenerthal ankommen, bietet sich ihnen eine Aussicht auf drei Pässe dar, auf die Furka, die nach Wallis, auf den Ober-Alpenpaß, der nach Graubünden, und auf den Gotthardpaß, der nach Italien führt. Der letztere ist der höchste und auch der am meisten versteckte von diesen Pässen. Nichtsdestoweniger lassen sich die Vögel nicht beirren. Sie schwenken, ohne die beiden übrigen Pässe zu betrachten, gleich zum St. Gotthard ein, als wenn sie wüßten, daß dieser sie auf dem kürzesten Wege zu ihrem Ziele führte, und daß sie durch Wallis und Graubünden wieder lange Umwege zu machen hätten. Die zahlreichen kleinen Seen des St. Gotthard benutzen sie als Ruheplätze. Doch vermögen sie dort nie lange zu verweilen, weil es ihnen in jenen Höhen an Nahrung, an Fischen und Insekten gebricht. Sie eilen zu den italienischen Seen hinab, wo sie sich im Herbste zu Zeiten in großen Schaaren versammeln, und wo ein Theil von ihnen überwintert." —

Wahrscheinlich ist der St. Gotthardpaß der von den Vögelzügen am meisten benutzte, wenigstens von den Wasser- oder Sumpfvögeln. Hier treten die nördlichen Seen nahe zusammen, und daselbst bietet sich den Wandernden, als Enten, Gänsen, Störchen, Kranichen u. a., von See zu See der kürzeste und beste Weg. Ueber die Zugrichtung im flachen Lande giebt Brehm das Stromthal des Rheines als die besuchteste Vogelstraße Deutschlands an; „auf den Rhein folgen die Donau, die Elbe und die Oder. Aber auch alle übrigen Flüsse, Flüßchen und Bäche werden auf längere oder kürzere Strecken mehr oder minder benutzt. In Frankreich sind Rhone und Garonne, in Spanien Guadalquivir und Guadiana, in Rußland Weichsel, Djnepr, Don und vor allen die Wolga, in Nordost-Afrika der Nil, in Kleinasien der Euphrat und Tigris, im übrigen Asien die großen nördlichen und südlichen Ströme, in Nordamerika Connecticut, Hudson, Delaware, Susquehannah, und vor Allen der gewaltige Mississippi derartige Heerstraßen."



Digitized by Google

Merkwürdig ist das genaue, für unsere groben Sinne nicht faßbare Einhalten der Luftstraßen von den Vögeln. Hier bekundet sich das in einem noch viel höheren Grade und größeren Maßstabe, was uns schon an den regelmäßig innegehaltenen „Wechseln" des Wildes auf der Erde, in Wald und Feld, in Gebirg und Thal auffällt. Schon jahrelang beobachteten wir im Vogelsgebirge, am Taunus im Odenwalde, im sogenannten hessischen Hinterlande, sowie in den Ebenen der Wetterau und bei Darmstadt die Züge der Vögel. Namentlich die größeren halten auffallend regelmäßig nicht allein die einmal gewählten Gebirgseinschnitte, sondern auch die Richtung über weite Thäler hinaus, so daß hier unzweifelhaft eine Führung älterer erfahrener Vögel waltet.

Je nach der Größe und Eigenthümlichkeit, sowie insbesondere den Fortbewegungsmitteln der Vögel bildet sich die Art und Weise ihrer Reisen. Sie wird nämlich bewerkstelligt durch den Flug, mittels Schwimmens und durch Laufen, je nachdem die Reisenden vorzugsweise Flug-, Schwimm- oder Laufvögel sind. Sie modificirt sich aber natürlich durch die Art der sich darbietenden Zugstraßen vielfach, insofern diese nämlich ausschließlich Wasser- und Landstraßen oder beides zugleich sind, und wird in den gewöhnlichen Fällen ein Schwimmvogel je nach diesen Umständen bald schwimmend, bald fliegend ziehen. Die hauptsächlichste Reiseart ist selbstverständlich der Flug; nur die Reisen der Schwimmvögel auf dem Meere werden in der Regel schwimmend, von einigen Arten, wie den Albatrossen, Fettgänsen u. a., einzig und allein nur schwimmend, von manchen Läufern die Wanderungen nur laufend, wie von den Straußen, bei anderen wieder abwechselnd durch Laufen, Schwimmen und Flug ausgeführt, worauf wir später noch zurückkommen. — Vorsichtig ist bis jetzt noch die von Gloger im II. Heft von Cabanis' „Journal für Ornithologie" allzu spekulativ ausgebeutete Ansicht aufzunehmen, obgleich sie von dem großen Audubon zuerst angeregt worden. Gloger traut fast allen Landvögeln die Fähigkeit zu, bei ihren Zügen über Meere zeitweilig auf dem Wasser ausruhen und von demselben sich wieder emporheben zu können. Dies vermuthet er besonders von den Wachteln, deren geringer Flugfertigkeit man einen ununterbrochenen Ueberflug über das Mittelländische Meer nicht zutrauen zu können glaubt. Es sind solche Vermuthungen schon höchst zweifelhaft Angesichts der vielfach beobachteten Thatsache, daß vom Zuge ermüdete Landvögel, auch ohne Verfolgung von Raubvögeln, auf menschenbelebte Schiffe einfallen. —

„Man kann nicht sagen" — äußert sich Brehm — „daß der Zug eine eigentliche Tageszeit habe; denn das Reisen der Vögel geht ebensowohl bei Tage als bei Nacht vor sich. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß Alle, welche keiner großen Verfolgung ausgesetzt sind, oder eine solche durch ihre Stärke und Geschwindigkeit abwehren können, bei Tage ziehen, während die übrigen mit den Nachtvögeln bei Nacht reisen. Alle schwächeren Tagreisenden benutzen jeden Wald, jeden Gebüschzug zu ihrer Deckung, während die stärkeren sich in großer Höhe halten.

„Einige wandern einzeln, andere paarweise, andere in Gesellschaften. Nach der Brut und schon lange vor der Abreise vereinigen sich die einzelnen

Digitized by Google

Familien in Banden, welche sich allgemach zu immer zahlreicheren Flügen zusammenschlagen. Diese bleiben während der ganzen Reise mehr oder minder vereinigt und zerstreuen sich dann auf der Rückkehr in eben der Art und Weise, als sie sich sammelten. Einzelne Arten ziehen auch hinsichtlich der Geschlechter getrennt: die Weibchen voran, die Männchen später bei der Abreise, oder umgekehrt bei der Rückkehr; und es ist noch unbegreiflich, wie sich die Paare dann wieder zusammenfinden.

„Die Zuggesellschaften, zumal die größerer Vögel, gewähren dem Beobachter ein unterhaltendes Schauspiel. Viele Vögel beobachten bei ihren Zügen nämlich eine musterhafte Ordnung und bilden fliegend gewöhnlich die Gestalt eines umgekehrten V. Ein Mitglied der Gesellschaft fliegt voraus und alle übrigen folgen so dicht hinter ihm, daß man keine Unterbrechung der beiden Schenkellinien des Dreiecks wahrnimmt, wohl aber einen beständigen Wechsel in der Länge der einen oder der anderen Linie bemerkt. Denn da die Keilordnung offenbar blos dazu dient, die Luft besser zu durchschneiden, ist es erklärlich, daß der Vordermann nach geraumer Zeit mehr ermüdet, als die hinter ihm Fliegenden und durch diese abgelöst werden muß. So ziehen unsere Wildgänse, Wildenten, Kraniche u. A. auf ihrer Reise dahin. Ist jedoch ihre Zahl gering, dann bilden sie nicht selten eine gerade Linie."

Nach Kohl's „Mittheilungen aus der Schweiz" erheben sich die Vögel bei ihrem Zug über die Alpen nicht höher als nöthig in die Luft, also, daß sie einestheils vor dem Schießgewehr des Jägers sicher seien, anderntheils die vor ihnen liegende Gegend, die Richtung des Zugs und die geeigneten Ruheplätze zu sehen vermöchten. „In den höheren Luftregionen ist ihnen die Luft zu dünn und zugleich zu stürmisch. In hohen Gebirgen kommen sie daher dem Boden besonders nahe, überschreiten nie die Berggipfel, sondern wählen sich immer die Einschnitte, Gebirgsthore und Pässe aus. Seit den urdenklichsten Zeiten wandern sie daher in denselben Thälern, in denen die Menschheit auf- und abflutete, und sie überschreiten die Alpen in denselben Pässen, in denen Hannibal und die Römer, und Karl der Große und die deutschen Kaiser auf ihren Römerzügen, sowie Napoleon die Alpen überschritten." — Nach den oben angeführten Mittheilungen der Zeitschrift: „Das Ausland" soll die Wachtel „stets nur einige Fuß über dem Wasserspiegel fliegen", wenn sie das Mittelmeer passirt. Dies stimmt mit den Angaben v. Nordmann's überein, welche Gloger im II. Heft von Cabanis' „Journal für Ornithologie" mittheilt: „Ich habe Schaaren dieser schwerfälligen (?) Vögel (Wachteln) über das Schwarze Meer fliegen sehen, wobei sie sich nicht höher als 8—10 Fuß über der Wasserfläche erhoben und stets gegen den Wind flogen." — Nach der Zeitschrift „Das Ausland" gehen hingegen der gemeine Reiher und der Kranich in großen Höhen über das Mittelmeer; keiner von beiden läßt sich von dem bloßen Aussehen des Landes anziehen; die Purpur- und Nachtreiher, der glänzende Ibis, der Regenvogel, die gemeinen und dünnschnäbeligen Brachvögel ziehen hingegen in niederen Höhen und verweilen auf den Inseln. „Die zauberische Form des Wiedehopfs kann man im Frühling beständig vor einem Südwind hertreiben, oder im August südwärts



Digitized by Google

eilen ſehen, ſelten ſchaarenweiſe, immerhin aber ſo zahlreich, daß wir einmal auf einem an der Inſel Gozo hervorragenden Felſen im Verlauf einer halben Stunde nicht weniger als zehn Wiedehopfe, einen nach dem andern, ankommen ſahen.

„Eigenthümlich iſt das Benehmen der Saatkrähen und Dohlen auf dem Zuge", wie Brehm ſchildert und wie wir ſelbſt es ſo vielfältig beobachtet haben. „Sie fliegen meiſt ſehr hoch und anhaltend gerade fort. Urplötzlich aber ſtürzt ſich ein Mitglied aus dem Schwarme, als ſei es gelähmt worden, mit zuſammengelegten Flügeln mehrere hundert Fuß tief herab; eines nach dem andern folgt, und in weniger als einer Minute iſt die ganze Geſellſchaft in einer Entfernung von kaum mehr als hundert Fuß über der Erde angelangt. Hier zieht nun der Flug wieder weiter, ſteigt nach und nach gemachſam in die Höhe und beginnt ſchließlich das alte Spiel von Neuem. Dabei wird jeder Raubvogel, welcher ſich blicken läßt, verfolgt und angefochten; immer aber behalten die Ziehenden bei allen Spielen ihre Reiſerichtung bei."

Merkwürdig in vieler Hinſicht geht der Zug der nordamerikaniſchen Wandertaube vor ſich. Sie wandert in dichtgedrängten, viele Meilen breiten und noch viel längeren Schwärmen, welche den Himmel verdunkeln wie eine Sonnenfinſterniß, und deren zeitweilig herabfallenden Miſt Audubon mit einem Schneegeſtöber vergleicht. Das Geräuſch ihrer Flügelſchläge iſt betäubend und auf $1^1/_2$ Stunde Wegs hörbar. Ganze Landſtriche werden von den einfallenden Zügen verheert, und die Aeſte des Waldes, worauf ſie zum Uebernachten einfallen, krachen zuſammen vom Gewicht ihrer Unzahl. „Sehr ſchön" — ſagt der genannte geiſt- und poeſievolle Naturforſcher bei Beſchreibung eines ſolchen Zugs im Herbſt 1813 — „waren ihre Schwenkungen, wenn ein Habicht ſich blicken ließ. Sie bildeten plötzlich, gleich einem Strom daherfahrend, faſt eine Maſſe, indem ſie ſich ſämmtlich nach der Mitte drängten. Man ſah ſie dann hier im Zickzack vor dem Habicht fliehen, dort an der Erde blitzſchnell hinfahren, dort wieder ſenkrecht in die Höhe ſteigen und Schlangenlinien beſchreiben. — — Sehr unterhaltend war der Anblick, wie immer ein Schwarm an derſelben Stelle, wo der vorhergehende gewiſſe Schwenkungen machte, dieſelben wiederholte. War z. B. ein Raubvogel an einer Stelle auf einen Zug geſtoßen, ſo wiederholten die folgenden Züge dieſelben Zickzack-Bewegungen an dem nämlichen Punkte."

„Kleine Vögel reiſen" — nach Brehm — „in wirren Flügen, bunt durcheinander, und zwar ſo, daß bedeutende Zwiſchenräume bleiben. In einem auf dem Zuge begriffenen Schwalbenhaufen iſt eins der Vögelchen etwa fünfzehn bis zwanzig Schritte von dem andern entfernt. Wenn der Zug langſam geht, fangen ſie nebenbei Kerbe; während andere Vögel, um Nahrung zu finden, auf die Erde herabfallen müſſen."

Wir können nach einer eigenen Beobachtung an einem Zuge Rauchſchwalben dieſe Angaben beſtätigen und gewiſſermaßen auch noch ergänzen. Im Heſſiſchen Vogelsgebirg, unter der ſog. „Herchenhainer Höhe", ſahen wir ſpät an einem Nachmittage im Herbſt 1856 die Thiere in eigenthümlicher Weiſe ziehen. Zuerſt erſchien eine Vorhut von etwa einem Dutzend, flinten-

Digitized by Google

ſchußweit (circa 40 Schritte) von einander entfernt und tief am Boden her ſtreichend; dann kam nach einigen Sekunden in einer Entfernung von mehreren hundert Schritten ein viel größerer Schwarm der Thierchen, in welchem ſie dichter zuſammenſtrichen, und in einem Zwiſchenraum von ebenfalls einigen hundert Schritten erſchien eine ſchwächere, in der Weiſe der Vorhut fliegende Nachhut. Der Zug ging äußerſt ſchnell und tief an der Erde nach Südweſt vorüber.

Doch hören wir Brehm weiter. „Die bei Nacht Wandernden liegen gewöhnlich den ganzen Tag über, die bei Tage Ziehenden in den Mittagsſtunden ſtill. Letztere brechen bereits vor Tagesanbruch auf, ziehen ununterbrochen bis Mittag oder Nachmittag, und ruhen dann, erheben ſich aber, wenn ſie Eile haben, gegen Abend wieder, um noch eine Anzahl Meilen zurückzulegen. Bei Tage reiſen, wie bereits bemerkt, alle ſtarken Vögel und guten Flieger, namentlich die Tagraubvögel, Schwalben, Segler, Bienenfreſſer, krähen- und ſpechtartigen Vögel, die Kukuke, Finken, Lerchen“ (dieſe gerne ſchaarenweiſe auch in der Dämmerung), „Pieper, Schafſtelzen, Staare, Wachholder- und Rohrdroſſeln, Meiſen, Goldhähnchen, Tauben, Störche, Löffler, Kiebitze, Seeſchwalben, Möven ꝛc. Einige von ihnen ziehen aber unter Umſtänden auch bei Nacht: ſo die Feldlerchen, wenn ſie ſchlechte Witterung befürchten. Dann aber fliegen ſie nicht in Schaaren, wie bei Tage, ſondern einzeln. Auch die Kraniche reiſen, wenn ſie große Eile haben, oder auf ihren Ruheplätzen beunruhigt worden ſind, während der Nacht. Nur des Nachts ziehen die Eulen, Ziegenmelker und alle ſchlechten Flieger, namentlich: Eisvögel, Ammern, Wachteln, Teich- und Rohrhühner, Rohrdommeln, Nachtreiher, ſchnepfen- und entenartige Vögel, die Waſſerſchmätzer, jedoch auch Ring- und Miſteldroſſeln (dieſe beiden auch bei Tag), Blau- und Rothkehlchen, Sproſſer und Nachtigallen, Grasmücken und andere Sänger.“

(In Bezug auf die Schnepfen bemerken wir ergänzend, daß wir einmal bei Tage mehrere Waldſchnepfen, hoch aus einer Wolke kommend, zur Zugzeit im Frühlinge in einem Walde erſcheinen ſahen, ſowie mehrmals bei der Jagd auf Schnepfen in eben erſt abgeſuchten Walddiſtrikten plötzlich dieſe Thiere in bedeutender Anzahl bei Tag antrafen: ein Zeichen, daß der Zug, beſonders bei günſtigem Wind und Wetter, auch bei Tag vor ſich geht. Züge von Enten haben wir ebenfalls ſchon bei Tage beobachtet; jedoch finden dieſelben in der Regel in der Abend- und Morgendämmerung und der Vornacht ſtatt.) „Alle dieſe Thiere ſchlafen während der ganzen Zugzeit faſt gar nicht, wie man nach Beobachtungen ſchließen kann, welche man an zahm gehaltenen angeſtellt. Sie ſind den ganzen Tag über munter, und die ganze Nacht hindurch unruhig, ſo lange die Zeit der Reiſe dauert. Im Allgemeinen geht der Zug der Nachtreiſenden weit raſcher von Statten, als derjenigen, welche bei Tage wandern, weil dieſe durch Angriffe von Raubvögeln, durch Futterſuchen u. dergl. m. aufgehalten werden.

„Bei ungünſtiger Witterung oder widrigem Winde ſtockt ſowohl der

Tag- als auch der Nachtzug. Helle, schöne Tage und klare, windstille Nächte befördern die Wanderung. Hinsichtlich des Windes ist zu bemerken, daß widriger Wind keineswegs ein Gegenwind ist, sondern gerade umgekehrt. Der aus der Zugrichtung strömende ist der günstige, weil er dem Vogel das Fliegen ungemein erleichtert. Er hilft ihn tragen, indem er die muldenförmigen Flügel von unten füllt, während der von hinten kommende Wind sie im Gegentheile niederdrückt, außerdem aber auch das Gefieder lockert und dadurch dem Vogel höchst lästig wird. Daß solcher Wind, also Nordost, oder Ost, ihre Reise außerordentlich erschwert, beweisen gefangene und getödtete Lerchen, welche mehrere Tage mit ihm zu kämpfen gehabt haben; sie sind immer abgemagert und kraftlos. Auch beweisen es die ziehenden Vögel selbst dadurch, daß sie sich durch reinen Süd- oder Westwind eben so wie durch Thäler und Strombetten sogar aus ihrer Hauptzugrichtung locken lassen; der entgegenkommende Wind ist ihnen wahres Bedürfniß zum anhaltenden Wanderfluge." (Dies stimmt ganz mit unseren pieljährigen Beobachtungen überein, welche wir dem Zug der Waldschnepfen, Bekassinen und Brachhühner gewidmet haben. Diese Vögel kommen im Frühjahre — wenn überhaupt bei Winde — gewöhnlich nur mit Nordwest- oder Westwind zu uns. Sie haben diese Winde dann schief von der Seite und können ihnen durch Laviren leicht begegnen. In der Regel aber belebt sich der Frühlingszug am meisten bei lauem, stillem Wetter, niemals aber bei heftigem Süd- oder Südwestwind.)

„Trübes oder heiteres Wetter ändert einigermaßen die Art und Weise des Zugs. So fliegen in dunklen Nächten alle klugen, bezüglich scheuen Vögel niedrig über der Erde hin, während sie am Tage und in klaren Nächten oft so hoch ziehen, daß man sie kaum mit bloßen Augen wahrnehmen kann, obwol man ihre Lockstimmen hört. Sie thun dies jedenfalls ihrer Sicherheit wegen; hierüber haben mich nächtliche Jagden auf Kraniche genügend belehrt." (Auch diese Thatsache können wir bestätigen: da wir bei Nebel einmal zwei Kraniche auf dem Herbstzuge erlegten und oft Wildgänse Abends auf dem Winterzuge mit leichter Mühe zu Schuß bekamen, indem diese sonst so sehr scheuen und hochfliegenden Vögel in diesen Fällen nicht über Stubenhöhe vom Boden strichen.) „Währt die dem Zuge ungünstige Witterung einige Tage fort, dann liegen die meisten Zugvögel ganz still und beschäftigen sich einzig und allein mit Aufsuchen ihrer Nahrung. Es scheint, als ob sie sich mit Vorrath für die kommenden Wandertage versehen wollten, welche einen bedeutenden und außergewöhnlichen Kraftaufwand erfordern, denn sie fressen dann während des ganzen Tags und legen sich bei ihrer Neigung zum Feistwerden sehr bald hübsche Fettpolster zu, welche aber bei größerer Anstrengung eben so rasch schwinden, als sie gesammelt worden.

„So reisen die Zugvögel, welche ihren Weg fliegend zurücklegen. Allein es ist nicht nur höchst wahrscheinlich, sondern theilweise auch bewiesen, daß viele Vögel bedeutende Strecken der Reise nach dem Süden und von da zurück schwimmend oder laufend abmachen. Alle Taucher, Steißfüße, Sänger, Scharben benutzen die in der Zugrichtung liegenden Flüsse, Seen und Meere, so weit sie können, und wandern hier schwimmend.

Digitized by Google

Man hat beobachtet, daß sie auf Flüssen hinauf- und herabzogen, ohne den Wasserspiegel für längere Zeit zu verlassen. Da sie ausgezeichnete Schwimmer sind, fördert eine derartige Wanderung rasch genug für sie und gewährt ihnen noch überdies den Vortheil, etwa bemerkte Fische, Insekten oder andere, ihnen zur Nahrung angewiesene Wasserthiere gleich mit zu nehmen. Das Wasser ist ihnen eine Straße, auf welcher sie ihr altes Gewerbe forttreiben können.

„Aehnliches ist auch bei den laufenden Wanderern der Fall. Wir haben über sie zwar weniger Beobachtungen gemacht, können aber nicht bezweifeln, daß sie so lange als immer möglich ihre kräftigen Beine den kurzen, einen schwerfälligen Flug bedingenden Flügeln vorziehen werden. Der flugscheue Wachtelkönig oder Schnerz, welcher im Frühjahre in unseren Wiesen und Getreidefeldern oft genug seine schnarrende Stimme hören, sich selbst aber blos dann sehen läßt, wenn ihn ein flinker Hund zum Auffliegen treibt, wurde von mir in Spanien und Aegypten, aber auch in den Urwäldern des inneren Afrika unter dem 12. Grad der nördlichen Breite beobachtet und zwar blos während der Zugzeit. Wie wollte er dahin gelangen, wenn er nicht mehr laufen, als fliegen würde: er kann ja kaum fliegen! Unsere Wachtel findet sich zur Zugzeit ebensowol in Spanien und Griechenland, als in Aegypten und in Kordofan. Man sieht von ihr große Flüge vom Meere aus zum Lande herankommen; allein niemals habe ich im Innern Afrika's einen Wachtelzug bemerkt, trotzdem, daß ich ebensowol bei Tage, als bei Nacht beobachtet habe. Die Wachteln fallen an den Küsten, in den Feldern ein und laufen weiter, Hunderte von Meilen! Mein Vater giebt folgende Beobachtungen zu Beweisen für derartige Fußwanderungen: „„Ich erhielt ein Teichhuhn, welches im Herbste in einem nahe an einem Bache liegenden Holzstalle mit der Hand ergriffen worden war. Offenbar hatte dieser Vogel seine Wanderung zu Fuße gemacht, hatte das Wasser rauschen hören und war laufend darauf zugeeilt, in den Holzstall gekommen und durch die hintere Wand aufgehalten worden. — Ein Rohrhuhn wurde in einer Hausflur ergriffen, deren Hinterthür eine Oeffnung zum Ein- und Ausgange der Haushühner hat und deren Vorderseite an einem Bachufer liegt. Es war offenbar auf dieselbe Weise in die Hausflur gekommen, als das Teichhuhn in den Holzstall. Hätten diese Vögel ihre Wanderung fliegend gemacht, dann hätten sie sich aus der Luft geradezu in oder neben den Bach gestürzt, wie die Wasserpieper, die schnepfenartigen Vögel, Enten u. a. es thun.““

Vor einigen Jahren entdeckte man bei einem Dorfe unweit Gladenbach in einem sehr dicht mit Dornen geflochtenen Zaune ein Bläßhuhn, welches sich in das Flechtwerk so verwickelt hatte, daß es nicht vor- und rückwärts konnte und gefangen wurde. Bei der Lage des Gartenzaunes gerade nördlich vor einem engen wasserreichen Wiesengrunde ist es offenbar, daß der Vogel sich nur auf seiner ungestümen Fußwanderung nach den Wiesen in jenen Zaun verrannt haben kann. —

Wer führt die Vögel auf ihren großen Reisen? Dies ist jene Kardinalfrage, welche schon vielfach den Geist des Forschers angeregt und noch fortwährend beschäftigt. Wohl wissen wir, daß es hin und wieder Arten und

Digitized by Google

Sippen unter den Vögeln giebt, deren Leitung sich andere schwächere oder weniger kluge anvertrauen. Der Staar gesellt sich im Spätherbst zu Krähen und Dohlen und schließt sich hin und wieder auch denselben auf dem Zuge an. Die Wasser- und Sumpfvögel mischen sich meist bunt unter einander und folgen gewiß auch klügeren und scheueren unter ihnen, wie die weniger vorsichtigen kleinen und mittleren Enten z. B. den wachsamen Stock- und Spießenten, und diese zuweilen den noch scheueren Wildgänsen. Offenbar geleiten im Allgemeinen auch die älteren, durch frühere Züge schon erfahrenen Vögel die Trupps ihrer und verwandter Arten, die sich zu ihnen gesellen. Darauf hin leiten uns gewiß die vielfachen Beobachtungen an Vögeln, welche jahrelang von ihren Zügen zu ihren alten Aufenthaltsorten in der Heimat zurückkehren und welche also jene vielerfahrenen Leiter und Lenker für ihre Kameraden bilden. Aber so zugänglich uns die Erforschung und Erklärung der sichtbaren Führung der Vögel unter sich auch sein mag, so schwer und oft räthselhaft erscheint uns das unsichtbare, wenigstens für unsere Sinne unerkennbare Etwas, was die befiederten Schaaren in jenen ungemessenen, uns noch so fremden Lufträumen lenkt. Ein ungemeines Ortsgedächtniß, ein feiner, bewußter oder unbewußter, aber untrüglicher Sinn der Thiere muß sie außer ihren leiblichen Führern, und diese ja selbst mit, leiten. Wie und auf welche Weise er sich bei ihnen bethätigt, an was er sich hauptsächlich so sicher hält in der großen Werkstätte der Natur, um solche Großthaten vor unseren Augen alljährlich auszuführen: — das hat noch keines Forschers Verstand ergründet. Was bleibt uns übrig, als dem Eingeborenen in der Brust des Vogels theilweise wenigstens die Urheberschaft jener merkwürdigen Leistungen zuzuschreiben, die er durch seine Weltreisen bethätigt?! — Uebrigens wollen wir hier wenigstens nicht zu erwähnen unterlassen, daß der Naturforscher von Middendorf in Petersburg die Sicherheit der Zugvögel auf ihrer Reise, die alten Brutorte aufzufinden, dadurch zu erklären sucht, daß die Thiere den magnetischen Polen folgten und von diesen geleitet würden. Die Vögel müßten hiernach eine besondere Empfänglichkeit für magnetische Einflüsse haben, oder gar von diesen stark angezogen werden, um ihnen folgen zu können; was mindestens noch zu untersuchen wäre. Indessen fällt die Richtung des Vogelzugs im Allgemeinen mit derjenigen der magnetischen Meridiane (d. h. der durch die magnetischen Pole gedachten Mittagslinien) zusammen, indem sie etwa um 17 Grad südwestlich von den eigentlichen Mittagslinien läuft. —

Wo ist das Ziel der großen Wanderungen? — Diese Frage beantwortet sich nicht so leicht: denn sie ist von bedeutendem Umfang und vielfach noch nicht ergründet. Wir folgen auch hier nur dem, was bis jetzt von guten Beobachtern gesammelt wurde.

Die ältere Ansicht war, daß der Zugvogel der nördlichen Erdhälfte auf seiner Reise in die Fremde den dem Breitengrad seines nördlichen Aufenthaltes entsprechenden Landstrich auf der südlichen Erdhälfte aufsuchte, also so weit über den Gleicher hinauswanderte, bis er eine Gegend fände, deren Klima dem seines Geburtsortes einigermaßen ähnlich oder vielleicht auch gleich sei.

Digitized by Google

Leutemann del.

Vogelleben in der Fremde.

Digitized by Google

Tiedemann widerspricht dieser Ansicht und behauptet, daß nur das Kap-Schaf oder der Albatros der einzige auf beiden Erdhälften wandernde Schwimmvogel sei. Die übrigen Zugvögel blieben höchstens zwischen den beiden Wendekreisen und dem Gleicher. Im Winter der nördlichen Erdhälfte fände eine Anhäufung zwischen dem Wendekreise des Krebses und dem Aequator, im Sommer eine Zerstreuung nach dem Nordpole hin statt; umgekehrt sei es auf der südlichen Erdhälfte. Dies mag im Allgemeinen zutreffen.

Die neueren Reisen nach dem inneren Afrika haben aber schon theilweise anderen Aufschluß gegeben; auch gewinnt die Ansicht, daß einige Zugvögel der nördlichen Erdhälfte über den Aequator zögen, schon durch die Vergleichung mit den Vogelwanderungen innerhalb der Wendekreise Wahrscheinlichkeit. So berichtet A. v. Humboldt in seinen „Reisen in die Aequinoktial-Gegenden": „Diese regelmäßigen Reisen der Vögel aus einem Tropenland in's andere in einer Zone, deren Temperatur das ganze Jahr hindurch unverändert bleibt, sind sehr außerordentliche Erscheinungen. Auch auf der Südseite der Antillen-Inseln treffen alljährlich zur Zeit der großen Ueberschwemmungen der Ströme der Terra Firma zahlreiche Flüge Zugvögel vom Orinoko und seinen Nebenflüssen ein. Es ist wahrscheinlich, daß die Wechsel von Trockenheit und Feuchtigkeit in den Aequatorial-Ländern auf die Gewohnheiten der Thiere ähnliche Wirkung äußern, wie in unsern Erdtheilen die großen Temperaturwechsel thun. — — Gleichmäßig zieht ein erleichterter Fischfang die Plattfüße und die Strandläufer von Norden nach Süden, vom Orinoko nach dem Amazonenstrom. Kaum ist eine andere Erscheinung wunderbarer und in geographischer Hinsicht noch weniger aufgeklärt, als die Richtung, die Ausdehnung und die Grenzen der Wanderungen der verschiedenen Vogelarten!"

„Bis in die heiße Zone hinein" — berichtet uns Brehm — „theilweise wahrscheinlich bis über den Gleicher hinweg, gehen die folgenden: Zwergadler, Röthel-, Thurm- und Rothfußfalk, Sumpf- und Zwergohreule, Ziegenmelker, Mauersegler, die Schwalben und Bienenfresser, Kukuk und Pirol, Mandelkrähe, die Fliegenfänger, Würger, Baum- und Brachpieper, Bachstelze, alle Schafstelzen, Nachtigall und Sprosser, die Steinschmätzer, alle Grasmücken, Bastardnachtigall, Wachtel, Kranich, Storch, Nachtreiher, Brachvogel, der Wachtelkönig und mehrere Andere, welche aber wol blos zufällig bis dahin gelangen. Von dem Kukuk, dem Pirol und einigen Sängern kennt man das Land ihrer Winterrast ebenfalls noch nicht. Daß einzelne Zugvögel den Gleicher überfliegen, unterliegt, seitdem wir über die in Südafrika vorkommenden Arten unserer Klasse genauer unterrichtet worden, keinem Zweifel mehr.

„Unwillkürlich drängt sich uns, wenn wir diese gewissenhaft zusammengestellten Verzeichnisse lesen, die Frage auf: Warum reisen manche unserer Zugvögel so tief in das glühende Innere Afrikas? Es ist unleugbar, daß sie auch weiter nördlich Nahrung in Ueberfluß finden würden, und dennoch gehen sie regelmäßig Hunderte von Meilen weiter. Was suchen sie im Innern, da

Digitized by Google

ſie das ihnen Nöthige doch auch ſchon weiter, viel weiter nördlich finden könnten? Das Warum hat aber noch Keiner erforſcht. . . ."

Das Gleiche gilt von dem Wanderziele der Schwalben. Daß ſie ſehr weit ſüdlich ziehen, ſcheint unbeſtritten. Livingſtone ſah große Züge des Mauerſeglers über die Ebene bei Kuruman (etwa unter dem 9° nördlicher Breite), in vollem Zuge begriffen: wohl gewiß ein Zeichen, daß ſie noch weiter ſüdlich wandern. Zwar hat man allwinterlich die Rauchſchwalbe in Oſtindien beobachtet und auch die Hausſchwalbe dort im Winter einzeln geſehen; allein dieſe Gäſte kommen unſtreitig aus dem nördlicheren Aſien. Das Wanderziel unſerer Schwalben kennt man noch nicht.

Das Leben in der Fremde iſt, wie wir wol im Voraus ſchon fühlen mögen, ein nicht ſehr heiteres, ja vielfach ein trübes. Aber auch die Erfahrung beſtätigt unſer Gefühl.

„Alle Vögel halten ſich" — nach Brehm — „während der Zeit ihrer Wanderung in Geſellſchaften zuſammen, viele Gattungen mauſern; alle ſind ſtill; kein einziger Sänger läßt ſeine Lieder ertönen. Nicht ein einziger Wandervogel gründet ſich in der Fremde einen zweiten Herd, nicht einer baut ein Neſt, nicht einer brütet!"

Und welchen Gefahren, welchen Nachſtellungen ſind ſie unterworfen! Den Friedfertigen ſind die Räuber auf den Ferſen; auch in die Fremde folgt ihnen unter Ihresgleichen Verfolgung und Mord. Und ſind es nicht die Räuber unter den Vögeln, ſo iſt es noch mehr der Menſch mit ſeiner hundertfachen Liſt. Kaum haben unſere nordiſchen Wanderer die Hinderniſſe der Alpenkette hinter ſich und neigen ſich dem lachenden Italien zu, ſo lauert auf ſie aller Orten das verborgene Netz und die trügeriſche Schlinge des vogelfleiſchlüſternen Italieners. Tauſende verfallen dort dem Verderben und Tauſende abermals durch Ermattung bei Ueberſiedelung über das Meer. „Ganz Italien", ſagt Brehm, „wird zu einer Mördergrube; was nur getödtet werden kann, wird gemordet. Der Bürger verläßt ſein Gewerbe, der Pfaffe und Mönch ſein Haus und zieht hinaus, die Zugvögel abzulauern. Kaum beſſer iſt es in Spanien, und wenn der Grieche nicht auch an dem allgemeinen Morden Theil nimmt, iſt daran wahrlich nur ſeine Faulheit ſchuld." —. „Unglücklich" — berichtet „das Ausland" — „iſt der Zugvogel, der Malta zu irgend einer Zeit, beſonders am Sonntag, als augenblicklichen Ruheplatz wählt; denn kaum iſt er erkannt, ſo wird auch ſchon ein Dutzend Gewehre hervorgeſucht, und bald ſieht man die ſchönen Formen des Bienenfreſſers, der Pirole ꝛc. in Reihen ausgeſtreckt auf den Bänken des Geflügelhändlers." Selbſt die kleinen lieblichen Sänger bleiben nicht verſchont, indem der u. a. „in ungeheuerer Anzahl" ziehende feiſte „Gartenſingvogel" (Gartengrasmücke?) und das Weißkehlchen „ſehr geſucht werden und den bei den Italienern ſehr beliebten Beccafico bilden. Die Nachtigall erſcheint in beträchtlicher Menge und theilt mit den letztgenannten Arten das gleiche Schickſal."

Ein Glück für die Armen iſt die Freundſchaft der meiſten Völker, welche ihnen in Afrika zu Theil wird. Und gerade hier ſind für die aus Europa und Aſien Auswandernden die größten Sammelplätze.

Wir beschränken uns, dem Leser das Bild vom Fremdleben der Vögel in den Gegenden, welche Brehm bereiste, wiederzugeben; es wiegt hunderte von trockenen Aufzählungen anderer Reisenden und Naturforscher auf durch seine frische Lebendigkeit, verbunden mit der scharfen Zeichnung des Forschers.

„Jeder Vogel bezieht in der Fremde Wohnplätze, welche denen seiner Heimat entsprechen, und betreibt dort sein Gewerbe wie daheim. Die Raubvögel siedeln sich in den Wäldern, an Flüssen und an Seen an; die Schwalben treiben sich mit den Bienenfressern in dem noch unbekannten Innern Afrika's umher; Pirole, Kukuke, Mandelkrähen, Fliegenfänger, Würger leben in Wäldern, zumal im Urwalde, die Lerchen und Brachpieper auf Feldern, die Wiesenpieper an sumpfigen Stellen; die gelbe Bachstelze nimmt an Gebirgsbächen, die weiße auf Feldern Wohnung; die Schafstelzen überwintern an Sümpfen und in Steppen, Rothkehlchen und Rothschwänzchen, Blaumerlen und Drosseln in Gebirgen, die Staare auf Feldern im flachen Lande, die Steinschmätzer in den Wüsten und Einöden, die Sänger in Büschen und Wäldern, die Tauben in Wäldern und auf Felsenwänden; Kraniche und Störche beziehen Flüsse, in deren Nähe sich Steppen finden, Sumpf- und Wasservögel Sumpf und Seen.

„Aegypten, das „„wie ein Muschelthier zwischen zwei Schalen hängende Land"" ist jedenfalls für den von Norden einwandernden Zugvogel eine der wichtigsten Herbergen, welche es giebt. Er findet einen Platz, wie er ihn nur immer wünschen mag: schroffe, steile und öde Gebirge, welche sich an blühenden, bebauten und bewaldeten Ebenen dahinziehen, — lachende, von sandigen, brennenden Wüsten begrenzte Fluren, den mächtigen Nil mit seinen unzähligen Kanälen, und die Küste des Mittelmeers mit ihren Seen und Sümpfen, welche vom Meere aus überflutet und vom Nile aus mit süßem Wasser versehen werden. Diese letzteren sind von bedeutender Ausdehnung, durch schmale Straßen mit dem Meere verbunden, sehr reich an Fischen und anderen Wasserthieren und deshalb ein Lieblingsaufenthalt unzählbarer Vögel, welche in ihnen Nahrung finden. Nach dem Lande zu endigen sie in schlammige, untiefe Buchten, in welche sich Ausläufer der vom Nile kommenden Bewässerungsgräben ergießen, oder verbinden sie sich unmittelbar mit sumpfigen Reisfeldern und wirklichen rohr- und schilfreichen Brüchen. Die herrlichsten Palmenwaldungen schließen sie ein und vollenden den paradiesischen Ruheort der geflügelten Wanderschaaren. Denn wenn sie auch im Sommer von sehr vielen Vögeln belebt wurden, steht deren Zahl doch in gar keinem Verhältnisse mit der von den im Winter hier lebenden Zuggästen. Ihre Menge zu schätzen, halte ich für unmöglich: es scheint, als ob sich alle Vögel der Erde hier ein Stelldichein gegeben hätten; der Naturforscher oder Jäger, welcher hier einige Monate verleben kann, erstaunt und ist nicht im Stande zu begreifen, daß auf einem einzigen dieser Seen Hunderttausende und andere Hunderttausende von Vögeln leben können, welche der geringsten Annahme nach an Fischen allein täglich mehr als 60,000 Pfunde zu ihrer Nahrung bedürfen müssen.

„Wenn der goldgefiederte Pirol und die flüchtige Schwalbe die Kunde gebracht haben, daß sich im Norden oder Nordosten die beschwingten Wanderer

Digitized by Google

aufmachten, beginnen die gastlichen Räume sich zu füllen: einer der Wintergäste nach dem andern rückt ein. Die Wachteln erscheinen in so großen Flügen, daß ein gewandter Jäger ihrer in einer Stunde mehr als dreißig Stück erlegen kann, weil er kaum Zeit hat, sein Gewehr schnell genug wieder zu laden. Die ankommenden Seevögel verdunkeln zuweilen die Luft; die Scharben, wahre Meerbewohner und eifrige Fischjäger, finden sich zu Tausenden ein. Fast alle in Deutschland beobachteten Enten sind auch hier anzutreffen und schlagen sich mit ihresgleichen oder mit verwandten Arten in Schaaren, welche den Spiegel des Sees oft auf Viertelmeilen buchstäblich bedecken. Kaiseradler und Schreiadler, Wander-, Würg- und südliche Edelfalken suchen sich selbstverständlich dergleichen beutereiche Orte auf und fangen sich mit leichter Mühe ihre tägliche Nahrung. Der gewaltige Kaiseradler ist der Schrecken aller Wildgänse und Flamingo's, welche er bald ergreift und immer überwältigt. Unbeweglich sitzt der Seeadler hier und da am Strande; Groß und Klein scheut die Nähe des gefürchteten Räubers, während der starkklaukge Fischaar, als bloßer Fischjäger, von dem Geflügel gar nicht beachtet wird und oft mitten unter den Enten ausruht, ohne daß diese sich besonders um ihn kümmern. Dagegen fliehen sie angsterfüllt die Edelfalken, ihre furchtbarsten Feinde, welche wie ein Blitz aus heiterem Himmel unter sie stürzen und sich mühlos die ihnen immer werdende Beute erheben. Außer den Enten wimmeln die seichten Stellen von Sumpf- und Wasservögeln. Hunderte von Schlamm-, Ufer- und Wasserläufern beleben die Uferränder; einzelne Limosen führen Schaaren von Regenpfeifern; laut schreiend begrüßt unser Kiebitz seinen gespornten Verwandten. Etwas tiefer im Wasser stehen die weiß und schwarz gezeichneten Säbelschnäbel auf dem Kopfe, um mit den eben so hochbeinigen Strandreitern Wasserinsekten zu fangen; größere Tiefen durchstöbert der Löffler mit seinem breiten Schnabel; hinter ihm dehnt sich eine lange Feuerlinie: tausend und tausend Flamingo's, gleichsam eine einzige Fronte bildend.

„Große Gesellschaften von Pelikanen durchziehen, gemeinsam fischend, bedeutende Strecken des Sees. Nur Einer, welcher die erstaunliche Anzahl solcher Herden und die außerordentliche Gefräßigkeit der einzelnen Mitglieder derselben kennt, wird meine gegebene Schätzung des täglichen Fischverbrauches durch die Vögel nicht übertrieben finden. Ich habe nirgends in Nordost-Afrika so viele Pelikane vereinigt gesehen, als im Menzaleh-See. Obgleich zur Zeit der Nilüberschwemmung ein Flug von tausend oder zwölfhundert dieser Vögel auf den unter Wasser gesetzten weiten Landstrichen nicht gerade etwas Seltenes ist, so übertreffen die Herden des Menzaleh dennoch jene Fluge hinsichtlich ihrer Anzahl bei Weitem. Hier bedecken sie auf Viertelmeilen im Durchmesser den Spiegel des Sees und gleichen, von Ferne betrachtet, großen, weißen Wasserrosen. Wenn man unter sie schießt, fliegt die ganze Heerde mit einem Geräusch auf, welches ungefähr dem von sämmtlichen Trommlern eines Regiments geschlagenen Wirbel vergleichbar und auf Viertelstunden weit hörbar ist. Nächst ihnen sieht man wol noch einzelne Schwäne und Wildgänse, sowie zahllose Scharen von Möven und Seeschwalben auf der freien Wasserfläche.

Digitized by Google

„Weit mehr Vogelarten, wenn auch nicht Individuen, beherbergen die mit dem See verbundenen Brüche oder ſumpfähnlichen Reisfelder, welche an ihn grenzen. Sie wimmeln von Bewohnern. In jedem Reisfelde liegen große und kleine Heerſchnepfen zu Hunderten; ſeltener ſind die Brachvögel und rothen Sichler; obwol man von letzteren auch Geſellſchaften von zwanzig bis dreißig Stücken antrifft. Die bunten Reiher haben ſich freiere und tiefere Stellen ausgeſucht und ſchreiten, den langen Hals in ein breites S gelegt, gravitätiſch, vorſichtig und langſam dahin, während der Silberreiher, der Träger der köſtlichen Federn, ſich im dichteſten Röhricht ſcheu verbirgt. Die nächtliche Rohrdommel hält ſich im tiefſten Dickicht auf; ihr Geſelle, der Nachtreiher, ſitzt mit geſträubten Federn und geſchloſſenen Augen in den Wipfeln der Sykomoren, oft mitten in Dörfern, blinzelt zuweilen zur Sonne empor und ſchließt die Lider ärgerlich, wenigſtens zur Hälfte, wieder, weil das Tagesgeſtirn noch zu hoch ſteht. Die kleinen Silber- und Rallenreiher ſchleichen in den Feldern umher; Aegyptens Kuhreiher ſpaziert gemächlich auf und ab, den Jäger weder kennend, noch fürchtend. An den Rohrſtengeln klettert die Zwergſcharbe auf und nieder; neben ihr ſitzt der geſcheckte Eisvogel oder der unſerige, hier eingewanderte; Blaukehlchen, Rohrſänger, Pieper, Schafſtelzen und anderes Kleingeflügel zeigen ſich ebenfalls. Kreiſchend und ſchreiend fliegen Möven und Seeſchwalben darüber hin und her; Rohrweihen gleiten vorüber; den Moorgrund durchſuchen Gänſe und Brandenten; auf den Inſeln treiben ſich muntere Strand- und Uferläufer umher.

„Beſonders nach Sonnenuntergang iſt Leben in den Sümpfen. Dann werden ſie von Enten-, Gänſe-, Möven-, Seeſchwalben- und Scharbenſchaaren, Reihern und anderen Sumpfvögeln, welche ſich den Tag über auf der weiten Fläche des Sees umhertreiben, als Schlafplätze benutzt. Das iſt um dieſe Zeit ein Toben, ein Krächzen, Kreiſchen, Schnattern, Quaken, Trommeln, Pfeifen und Rufen. Helle Schlammläuferſtimmen durchdringen von Zeit zu Zeit das Wirrſal der Töne; der Baß der Pelikane brummt dumpf dazwiſchen. Allmälig wird es ſtiller: das Geplärr ſinkt zum Geplauder, das Gekrächz zum Geflüſter herab. Aber nun erſchallen die Töne der Nacht. Mit dem Wildſchwein und Schakal ermuntern ſich auch die nächtlichen Vögel. Die Nachtreiher haben ausgeſchlafen und ausgeträumt und recken die Flügel; mit Beginn der Dunkelheit brechen ſie auf. Krächzend verläßt die nächtige Schaar die Bäume und fliegt den Sümpfen zu, dort die Jagd auf Lurche und Fiſche fortzuſetzen, welche des Tages Räuber kaum geendet. Mit ihnen ſuchen die Rohrdommel, der Dickfuß und, wenn Mondſchein iſt, der Löffler nebſt vielen Regenpfeifern ihre Nahrung. Lange vor Sonnenaufgang verlaſſen ſie alle die Brüche wieder; aber um dieſe Zeit ſind die Tagvögel bereits munter und laſſen ſich deutlich vernehmen; ſo kommt es, daß man hier zu jeder Tageszeit Stimmen hören kann. — Auch die Inſeln, welche gewöhnlich mit niederem Gebüſch bedeckt ſind, haben ihre Gäſte, namentlich kleine Sänger, aufzuweiſen; in den grünenden Feldern leben Schafſtelzen und Pieper: für alle giebt es Obdach und Nahrung.

Digitized by Google

„Diesen gewaltigen Sammelorten der Wandervögel stehen die Gebirge Südeuropa's freilich nach, allein auch sie sind von großer Wichtigkeit für unsere reisende Vogelwelt. Sofort nach Beginn des Zuges wandern ihnen große Schaaren nordischer Vögel zu, welche an ihnen von einer selbst im Winter noch kräftigen Sonne schneefrei erhaltenen Gehängen passendere Wohnorte als an dergleichen Seen finden. An den Wänden der Sierra-Nevada, des mächtigsten Gebirgsstocks Südspaniens, überwintern Tausende von Rothkehlchen, Rothschwänzchen, Goldhähnchen, Wildtauben, Edelfinken, Hänflingen, Drosseln, namentlich Amseln und Ringdrosseln, Roth- und Singdrosseln, Flugvögel, Ammern, gelben Bachstelzen, Wiesen- und Wasserpiepern, sowie auch einzelne Adler, Falken und Eulen. Eine ausführliche Beschreibung eines solchen Gebirges erscheint mir überflüssig; es mag genügen, wenn ich daran erinnere, daß es unseren Hochgebirgen im Ganzen ähnelt, obgleich seine Wälder nicht aus unseren nordischen Waldbäumen, sondern namentlich aus immergrünen und mehreren Arten anderer Eichen, Ulmen und Kastanien bestehen, und daß alle Gehänge ein anderes Buschwerk umzieht, in welchem viele Insektenfresser Aufenthalt und Nahrung finden. Unser liebliches Rothkehlchen ist dort zur Winterszeit so häufig, daß man es buchstäblich in jedem größeren Busche mit Sicherheit vermuthen und auffinden kann; in den Waldungen begegnet man zahlreichen Finken- und Drosselschaaren, an den rauschenden Wasseradern der schwefelgelben Bachstelze und ihren grauen Verwandten; in den tieferen Thälern treiben sich Mauersegler und Felsenschwalben bis spät im November umher; ja es ist anzunehmen, daß letztgenannte ebenfalls überwintern. Am Fuße der Ausläufer wird die Zahl der nordischen Gäste noch größer: Waldschnepfe und Kiebitz, Feld- und Haidelerche, Staar und Wachtel treten zu den genannten, und sicherlich bleiben Plattmönch oder Schwarzköpfchen, welche man im Dezember noch sieht, auch den ganzen Winter hier.

„Die letzte der von mir besuchten Herbergen unserer gefiederten Flüchtlinge ähnelt hinsichtlich ihrer Anziehungskraft den geschilderten Seen. Die Wälder des inneren Afrika mit ihren Flüssen und Regenseen und den mit ihnen zusammenhängenden Steppen vereinigen in der That Alles in sich, was einen Wanderer einladen kann, wochen-, monatelang zu verweilen. Ich will sie beschreiben, so gut ich es vermag.

„Das Innere Afrika's hat zwei Jahreszeiten: die der Dürre, welche streng genommen unserem Winter gleich zu achten ist, und die Regenzeit, welche nur mit unserem Frühlinge verglichen werden kann. Beide stehen sich feindlich gegenüber; die eine vernichtet, die andere erzeugt; aber die erzeugende Kraft ist mächtiger als die vernichtende. Die erstere ist das Wasser, die letztere die Glut der Sonne und des aus Süden strömenden Windes. Das Wasser ist es, welches die Urwälder in's Leben rief, aber nicht das in Strombetten zusammengedrängte, sondern der während der Regenzeit unter Donner und Blitz, Sturm und Windesbraus aus den in grauenvolles Dunkel gekleideten Wolken herabstürzende Regen. Er ruft ein Leben hervor, von dem sich nur Einer,

Digitized by Google

welcher ein Land unter den Wendekreisen bereist hat, einen Begriff machen kann; er befähigt die seit Monaten dürstende, vom Strahl der Sonne zerklüftete Erde zu neuem Erzeugen. Märchenhaft übt er seine wohlthätige Gewalt; wie ein mächtiger Zauberer tritt er auf, um die verödete Flur zu einem Paradiese umzuwandeln. Die ersten Tropfen wecken die Pflanzenwelt aus ihrem todtenähnlichen Schlafe, in welchen sie die vorher herrschende Dürre versetzte; schon nach den ersten Güssen deckt ein grüner Teppich die früher verbrannte Erde; die Bäume legen ihren Blätterschmuck an: Alles schwelgt in der üppigsten Fülle. Ueber die dichtbelaubten Wipfel der Mimosen legt sich eine Decke von Schlingpflanzen, deren Blüten in der Pracht der Gleicher-Länder prangen; Blumen und Früchte schimmern in der Höhe wie in der Tiefe, Insekten sprengen die Hüllen, in denen sie bisher ein Traumleben führten, summen und schweben von Baum zu Baum; die einheimischen Vögel schreiten zum Nestbau. Aus jedem Busche schnarrt und pfeift es; sonderbare Stimmen tönen aus den Wipfeln herab: kein Auge entdeckt die Schreier. Pflanzen und Thiere erleben, erblühen; es ist Frühling geworden, aber ein Frühling, für dessen Beschreibung die Worte uns fehlen. Das Innere des Waldes wird zum unergründlichen Geheimniß, denn Dornenwände, Distelmauern, Rankenhecken umziehen es schützend. Aber die Pfade, welche dazwischen hindurch gebrochen wurden, die Stimmen, welche von dort her durch die Stille der Nacht ertönen, lassen auf Elephant und Löwe, Panther und Hyäne, Schakal und Affe schließen, welche hier ihr Wesen treiben, während die des Tages, welche von tausend Vögeln herrühren, erst nach langsam erworbener Kenntniß dem dort Nichtgeborenen deutsam werden.

„In dieser Zeit, wo Alles Fülle, Alles Leben ist, erscheinen hier nordische Wandergäste zu Tausenden. Sie haben weder mit Nahrungssorgen zu kämpfen, noch von rauher Witterung zu leiden, nur der Verfolgung von ihresgleichen sind sie ausgesetzt. Die Kraniche und Störche ziehen am Morgen auf die Felder der Steppe, in denen die Wachtel jetzt wohnt, hinaus, um sich die Nahrung für den Tag dort zu holen; den Adlern, Falken und der kleineren Sippschaft der Würger, Fliegenfänger und Sänger bietet der Wald selbst alles ihnen Nöthige überreichlich. Erstere fangen sich mit leichter Mühe die zu ihrer Nahrung erforderlichen Wirbelthiere, Letztere Kerbthiere, welche indeß auch den Thurm- und Röthelfalken fast ausschließlich zur Speise dienen." — —

Wir haben seither hauptsächlich den Zug der europäischen Vögel nach dem Süden betrachtet. Obgleich nun in den übrigen Welttheilen über die Wanderschaft der Vögel noch wenige Beobachtungen vorliegen, indem blos hauptsächlich die deutsche Naturforschung sich mit diesem interessanten Gegenstand eingehender beschäftigt hat, so wollen wir doch das Wenige, was darüber von anderen Welttheilen bekannt und uns zugänglich ist, übersichtlich erwähnen.

In Asien scheint der Zug in derselben Regelmäßigkeit und Himmelsrichtung, wie bei uns, vor sich zu gehen. Die Vögel aus Kamtschatka ziehen mit großer Wahrscheinlichkeit nach China und Japan, und diejenigen

Digitized by Google

letzterer Länder, unter welchen viele unserer europäischen Arten vorkommen, wandern südlicher auf die Philippinischen Inseln. Viele unserer Bekannten, wie Schwalben, Wiedehopf, Kukuk, grauer Steinschmätzer, Finken, Bachstelzen, Lerchen, Thurmfalken, Würger, Heher, Wildtauben, Rohrdrosseln, Kiebitze, Strandläufer und Wasserhühner, Feldhühner, Trappen, Schwäne, Gänse, Säger u. v. a. führt Hablitzl als theils aus Astrachan nach dem Süden Wandernde, theils als dort vom höheren Norden Ueberwinternde und im Frühling wieder Zurückziehende auf. Selbst die Zeit der Wiederkunft der genannten Zugvögel in Astrachan stimmt mit derjenigen unserer Arten in Europa überraschend überein. Auch beschreibt Kohl eine Zugstraße der Vögel zwischen Kleinasien und dem südlichen Rußland näher. „Der Chersonesos Trachea (südrussisches Küstenland am Schwarzen Meer) ist ein vollkommen flaches Land, das in seiner Spitze gegen Westen hin sehr allmälig wie eine schwach geneigte Tafel bis zum Niveau des Meeres hinabsteigt. Erst bei Balaklawa fängt das hohe Bergufer an. Die Zugvögel, die von Kleinasien im Frühling herüberkommen, ziehen von dort aus auf die Krim, weil dies der kürzeste Weg über den Pontus ist. Sie stoßen im Süden der Krim auf ein hohes Gebirge, welches sie umgehen. Ein Theil derselben zieht nach Osten und gelangt durch die Defiléen und tiefen Querthäler, die in der Mitte, beim Thehatir-Dagh das Gebirge durchbrechen, in die Steppe, der andere Theil aber geht nach Westen über den niedrigen Chersones. Ihr Andrang ist hier im Frühling sehr groß, und sie beleben dann dies sonst so todte und öde Tafelland ungemein. Das einsame Licht des Leuchtthurmes mag auch viele heranziehen, wenn sie müde über das Meer hinflüchten; denn er ist immer von ihnen umflattert. Wie zuweilen auf die Schiffe, so fallen auch auf diesen Leuchtthurm die matten Kraniche nieder oder stürmen auch geradezu mit ihren langen Schnäbeln durch die Fensterscheiben hindurch zu den Lampen hinein, so daß dieser Leuchtthurm wegen der vielen von den Zugvögeln zerbrochenen Fensterscheiben einer der kostspieligsten wird."

Obgleich es zwar einzelne Zugvögel giebt, welche von Asien über Indien nach den Inseln Ozeaniens hinüberziehen, so scheint die Reise der asiatischen Zugvögel mit den südlichsten Theilen Asiens im Allgemeinen abgegrenzt, also nicht so weit südlich zu gehen, wie die der europäischen. Schon die geographische Lage Asiens, namentlich des östlichen, möchte dies beweisen; überdies bietet dieser Erdtheil in seiner großen Mannichfaltigkeit den Einwandernden ungleich bessere Herbergen, als Afrika. Länder wie China entsprechen Mittel- und Südeuropa und den Küsten des Mittelmeeres. Deshalb ziehen im nördlichen China brütende Vögel blos nach Südchina. Aehnliche Verhältnisse bieten die Gegenden des Kaspischen Meeres, des Ural, Japans; Ostindien mit China bleibt hingegen der Hauptsammelplatz für die nord- und mittelasiatischen Zugvögel.

Ueber den Zug in Amerika besitzen wir durch die Beobachtungen Audubon's, Wilson's, Lyell's, Bachmann's u. A. schon Bestimmteres, wenn auch nur Spärliches. Aus dem Wenigen geht hervor, daß wol die regelmäßige Wiederkehr des Zuges mit derjenigen in Europa übereinstimmt,

ſeine Richtung aber theilweiſe, namentlich für die weſtlich von Labrador liegenden Hudſonsbay-Länder und den weſtlichen Theil der Vereinigten Staaten Nordamerika's — ſchon wegen der Himmelsrichtung, in welcher ſich ſeiner Längenausdehnung nach dieſer ganze Erdtheil von Nordweſt nach Südoſt erſtreckt — eine andere iſt: ſie geht von Nordweſten nach Südoſten. Hingegen wendet ſich offenbar der Zug aus den öſtlichen Küſtenländern und denjenigen von Grönland und Labrador her von Nordoſt nach Südweſt, wie die von Audubon am Ohio beobachteten Züge der Wandertauben beweiſen. Die Vögel aus der Polarzone wandern in die Hudſonsbay-Länder, die aus Grönland über die Davis-Straße in ſüdlichere Länder, um im April und Mai wieder den Rückzug in ihre Heimat anzutreten. Wie in Europa ſich gegen Süden hin die Anzahl der Zugvögel vermindert, eben ſo nimmt ſie auch in den ſüdlicher gelegenen Staaten Nordamerika's, wie in Carolina u. a. ab gegen diejenigen der Auswanderer aus nördlicheren Ländern. So ſollen nur die Schwalben auf den Antillen alljährlich nach Süden ziehen. Der Zug der Sänger und Inſektenfreſſer geht über die Niederungen von Carolina, über Hatteras und den Mexikaniſchen Meerbuſen nach den weſtindiſchen Inſeln zur Ueberwinterung. Die Mehrzahl wandert wahrſcheinlich längs des Alleghani-Gebirges, der Flüſſe Lauf folgend, in die Niederungen von Miſſiſſippi, Louiſiana und Arkanſas, wie u. a. der Baltimor-Vogel; mehrere überwintern hingegen in Mexiko und auf den Großen Antillen, wie der gemeine Kolibri aus Pennſylvanien und Canada. Nach H. Bryant hingegen ſollen die meiſten Vögel der Vereinigten Staaten, welche auf ihrem Zuge der atlantiſchen Küſte folgen, bei ihrer Ankunft in der Gegend des St. John-Fluſſes in Florida, anſtatt den Mexikaniſchen Meerbuſen zu kreuzen, in direkter Linie nach Mittelamerika fliegen und der Nahrung wegen auf dieſem Zuge einige der in deſſen Richtung liegenden Inſeln beſuchen.

Noch ſpärlicher ſind die Mittheilungen über die Züge der Vögel auf der ſüdlichen Erdhälfte. Hier erſtrecken ſie ſich auf die den Herbſt- und Wintermonaten der nördlichen Erdhälfte entſprechenden Frühlings- und Sommermonate; ihre Zeit iſt alſo die umgekehrte, wie bei uns. Im Allgemeinen iſt ein regelmäßiger Zug auf der ſüdlichen Hälfte ein viel geringerer, als auf der Nordhälfte der Erde.

In Südamerika wandern vielfach die Schwalben, Nachtſchwalben, Kukuke, einige Kolibri, von welchen Darwin in ſeinen „Naturgeſchichtlichen Reiſen“ eines großen (Trochilus gigas) und eines kleineren (Tr. forficatus) als Zugvögel erwähnt. Der erſtere kam von den dürren Landſtrichen des Nordens nach Chile und wurde vor der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche um Valparaiſo geſehen; der letztere wandert von dem heißen, trockenen Landſtrich von Lima bis zu den Wäldern von Tierra del Fuego. Er iſt auf der Inſel Chiloe ſehr häufig und erſcheint im Oktober in Central-Chile, woraus er in demjenigen Monate, der unſerem März entſpricht, wieder verſchwindet. Die Wanderung der Kolibris ſoll ſowol auf der Oſt- als Weſtküſte Südamerika's der im Inneren entſprechen und zur kälteren Jahreszeit

Digitized by Google

nach dem Wendekreis des Steinbocks, in der wärmeren (unserem Winter) südlich sich bewegen. Von der Südspitze Amerika's und den benachbarten Inseln vertreibt das rauhe Klima im Winter regelmäßig fast alle befiederten Gäste, selbst die Fettgänse, welche nach der Brut wärmeren Meeren zurudern.

Ueber einige Wanderer Südafrika's geben uns Le Vaillant und Lichtenstein Nachricht. Nach Ersterem kommen die Schwalben am Kap im Frühjahre, das in unseren Herbst fällt, aus dem Inneren Afrika's an und ziehen zur kalten Jahreszeit wieder zurück. Es sind diese Schwalben aber nicht Wanderer aus der nördlichen Erdhälfte. Außerdem werden Kukuke, Turteltauben und einige Drosseln als Zugvögel erwähnt, die in großen Zügen vom Kap der guten Hoffnung Anfangs März die Wälder passiren, um im Spätherbst zurückzuwandern. Lichtenstein führt unter den Vögeln Süd-Afrika's auch einen Fußwanderer auf, nämlich den Strauß, der in Gesellschaft des Quagga reisen soll.

Von Australien wissen wir über die Vogelwanderung außer einigen Angaben Gould's — nach welchen auf Südaustralien einige Arten Zugvögel sein sollen und den Süden zur Brut besuchen, um alsdann nach derselben wieder den nördlicheren Ländern zuzueilen — so viel wie gar nichts und übergehen deshalb die wenigen Notizen der Reisenden darüber um so mehr, als solche meist nur Vermuthungen Raum geben. — Kehren wir nun zu unseren Wanderern in der Fremde zurück und betrachten uns deren Rückzug in die Heimat.

Wol regt sich's in den kleinen Vogelherzen da drüben im fernen Welttheile mit süßmächtiger Gewalt: denn der Schnee in unseren Thälern ist weg und der des Bergwaldes beginnt zu schmilzen. Tausendfach stürzen die Frühlingswasser herab in die Thäler, und der erste Sturm des Vorfrühlings erwacht. Aber wer bringt die Kunde davon den viele hundert Meilen über dem Meere Entfernten? Sie hören weder das Brausen und Rauschen der Wälder, noch können sie die Sonne sich heben sehen über Berg und Thal der geliebten Heimat, und doch sind sie auf einmal beseelt wie von einem Weckrufe, der zu ihnen gedrungen. Ja, ein wunderbares, unerklärliches Etwas sagt's den Wesen da drüben, daß nun die sonnige Zeit der Wiederkehr zur Heimat gekommen. Alle fühlen es und geben es in ihrer Weise genugsam kund. Die Singdrossel erhebt ihr schallendes Lied, und der Staar sang unserem Brehm bei Toledo seine „heimatlichen Lieder"; in Aegypten sah er ihn „in der Februarsonne, auf der Wasserbüffel Rücken sitzend, sein purpurfarbenes Gefieder spiegeln und hörte ihn in melodischem Liede vom Frühling im Norden erzählen." —

Alle Fremdlinge proben ihre Kehlen. Die Lerche steigt singend in die Höhe; die Haidelerche „lullt ihr liebliches Lied". Alles ist in Seligkeit, Alles rüstet sich zum Aufbruch gen Norden.

Im Februar beginnt der Rückzug, Anfangs langsam, allmälig stärker, bis er gegen die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche die höchste Höhe, den stärksten Drang erreicht. Ja, er ist so stark der süße stürmische Zug nach der Heimat, daß der zurückziehende Vogel fast niemals wieder umwendet, auch wenn ihn Schnee und Frost überraschen, daß er oft weite Strecken über die

Heimatsgrenzen hinausstrebt. Schwalben sind in diesem ungestümen Triebe bis nach Island gerathen. Schnepfen und andere Sumpf- und Wasservögel, sowie Kraniche haben wir selbst kümmerlich ihr Futter suchen sehen, ohne daß sie nur den Versuch machten, wieder zurück nach Süden zu wandern, wo sie ja offene Quellen und schneefreie Flächen gefunden hätten. Der vom Unwetter auf dem Rückwege empfangene Zugvogel rückt wol aus dem Gebirge zu Thal oder streicht distriktsweise umher, niemals aber wendet er sich zurück nach Süden. Die Sehnsucht nach der Heimat ist zu mächtig; die erste milde Luft, der erste freundliche Blick der Sonne treibt ihn unaufhaltsam wieder vorwärts.

Die am spätesten von uns Fortgezogenen sind die ersten, welche zurückkehren; die frühe zogen, schließen den Zug im Mai. Den in das südliche Europa Heimkehrenden machen diejenigen unserer gemäßigteren Erdstriche und die Nordländer Platz. Schon sehen wir die ziehenden Schaaren Ende Februars. Es sind die Bergfinken, die manchmal den Himmel verfinstern, die Schneeammern, nördlichen Enten, Möven, Schwäne und Schneegänse. Unter diesen über uns hinweg Ziehenden sind auch unsere schlanken Bachstelzen. Bald begrüßt die Feldlerche ihre Fluren auf der Scholle des Ackers mit ihrem Liede der Auferstehung. Der März bringt unseren Vogelherden die Ring-, Wachholder- und Misteldrosseln; die Haubenlerchen, den lappländischen Finken, die wilde Gans; viele Enten und Möven sehen unsere Thäler nach dem Norden vorüberziehen; die Singdrossel schwingt sich in den Forst mit ihrem Echo weckenden Rufe; zu ihr gesellen sich Wildtauben und Haidelerchen. Der Kiebitz „lockt im Ried", und dem deutschen Jäger verkündigt sein Spruch: „Oculi — da kommen sie!" und noch mehr das heimliche „Gruh! Gruh!" der Kraniche die Ankunft der vielbeliebten Waldschnepfen mit ihren Verwandten in Sumpf und Ried.

Aber Februar und März bringen den ungestüm Einwandernden auch zuweilen bittere Täuschung. Unwirthlich überschütten sie Fluren und Wälder mit Schnee und Hagel und bringen den Nahrungsarmen Hunger und Tod. So bereitete der Frühling von 1837, sowie die von 1855 und 1865 unseren heimischen Vögeln bei ihrer Rückkehr einen traurigen Empfang. Zu Hunderten starben Kiebitze, Wachholder- und Singdrosseln und Lerchen. Vergebens fütterten wir im letztgenannten Jahre an unserem Wohnorte die bei Thauwetter Zurückgekehrten und plötzlich von Kälte und Schnee Empfangenen. Was nicht verhungerte, starb vor Frost in dem zwölf Tage währenden Schnee- und Frostwetter.

Aber zum Troste für uns und zum Glück der zarten Geschöpfe sind solche Begegnungen nur Seltenheiten. Das Ahnungsvermögen behütet den Zugvogel in den meisten Fällen vor allzufrühem Wegzuge. In der Regel findet er seine Heimat auch wirthlich, deren Sonne „kein Weißes duldet", ihm freundlich die Quellen seiner Nahrung aufdeckt und ihn zu Fröhlichkeit und Gesang ermuntert. So finden unser Vaterland die im April ankommenden lieblichen Sänger, als Schwarzkopf, Nachtigall und die zarteren Grasmücken, Schwalben, Würger, Fliegenfänger, Wendehals, Zaun-, Zipp- und Gartenammer, die Wachtel, die Störche und Ende Aprils unser Kukuk mit seinem selbstverherrlichenden Rufe, sowie im Mai der goldstrahlende Pirol

Digitized by Google

und die Nachtschwalbe. — Ja, alle sind daheim und erfreuen unsere Herzen mit dem Jubel ihrer Kehlen. Wie natürlich rufen wir ihnen da mit unserem Brehm entgegen: „Seid ihr Zurückgekehrten auch wirklich die von uns Geschiedenen; fandet ihr die alte Heimat wieder?"

„Es sind gewiß dieselben Vögel, welche die alten Wohnplätze aufsuchen: das beweist ihr Benehmen bei ihrer Ankunft im Frühling. Die Störche kommen und nehmen das alte Nest mit solcher Entschiedenheit in Besitz, daß man gar nicht daran zweifeln darf, es gehöre ihnen, es sei das ihnen wohlbekannte Haus, auf welchem sie sich niederließen." „Den Staaren", bemerkt mein Vater, „fällt es nicht ein, zu bauen. — Dies geschieht erst mehrere Wochen später — aber sie freuen sich, ihre alte Wohnung wieder angetroffen zu haben: „Der Vogel hat sein Haus funden", sagt der Psalmist. Sie kriechen in die Kasten hinein und aus ihnen heraus; das Männchen setzt sich auf die Spitze des Baumes, welcher sein Haus trägt, und auch das Weibchen thut ganz bekannt mit der Oertlichkeit. Ebenso ist es mit den Schwalben. Die Uferschwalbe kennt noch die Oeffnung, in welcher ihr Nest steht, vor allen andern und fliegt ohne Zaudern hinein. Die Rauchschwalbe, welche in einer Kammer genistet hat, kommt durch das wenig geöffnete Fenster in dieselbe herein und begrüßt mit Freude ihr Nest." — Sie haben alle ihre Heimat, die trauten Stätten ihrer Brut gefunden, es sind dieselben, welche uns den Herbst des vorigen Jahres verlassen haben, es sind unsere alten lieben Freunde.

„Ein genauer Vogelkenner", sagt Brehm, „weiß mit voller Sicherheit anzugeben, ob die in seinem Garten schlagende Nachtigall eine fremde, blos durchreisende, oder die in dem Garten wohnende ist. Unser unsterblicher Naumann kannte alle seine Schützlinge, welche in der Nähe seines Hauses lebten, an ihrem Gesange. Wir selbst haben eine Bastardnachtigall in unserem Gehege, welche, weil sie sehr schlecht singt, von uns Stümper genannt wird. Sie ist nun bereits seit sieben Jahren regelmäßig zur bestimmten Zeit eingetroffen und jetzt so faul, daß sie selbst das Wenige, welches sie von dem reichen Gesange ihrer Gattungsgenossen hören läßt, nur bruchstückweise und selten vorträgt." — Ein Vogelkundiger hatte eine Schwalbe durch Freundlichkeit und Pflege so zutraulich gemacht, daß sie ihn zwei Frühjahre hinter einander nach ihrer Rückkehr begrüßte und ihm auf die Hand flog. Ein Wirth ließ von einem Nestpaare ein Finkenweibchen frei; es kam fünf Jahre hindurch auf seinem Rückzuge immer wieder auf den vor dem Fenster hängenden Käfig zu dem darin eingeschlossenen Brüderchen zurück, um sich am Bauer sein Fressen fortwährend nach gewohnter Weise zu holen, ja in der Nähe des Käfigs sein Nest zu bauen. Eine Schwalbe, der er ein rothes Bändchen um den Fuß gebunden, sah Spallanzani mehrere Jahre wiederkehren; Linné beobachtete einen lahmen Staar, der in einer und derselben hohlen Erle, nachdem er im Winter abwesend gewesen war, jeden Sommer nistete. An meinem Hause wohnt ein an mehreren weißen Federn im linken Flügel kenntliches Rothschwänzchen; ich sah es mit Freude und Interesse nun zum dritten Male aus der Fremde zu seinem alten Neste in der Spalte eines kleinen Vordaches zurückkehren.

Hören wir hierüber das Treffende, was „das Ausland" a. a. O. erwähnt:

„Die Wachtel wird auf ihrem Weg nach Europa im Frühling, oder nach Afrika im Herbst, oftmals durch einen starken widrigen Wind in das Land zurückgeführt, das sie eben erst verlassen hat, und wir haben wiederholentlich bemerkt, daß ein starker Scirocco im September fast stets eine Menge Wachteln auf die Südostküste von Malta wirft, in derselben Weise, wie ein heftiger griechischer Wind viele auf eine entgegengesetzte Richtung hingetrieben herbeibringt. Hier bemerken wir nun jene außerordentliche Begabung, wodurch z. B. Schwalben in den Stand gesetzt sind, Jahr um Jahr in dasselbe Nest zurückzukehren. Zieht man die lange Abwesenheit, die mit der Reise verbundenen Gefahren und Schwierigkeiten in Betracht, so scheint es unglaublich, daß irgend ein nichtmenschliches Wesen fähig sein könne, nach einem achtmonatlichen Aufenthalt in Centralafrika im Frühling auf einen Bauernhof in den Binnen-Grafschaften Englands zurückzukehren, und noch wunderbarer ist es, daß, wie man in „Yarrell's British Birds" lesen kann, mehrere Mauerschwalben, die auf's Unwiderleglichste bezeichnet waren, nicht nur drei Jahre lang nacheinander zurückkehrten, sondern daß sogar eine davon nach Verfluß von sieben Jahren an dem nämlichen Ort gefangen wurde. Hier also sind Wirkungen eines Gedächtnisses und einer Wahrnehmungskraft, mit einem Wort wundervolle Kundthuungen von Verstand entwickelt, die unter dem unbestimmten Namen Instinkt (d. h. ein natürlicher blinder Antrieb, der ohne Zwischentreten der Vernunft handelt) unseres Bedenkens allzu unterschiedlos auf derartige geistige Erscheinungen unter den niedrigeren Thieren angewendet worden sind. Einige tiefdenkende Naturforscher der Gegenwart gestehen indessen dem unvernünftigen Thier ebensowol wie dem Menschen Untheilskräfte zu, und sicherlich kann es für die weit höhere Geisteskraft des letzteren keine Beleidigung sein, wenn er zugeben muß, daß das Thier in begrenztem Grade Theil an Dem hat, was er in unbegrenztem Grade genießt."

Das sind Worte eines echten Naturkenners, denen wir eben so sehr beipflichten, als seinem weiteren treffenden Ausspruche, daß „der Flug über das große Binnenmeer an irgend einer Stelle, mit Ausnahme an seinem Eingang, als eine Großthat betrachtet werden muß, wenn ihn kleine Sing- und andere für lange Flüge nicht eingerichtete Vögel ausführen; denn ziehen z. B. die Weidenlerche oder die Landralle über die breitesten Theile des Mittelmeeres hinüber, so müssen sie mindestens 130 englische Meilen durchfliegen."

Diese und noch viele andere Beispiele sagen uns deutlich, daß die zurückkehrenden Zugvögel nicht allein ihre Heimat, sondern auch ihre Brutstätten sicher wiederfinden; sie sagen uns, daß die Zugvögel, indem sie alljährlich jenem wundervollen Triebe folgen, eine große Aufgabe zu bestehen haben und sie meist glücklich durch ihren merkwürdigen Natursinn, getragen durch überlegtes Handeln, lösen. Diese Gabe der Natur, wohl ist sie zu bewundern, weil sie bis jetzt noch nicht erforscht. Sie bleibt uns, wie so Vieles, ein noch aufzulösendes, vielleicht auch nie ganz zu ergründendes Räthsel. Unser Wissen ist auch hier nur Stückwerk, das, nur schwer und nach und nach erst zu ergänzen, zukünftiger Forschung vorbehalten bleibt.

Digitized by Google

Der Eisvogel.

I.

Leben in Höhlen.

1. Leben unter der Erde.

A. Vorhandene Höhlen und Löcher Benutzende.

Die Prärieeule (Pholeoptynx hypogaea).

Auf der Illuſtration, welche die Präriehunde nebſt ihren Bauen veranſchaulicht, iſt auch dieſe Vertreterin unter der Gruppe oder Zunft der Tageulen (Surniae) dargeſtellt, während ſie mit ausgebreiteten Flügeln ſich gegen die Klapperſchlange ſtellt. Von der Größe des ihr verwandten Steinkauzes, iſt ihre vorherrſchende Grundfarbe auf der Oberſeite röthlichgrau, überall ſchön weiß gefleckt, während die Unterſeite bis über die Bruſt auf gelbrothem Grunde graubraun getüpfelt und der Bauch ſchmutzig gelbweiß erſcheint. Das Gefieder iſt weich und ſeidenartig, dicht und kleinfahnig. An einem nur kleinen Schleier, d. i. nach Burmeiſter „der Kranz

Digitized by Google

kleinerer steiferer Federn mit dicht geschlossenen Fahnen, der mindestens die weite Ohröffnung in einem Halbkreise umgiebt," schließt sich an den ebenfalls unvollkommenen, nur nach hinten und unten entwickelten Augenkranz, an den die borstigen Zügel stoßen. Die vorn leicht befiederten Beine sind hoch und schlank, von hell grau-grüner Farbe mit gelblicher Sohle der kurzen Zehen, an denen mäßig gekrümmte Nägel stehen. Ihre starken Flügel sind rundlich und groß, nach dem Prinzen Max von Wied sechs Zoll lang, während ihr dreizölliges Schwänzchen kurz abgestutzt ist, wodurch das Thier hoch aufgeschürzt erscheint und ihm beim Gange neben seiner Leichtigkeit und seinen eigenthümlichen Kauzmanieren etwas Drolliges verliehen wird.

Wie ihre nahe Verwandte, wenn nicht ihres Gleichen im Süden, ist sie ausschließlich auf die Steppen Amerika's angewiesen, wo sie — die Prärieeule — eine Bewohnerin, ja Begleiterin der Präriehunde-Dörfer, die Kaninchen eule Südamerika's (Pholeoptynx cunicularia) hingegen die Wohnungen der Viscacha's, Gürtelthiere und Ameisenbären heimsucht, mit welchen Höhlen bewohnenden Säugethieren diese Eulen die sonst Vögeln nicht eigenen Hautschmarotzer, eine Unmasse von Flöhen, theilen sollen. Selbst in Begleitung der jenen Säugethieren gefährlichen Klapperschlange hat man sie gesehen, was wol die Behauptung entkräftet, sie werde von ihr ergriffen und verschlungen. Bonaparte bezweifelt wohl mit Recht ein freiwilliges Zusammenwohnen von Eule und Prärie-Murmelthier in einer Höhle. Hingegen bestätigt A. Pike, daß gemeinsame Gefahr die Höhleneulen mit Eidechsen und Klapperschlangen in einen Bau führte.

Unsere Eule treibt sich am Tage außerhalb des Baues umher und ergreift Mäuse, Schlangen, Eidechsen und Heuschrecken und in der Nähe des Wassers Krabben, um sie zu verzehren. Sie setzt sich gern auf die von den Präriehunden aufgeworfenen Hügel, oder im Süden, nach dem Prinzen von Wied, auf die Termitenhaufen und niederes Strauchwerk, mit ihren großen, nach Schomburgk wie Sterne glänzenden Augen dem nahenden Jäger entgegenblickend. Trotz ihrer scheinbaren Ruhe und Zutraulichkeit, mit der sie den Menschen herankommen läßt, weiß sie die gefährliche Nähe desselben zu ermessen, denn sie fliegt plötzlich einige Schritte gleichsam in neckendem, tändelndem Spiele dahin und verschwindet zur rechten Zeit unter der Erde, nachdem sie ein gellendes, nach Einigen wie Tschi — tschi — tschi lautendes, nach Anderen der Stimme der Präriehunde sehr ähnliches Geschrei ausgestoßen. Ihr Gang ist leicht und gewandt, ihr Flug wellenförmig, zuckend, bisweilen von der Schnelligkeit eines Habichts, nach Azara aber selten höher als fünf bis sechs Fuß über der Erde hergehend, sowie ihr Betragen sehr dem Steinkauz ähnlich, indem sie wie dieser im Sitze häufig Bücklinge macht und mit dem Schwänzchen schnellt. — Lebhaft bezweifeln wir mit Brehm die von Townsend mitgetheilte Behauptung der Indianer, daß die Prärieeulen mit den Murmelthieren Ende Augusts sich zum Winterschlafe in das Innere der Baue zurückzögen, und pflichten eben so lebhaft der Ansicht unseres Freundes bei, der das Verschwinden der nordamerikanischen Höhleneule zu dieser Zeit in den Prärien mit ihrer wahrscheinlichen Wanderung nach dem Süden erklärt.

Digitized by Google

In der Tiefe, am Ende einer Höhle, bereitet sich die Prärieeule aus feinem Gras eine Art Nest und legt vier blaßweiße Eier, welche an Größe denen der Taube gleichkommen; die südamerikanische Kanincheneule hingegen soll — nach Azara — ihre Eier ohne alle Nestbereitung auf den bloßen Boden der Höhle legen. Die einzelnen Paare leben, obgleich von einander geschieden, doch nahe zusammen, so daß in einer Ansiedlung der Präriehunde oft eine beträchtliche Gesellschaft angetroffen wird. Wenn die Klapperschlange die Präriehunde zur Auswanderung nöthigt, so bleibt die Höhleneule oft die alleinige Besitzerin der verlassenen Ansiedelung, und der Verfall letzterer veranlaßt sie nicht etwa, die Mängel der Höhlungen wieder auszubessern.

Ueber die Frage, ob diese Eulen auch grabende Vögel seien, d. h. unter Umständen sich ihre unterirdischen Wohnungen selbst verfertigten, ist z. B. noch nichts Bestimmtes ermittelt. Viele behaupten dies, namentlich frühere Schriftsteller, und auch Rennie neigt sich zu dieser Ansicht, sowie Darwin dies von der Kaninchencule meldet. Ingleichen geben Fouillé und Molina an, daß die in Chile gefundene Eule zum Nisten ein Loch in den Boden grabe, welcher Angabe Hill mit folgender Bemerkung begegnet: „Das Zeugniß für diese Thatsache ist noch nicht genügend, denn es folgt noch nicht, daß ein Vogel, der in einem Loche unter der Erde gefunden wird, dasselbe auch wirklich gegraben hat.“ Auch nach Vieillot soll die auf St. Domingo beobachtete Eule zwei Fuß tief graben, im Innern der Höhle ihre Eier auf Moos, Stengel von Kräutern und vertrocknete Wurzeln legen, und die Jungen sollen, sobald sie mit Flaum bedeckt sind, oft hervorkommen, um sich an der Sonne zu erwärmen, bei Annäherung eines Menschen sich aber, furchtsam wie sie sind, schnell in die Höhlen flüchten.

Es scheint wol fast unzweifelhaft, daß alle Angaben der Schriftsteller, welche unseren Eulen die Eigenschaft zuschreiben, sich Höhlen selbst in den Boden zu graben, nur auf bloßen Vermuthungen, nicht aber auf thatsächlichen Beobachtungen beruhen. Der ganze Bau der Füße, Zehen und Nägel der Höhleneulen weist eben so wenig auf die Eigenschaft des Grabens, als die mit unserem Steinkauz ziemlich übereinstimmende Lebenscharakteristik dieser Vögel schon voraussetzen läßt, daß sie sich bereits verfertigter Höhlungen entschieden bedienen werden, was ihre regelmäßige Anwesenheit bei den Kolonien genannter Säugethiere, nicht etwa aber ein selbständiges Nisten an vereinzelten Orten, auch zur Genüge beweisen möchte.

---

Die Höhlenente (Tadorna vulpanser), an der Nordsee Bergente genannt, besitzt ebenfalls die Gewohnheit, vorhandene Erdhöhlen zu Brutstätten zu benutzen. Obgleich die Fuchs- oder Rostente auch eine Erdhöhlennisterin ist, so beschränken wir uns zur Vermeidung der Wiederholungen von Gleichmäßigem und im Hinblick auf die uns gesteckten Grenzen unseres Werkes auf die erstgenannte Repräsentantin unter den einheimischen Höhlenbrütern. Wie schon ihr Name besagt, bildet sie die Horde der Höhlenenten und ist eine Vertreterin der Sippe Vulpanser. Sie streift mit der Fuchsente, von der sie sich hauptsächlich durch ihre Schnabelbildung unter-

Digitized by Google

ſcheidet, an die Familie der Gänſe; ihre kürzeren Füße und ihre Schnabelform, ſowie die Färbung ihres Gefieders ſtellen ſie aber zu der Familie der ſogenannten Schwimmenten (Anates) unter der Ordnung der Schwimmvögel (Natatores).

Von ihr wird behauptet, daß ſie ſich tiefe Gänge in den Sand grabe, was jedoch ſehr unwahrſcheinlich iſt und jedenfalls noch ſicherer Beſtätigung ermangelt. Die Schwimmfüße unſerer Ente ſind ſchwerlich zum Graben geeignet, noch viel weniger bietet der weiche Taſtſchnabel derſelben ein nur einigermaßen förderndes Werkzeug zum Miniren dar. Das Neſt befindet ſich meiſt in der Nähe des Waſſers und zwar gewöhnlich am ſalzigen des Meeres oder größerer Landſeen, ſo daß die Jungen in Seekruſtenthieren, Fiſchen, Meerpflanzen und Würmern ſogleich ihre Nahrung haben können. Das Weibchen bedeckt den Rand des Neſtes und beim Ausgange die zehn bis fünfzehn weißen Eier mit Dunen, die es ſich ſelbſt von der Bruſt rupft. Die Ente wählt zum Niſtplatz in der Regel Kaninchenbaue auf den Dünen der Nordſee. In Ermangelung ſolcher Baue begnügt ſie ſich jedoch gern mit mäßig tiefen, vom Waſſer ausgeſpülten Löchern am Strande. Unterirdiſche Gänge, die auf ſolche Weiſe in Beſitz genommen ſind, finden ſich an vielen verſchiedenen Stellen, beſonders an den Ufern von Meeresarmen oder neben Flußmündungen, die der Ebbe und Flut unterworfen ſind. Solche Orte liefern bei hinlänglichem Schutz faſt immer Ueberfluß an Nahrung, die nach eingetretener Ebbe die Ente ſtrandläuferartig ſogleich an dem Ufer in den mannichfaltigen Subſtanzen, welche die Flut zurückgelaſſen, geſchäftig zu ſuchen weiß.

Außer den kleinhügeligen Kaninchenbauen ſoll — nach Bodinus — die Brandente auch noch in Dachs- und Fuchsbauen neben den eigentlichen Inſaſſen niſten. Es ſoll nach des Genannten Ausſpruch „unleugbare, durch die erprobteſten Schriftſteller beobachtete und nachgewieſene Thatſache ſein, daß Fuchs und Bergente denſelben Bau bewohnen, daß der erſtere, welcher ſonſt kein Geflügel verſchont, ſich an letzterer nicht vergreift. So ganz ſicher iſt dies freilich nach meiner Beobachtung nicht“ — ſetzt Bodinus in gerechtem Zweifel an dem Thatſächlichen hinzu —, „denn ich ſelbſt habe neben einem bewohnten Fuchsbaue Flügel und Federn einer Bergente gefunden, wenn gleich damit nicht bewieſen iſt, daß der Fuchs der Mörder geweſen ſei, da der Bau in einem von Habichten bewohnten Walde ſich befand, alſo einer der letzteren die Ente an dieſem verdächtigen Platze (!) verſpeiſt haben konnte. Fragt man, warum der mörderiſche Fuchs, welcher faſt kein Thier verſchont, welches er überwältigen kann, bei unſerer Ente eine Ausnahme macht, ſo glaube ich antworten zu können, daß der außerordentliche Muth, welchen dieſe beſitzt, ihm Achtung einflößt.“

Dieſelbe Achtung, ja noch größere, müßte unſer Fuchs vor den ebenſo tapferen, aber ungleich ſtärkeren zahmen Gänſerichen haben, und dennoch raubt der kühne Freibeuter ohne Umſtände Jahr ein, Jahr aus dieſe von der Weide bei den Jungen und aus den Gehöften. Wir ſehen in der Behauptung, daß Brandente und Fuchs Einen Bau bewohnten, kaum ein minder unglaubwürdiges Märchen, als das, welches unſerem Vogel die Eigenſchaft und den

Digitized by Google

Muth zuſchreibt, in der Abweſenheit des Fuchſes ſich in deſſen Bau einzuniſten und den Rückkehrenden mittels ſeines phosphoriſchen Hauches abzuſchrecken, alſo deſſen Bau zu uſurpiren, wie ſchon Oken berichtet. Aller Wahrſcheinlichkeit nach nimmt die Ente Beſitz von alten, zerfallenen und verlaſſenen Fuchs- und Dachsbauen, wie es deren ja ſo manche giebt. Selbſt auf von Dachſen bewohnten Bauen mag ſie in Nebenröhren, unbehelligt von dem friedlichen Bewohner der Tiefe, niſten.

Die Bergente iſt ein vorſichtiger und ſcheuer Vogel; namentlich weiß ſie ihren Niſtplatz ausforſchenden Augen durch Scheinmanöver klug zu verbergen. Sie verſteht hingegen ihre Feinde von den Freunden wohl zu unterſcheiden und iſt da, wo man ihr nicht nachſtrebt, bald ſicher und dem Menſchen zugethan. Dieſer weiß denn auch ihre Fruchtbarkeit, namentlich an den Küſtenſtrichen von Holſtein und Dänemark, auszubeuten, indem er den Vogel zum Niſten in künſtlich angelegte, an ihrem Ende mit Raſen- oder Steinplatten verſchließbare Erdhöhlen lockt und nun durch den leicht zu öffnenden Verſchluß die genießbaren Eier eine Zeit lang nach und nach wegnimmt, wodurch der Vogel veranlaßt wird, mehrere Dutzend Eier zu liefern.

Der hauptſächlichſte Verbreitungskreis der Höhlenente ſind die Meeresküſten der gemäßigten Zone, beſonders der Nord- und Oſtſee, vom mittleren Schweden an bis an die Nordküſte von Afrika. Auch an Mittelaſiens Landſeen, vom Kaſpiſchen Meere, den Salzſeen der Tatarei bis hinauf zu den ſibiriſchen Seen, ſowie an den Küſten von China und Japan iſt ſie anzutreffen.

Ihr Aeußeres iſt ſehr ſchön. Von der reinweißen Grundfarbe ihres Körpers heben ſich Kopf und Hals ſchwärzlich-grünſchimmernd, das breite Halsband und die oberen kürzeren Schwungfedern zimmtroth, zwei große Längsſtreifen auf den Schultern ſchwarz, ſowie die Mittelbruſt und der Bauch ſchwärzlich ab. Auf den Flügeln ſchimmert ein metallglänzender Spiegel unter den hellweißen Deckfedern und den grauſchwarzen Schwingen, während die fleiſchfarbenen Füße, der carmoiſinrothe, beim Entrich mit zwei Fleiſchhöckern verſehene Schnabel den glänzenden Vogel noch mehr heben. Seine Länge beträgt zwei Fuß und ſein Gewicht drei Pfund. Bei den Jungen fehlt im erſten Federkleid das Bruſtband, und dieſelben erſcheinen überhaupt in einer braungrauen oder grauen, ziemlich einförmigen Färbung. Kaum ausgebrütet, ſollen ſie nach Naumann's Verſicherung von höheren Niſtorten von der Mutter im Schnabel in's Waſſer getragen werden. Obgleich Bodinus dieſer Angabe nach ſeiner Beobachtung in einem Falle entgegentritt, wo er eine Niſthöhle der Ente an einem ſteilen Meeresufer mit Gräben umgeben ließ, in welchen er die hineingerathenen Jungen in ſeinen Beſitz bekam, ſo möchten wir hier dennoch die Wahrſcheinlichkeit, daß der Muttervogel ſeine Jungen in geeigneten Fällen auf die von Naumann angegebene Art zum Waſſer bringe, bis auf Weiteres nicht in Zweifel ziehen, da wir mehrmals daſſelbe bei der Stockente zu beobachten Gelegenheit hatten. Dieſe trägt ihre Jungen in Fällen, wo ſie auf Fichten und anderen Waldbäumen in alten Krähen- und Raubvogelhorſten niſtet, nach und nach im Schnabel in's Waſſer, thut daſſelbe

auch bei Gefahr oder Verfolgung, nachdem die Jungen schon eine Zeit lang von ihr in's Freie geführt sind.

Der schöne, zartdunige Vogel, dessen Fleisch übrigens thranig schmeckt, läßt sich zur Zierde der Höfe zähmen, indem man ihn bei mehr thierischer als pflanzlicher Kost heranzüchtet. Doch soll er sich dann nicht vermehren. Seine Zucht verlohnt sich aber dennoch seiner Schönheit sowol, als seiner kostbaren Dunen wegen der Mühe.

---

## Der Fettvogel oder Guacharo (Steatornis caripensis).

Einem merkwürdigen, kaum der Mythe und seinem unterirdischen Leben entzogenen Vogel dürfen wir hier nicht vorübergehen. Er mag statt mancher Ausländer, welche vorhandene unterirdische Höhlen und Löcher zu Nistplätzen benutzen, wegen seiner merkwürdigen Lebensweise und seines abenteuerlichen Aufenthaltes eine Stelle finden. Von dem heimgegangenen Nestor der deutschen Naturforschung, Alexander von Humboldt, zuerst im Jahre 1799 in der Riesenfelsenhöhle von Caripe entdeckt und beschrieben, geben wir das Hauptsächlichste dieser Beschreibung und ergänzen sie noch mit den späteren Angaben des Naturforschers Groß.

In einem Seitenthale, das der Gebirgskette des Guacharo zuläuft, mündet eine riesige Felsenhöhle von 80 Fuß Breite und 70 Fuß Höhe nach Süden an einer senkrechten Felsenwand aus, worin ein Strom entspringt. „Die Pflanzenwelt", berichtet Humboldt, „zieht sich in die Höhle von Caripe hinein, wie in die tiefen Felsspalten in den Anden, in denen nur ein Dämmerlicht herrscht, und sie hört erst 30 — 40 Schritte vom Eingang auf. Wir maßen den Berg mittels eines Strickes und waren gegen 430 Fuß weit gegangen, ehe wir nöthig hatten, die Fackeln anzuzünden. Das Tageslicht dringt so weit ein, weil die Höhle nur einen Gang bildet, der sich in derselben Richtung von Südost nach Nordwest hineinzieht. Da, wo das Licht zu verschwinden anfängt, hört man das heisere Geschrei der Nachtvögel, die, wie die Eingeborenen glauben, nur in diesen unterirdischen Räumen zu Hause sind."

„Schwer macht man sich einen Begriff von dem furchtbaren Lärm, den Tausende dieser Vögel im dunklen Innern der Höhle machen. Er läßt sich nur mit dem Geschrei unserer Krähen vergleichen, die in den nordischen Tannenwäldern gesellig leben und auf Bäumen nisten, deren Gipfel einander berühren. Das gellende, durchdringende Geschrei der Guacharos hallt wieder vom Felsgewölbe, und aus der Tiefe der Höhle kommt es als Echo zurück. Die Indianer zeigten uns die Nester der Vögel, indem sie Fackeln an eine lange Stange banden. Sie steckten 60 — 70 Fuß hoch über unseren Köpfen, in trichterförmigen Löchern, von denen die Decke wimmelt. Je tiefer man in die Höhle hineinkommt, je mehr Vögel das Licht der Kopalfackeln aufscheucht, desto stärker wird der Lärm. Wurde es ein paar Minuten ruhiger um uns her, so erschallte von weither das Klagegeschrei der Vögel, die in anderen Zweigen der Höhle nisteten. Die Banden lösten sich im Schreien ordentlich ab."

Digitized by Google

„Der Guacharo verläßt die Höhle bei Einbruch der Nacht, besonders beim Mondschein. Er frißt sehr harte Samen, und die Indianer behaupten, daß er weder Käfer noch Nachtschmetterlinge angehe, auch darf man nur die Schnäbel des Guacharo und des Ziegenmelkers vergleichen, um zu sehen, daß beider Lebensweise ganz verschieden sein muß."

„Jedes Jahr um Johannistag gehen die Indianer mit Stangen in die Cueva del Guacharo und zerstören die meisten Nester. Man schlägt jedesmal mehrere tausend Vögel todt, wobei die Alten, als wollten sie ihre Brut vertheidigen, mit furchtbarem Geschrei den Indianern um die Köpfe fliegen. Die Jungen, welche zu Boden fallen, werden auf der Stelle ausgeweidet. Ihr Bauchfell ist stark mit Fett durchwachsen, und eine Fettschicht läuft vom Unterleib zum After und bildet zwischen den Beinen des Vogels eine Art Knopf. Daß körnerfressende Vögel, die dem Tageslicht nicht ausgesetzt sind und ihre Muskeln wenig brauchen, so fett werden, erinnert an die uralten Erfahrungen beim Mästen der Gänse und des Viehs: man weiß, wie sehr dasselbe durch Dunkelheit und Ruhe befördert wird. Die europäischen Nachtvögel sind mager, weil sie nicht, wie der Guacharo, von Früchten, sondern vom dürftigen Ertrag ihrer Jagd leben. Zur Zeit der „Fetternte", wie man es in Caripe nennt, bauen sich die Indianer aus Palmblättern Hütten am Eingang oder im Vorhof der Höhle. Wir sahen noch Ueberbleibsel derselben. Hier läßt man das Fett der jungen, frisch getödteten Vögel am Feuer aus und gießt es in Thongefäße. Dieses Fett ist unter dem Namen Guacharoschmalz oder Oel bekannt. Es ist halb flüssig, hell und geruchlos und so rein, daß man es länger als ein Jahr aufbewahren kann, ohne daß es ranzig wird. In der Klosterküche zu Caripe wurde kein anderes Fett gebraucht, als das aus der Höhle, und wir haben nicht bemerkt, daß die Speisen irgend einen unangenehmen Geruch oder Geschmack davon bekämen." ....

„Man hat junge Guacharos in den Hafen von Cumana gebracht; sie lebten da mehre Tage, ohne zu fressen, da die Körner, die man ihnen gab, ihnen nicht zusagten. Wenn man in der Höhle den jungen Vögeln Kropf und Magen aufschneidet, findet man mancherlei harte, trockene Samen darin, die unter dem seltsamen Namen „Guacharosamen" ein vielberufenes Mittel gegen Wechselfieber sind. Die Alten bringen diese Samen den Jungen zu." ....

Groß beobachtete, soweit es ging, den Vogel längere Zeit in der Schlucht von Iconenzo in Neu-Granada, welche ein reißender Bergstrom durch einen Felsen etwa $^1/_2$ Meile lang bei einer Länge von 3—4 Klaftern und in einer Tiefe bis zu 300 Fuß durchbrochen hat. In dieser „cimmerischen Nacht" hausen die gespensterhaften Fettvögel, am Tage niemals die Grenze des Lichtes berührend. Der Forscher ließ sich mehrmals an Seilen in die Schlucht bis auf einen Vorsprung weit genug hinab, um von da aus das Treiben der Thiere zu beobachten und deren zu erbeuten.

Nach ihm entwerfen sich folgende Züge über den Vogel. Er ist schlank, 21 Zoll lang mit einer Flugbreite von 42 Zoll, hat einen breiten, platten Kopf mit doppelt gezahntem, vorn weit über den Unterkiefer hakig übergreifenden, nur an der Wurzel breiten Schnabel, der, bis unter die Augen gespalten, ein

Digitized by Google

weites Oeffnungsvermögen zeigt. Das vortretende, halbkugelige dunkle Auge hat ein borstenbefiedertes Lid und steht außerdem noch unter dem Schutze von großen Borsten, welche um die Schnabelwurzeln sitzen. An den kurzen, zum Gehen unbrauchbaren, hornfarbenen Füßen befindet sich bei durchgängig getheilten Vorderzehen eine nach innen wendbare Hinterzehe. Die gestreckten Flügel bedecken trotz ihrer Länge den sehr langen Schwanz nur zum Theil. Das weiche, seidenartige Gefieder ist in seiner Grundfärbung rothbraun, oben dunkler als unten, während Kopf, Flügel, Brust, Bauch und Schwanz rostroth mit weißen, meist durch schwarze Einfassung gehobenen herzförmigen Punkten, besonders auf den Deckfedern, den Seiten und am Halse geziert sind. Der sehr muskulöse Magen bestätigt des Vogels Nahrung, die in Früchten besteht, deren Körner auf gewöhnlichem Wege der Entleerung entfernt werden. Der Schlund ist ohne Kropfbildung. Unter der Haut zieht sich über die Gedärme hin eine bedeutende Fettlage, wodurch der Vogel seinen Namen bekommen. Nach der äußeren Gestaltung zu schließen, hat er viel Aehnlichkeit mit den großen Nachtschwalben; seine Schnabelbildung und besonders seine Lebensweise bieten jedoch wieder viel Abweichendes von dieser Sippe, so daß ihm eine gesonderte Stellung unter den Sperrvögeln gebührt, wie es auch Brehm folgerichtig gethan hat, indem er ihn als Vertreter einer besonderen Familie: Höhlenschwalben (Steartornithes) aufführt, in der er bis jetzt noch die einzige Art bildet.

Vermöge seiner verkümmerten Fußbildung ist der Fettvogel nur auf's Kriechen hingewiesen, wobei er außer den Füßen auch noch die Flügel-Handgelenke unter eigenthümlich balancirenden Bewegungen und Schwenkungen von Kopf und Hals gebraucht. Aber was bei dem Vogel in dieser Richtung verkümmert erscheint, gewahren wir in besonderer Bevorzugung beim Fluge. Dieser ist ein leichtes, rasches Schweben unter fächerförmigem Ausbreiten der Flügel und des Schwanzes, wobei das Thier ein heiseres, höchst widriges und grauenerregendes Gekrächz ausstoßen soll.

Sein Nistplatz ist eine Ritze oder Loch im Felsgestein, wohin er seine weißen Eier von Birnenform ohne jede Nestbereitung ablegt und worauf beide Geschlechter abwechselnd brüten, um die mißgestaltetsten, unbehülflichsten Geschöpfe von der Welt nach einiger Zeit hervorzubringen, die, ungestüm gefräßig wie sie sind, nach Allem in ihrem Bereiche fahren, es hartnäckig festhalten, und welche erst mit vollkommenem Flüggewerden einigermaßen sich zu bewegen im Stande sind.

Digitized by Google

Die Uferſchwalbe.

B. Höhlenfertiger.

Die Uferſchwalbe (Hirundo riparia).

Die Schwalben, die kühnen, gewandten Segler der Lüfte, haben alle ſo Vieles mit einander gemein, daß wir es nicht nöthig haben, die Einzelnheiten aller Arten, die wir ſchildern, jedesmal hervorzuheben. Was wir ausführlicher in der Schilderung unſerer Hausſchwalbe und Rauchſchwalbe darſtellen werden, ſoll dem Leſer zugleich ein Geſammtbild deſſen anſchaulich machen, wodurch das ganze heitere Volk dieſer Luftkinder überhaupt ſich auszeichnet. — Die Länge der Uferſchwalbe beträgt nur $5^{1}/_{4}$ Zoll, ihre Flugweite über 12 Zoll. Die Oberſeite trägt die graue Farbe, Flügel und Schwanz ſind etwas fahler, die Unterſeite iſt durchgehends weiß, nur an dem Kopf von hellgrauen Querbändern unterbrochen. Ihr Aufenthalt erſtreckt ſich am Strande des Meeres und den Ufern der Ströme und Flüſſe Deutſchlands hin, namentlich des Rhein, der Donau und Elbe. Erſt der Mai führt ſie uns zu, und ſchon im Auguſt rüſtet ſie ſich zum Abzug. Die hervorragendſte Eigenthümlichkeit im Leben der Sanduferſchwalbe iſt die Art und Weiſe der Bereitung ihrer

Digitized by Google

Wohnung. Auf den ersten Anblick dürften wir das Thierchen kaum für fähig halten, ein Werk zu vollbringen, das ein Steinhauer mit dem Meißel nicht so trefflich auszuführen vermöchte; allein bei näherer Musterung seines kurzen, harten und spitz zulaufenden Schnabels, sowie seiner zum Ankrallen geschickten Füße wird das Räthsel gelöst. An den steilen Ufern von Flüssen, an hohen Dämmen und schroff emporstehenden Wänden der Hohlwege und Engpässe sucht sich die Uferschwalbe eine Stelle aus, wo der Boden weder zu locker ist, noch auch die Härte eines Felsensteines ein unüberwindliches Hinderniß wäre. Fest klammert sie sich an die rauhe Fläche, nachdem sie durch mehrmaliges Prüfen der Oertlichkeit unter kurzem bogenförmigen Ab- und Zufliegen, oder auch durch langsames Vorrücken mit den Füßen dieselbe ausgewählt hat, und beginnt mit dem scharfen Schnabelkeil bei eingezogenem Hals zu meißeln, während der losgelöste Sand theils in kleinen Stückchen abspringt, theils zur Seite des Vogels hinabrollt. Je nachdem es der Vogel für nöthig hält, rückt er mit den Füßen im Kreisbogen um den Punkt, wo er den Boden mit dem Schnabel bearbeitet, so daß dieser stets den Mittelpunkt bildet, von welchem aus die Vertiefung erweitert und fortgesetzt wird. Auf diese Weise richtet er ein ziemlich rundes Eingangsloch her, das eben groß genug ist, um ihm ein bequemes Einschlüpfen zu ermöglichen. Groß und bewundernswürdig ist die Ausdauer, mit welcher die Schwalbe aushöhlt, und nicht blos Stunden, sondern einige Tage gehen darüber hin, bis sie ihr Werk vollendet hat. Zuweilen wird die Arbeit unterbrochen durch einen Flug in die Weite oder durch Ausruhen an dem Arbeitsplatz im Sitz, der uns viel unbequemer scheint, als er in der That dem Vogel selbst ist. Sobald ein breiterer Rand um das Loch gebildet worden, erhält der Künstler einen besseren Sitz, und immer mehr verschwindet sein Körper im Inneren der Wand. Aber auch da ist ihm sein Platz bald mit dem Rücken nach oben, bald nach unten, bald nach den Seiten hin angewiesen, damit die Höhle nach regelmäßiger Form fortgeführt werden kann. Hat sich eine angemessene Menge von gelöstem Sand auf dem Boden der Höhle angehäuft, so leisten die geschäftigen Füße den Dienst des Ausscharrens, der um so beschwerlicher sein muß, je näher der Höhlengang seinem Ziele zugeführt wird. Der Sand wird nach und nach an den Rand geschleudert und ausgeworfen, wobei es jedoch die Vorsicht des Vogels zu verhüten weiß, daß die Krallen der Füße den festen Boden verletzen und zerbröckeln. Die Richtung, welche die Höhle nimmt, ist die schräg aufwärts laufende, offenbar in der Absicht eingeschlagen, um das Eindringen und Sich-Sammeln des Regenwassers zu verhüten. Der Vogel wird jedoch bisweilen in seiner Richtung durch irgend ein Hinderniß in der Gestalt eines Steines oder einer Wurzel gehindert und veranlaßt, dem Gang eine Biegung zur Seite zu geben. Auch mögen die Krümmungen Folgen der Art und Weise sein, wie die Ausbohrung geschieht. Die Tiefe, bis zu welcher die Schwalbe vordringt, ist verschieden; die gewöhnliche beträgt zwischen zwei und drei Fuß. Hierbei mag sowol die Bodenbeschaffenheit, als auch das Alter oder die größere oder geringere Ausbildung des Vogels entscheidend sein. Am Ende dehnt sich die Höhle etwas mehr aus, weil hier das kunstlose Nest angebracht wird, welches aus einer Unterlage von

Digitized by Google

Heu, trockenen Kräutern und Federn verschiedener Wasservögel besteht, auf der die sehr kleinen, zart rosa-weiß gefärbten Eier im Juni gelegt und ausgebrütet werden. In dieser Weise sieht man an geeigneten Plätzen ganze Schaaren von Uferschwalben eine Felswand bearbeiten, denn sie lieben die Geselligkeit, wie nur irgend ein Vogel. Oft sind die Wohnungen so dicht neben und über einander angebracht, daß nur eine wenige Zoll dicke Wand die eine von der anderen scheidet. Es ist dann ein sehr unterhaltender Anblick, das thätige, muntere Schwalbenvolk in seinem ergötzlichen Treiben zu beobachten. Hier hämmern einige an kaum angebohrten Stellen; da bemerkt man eine andere nur noch mit dem Schwanz in dem Loche, den Sand unter dem Leibe wegscharrend, der in die Tiefe hinabrollt; dort begiebt sich eine Abtheilung von der Ansiedlung weg, um sich von der mühsamen Arbeit zu erholen; hier kommt eine neue Schaar an, um die unterbrochene Thätigkeit von Neuem aufzunehmen.

Und kein einziger von allen diesen Vögeln vergißt in dem bunten Durcheinander das kleine Plätzchen seiner Wahl, das Pünktchen, was sein Schnabel einmal angebohrt hat. Plötzlich schwärmt die ganze Schaar der Unzähligen in die Ferne, aufgeschreckt durch einen Raubvogel, der den Frieden ihres gesellschaftlichen Lebens durch einen geschickten Angriff störte. Doch bald ist der Schreck vorüber, und die alte Harmlosigkeit führt die Verscheuchten zurück. Häufiger wird ihr gewohntes Treiben unterbrochen, wenn die Zeit herangenaht ist, wo die jungen Schwälbchen ihre ersten Flugübungen von den Geburtsstätten aus unternehmen. Da sind es nicht blos die listigen, scharfsichtigen und gewandten Lerchenfalken und Wannenweihen, welche ihnen in der Höhe schwebend oder in der Nähe kreisend auflauern, sondern auch die Elstern und Krähen, die nach ihnen greifen und schnappen.

Die Wahl der Wohnungsplätze wird vielfach durch die Vorsicht bestimmt, mit der sich die Uferschwalbe vor Feinden zu schützen weiß. In der Tiefe würde die Brut eine Beute der Wasserratten, Wiesel und anderer Verfolger werden, deshalb nisten sie immer eine gute Strecke von der Basis des Abhangs oder der Klippenwand, oft wenige Fuß nur von dem oberen Höhenrande entfernt. Man findet eine Menge begonnener Höhlen, die von den Schwalbenpaaren verlassen wurden, weil ihnen entweder ein Unfall zugestoßen oder die Härte des Felsgesteins ein tieferes Eindringen unmöglich gemacht hat. Stets wird man bemerken, daß die Vertiefung trichterförmig gestaltet ist, daß also der Vogel vom Mittelpunkt aus nach der Peripherie hin und nicht umgekehrt arbeitet.

Wird eine Ansiedlung von Uferschwalben in Folge eingetretener Störungen verlassen, dann läßt sie die Vorliebe für den heimisch gewordenen Ort womöglich in der nächsten Umgebung ihre Neuwahl treffen, und in Fällen, wo die Lokalität zur Aufnahme der ganzen Schwalbenschaar nicht hinreichen sollte, scheidet sich ein überflüssiger Theil von derselben aus und bildet in der Nähe eine Nebenkolonie, immer aber, soviel als thunlich, gemeinschaftliche Flüge mit der Hauptkolonie unternehmend und für jede Gefahr, welche die Menge bedroht, die lebhafteste Theilnahme zeigend. Es ist leicht erklärlich, daß die Uferschwalbe auf ihren Streifzügen nach Insekten sich oft mehrere Stunden und



Digitized by Google

Meilen weit von der Brutstätte wegbegiebt, denn was ist einem solchen Segler die Entfernung einer halben Tagereise? An solchen entlegenen Plätzen trifft man sie jedoch zerstreut in Flügen von zwölf bis zwanzig Stück an. Gern fliegen sie nach echter Schwalbenart eine lange Strecke in einem Zuge hin und zurück, und ihre Lieblingsplätze zum Jagen sind die Straßen von Dörfern, die Ufer der Seen, die Wüstungen und Hohlwege. In England setzen sie sich, namentlich die kaum ausgeflogenen Jungen, auf die Telegraphendrähte. Wo sie in der Nähe der menschlichen Wohnungen und des menschlichen Verkehrs nisten, fürchten sie auch die Menschen und ihr geräuschvolles Treiben nicht und zeigen nichts von dem ihnen hin und wieder nachgesagten scheuen und wilden Wesen, welches ihnen in einsamen, entlegenen Gegenden immerhin eigen sein mag.

Die Uferschwalbe verdient geschont zu werden, denn sie bringt nirgends Schaden, wol aber Nutzen, indem sie lästige Insekten in Masse wegfängt.

---

## Der Sturmvogel (Thalassidroma pelagica).

Die Größe des Sturmvogels stimmt ungefähr mit derjenigen der Uferschwalbe überein. Sein Gefieder ist fast durchweg braun oder rußschwarz, nur an dem Bürzel, der inneren Fahne der vier äußeren Schwanzfedern und am Querband auf den Flügeln zeigt sich etwas Weiß. Der nur sechs Linien lange Schnabel zeigt geöffnet den röthlichen Rachen.

Er ist ein echter Meervogel, ein Bewohner des nördlichen Ozeans zwischen Amerika und Europa und fühlt sich fern von den Küsten am heimischsten. Er gehört im System unter die Ordnung Schwimmvögel (Natatores), zu der Familie der Sturmvögel (Procellariae), Sippe eigentliche Sturm- oder St. Petersvögel. Die Lebensweise dieses Vogels hat zu den abenteuerlichsten Vermuthungen und fabelhaften Erzählungen reichen Stoff gegeben. Da man ihn tagelang bei tobenden Stürmen in Schaaren den Schiffen auf dem Ozean folgen sah, so nahm man an, er betrete nie den festen Boden und trage sogar sein Ei unter einem Flügel, um es fliegend auszubrüten. Man betrachtete ihn als geheimnißvolles Thier, welches mit finsteren Mächten im Bunde stehe und Einfluß übe auf die dem Schiffer gefährlichen Stürme. Die genauere Beobachtung nüchterner Naturforscher hat erst Licht in das seltsame Leben dieses Vogels gebracht. Seine Geburtsstätte ist nicht in der Luft über den Wogen des Ozeans unter dem Flügel der segelnden Mutter zu suchen, sondern einfach in sicheren Löchern der Meeresküste. In ähnlicher Weise, wie die Uferschwalbe, zeigt sich der Sturmvogel als Gräber von Erdhöhlen, wiewol er auch Felsenrisse oder bereits vorhandene Höhlen, verlassene Kaninchenbaue, benutzt. Er legt nach Drossier zwei, nach Wood hingegen nur ein einziges Ei auf wenige trockene Grashalme und Federchen. Merkwürdig ist es, daß die Größe dieses Eies diejenige des Turteltaubeneies übertrifft. Seine Farbe ist weiß, seine Gestalt gedrungen und fast rund. Ist der Sturmvogel genöthigt, wegen Mangels an vorhandenen Höhlen, sich selbst mit Hülfe des Schnabels eine Brutstätte zu meißeln, so beschränkt sich seine Wahl auf sandige Wände, damit sein Schnabel nicht auf unüberwindliche Hindernisse stößt.

Digitized by Google

„Auf der Höhe des Vorgebirges Sable in Neuſchottland“ ſagt Wood, „liegen in der See viele niedrige Eilande, deren höher gelegener Theil von ſandiger Beſchaffenheit iſt, während die niedrigeren vorzugsweiſe aus Schlamm beſtehen. Es iſt nicht daran zu denken, daß an derartigen Orten bereits Erdlöcher vorhanden ſind, und doch begeben ſich die Sturmvögel zu Tauſenden auf jene Eilande, um zu brüten. Die Vögel beginnen entſchloſſen das Werk und graben in den ſandigen Boden ſelten tiefer als einen Fuß Höhlen, welche ſie nur weit genug machen, um ſicher ihre Schätze zu verſtecken.“

Der Sturmvogel.

Das Ei wird vom Männchen und Weibchen bebrütet. Das ausgekrochene Junge iſt ein poſſierliches Geſchöpf, welches Wood mit Puderquaſten vergleicht. Es wird mit großer Liebe und Sorgfalt von den Eltern gepflegt und mit der öligen Flüſſigkeit gefüttert, welche von den Verdauungsorganen ausgeſchieden wird. Das Oel oder Fett ſoll in ſolcher Maſſe in dem Vogel vorhanden ſein, daß nordiſche Völker ſich Lichter bereiten, indem ſie einen Docht durch ſeinen Körper ziehen und anzünden. Es liegt in der Natur der Sache, daß auch dieſer Vogel, wie alle anderen, während der Brütezeit im Aufſuchen der Nahrung unermüdlich thätig iſt.

Digitized by Google

Auf ungeheuere Entfernungen von dem Niſtplatze folgt er den Schiffen und weiß mit beſonderer Geſchicklichkeit etwa über Bord geworfene Abfälle mit dem Schnabel von der Oberfläche des Waſſers aufzuſchnappen. Er wiegt ſich mit horizontal oder hoch gehaltenen Flügeln ſo dicht über der Waſſerfläche, daß er dieſe mit den Füßen laufend berührt und außer jenen Schiffsabfällen Quallen, Meduſen, Salpen und andere kleine Weichthiere aufpickt. Bei eintretender Nacht kehren die Sturmvögel zur Küſte zurück und bleiben während derſelben bei den Jungen, von Zeit zu Zeit dem Quaken der Fröſche ähnlich lautende Töne ausſtoßend. Die Löcher, in denen die Jungen aufgezogen werden, riechen ſtark nach ranzigem Fett. In dieſen Stinklöchern verweilen die Jungen einige Wochen. Bei ihrem erſten Ausflug zeigen ſie ſich noch ſehr unbeholfen. Um ſo flinker, vertrauter, meiſterhafter im Fliegen erſcheinen die alten Sturmvögel. Wir laſſen hier die lebendige Schilderung Wilſon's folgen:

„Es iſt in der That ein intereſſanter Anblick, dieſe kleinen Vögel während eines heftigen Sturmes zu beobachten: wie ſie über die Wogen laufen und dabei das Steigen und Fallen der ſchäumenden Brandung, die über ihrem Haupte zu berſten droht, verfolgen; wie ſie die hohle See gleich einem geſchirmten Thale durchſtreichen und wiederum mit der ſich hebenden Welle, grade auf ihrer Spitze ſchwebend, emporſteigen, gelegentlich ihre Füße ſinken laſſen, dann ſie wieder mit vermehrter Kraft emporſchleudern und bisweilen mit gleichen Beinen auf der Oberfläche der wilden Wogen auf einmal mehrere Ellen weit ſpringen. Mittlerweile verfolgen ſie laufend den Strich des Schiffes von einer Seite zur andern, machen dabei zur Rechten und Linken weite Exkurſionen, ſind bald eine große Strecke vor dem Fahrzeuge, bald ſchießen ſie mehrere hundert Ellen hinter daſſelbe und kehren dann wieder zu ihm zurück, ſo daß es ſcheint, als wenn es die ganze Zeit hindurch ſtill geſtanden hätte, obgleich es vielleicht mit einer Schnelligkeit von zehn Knoten in der Stunde ſegelt."

Während der Brütezeit weiß ſich der Sturmvogel ſehr geſchickt den beobachtenden Blicken der Menſchen zu verbergen. Raſch und mäuſeartig ſchlüpft er in ſeine Höhle. Wenn er in derſelben von nachgrabenden Neſtſuchern überraſcht wird, ſo ſpeit er eine übelriechende ölige Flüſſigkeit gegen den Feind und läßt ſich alsdann, faſſungslos und ängſtlich geworden, ohne Widerſtand zu leiſten, ergreifen. Es kommt vor, daß er bei wüthenden Stürmen weit über die Küſten hinaus auf das Feſtland geſchleudert wird und ſich hier nicht mehr zurecht zu finden weiß. Dann macht er wol ohnmächtige Verſuche, gegen den Sturm anzukämpfen und die See zu erreichen, allein bald fügt er ſich in ſein Loos, läßt ſich ermattet nieder und wird entweder eine Beute des Hungers oder lauernder Raubvögel.

---

Von der Familie der Sturmvögel mögen hier noch zwei europäiſche Vertreter aus der Sippe Sturmtaucher (Puffinus) Erwähnung finden.

Digitized by Google

Der Papageientaucher (Fratercula arctica),
ein kleiner, komiſch zu nennender Vogel, gehört zu den Gräbern unterirdiſcher Höhlen, wiewol er zu dieſem Geſchäfte ſich nur dann bequemt, wenn ihn die Noth dazu drängt. In den gewöhnlichen Fällen benutzt er eine bereits vorhandene Höhle, wie diejenige des Kaninchens, und ſchließt ſich dann der Art und Weiſe der Höhleneule an, welche Beſitz von Anſiedlungen der Präriehunde ergreift. Aber während die Höhleneule in Eintracht mit den Präriehunden lebt und von dieſen in ihrem Brutgeſchäfte niemals geſtört wird, geräth der Papageientaucher mit den ſich widerſetzenden Kaninchen in hartnäckigen Kampf. Die Kaninchen rücken heran, ſetzen ſich auf die Hinterläufe und fechten mit den Vorderläufen gegen den unwillkommenen Störenfried. Dieſer aber, mit einem ſtarken Schnabel und mit entſchloſſenem Muth ausgerüſtet, packt den ſchlechtbewaffneten Säuger und bringt ihm regelmäßig eine derbe Niederlage bei.

Papageientaucher.

In beſonderen Fällen, wo der Papageientaucher keine vorhandenen Höhlen benutzen kann, ſchreitet er mit der ſeinem Weſen eigenthümlichen Entſchloſſenheit zur Herrichtung eines unterirdiſchen Baues. Er wählt hierzu einen Boden, der weich und ohne beſondere Schwierigkeit zu bearbeiten iſt. Auf den Faröer-Inſeln, wo er zahlreich lebt, findet er ſolche Stellen zur Anlage ſeiner Brutſtätte. Männchen und Weibchen arbeiten gemeinſchaftlich, jedoch wird das Werk hauptſächlich von erſterem ausgeführt, welches mit einem ſo hingebenden Eifer gräbt und ſo ſehr in ſeine Arbeit vertieft iſt, daß es ſich von einem vorſichtig heranſchleichenden Menſchen in der Höhle ergreifen läßt. Der Vogel gräbt ſelten in gerader Richtung, ſondern hält faſt immer eine gekrümmte Form inne. Regelmäßig wird für einen zweiten Eingang geſorgt. Die durchſchnittliche Länge ſolcher Baue beträgt drei Fuß. Mehrere Paare niſten gern in einer Wand, und wenn die Fußgänger am Rande des Abhanges hingehen, können dieſe deutlich das Grunzen und Knurren der alten Vögel hören, welche ärgerlich und boshaft werden über die unliebſame Störung. Am Ende der Höhle legt der Papageientaucher nur ein einziges, ſchön weißes Ei, ohne

Digitized by Google

vorherige Neſtbereitung, ſo daß daſſelbe nach kurzer Zeit ſchon beſchmutzt und befleckt wird.

Der junge Papageientaucher hat viele Feinde, welche ſich bemühen, ihn in der Höhle auszuſpüren. Die Eltern ſind deshalb ſtets zum Bewachen und zum Schutz des Pfleglings bereit, der mit ſeinem unentwickelten Schnabel und ſeiner geringen Muskelkraft nicht im Stande iſt, ſich gegen liſtige und gierige Räuber mit Erfolg zu vertheidigen. Der alte Papageientaucher fängt es ſehr praktiſch und klug an, wenn er ſich von einem ſtärkeren Thiere ergriffen fühlt. Er hält den Feind mit dem Schnabel feſt und ſtürzt ſich mit ihm in die See. Hier iſt ſein wahres Element. Als tüchtiger Schwimmer und Taucher gewinnt er bald überwiegenden Vortheil über den Gegner und beſiegt ihn.

Er beſitzt im Schwimmen und Tauchen eine ſolche Gewandtheit, daß ihm Fiſche in nicht geringer Anzahl bei ſeinen Jagden zur Beute werden.

An dieſe Schilderung reihen wir noch eine Mittheilung von Mac Gillivay über das Niſten eines dem Papageientaucher verwandten Vogels, der auf der Gänſe-Inſel („Goose Island") in einiger Entfernung von der nordamerikaniſchen Küſte ſeine Baue gräbt.

„Der Fels iſt ein grober Syenit, der vereinzelte kahle Maſſen und Rücken, aber keinen von beträchtlicher Höhe bildet. In den Höhlungen erſcheint der Boden fett, dunkel und ſtaubig, mit vieler Beimiſchung geſtaltloſen Vogelgeniſtes (Guano's). Die kärgliche Vegetation beſchränkt ſich offenbar auf ein Gras, das in Büſcheln wächſt, und auf einige Seepflanzen. Der Boden gleicht einem Kaninchengehege, da er überall von den unterirdiſchen Bauen des Hammelsvogels (Puffinus brevicaudus, kurzſchwänziger Papageientaucher) unterminirt iſt, der die Größe einer Taube hat. Jemand, der über die Inſel hingeht, kann kaum vermeiden, häufig auf dieſe unterirdiſchen Baue zu gerathen, da die Erde unter ſeinen Füßen nachgiebt, und es wurde mir von den Eingeborenen erzählt, daß ſich Schlangen in großer Menge in dieſen Löchern aufhalten, wo ſie ſich von Hammelsvögeln ernähren. (?) Ich ſelbſt trat auf eine, die glücklicher Weiſe zu träg war, um zu entwiſchen, ſo daß ich Zeit hatte, ſie zu ſchießen, wobei ich mich vergewiſſerte, daß es die wohlbekannte ſchwarze Schlange der auſtraliſchen Anſiedler (Acanthopis tortor) war, welche eine ſehr giftige Art iſt. Zur Zeit der Dämmerung kamen Wolken von Hammelsvögeln von der See her auf's Land, und wir unterhielten uns damit, ſie auf dem Boden unter ihren Bauen herumzujagen, und ſo viele Exemplare, als ich wünſchte, verſchafften wir uns ſchnell dadurch, daß wir ſie mit einem Stock niederſchlugen. Wie es gewöhnlich bei dem Geſchlechte der Sturmvögel der Fall iſt, ſo beißen ſie hart, wenn ſie unvorſichtig mit der Hand angefaßt werden, und ſpeien eine Quantität einer widerwärtigen öligen Maſſe aus, deren Geruch die ganze Inſel durchdringt, und den die Kleider, welche ich damals trug, noch lange nachher beibehielten."

---

Mit Recht hat Brehm die von Cabanis aufgeſtellte Ordnung „Schreivögel" verworfen, weil ſie Vögel vereinigt, die nichts Lebendig-Verwandt-

Digitized by Google

schaftliches mit einander gemein haben, und wirklich verschwisterte Arten gewaltsam trennt. — Die Bienenfresser und Eisvögel, von denen nachstehend zwei Vertreter geschildert werden, gruppiren sich — wie es Brehm thut — viel sachgemäßer unter die Ordnung Leichtschnäbler (Levirostres) in der Zunft: Lieste (Halcyonides), während die Segler bei ihren Verwandten, den Schwalben, in der Ordnung Sperrvögel (Hiantes) eine viel natürlichere Stelle finden.

Wir übergehen die zahlreichen, die heißen Klimate der Alten Welt bewohnenden Arten der Bienenfresser oder Luftspechte (Meropidae) und wenden unsere Aufmerksamkeit einer charakteristischen, südeuropäischen Art dieser Familie zu, die mit Recht auch zu den heimatlichen gehört, da sie nicht selten in Deutschland brütet.

## Der Bienenfresser (Merops apiaster).

Das herrlich gefärbte und schillernde Gefieder des Bienenfressers erinnert uns an die Vögel der Tropen, an die in Metallglanz prangenden Kolibri. Wenn die Strahlen der Sonne auf dem seidenartigen Gefieder ruhen oder der Vogel gar in voller Beleuchtung durch anmuthiges Fliegen dem Beobachter das reiche Farbenspiel seiner Federn entfaltet; wenn sich die Wege einer größeren Anzahl dieses häufig geselligen lebenden Vogels kreuzen, flinke Wendungen und Biegungen mit Heben und Sinken, Schweben und pfeilartigem Dahinschießen wechseln, oder wenn er durch einen Angriff auf ein ausweichendes Insekt in der Luft seine Kunstfertigkeit im höchsten Grade uns vorführt: dann bietet sich ein wirklich bewundernswürdiges Schauspiel dem Auge dar. Der schlanke Vogel von der Größe eines Staares strahlt in Grün, Himmelblau, Gelb, Braun und Weiß. Die weiße Stirne, der grüne Vordertheil des Kopfes, der chokoladenbraune Hintertheil desselben, Genick, Nacken und Mittelflügel von gleicher Farbe, der gelbe mit Grün überhauchte Rücken, die mit einem schmalen, tiefblauschwarzen Band gezierte gelbe Kehle, der blaugrüne Bürzel, die grasgrünen Schwingen mit blauen Kanten und schwarzen Spitzen, die blaugrünen, gelblich behauchten Steuerfedern mit dem schwarzen Schluß ihres mittleren Paares, der schwarze Schnabel, das carminrothe Auge, der rothe Fuß, — bieten diese Theile nicht einen ungewöhnlichen Farbenreichthum?

Die Behendigkeit und Flugkraft des Bienenfressers befähigen ihn, gleich den segelnden Schwalben, seine Nahrung in den Lüften zu erhaschen, wo ihm das schwärmende Heer der Insekten reiche Beute gewährt. Ob er, wie von Schriftstellern angegeben wird, mitten im Flug plötzlich herniederstößt und aus den Wellen kleine Fische emporhebt, um sie auf einem sicheren Ruheplätzchen zu verzehren, steht in Frage, da neuere Forscher hiervon nichts erwähnen. Seine Vorliebe für Wespen, Hummeln, Hornissen und gewöhnliche, in Stöcken gehaltene Bienen hat die Veranlassung zu seinem Namen gegeben. Uebrigens verschmäht er keineswegs Käfer, Libellen, Heuschrecken und überhaupt jedes fliegende und kriechende Kerbthier, wenn es ihm mundgerecht erscheint. Auf Bäumen lauert er gern denselben auf, wenn der Regen dem Fang im Fluge nicht günstig ist. Ebenso, und zwar geduldig und ausdauernd,

Digitized by Google

paßt er an Bienenstöcken zum Verdruß der Bienenzüchter dem fleißigen Volk der Bienen auf, von dem er einen arbeitsamen Bürger nach dem andern in unersättlicher Gier wegschnappt. Die unverdaulichen Theile der verschluckten Kerbthiere wirft er als Gewölle aus.

Seine Verbreitung erstreckt sich über Theile Asiens, Afrika's und Europa's. In letzterem Welttheil findet er sich vorzüglich in den von dem Mittelländischen und Schwarzen Meer bespülten Ländern. Aber auch in Deutschland erscheint er gerade nicht selten, und zwar als Brutvogel. Er liebt die Nähe großer Flüsse und den Meeresstrand.

Ueber seine Nestbereitung theilt Wood Folgendes mit: „Da der Vogel sich an seinem Nistplatze gewöhnlich in eben so zahlreicher Gesellschaft findet, als im Fluge, so ist es nicht sehr schwierig, den Ort aufzufinden, an dem er seinen zeitweiligen Aufenthalt aufgeschlagen hat. Der Bienenfresser ist einer der echten Gräber unterirdischer Baue, da er in einem Ufer sich ein Loch aushöhlt und seine Eier hineinlegt. Der Bau ist nicht tief und übersteigt selten einen Fuß in der Länge, so daß der Vogel, wenn er darin sitzt, von Außen gänzlich sichtbar ist. Das äußerste Ende des Loches ist zum Theil mit Moos belegt, auf welchem sich fünf oder sechs Eier von Perlenweiße finden. So oft sich ein Ufer als dazu geeignet zeigt, ist es von Höhlungen so zahlreich durchlöchert, als die der Sandschwalbe unseres Landes; und wenn der Beobachter es bewerkstelligen kann, daß er sich in nächster Nähe bei dem Neste versteckt hält und vollständig ruhig bleibt, so kann er ein Schauspiel ansehen, das an Schönheit nicht zu überbieten ist."

Hören wir, was Brehm über das Nisten des Bienenfressers sagt, da er in Einigem von dem Vorhergesagten abweicht.

„Ende Mai beginnt das Brutgeschäft. Zur Anlage seines Nestes wählt sich der Bienenfresser am liebsten das sandige oder lehmige Ufer eines Flusses. Hier beginnt er ein rundes Loch von zwei bis zweiundeinhalb Zoll im Durchmesser auszuhöhlen, wahrscheinlich mit Schnabel und Klauen zugleich, möglicher Weise auch mit den Klauen allein. Dieses Loch führt wagrecht oder in wenig aufsteigender Richtung weiter und bildet somit eine Höhle, welche 4 — 6 Fuß tief sein kann. Das Ende des Ganges wird zu einer Kammer von 8 — 10 Zoll Länge, 4 — 6 Zoll Breite und 3 — 4 Zoll Höhe erweitert, auf deren Boden dann das Weibchen im Juni seine vier bis sieben Eier niederlegt. Zuweilen wird, laut Salvin, noch eine zweite Nistkammer hinter der ersten angelegt und mit dieser durch einen etwa fußlangen Gang verbunden. Einige Beobachter wollen eine Unterlage von Moos und Geniſt gefunden haben; ich meinestheils kann versichern, daß ich in allen Bienenfressernestern, welche ich untersuchte, niemals eine Spur von Niststoffen fand. Aus den Flügeldecken, Beinen u. s. w., welche von den Jungen nicht mit gefressen werden, sowie aus den von ihnen oder von der brütenden Alten ausgespieenen Gewöllen bildet sich nach und nach ein förmliches Sitzpolster im Inneren der Nistkammer, so daß die Jungen einer Unterlage wenigstens nicht gänzlich entbehren. Ob das Weibchen allein brütet oder ob es vom Männchen abgelöst wird, ist zur Zeit noch unbekannt: man weiß blos, daß beide Eltern sich in

Digitized by Google

das Geschäft der Aufzucht theilen und fleißig Nahrung zutragen. Schon Ende Juni sieht man Junge mit den Alten umherfliegen und letztere jene füttern. Anfangs kehrt die Familie höchst wahrscheinlich zur Nisthöhle zurück — wenigstens beobachtete Powys mehreremal, daß drei und vier Bienenfresser aus einer und derselben Höhle flogen, — wenige Wochen später benehmen sich die Jungen ganz wie die Alten, und zur Zeit der Abreise unterscheiden sie sich, so weit es das Betragen angeht, nicht im Geringsten von diesen."

## Der Eisvogel oder Königsfischer (Alcedo ispida).

Die sogenannten Eisvögel, besser Fischer oder Wasserspechte (Alcedines), haben einen europäischen Vertreter in unserem prachtvollen Königsfischer, der durch den Metallglanz seines Gefieders an die tropische Vogelwelt erinnert. Kopf und Schnabel des Vogels sind auffallend groß. Ersterer liegt mit der Stirne ungefähr in gleicher Linie wie der Schnabelrücken und ist länglich geformt. Der schwarze, an den Mundwinkeln hochrothe Schnabel zeichnet sich durch eine bedeutende Länge aus, welche ungefähr ein Viertheil der ganzen Vogelgröße ausmacht. Seine Form ist gerade, allmälig spitz zulaufend, vorn keilförmig. Die sehr kurzen und kleinen Füße von lebhaft rother Farbe sind so gebildet, daß der Vogel auf dem Boden kaum zu gehen im Stande ist. Vor Allem klein erscheint die Hinterzehe, die mittlere der drei Vorderzehen aber ist mit der äußeren bis zum zweiten, mit der inneren bis zum ersten Gelenke verwachsen. Ueber die grüne Grundfarbe des Kopfes laufen lasurblaue Bänder, das Ohr deckt ein von dem Auge beginnender zimmtrother Streif, an welchen ein weißer grenzt. Rücken und Bürzel glänzen in Lasurblau. Der von dem Mundwinkel neben der Kehle herablaufende Streifen hat die dunkelgrüne Farbe wie der Oberflügel, worauf lasurblaue Flecken stehen. Der Schwanz ist dunkelblau, die Kehle weiß, Brust und Unterleib sind rostroth. Am Hinterkopfe bilden die Federn eine kleine Holle, welche der Vogel zuweilen lüftet, aber nie zu bedeutender Höhe erhebt.

Die Heimat unseres Eisvogels befindet sich an den Ufern der Ströme, Flüsse, Bäche, Gräben, Teiche und Seen, welche mit Gebüsch bewachsen oder doch hochufrig und mit Bäumen besetzt sind. Vorzüglich sagen ihm Weiden und Erlen zu, auf deren überragenden Aesten er gerne fußt, ebenso Wurzelausschläge, welche über das Wasser hervorragen, und große Steinblöcke, welche im Wasser liegen. Heimliche Plätzchen liebt er sehr, denn er läßt sich nicht gern stören, wenn er auf Beute lauert, und zeigt sich überall als ein vorsichtiger, scheuer und mißtrauischer Vogel. Die Gesellschaft anderer Vögel sucht er zu vermeiden und benimmt sich gegen sie unduldsam und herrisch, wenn sie in dem Bereich seines Jagdgebietes von ihm angetroffen werden. Schon in den letzten Tagen des März oder den ersten des April paaren sich Männchen und Weibchen. Es beginnt dann ein sehr reges Leben und Treiben unter ihnen. An sonnigen Vormittagen bieten sie durch unablässige Verfolgungen einen prächtigen Anblick. Das Männchen lockt mit dem scharfklingenden Ruf: „Tiiiit", welcher, mehrmals rasch hinter einander hervorgestoßen, zuletzt in langsamem Tempo und ver-

Digitized by Google

minderter Stärke in ein „Tit" übergeht, das Weibchen herbei und folgt dann dem schnell wieder davoneilenden eine Zeit lang, um sich auf einem Baume, oft in einer Höhe, welche sonst von ihm vermieden wird, ja selbst weit von dem Wasser entfernt niederzulassen und von Neuem die Gefährtin herbeizurufen. Oft werden sie von den Verfolgungen sichtlich ermüdet, namentlich dann, wenn die Sonne heiß scheint; sie setzen sich in geringer Entfernung von einander mit etwas geöffnetem Schnabel nieder, athmen tiefer, erholen sich wieder, recken den Hals aus, heben das kurze Schwänzchen, senken ein wenig die Flügel und treiben das neckende Spiel der Minne weiter. Wie sehr auch das Weibchen dem Männchen auszuweichen sucht, so verliert es dieses doch nicht aus dem Auge; es sieht sich im Fluge rückwärts und zur Seite nach ihm um, mäßigt die Schnelle seiner Flucht und kehrt in weitem Bogen zurück, wenn das Männchen von der Verfolgung plötzlich abläßt.

Seine Bruthöhle gräbt sich der Eisvogel selbst. Er ist dabei insofern wählerisch, als er steile Uferwände aufsucht, an denen Wiesel und Ratten nicht emporzuklimmen vermögen und sowol den zu harten, als zu feuchten Boden vermeidet. Am willkommensten sind ihm diejenigen Stellen, wo das Wasser das Ufer ausgehöhlt hat und ein Rasenvorsprung von oben einen natürlichen Schutz bietet. Er setzt sich an die Wand und beginnt mit kräftigen Schnabelhieben die Erde an einem Punkte loszuhacken, welche er durch Seitenbewegungen des Schnabels zur Rechten und Linken von sich schleudert. Er arbeitet jedoch nicht andauernd, sondern unterbricht sein Werk sehr bald, um auf einem bequemen Plätzchen der Ruhe zu pflegen, das Gefieder zu ordnen, den Schnabel zu reinigen oder auf kleine Fische Jagd zu machen. Dringt er tiefer in die Erde ein, so begegnet ihm häufig ein Hinderniß in Gestalt eines Steines oder einer Wurzel. Sind diese nicht allzugroß und dick, so läßt sie der Gräber in die Höhle hereinragen, im entgegengesetzten Falle sucht er sie zu umgehen und giebt dadurch seiner Höhle eine andere Richtung. Wir konnten leider nicht mit Bestimmtheit erfahren, ob der Eisvogel zum Auswerfen der losgehackten Erde sich auch, ähnlich der Uferschwalbe, der Füße bediene. Viele Erdbröckchen trägt er mit dem Schnabel heraus und läßt sie unweit des Höhleneingangs in das Wasser fallen. Dieses jedenfalls mühsame Entfernen der Erde, sowie seine geringe Ausdauer beim Graben zieht die Vollendung der Wohnung mehrere Wochen in die Länge. Es kommt aber auch vor, daß der Gräber auf unüberwindliche Schwierigkeiten stößt und sich einen anderen Wohnungsplatz aussuchen muß. Auch unterbricht oder stört ganz plötzlich eintretende Wasserflut oder hoher Wasserstand die Arbeit, woraus verspätete Bruten zu erklären sind. Die ungefähr zwei Fuß von dem oberen Rande des Ufers angebrachte, ziemlich runde Höhle hat am Eingang einen Durchmesser von zwei bis drei Zoll und erweitert sich hinten backofenförmig wenigstens um anderthalb Zoll. Auf den Boden dieses geglätteten Backofens legt der Eisvogel Fischgräten zur Unterlage für eine oft über sechs steigende Anzahl rundlich gestalteter, glänzend weißer und dünnschaliger Eier, deren rothgelber Dotter durchscheint. In den Fällen, wo die Höhle mehrere Jahre in Gebrauch genommen wird, sind den

Digitized by Google

Gräten auch die Ueberreste von Libellen beigegeben und erstere bedeutend vermehrt. Das Weibchen brütet mit großer Hingebung allein und läßt sich nur dann bewegen, das Nest zu verlassen, wenn ihm die Gefahr sehr nahe rückt. Das Männchen entfernt sich weite Strecken von dem Neste, um Nahrung herbeizuholen. Kehrt es mit einer Beute zum Weibchen zurück, so blickt es scharf um sich und schießt entweder beim Anblick ihm verdächtiger Erscheinungen an dem Nistplatz vorbei oder umkreist ihn in weitem Bogen. Aus den unverhältnißmäßig großen Eiern schlüpfen nach sechzehn Tagen die häßlich gestalteten Jungen von verschiedener Größe und vollkommener Nacktheit, welche anfänglich mit Insektenlarven und den weicheren Bestandtheilen der Libellen, später auch mit Fischen gefüttert werden. Beide Eltern mühen sich dabei sehr ab und fliegen bei drohender Gefahr laut pfeifend um die Herberge der Jungen. Diese hat einen durchdringenden Fischgeruch, welcher von den in Fäulniß übergegangenen Fisch- und Insektensubstanzen, nicht aber von Exkrementen der Jungen herrührt, denn letzterer Unrath wird von den Eltern beim Ausfliegen aus der Höhle im Schnabel gewöhnlich weit fortgetragen. Die Jungen verlassen die Höhle, sobald sie flugfähig geworden sind, und verbergen sich Anfangs noch ängstlich und von den Alten angeleitet an geschützten Plätzen, wo sie Einen sehr nahe herankommen lassen. Noch im Spätsommer haben wir längst herangewachsene und rüstige junge Eisvögel vereinigt gesehen. Die ganze Familie trieb sich auf einem kleinen Teiche umher und entzückte uns sehr. Die Jungen sind weniger schön als die Alten, aber doch immer schon prachtvoll gefärbt. Der Schnabel ist bei jenen auch kürzer, als bei diesen, und die Füße färben sich erst im Winter roth.

Das Jagen nach Fischen ist ein schwieriges Unternehmen, und es dauert lange, bis der junge Eisvogel die gehörige Gewandtheit im Tauchen und Fangen sich aneignet. Seine Uebungen beginnen jedoch schon, während ihm die Eltern noch Beute zutragen. Aber auch diesen fällt der Fang nicht leicht, und Erfahrung und Uebung macht sie nie zu unfehlbaren Meistern. Still lauernd setzt sich der Eisvogel auf einen überragenden Gegenstand und blickt unverwandt auf den Wasserspiegel. Plötzlich reckt er den Hals aus, senkt den Schnabel, beugt sich vor oder zur Seite und schießt wie ein Pfeil unter die Oberfläche des Wassers. Mit kräftigen Flügelschwingungen rudert er wieder empor und steigt nahe derselben Stelle, wo er untertauchte, aus, fliegt mit der Beute auf den vorigen Standort oder einen benachbarten Zweig, schüttelt das Gefieder, dreht und wendet den Fisch, ihn etwas emporschnellend, im Schnabel, bis die Lage desselben mund- und schlinggerecht, das heißt: bis der Kopf des Fisches nach dem Rachen des Vogels gekehrt ist und jener mit dem Kopfe voran im Rachen des sich streckenden, reckenden und würgenden Räubers verschwindet. Ein leichtes Sträuben der kleinen Holle erfolgt, ein Schütteln und gewöhnlich auch ein Wetzen des Schnabels, namentlich dann, wenn der Fisch seiner Größe wegen mühsam verschluckt worden ist. Ging aber der Stoß des schönen Fischers fehl, was häufig vorkommt, dann wartet er geduldig ab, bis sich das Wasser beruhigt hat und der glatte Wasserspiegel die Fische wieder emporlockt. Mitten im Flug entdeckt aber auch der

Eisvogel manchmal einen Fisch, eilig dreht er sich alsdann um, schwebt wie ein Raubvogel mit zitternden Flügeln ein wenig über dem Wasser und plumpt wie ein Frosch hinein, wobei ihm der Erfolg weit weniger gesichert ist, als wenn er von einem Standort aus in das Wasser hinabstößt. Beharrlich setzt der Eisvogel seine Bemühungen fort, hockt stundenlang an einem stillen Plätzchen oder versucht sein Glück nach mißlungenen Raubanfällen an einer andern Stelle und muß sich an Tagen, wo das Wasser getrübt ist, mit spärlicher Nahrung begnügen. Nach eingenommener Mahlzeit liebt er die Ruhe und setzt sich gern an heimlichen Standorten nieder, welche Spuren seiner Exkremente tragen. Mit eingedrücktem Schwanz, unter den Bauchfedern verborgenen Füßen und eingezogenem Kopfe hält er sein Verdauungsstündchen ab. Plötzlich reckt er den Hals stoßweise aus, öffnet den Schnabel weit, wirft die Fischgräten als Gewölle aus, rückt ein wenig auf dem Aste oder Zweige hin und her und kehrt in die vorige Stellung zurück. In solchen Stunden, vorzüglich wenn die Sonne scheint und die Luft unbewegt ist, giebt er sich der Ruhe so sehr hin, daß man ihm zuweilen bis auf einige Schritte nahe kommt, zumal wenn er in dichtem Gebüsch oder in einer Laube sitzt. Im Winter zieht er sich den offenen Gewässern nach und muß sich meist mit kärglich ihm zufallender Nahrung zufrieden geben oder unter noch ungünstigeren Umständen sterben. Dem Tode verfällt er dann entweder durch Verhungern oder durch Ertrinken beim Tauchen in offene Stellen, wobei er unter die Eisdecke geräth und den Weg in's offene Wasser nicht mehr findet.

## Der Stoßfischer.

Der zu den Stoßfischern (Ceryle) gehörende, dem Eisvogel nahe verwandte Graufischer (Ceryle rudis), ein Bewohner afrikanischer Länder, namentlich an den Ufern des Nil sehr häufig, gräbt auf ähnliche Weise wie jener Erdhöhlen an steilen Uferwandungen. Er ist um einige Zoll größer, als unser Eisvogel, und von Farbe schwarz und weiß. Er unterscheidet sich aber von ihm wesentlich durch geselliges Zusammenleben mit Seinesgleichen, indem er zu Dutzenden nicht blos nach Fischen jagend an den Seeküsten gesehen, sondern auch nach Versicherungen Tristram's in großen Ansiedlungen an den Ufern von Flüssen und Bächen nistend beobachtet worden ist. Die Höhle des Graufischers ist in geringer Höhe über dem Wasserspiegel angebracht, über drei Fuß tief und endet seitwärts mit einer Erweiterung, worin sich Gras und Unkraut angehäuft finden, welche verschieden geformten, wahrscheinlich weißen Eiern zur Unterlage dienen. Die Anhäufung der von den Jungen abgelegten Exkremente und der ausgebrochenen Fischgräten verursacht einen bösen Gestank. Die Eltern offenbaren ihre Liebe zu den Jungen bei nahender Gefahr durch angstvolles Geschrei. Der Graufischer wird uns als gewandterer Fänger der Fische, als der Eisvogel geschildert, und namentlich hebt man hervor, daß er mitten im Fluge, die Beute erblickend, niedertauche, oder zitternd in der Luft über der Wasserfläche einige Zeit auf einer Stelle verweile und plötzlich sich hinabstürze, gewöhnlich mit dem beabsichtigten Erfolg.

Digitized by Google

Hornvögel.

2. Leben in Baumhöhlen und Mauerlöchern.

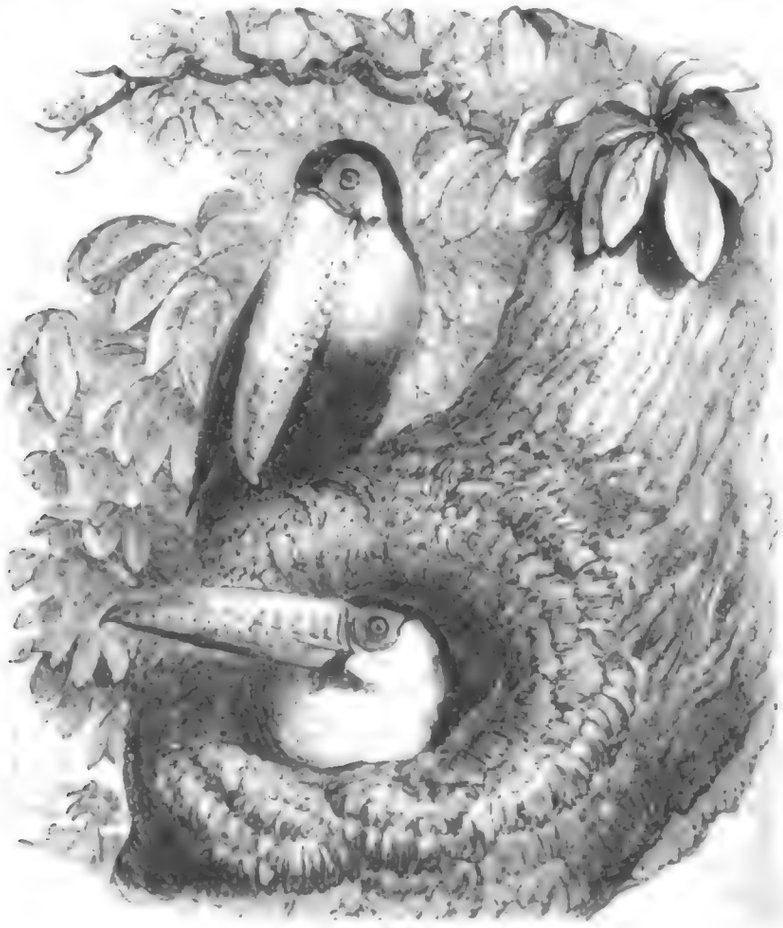
A. Vorhandene Höhlen und Löcher Benutzende.

Der Toko (Ramphastus Toco).

Aus der Ordnung der Leichtſchnäbler greifen wir auch heraus den Toko (Ramphastus Toco), ein Mitglied der Sippe der Pfefferfreſſer (Ramphastus), bei welchen der ungeheure Schnabel mit auffallenden Farben geſchmückt iſt. Er bewohnt Baumhöhlen, welche er ſich jedoch nicht ſelbſt haut, ſondern nur nach Bedürfniß und Bequemlichkeit erweitert und einrichtet. Sein Schnabel iſt, obgleich ſehr leicht, doch von bedeutender Stärke. Die Maſſe beſteht in einer bloßen Schale von horniger Subſtanz und hat Stellen, welche nicht dicker ſind, als Schreibpapier. Durch gewiſſe im Innern befindliche Häutchen (Membrane), die durch das halbdurchſichtige Horn durchſcheinen, erhält der Schnabel ſeine Farbe. Wie bei den Pfefferfreſſern überhaupt, iſt auch die Bildung ſeines Schnabels der Art, daß er an der Wurzel an Dicke faſt dem Kopfe gleichkommt, während er gegen das Ende hin ſehr zuſammengedrückt erſcheint. Seine kräftigen und zugleich hohen Füße mit den langen Zehen und den großen platten Tafeln kennzeichnen ebenfalls die ganze Verwandtſchaft. Seine Länge beträgt 22 Zoll. Er bewohnt die höheren Gegenden Südamerika's und lebt theils paarweiſe in den Oaſen und an bewaldeten Ufern der Flüße, theils durchſtreift er in kleinen Trupps die offene Savanne der Früchte wegen. Er hält ſich gern hoch in den Bäumen auf und zeigt da trotz ſeiner plumpen Geſtalt Gewandtheit und munteres Weſen. Sein Flug

iſt ein ſanftes Schweben von einer Baumkrone zur anderen, ſeine Stimme ein Knarren und Pfeifen. Vorſicht und Mißtrauen ſind hervortretende Züge ſeines Charakters und Muth fehlt ihm auch nicht. Sein Futter ſind Früchte, allein nach den Berichten Azara's morden die Toko auch Vögel und zerſtören deren Brut. Rennie ſagt: „Der Tukan nährt ſich von Thieren und Pflanzen, er frißt (gleich der Elſter) nicht nur junge Vögel und Eier, ſondern auch Früchte. Für den erſten Zweck iſt ſein Schnabel auf eine bewundernswürdige Weiſe geeignet, indem er ihn fähig macht, in die tiefen und engen Neſter der ſüdamerikaniſchen Vögel zu bohren, während die Zartheit der in demſelben verbreiteten Nerven ihm im Aufſuchen der Beute ausgezeichnete Dienſte leiſtet."

Die Hornvögel (Bucerotes), als die Vertreter der Pfefferfreſſer in Südaſien, auf den malayiſchen Inſeln und in Mittel- und Südafrika, erwähnen wir wegen der einzig daſtehenden Art und Weiſe ihrer Fortpflanzung. Das Paar wählt ſich zur Brutſtätte eine Baumhöhle aus, und ſobald das Weibchen ſeine Eier gelegt hat und ſie zu bebrüten beginnt, mauert das Männchen den Eingang der Höhle ringsum bis auf ein kleines Loch in der Mitte mit Lehm zu, ſo daß die gefangene Gattin nur den Schnabel herausſtecken kann, um das ihr von dem beſorgten Pfleger zugetragene Futter zu empfangen. Sie ſoll ſo lange eingeſperrt bleiben, bis die Jungen flügge geworden ſind. Man denke ſich alſo, welche Aufgabe dem Männchen damit geſtellt iſt: Mutter und Kinder gleichzeitig zu verſorgen. Wir können uns nur denken, daß erſtere das Futter empfängt und dann zum Theil an ihre Jungen abliefert. Durch dieſe Anſtrengung ſoll das Männchen zuletzt zu einem Gerippe abmagern.



Der Toko.

Digitized by Google

## Der Staar (Sturnus vulgaris).

Noch ist der Winter nicht völlig von Wald und Feld gewichen, da lugt schon der Staar das Astloch der Buche oder Eiche oder den Kasten unter dem Fenstergesimse aus und trifft seine Wahl für den bald zu beginnenden Nestbau. Und wenn auch das Schneegestöber ihn wieder vertreibt und er mit der rasch zusammengeführten Schaar seiner Landsleute die Quellen in den Wiesen aufsuchen muß, um sein Dasein zu fristen, so vergißt er doch nicht das stille Plätzchen der Liebe, in welches er schon beim Schwellen der Knospen für das zärtlich geliebte Weibchen Federn, Wolle, Halme, und was er sonst geeignet finden mag, trägt. Die Liebe macht ihn da zum Egoisten, so daß er, wenn er zur Zeit des Bauens ein Edelfinkennest findet, dasselbe zerzaust und verwendet.

Wood bemerkt mit Recht, daß der Staar bei der Auswahl der Nisthöhle einen möglichst engen Eingang und einen tiefen Höhlengang liebt, mag letzterer nun senkrecht, schräg oder wagrecht laufen. Das Nest ist ohne alle Kunst hinten in der Höhle angebracht. Das grobe Material bildet die Unterlage und das weichere das innere Polster. In engen Löchern wird oft die halbe Länge des Ganges, wenn derselbe nicht senkrecht in den Baum hinabführt, mit Neststoffen belegt. Diese sind je nach Umständen und dargebotenen Gelegenheiten ein buntes Mancherlei oder ein dürftiges Einerlei. In der Nähe menschlicher Wohnungen nimmt der Staar allerlei Dinge auf, welche er seiner Wohnung zuträgt, im Walde dagegen kommt es nicht selten vor, daß Flechten und Federn die einzige Unterlage für die Jungen bilden. An Thürmen und hohen, steinernen Gebäuden geräth der Staar mit Dohlen in Streit um die Mauerlöcher, wie er aus den Staarenkasten die frechen Spatzen oder Meisen zu vertreiben bemüht ist. Man sieht jedoch bald, daß sich die Streitenden auch zu verständigen wissen und in Frieden neben einander ihrem Brutgeschäfte obliegen.

Es ist eine schöne Zeit, wenn die Staare wieder unsere Hausgärten beleben und die galanten Hähne um die Gunst der Weiblein buhlen. Da wird sich geputzt, in die Brust geworfen, im Drehen, Wenden, im gravitätischen Gang auf den Aesten der Bäume, im Flügelschlag und Komplimentiren bemerkbar gemacht, da wird geschwätzt, gebalzt und manche Stelle klassischer Gesänge rezitirt, so daß man meinen sollte, man habe Menschen mit ihren Schwächen und Eitelkeiten vor Augen. Das eine Männchen strebt das andere zu überbieten, und gelingt es nicht mit allerlei Geschwätz, so macht vielleicht ein behagliches Wiegen im Sonnenschein mit ausgebreitetem Gefieder, gleichsam ein Luft- und Sonnenbad der Liebe, einen reizenden Eindruck auf das stillere blasse Weibchen. In vortheilhaftem Lichte entfaltet sich ja der Liebreiz, die eigentliche Schönheit erst. Da stechen die helleren Fleckchen auf dunklerem Grunde vortheilhafter ab und das Gefieder vom gelben, abgeplatteten Schnabel bis zum Schwanz schillert in Grün und Purpur, während die silberglänzenden Federspitzen gar schön hervortreten; da sieht der Vogel, der nicht mehr als neun Zoll und etliche Linien in die Länge und ungefähr 17 Zoll in die Breite mißt, merklich größer aus.

Digitized by Google

Da erblickt man wol auch dann und wann eine Varietät, sehr selten einen fast weißen, weniger selten einen in's Goldgelbe schillernden Staar. Neben unterhaltenden, muthwilligen Neckereien kommen auch ernste energische Kämpfe vor. Ich bin im Stande, dem geneigten Leser hierüber eine interessante Beobachtung mitzutheilen. Der Frühling war in vollem Anzug. Die Knospen der Bäume versprachen in der ersten lauen Nacht aufzubrechen. Viele Sträucher standen schon in grünem Schmuck. In meinem nach Süden hin gelegenen Garten wirkte die Sonne mit wunderbarer Kraft. Meine befiederten Freunde, die Staare, hatten ihre großen Volksversammlungen aufgelöst und einzeln ihre Standquartiere genommen. Ihre Kasten waren reparirt. Kräftig schwangen die Männchen ihre Flügel und hastig folgten die verliebten Töne ihrer angestrengten Kehlen aufeinander. In der Nähe meines Hauses stand ein alter hoher Apfelbaum; über denselben hinaus ragte eine Stange, auf welcher ein starkleibiger, alter Staarenvater schon seit mehreren Jahren die Lenzgefühle seines ewig jungen Herzens der auserwählten Gattin offenbart hatte, theils in der Form von gravitätischen Bücklingen oder leidenschaftlichen Tänzen, theils im Vortrag von Potpourris, die bewiesen, wie sehr er es verstand, seinen Nachbarn und selbst entfernteren Bekannten die Zauberkünste melodiöser Strophen zu stehlen und seiner Gattin als seine eigenen genialen Kompositionen vorzutragen. — An der südwestlichen Wand des Hauses saß auf dem Stäbchen eines Kastens ein jüngeres Männchen. Eben hob es den Kopf hoch, warf einen flüchtigen Blick in das Innere des Kastens und huschte hinein. Pfeilschnell schoß der alte Staar vom Baume nieder, berührte kaum das Stäbchen des fremden Kastens und kroch im Nu in denselben hinein. Jetzt begann ein wüthender Kampf unter fortwährendem Poltern und Kratzen, so daß man glauben konnte, irgend ein vierfüßiges Raubthier wirthschafte darin. Zuweilen ward es still, dann aber ging das Treffen von Neuem los. Fünf Minuten vergingen. Da auf einmal erschien von Innen ein Staarenschnabel, langsam schob der Kopf sich nach, mühselig der ganze Körper, und nur das linke Bein ward drinnen noch festgehalten, so daß der Vogel schwebend am Loch hing. Plötzlich wurde er frei, und hoch in der Luft wirbelte der Mißhandelte, Uebelzugerichtete, wie mir schien Betäubte. Nichts blieb zurück, als ein Plunder Federn, die in der Luft umherflogen. Für die ganze Sommersaison wagte es der in die Flucht Geschlagene nicht wieder, Kolonisations-Versuche in der Nähe seines starken Feindes zu machen. Der alte Graukopf aber schlüpfte bedächtig und gemüthlich aus dem fremden Loch, schüttelte den Staub von den Füßen, ordnete sein verwirrtes Gefieder und schwebte siegestrunken zurück zu seinem harmlosen Weibchen.

Eifersüchtig bewacht jedes Männchen während der Brutzeit die Wohnung, in die es dem allein brütenden Weibchen allerlei Insekten, Würmer, Schnecken und Heuschrecken zuträgt. Bei der ersten Brut entschlüpfen meistens den mattblauen Eiern fünf bis sechs Junge, bei der zweiten dagegen in der Regel nur drei bis vier. Sobald die Eier gesprengt sind, taucht das Weibchen aus dem Loch auf und verkündet die Vollendung des Brütens durch Ausspannen seiner Glieder, Putzen und lebhaften Gebrauch der Schwingen im Sitze.

Digitized by Google

Gar artig ist's, wenn der glückliche Vater mit beladenem Schnabel in's Loch sieht und die Gattin ihm Platz zum Einschlüpfen macht. Nach der Fütterung wird immer gewissenhaft die kleine Wohnung von den Exkrementen der Fresser gereinigt. Mit den Federn wächst der Brut auch die Gier nach Nahrung, welche unter schnarrendem Geschrei jedes Mal willkommen geheißen wird. Sicherlich würde sie die Natur zur Vorsicht und zum Schweigen angewiesen haben, wenn das Nest frei und der Gefahr preisgegeben stände. Droht indessen einmal Gefahr, dann stoßen die Alten in großer Unruhe einen harten Angstton aus, der etwa wie „gäh" oder „dähk" klingt. Von den rührigen Versorgern reichlich mit Raupen und Käfern gefüttert, fliegen die Jungen Ende Mai oder Anfangs Juni aus, und mit einem Male ist die Gegend mit Tausenden schreiender Staare gesegnet. In buntem Durcheinander lassen sie sich schaarenweise auf Wiesen und Felder nieder und überfallen ganze Reihen von Kirschbäumen, die sie in Eile zu leeren verstehen. Scharf ist bei diesem Treiben der Blick des Erkennens zwischen Alten und Jungen eines Nestes; letztere folgen mit Sicherheit ersteren nach allen Richtungen hin. Abends kehren anfänglich die Jungen noch gern in die Schutz bietenden Wohnungen zurück, später aber lassen sie sich in großen Flügen, von den erfahrenen Alten geleitet, in dichtem Weidengebüsch, im Rohre oder in einzeln stehenden Wäldchen zur Ruhe nieder. Sobald die Jugend zur Selbständigkeit erzogen ist, löst sich die größere Gemeinschaft in kleinere Flüge auf. Die Alten kehren paarweise zu den Brutstätten zurück und nisten abermals. Im Herbste sammelt sich das ganze Heer der ersten und zweiten Brut der Umgegend, das, im ewigen Umherziehen begriffen, den Nahrungssegen der Wiesen und Anger, der gepflügten Aecker und Viehtriften auszubeuten weiß. Sie halten sich gern in der Gesellschaft von Raben und Krähen, theils vielleicht deshalb, weil diese die ihnen gefährlichen Raubvögel öfters in die Flucht schlagen, theils hauptsächlich aus dem einfachen Grunde, weil sie ihnen manche Fundgrube öffnen. Sie fallen in die Herden der Schafe ein und picken auf dem Rücken der geschorenen das Ungeziefer mit Eifer und Geschicklichkeit auf. Auch verschmähen sie das Aas nicht. An den Chausseen trifft man sie häufig auf den Vogelbeerbäumen an. Je leerer die Felder werden, desto hastiger ist ihr Flug, ihr Laufen über die Erde hin, ihr Suchen nach Nahrung. Plötzlich stößt ein Falke oder Sperber unter sie und treibt einen einzelnen Vogel abseits. Der Verfolgte wird nach oben getrieben, immer höher und höher, bis sich endlich der Räuber über das ermattete Opfer, das sich in den höheren Luftschichten betäubt fühlt, erhebt und es mit scharfen Krallen packt. Viele Staare kehren im Oktober nochmals zur Brutstätte zurück, gleichsam um Abschied zu nehmen. Sie untersuchen die Kasten, singen, schwätzen, fliegen hin und her und steigen zuweilen dabei senkrecht in die Höhe, welches Spiel oft eine Viertelstunde währt. Mit einem Male aber sind sie verschwunden, um ihren Strich in die Ferne zu unternehmen.

Neben dem Staar verdient unter den Rabenvögeln als Bewohner von Mauer- und Baumhöhlen noch die Dohle (Monedula turrium) Erwähnung, welche oft in großer Anzahl die Thürme unserer Städte, nicht



Digitized by Google

weniger aber auch alte hohle Eichen auf Triften belebt. Daß ſie mit dem Staar um die Niſtſtätten ſtreitet, haben wir bereits erwähnt; aber auch die einzelnen Paare unter ſich kämpfen mit einander, berauben ſich gegenſeitig der herbeigetragenen Neſtſtoffe und müſſen ſehr auf ihrer Hut ſein, daß ihre zeitweiſe Entfernung nicht von lauernden Eindringlingen benutzt wird. Das kunſtloſe Neſt beſteht aus Reiſern und Stroh, welche Stoffe die Grundlage bilden, und aus einer Ausfütterung von dürrem Gras, Haaren und Federn. Die Eier, vier bis ſechs an der Zahl, ſind auf bläulich-grünem Grunde tief dunkelbraun getüpfelt. Die Jungen werden mit Kerbthieren und Würmern von den beſorgten Eltern gefüttert und in ihren erſten Flugunternehmungen treulich bewacht.

Ueber das Herbeitragen der Neſtſtoffe von Seiten der Dohle hat Wood folgende Beobachtung gemacht: „Die Dohle fliegt in das Feld, um ſich Reiſer zu ſuchen und bringt einige Zeit damit zu, einen Zweig auszuwählen, der für ihre Zwecke geeignet iſt. Sie hebt den Zweig auf und läßt ihn fallen, ſie wendet ihn um und wägt ihn, ſie beweiſt bei dieſen Handlungen großen Scharfſinn und braucht lange Zeit, eine paſſende Wahl zu treffen. Sobald ſie nun einen geeigneten Zweig ausgewählt hat, fliegt ſie fort zu der Stelle, welche ſie für ihr Neſt ausgeſucht hat. Die Dohle packt beim Aufheben den Zweig meiſtens in der Mitte an und trägt ihn ſo, weil er ſich auf dieſe Weiſe im Gleichgewicht halten läßt. Aber der Vogel vergißt, daß, wenn man einen Zweig quer hält, er nicht in eine kleine Oeffnung hineingeht, und iſt darum in Verlegenheit, ſobald er in ſeine Wohnung mit demſelben Zutritt erlangen will. Er flattert in großer Verlegenheit umher und verſucht mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Kraft den Zweig in das Loch hineinzubringen; aber er denkt nie an das einfache Auskunftsmittel, den Zweig am Ende zu faſſen und ihn der Länge nach durch den Eingang hindurch zu ſtoßen. Nachdem er ſich nun in vergeblichen Verſuchen abgemüht hat, läßt er den Zweig fallen und ſucht einen andern. Unter den vielen Niſtplätzen in Walton Hall kann man eine merkwürdige Menge Reiſer liegen ſehen, welche die Vögel ſo haben fallen laſſen. Herr Waterton lenkte vor Kurzem meine Aufmerkſamkeit auf einen ſchnell anwachſenden Haufen abgeſtorbener Zweige, welche eine Dohle beim Bauen ihres Neſtes in einem kleinen Fenſter auf der Vorderſeite eines Stalles hatte fallen laſſen. Die Vögel wiſſen, daß ſie an einer ſolchen bevorzugten Stelle nicht werden beläſtigt werden, und ſo dulden ſie, daß man ſie bei ihrer Arbeit beobachtet, ohne daß ſie die geringſte Scheu zeigen.“

---

Der Mauerſegler oder die Thurmſchwalbe (Cypselus apus). Von den Arten der Segler (Cypselus) aus der Ordnung: Sperrvögel, ſchildern wir als Höhlenbewohner die bei uns einheimiſche, die Thurmſchwalbe. Vor Allem weithin über Europa verbreitet, erſcheint ſie doch auch als Brutvogel in Mittelaſien und Afrika. Städte und Dörfer, welche alte und hohe ſteinerne Gebäude haben, namentlich Thürme und zerfallene Feſtungsmauern, liebt dieſer Segler vorzugsweiſe. Aber auch Felswände, wie im öſtlichen Sibirien, und hohle Bäume wählt er zu ſeinem Aufenthalte. An der rauhen Bekleidung oder an hervorſtehenden Steinen der Gebäude kann man dieſen

Digitized by Google

Bewohner und mächtigen Segler der Lüfte ſich zuweilen anklammern ſehen. Seine Länge beträgt ſieben, ſeine Flugweite nahezu ſechzehn Zoll. Die Färbung iſt eintönig, düſter braunſchwarz, nur die Kehle zeigt Weiß, und an der Stirne, ſowie über dem Auge ſind die Federenden ſchmal weiß geſäumt. Der kleine, an der Wurzel ſehr breite, ſpitz zulaufende Schnabel zeigt geöffnet einen großen Rachen. Die Füße ſind ſchwarz, etwas befiedert und verhältnißmäßig ſehr klein. Auffallend iſt das große Auge, deſſen Einrichtung den Vogel in den Lüften die Inſekten ſchnell und ſicher entdecken läßt.

Der Mauerſegler.

Erſt Anfangs Mai kehrt die Thurmſchwalbe bei uns ein und verkündet am Morgen ſchon ihre Ankunft durch einen ſchrillen Ton, der etwa wie „Sri“ klingt. Viele Paare nehmen ein zum Niſten geeignetes Gebäude unter Zank und Streit ein und wählen die Spalten, Ritzen und Löcher von verſchiedener Größe und Tiefe zu Brutſtätten. Sperlinge, Staare und Rothſchwänzchen werden an ihren Wohnplätzen von ihnen geſtört und womöglich vertrieben.

Selbſt die bereits in die Höhlen eingetragenen Neſtſtoffe werden von den ſtürmiſchen Eindringlingen zerzauſt und zu eignen Zwecken benutzt oder auch als Grundlage für ihre Eier in der vorhandenen Lage mit wenigen Zuthaten belaſſen. Dabei ſind ſie immer darauf bedacht, ſich in möglichſter Höhe anzuſiedeln. Oft iſt das Loch oder die Mauerſpalte ſo eng, daß der Vogel ſich mit einiger Mühe einzwängen muß. Die kurzen Füße kommen ihm hierbei

Digitized by Google

ſehr zu Statten, und kaum vermag man ſeinen Bewegungen mit dem Auge zu folgen, wenn er ſich plötzlich aus dem Bereiche der Lüfte in das Dunkel der Höhle begiebt. Sein Flug iſt immer ſo genau nach der Oeffnung gerichtet, daß man kaum das Fußen auf dem Rande derſelben bemerkt und es mehr ein Einfliegen als Einkriechen genannt werden muß. Daſſelbe iſt beim Ausfliegen der Fall; die Schwalbe kommt hervorgeſchoſſen, läßt ſich in einem tiefen Bogen herab, um, wie man zu ſagen pflegt, erſt Luft zu fangen, und ſegelt dann dahin, empor in das weite Luftreich, ihre eigentliche Heimat, bald in gerader Richtung wie ein Pfeil dahinſauſend, bald in weiten Kreisbögen mit ausgebreiteten, ruhig gehaltenen Schwingen, wie ein ſtolzer Adler ſchwebend, bald, in Geſellſchaft vieler Paare, ſchreiend gewiſſe planmäßige Flugrichtungen wiederholt in tieferen Luftſchichten, namentlich in der Nähe der Niſtplätze, verfolgend. Hier wird nach Art des mörderiſchen Raubvogels ein Sperling feindlich angefallen und in die Flucht getrieben, dort ſtoßen zwei kriegeriſch geſinnte Männchen mit den Leibern, wie dies Schnepfen im Frühjahr thun, hart aneinander und gebrauchen ihre Krallen nicht ſelten mit verwundendem oder tödlichem Erfolg. Wir haben den beſiegten Segler mehrmals ermattet auf dem Boden gefunden, und derartige Fälle mögen zu der Vermuthung Anlaß gegeben haben, der Vogel könne ſich überhaupt nicht wieder von der Erde erheben. In völlig geſundem Zuſtande vermag er dies allerdings, jedoch nur mit Mühe, indem er mit ausgebreiteten Flügeln ſich emporſchnellt. Uebrigens führt ihn ſelten eine Veranlaſſung hierher, wol nur ein Zufall oder die Abſicht, ſich Material zum Neſtbau zu verſchaffen. In den meiſten Fällen nimmt der Mauerſegler jedoch die Stoffe für ſein Neſt von anderen Höhlenbewohnern oder von Gebäuden, woran ein Läppchen, ein Strohhalm, eine Schnur, eine Feder und dergleichen mehr hängen geblieben iſt, oder aus der Luft, wenn der Wind ſolche leichte Stoffe emporträgt. Von Strohdächern zieht er Halme aus, oder wenn er, wie es zuweilen vorkommt und auch Wood von Dörfern Englands erzählt, innerhalb derſelben niſtet, knickt er die Halme nur oder zieht ſie tiefer in ſeine Höhle hinein, um das Neſt zu bereiten. Da bei der Wahl des Materials größtentheils gewiſſe Zufälligkeiten entſcheiden, ſo ſind die Beſtandtheile oft ſehr verſchieden. Die gewöhnlichen ſind Stroh, Heu, Blätter, Fäden, Lappen, Haare und Federn, welche in buntem Durcheinander zuſammengefügt und durchgehends mit klebrigem Speichel zu einer haltbaren Maſſe verbunden werden. Wir haben zu verſchiedenen Malen die Beobachtung gemacht, daß der Mauerſegler von Neſtern der Sperlinge Beſitz ergreift. An dem Seminargebäude in Friedberg in der Wetterau nahmen wir zur Zeit unſeres Knabenalters alljährlich alsbald nach Ankunft der Mauerſegler, Anfangs Mai, immer ein Zetergeſchrei und eine ſehr auffallende Erregtheit unter den Sperlingspaaren wahr, welche in den Ritzen der ſteinernen Wände geniſtet hatten. Die Mauerſegler trieben die brütenden Weibchen aus ihren Wohnungen, warfen Eier oder nackte Junge und Theile des Neſtes heraus und richteten ſich die Höhlen zur eigenen Brutſtätte ein.

Eine hiermit übereinſtimmende Erfahrung theilt C. Cornelius in Elberfeld im Januarhefte des „Zoologiſchen Gartens“ mit. Er erzählt von

Digitized by Google

einem Sperlingspaare, welches einem Staarenpaar den Besitz eines Brutkastens streitig machte und siegte. Dann fährt er fort: „Als die Lüfte wärmer geworden waren, an einem der ersten Maitage, erblickte ich plötzlich an den Thürmen in meiner nächsten Nachbarschaft die ersten Mauersegler, die ihre alte oder neue Wohnung unter dem Gebälke des Daches aufsuchten. Zugleich aber zog von der Hofseite her das mir wohlbekannte Angst- und Zankgeschmetter des eben noch so glücklichen Sperlingvaters meine Aufmerksamkeit auf sich. Als ich an's Fenster trat, um nachzusehen, schlüpfte gerade eine Mauerschwalbe aus dem Sperlingsneste zum Kasten hinaus. Der Sperlingsmann geberdete sich wie unsinnig, flog von einer Stelle des Daches zur andern, trippelte und hüpfte in beständiger Unruhe und schmetterte und schalt unaufhörlich, während das arme Weibchen in schwächeren Klagetönen einstimmte. Zuweilen schlüpften dann beide in's Nest; aber es mußte schlimm darin aussehen! — Nicht lange, so kam der schwarze dickköpfige Unhold wieder und fuhr ohne Weiteres wieder in die Oeffnung zum Neste. So ging es den ganzen Tag unter beständigem Lärm in Noth und Streit. Am andern Morgen war es stille geworden. Aber o Jammer! Auf dem Steinpflaster des Hofes gerade unter dem Neste lagen fünf kahle todte Sperlingskinder nebst einem Theile des Nestmaterials, und die Schwalbe war und blieb für den Sommer Besitzerin der Wohnung."

Das Weibchen legt zwei bis drei langgestreckte, an beiden Enden ziemlich gleichmäßig abgestumpfte, weiße Eier, welche von ihm allein ausgebrütet werden. Das Männchen trägt ihm treulich Nahrung zu, indem es gewöhnlich in der Nähe des Nestes seine Stimme erhebt, worauf das Weibchen im Neste antwortet und unter solcher Begrüßung die Nahrung empfängt. Täglich verläßt übrigens, namentlich an rauhen und nassen Tagen in Folge des Futtermangels, das Weibchen die Eier auf kurze Zeit, um sich selbst zu versorgen. Die Liebe zu den Jungen ist den Eltern in hohem Grade eigen, und das Fütterungsgeschäft setzen sie mehrere Wochen lang fort, weil die Jungen langsam wachsen und erst aus dem Neste sich wagen können, wenn sie völlig flugfähig sind. In Baumhöhlen werden letztere zuweilen eine Beute des Siebenschläfers. Nisten übrigens die Mauersegler in Bäumen, dann vermeiden sie stets die im tiefen Gebüsch und suchen die freistehenden aus, um beim Ab- und Zufliegen durch keinerlei Hinderniß gehemmt zu sein. Wood giebt an, daß sie an Wänden auch Löcher der Ratten benutzen, jedenfalls aber müssen diese hochgelegen sein.

## Der Wiedehopf (Upupa Epops).

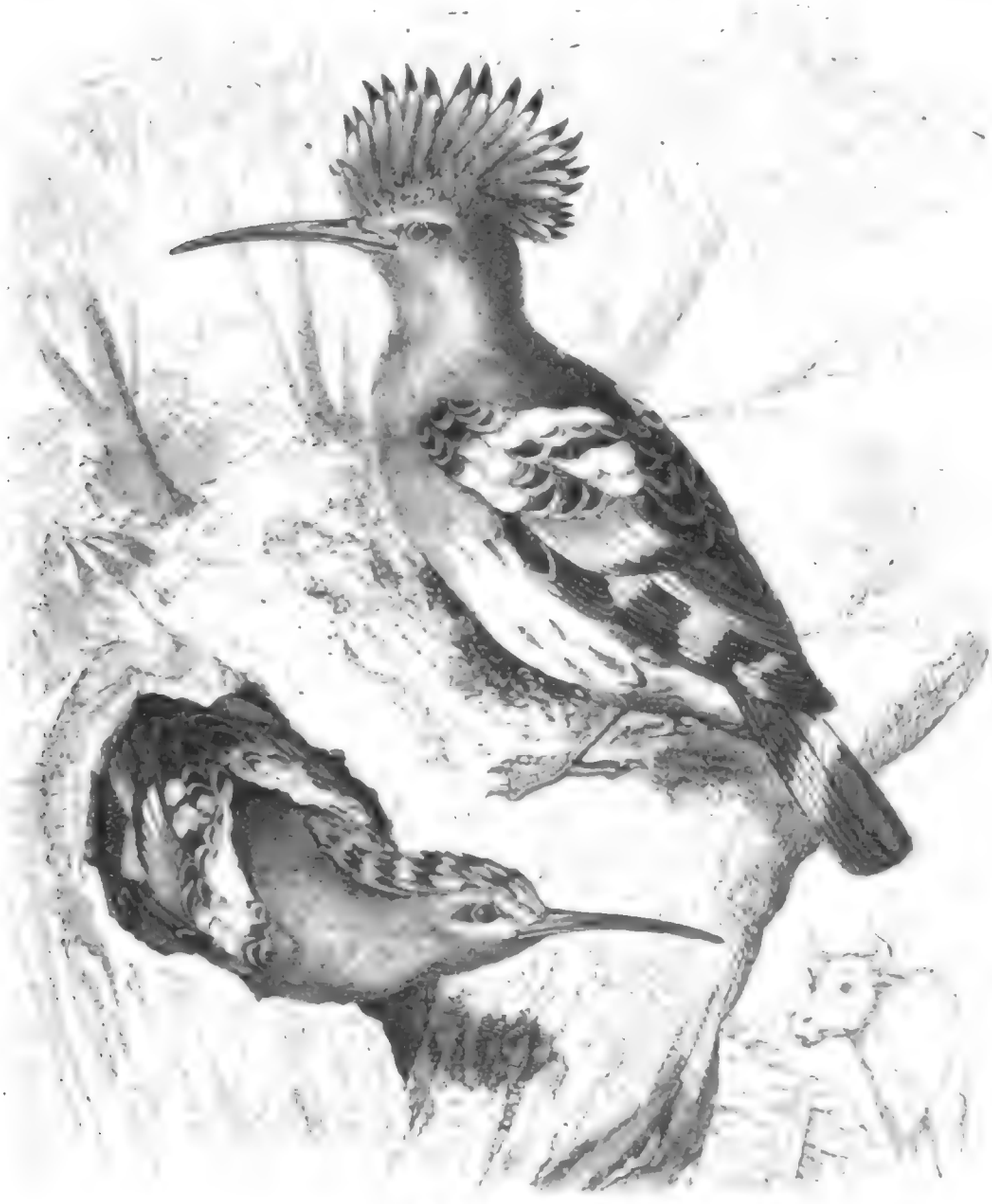
Unter der Abtheilung oder „Zunft" der Dünnschnäbler in der weitschweifigen, oft gegen den eigentlichen Wort- und Sachbegriff gehenden Ordnung der Klettervögel (Scansores) ist als Höhlenbewohner von Interesse auch unser Wiedehopf (Upupa Epops). Naumann's Vergleichung des Wiedehopfs mit den Baumläufern und Mauerkletten, wonach jener das auf dem Boden, was diese an den Bäumen, Mauern und Felsen, ist zwar zutreffend; nichts desto weniger aber müssen wir bekennen, daß dem Wiedehopf,

entgegen den meiſten Baumhopfen, kein eigentliches Klettern zukommt und ſeine Einreihung in die Ordnung der Klettervögel als eine unvermeidliche Folge der Vereinigung mit dem Baumläufer und Mauerkletten in der Zunft der Dünnſchnäbler (Tenuirostres) der übereinſtimmenden Form und Ausprägung ihrer Schnäbel wegen erſcheint. — Der Wiedehopf kommt in dem größten Theil von Europa, in Aſien und Afrika vor und iſt ein Vogel von der Größe eines Staares, ausgezeichnet vor Allem durch ſeine zwei Zoll lange Haube, die im Zuſtande der Ruhe oder liegend in eine Spitze nach hinten zuläuft, aufgerichtet aber als Fächer in zweireihigen roſtfarbenen, dunkler geränderten und mit weiß und ſchwarzen Spitzen verſehenen Enden emporſteht, ſodann durch den langen, ſanft nach unten gebogenen, dünnen, ſeitlich zuſammengedrückten und ſpitz zulaufenden Schnabel, ferner durch die ſtämmigen, bleifarbenen Füße mit den ſtumpfkralligen Zehen, endlich durch ſeine geſtreckte Geſtalt. Die Färbung iſt eine bunte, am Nacken und Hals matt röthlichbraun, am oberen Rücken lehmfarben, am unteren ſchwarz mit gelblichweißem Querbande, an den oberen Schwanzdeckfedern ſchwarz, auf denen gegen die Mitte hin ein weißes Band in die Quere läuft. Die Grundfarbe der Flügel iſt ſchwarz und von weißen und gelblichweißen Querbändern unterbrochen. Bei dem Weibchen iſt die Farbe bleicher, der Federbuſch und die Größe geringer. — Der Wiedehopf liebt diejenigen Waldungen und Feldhölzer, welche an Viehtriften, Wieſen und Anger angrenzen. Hier bewohnt er alte Weiden, Eichen, Obſtbäume und andere morſchgewordene und von Spechten oder ſonſtigen Höhlenfertigern benutzte Bäume. Auch niſtet er in Mauern und Raſen an Rainen. Ob er aber, wie Wood behauptet, in abſterbenden Bäumen ſelbſt die von der Natur angebahnten Höhlungen für ſeine Brut ausführt und paſſend macht, bezweifeln wir, da ſich ſein ſchwacher Schnabel zu einem ſolchen Geſchäfte keineswegs eignet. Er giebt ſich oft nicht die Mühe, in den Höhlen ein Neſt anzulegen, ſondern begnügt ſich in vielen Fällen mit der Unterlage von faulem Holz. Trägt er aber Neſtſtoffe ein, ſo beſtehen dieſe in Hälmchen, Würzelchen, Grasſtückchen und Kuhmiſt. Das Weibchen legt vier bis ſieben länglich geſtaltete, verhältnißmäßig kleine Eier von abweichender Färbung, die bald in grünlichweißem, bald in rothgrauem oder in's Gelbe und Braune ſpielendem Grunde beſteht. In vielen Fällen ſind die Eier weiß punktirt. Anfangs Mai beginnt das Weibchen allein zu brüten und ſitzt volle ſechzehn Tage über den Eiern, während welcher Zeit das Männchen ihm von Wieſen, Aeckern, Triften, Angern, Waldwegen, Viehweiden, Rainen und dergleichen Plätzen allerlei Käfer, Maden, Puppen, Regenwürmer, Grillen, Heuſchrecken und Raupen zuträgt, mit denen er ſich auch ſelbſt nährt. Die Jungen werden dagegen von den Eltern nur mit Käfern und Maden erzogen. Das Brutloch ſtinkt entſetzlich, weil die unſauberen Eltern die Exkremente ihrer Kinder nicht daraus entfernen. Ueber die Veranlaſſung dieſes Geruchs iſt Wood ſehr irriger Anſicht, er meint nämlich, derſelbe ſei in einer Stinkdrüſe des Vogels zu ſuchen, und zieht einen Vergleich mit dem Moſchusthier, behauptend, daß die Abſonderung für den Vogel in einer uns unbekannten Weiſe wohlthätig ſein müſſe. Dieſer ausgeſprochenen Vermuthung, welcher

Digitized by Google

eine genaue Unterſuchung zur Feſtſtellung eines Erfahrungsſatzes hätte folgen ſollen, widerſpricht der Umſtand, daß die jungen Wiedehopfe nur ſo lange ſtinken, als ſie ſich in dem Schmutzloch befinden, während nachher kein übler Geruch mehr an ihnen wahrgenommen wird.

Die Familie bleibt noch einige Zeit vereinigt und ſammelt ſich an ergiebigen Nahrungsplätzen. Feuchte Stellen werden mit dem langen Schnabel durchbohrt, aus dem Kuhmiſt Käfer hervorgeholt, aus den Löchern Grillen, kurz überall, wo der Wiedehopf Beute vermuthet, unterſucht er aufmerkſam.



Der Wiedehopf.

Sonderbar iſt ſein Geberdenſpiel. In hohem Grade furchtſam und zum Erſchrecken geneigt, ſieht er oft Gefahr nahen auch da, wo keine vorhanden iſt. Streift auf der Wieſe und Viehtrift eine Schwalbe unverſehens nahe über ihn hin, ſo wird er plötzlich zur Bildſäule und wagt es erſt wieder nach einiger Zeit, dem unterbrochenen Suchen nach Nahrung von Neuem obzuliegen. Das Erſcheinen eines Raubvogels aber bringt ihn zur Verzweiflung. Mit ausgebreiteten Schwanz- und Flügelfedern legt er ſich nieder, wirft den Kopf

zurück und ſtellt den Schnabel ſenkrecht in die Höhe. Dieſes inſtinktive Verfahren theilt ſich den Gefährten ſogleich mit, wenn ſie in unmittelbarer Nähe ſich befinden, und man kann nicht anders ſagen, als daß es auf denſelben Grundſätzen beruht, wie die zur Sicherheit und zum Schutz angewandte Liſt, welche ſich bei jedem einzelnen Gliede irgend einer Familie oder Sippe wiederholt. Nach überſtandener Gefahr nimmt der Wiedehopf erſt wieder die gewöhnliche Stellung und den ſchrittweiſen, behenden Gang an, den ein charakteriſtiſches Kopfnicken begleitet. Er bildet eine echte Rococofigur. Auch ſein Flug iſt ſehr eigenthümlich, ruckweiſe, ſo daß man meint, der Vogel käme nicht von der Stelle, wenn er vor einem auffliegt. Sein ungeſelliges Leben wird durch einen eintönigen, im Frühjahre immerfort durch Pauſen unterbrochenen Ruf: „Hud hud“ oder „Hup hup“ für den Beobachter höchſt langweilig und ermüdend. Hat man jedoch das Glück, das liebende Paar in ſeinen Zärtlichkeitserweiſungen zu beobachten, ſo wird man reichlich entſchädigt. Auch dieſes Liebeſpiel wird mit gehöriger Grandezza ausgeführt, und des Männchens Auf- und Niedergehen auf dem Aſte erinnert an den Menuet der mit Allongeperrücken geſchmückten, bepuderten Vorfahren. Wird die Eiferſucht eines Männchens durch ein anderes erregt, dann ruft es ſtreitend unaufhörlich ſein „Hud“ oder „Hup“ und hängt zuweilen ein heißeres „Puh“ an, was von dem Nebenbuhler eifrig beantwortet wird. Brehm erzählt in ſeinem Thierleben, daß der Wiedehopf in Aegypten an den Wohnungen der Menſchen ſich anſiedle und in irgend einem Mauerloche ſeine ſtinkende Kinderſchaar heranziehe. Man hat in den Steppengegenden ſein Neſt im Knochengerüſte des Aaſes entdeckt. Ueberall bethätigt er, daß ſeine Geruchsnerven unempfindlich ſind gegen die durch Unrath verpeſtete Luft.

Die Ordnung der Klettervögel zeigt uns weiter eine Familie, die wir eines allbekannten, weit verbreiteten Exemplares wegen nicht übergehen dürfen, wiewol hinſichtlich der Wohnungsbereitung eine hervorragende Eigenthümlichkeit nicht vorhanden iſt. Die Familie der Baumläufer (Certhiae) enthält unſeren Baumläufer (Certhia familiaris), einen der kleinſten europäiſchen Vögel, denn er mißt nur 5 Zoll in der Länge. Ausgezeichnet iſt der oft 8 bis 9 Linien lange, ſanft gebogene, dünne und ſpitze Schnabel, deſſen oberer Theil ſchwärzlich und deſſen Untertheil gelblich hornfarben erſcheint. Die tiefgraue Oberſeite des Vögelchens zeigt viele trübweiße Tropfen, die Unterſeite ein nicht ganz reines Weiß, welches an den Seiten in's Gelbliche ſpielt. Ueber das Auge läuft ein weißer Streifen. Die dunkelbraune Grundfarbe des Scheitels hat den gelben Anhauch und ſchmutzig-weiße Tropfen. Die Schwingen ſind ſchwarz graubraun und haben weiße Spitzenfleckchen. Die Schwanzfedern, lanzetförmig zugeſpitzt und ſehr widerſtandsfähig, tragen die graubraune Farbe und eine hellgelbe Umſäumung. Die verhältnißmäßig kurzen, aber großzehigen, mit ſtark gebogenen ſcharfen Krallen verſehenen Füße befähigen das kleine, langgeſtreckte Vögelchen zum flinken, gewandten Klettern. In Waldungen und Baumgärten findet ſich der Baumläufer häufig. Wenig ſcheu, jedoch im Verbergen hinter Aeſten und Stämmen äußerſt geſchickt, kommt er

Digitized by Google

dicht zu den Wohnungen der Menſchen und beſucht die Lehmwände und Mauern alter Gebäude, mit ſeinem geſchäftigen Schnabel Ritzen, Löcher, Moosbüſchel und dergleichen mehr der Inſektenlarven wegen unterſuchend. Seine Bewegungen ſind immer flink, haſtig, munter, mag er nun in allerlei Windungen die Bäume beſteigen, oder an einer Mauer ſenkrecht emporklettern, oder an einer Nahrungsquelle ſeine Unterſuchungen anſtellen, oder endlich von der Höhe eines Baumes ſich in kräftigem Schwunge niederſtürzen, um an dem Stamme eines andern oder deſſelben Baumes ſich anzuklammern. Seine Anweſenheit verkündet er durch ein feines „Sit", welches er im Eifer oft wiederholt, und in der Regel liebt er es, auf einem hohen, frei hervorragenden Aſte kletternd angelangt, einen ſchrillen Pfiff raſch hintereinander mehrere Mal und am Schluß in mäßigerem Tempo hören zu laſſen. Im Frühling ſcheint das Männchen allerlei Verſuche zum Singen zu machen, aber was es ſeiner Ehehälfte vorträgt, iſt nichts Anderes, als das ewig ſich wiederholende „Zi, Sit, Sri, Zri", und „Düdüdüdüdü". Das Paar treibt ſich munter unter Verfolgung und Liebkoſung umher, nachdem eine Spalte, eine Ritze oder eine Baumhöhle zum Brutort erwählt und das nicht ohne Kunſtſinn verfertigte Neſt darin angebracht worden iſt. Es ſteht gewöhnlich in einer Höhe von acht bis zwanzig Fuß in Nadel- oder Laubholzbäumen, zwiſchen dem Stamm und losgetrennter Borke, in Löchern der Lehmwände, in Mauern, unter Dachgiebeln u. ſ. w. Würzelchen und Grashalme bilden das Hauptneſt, ihnen ſind gewöhnlich Grasblätter, Reiſerchen, Baumbaſt, auch Geniſt, welches mit Inſektengeſpinnſten durchwebt iſt, beigegeben. Die Wahl dieſer Stoffe hängt vielfach von der Oertlichkeit ab. Das Innere des Neſtes wird mit dünnen Baſtbändchen, in der Nähe der menſchlichen Wohnungen mit Flachs, Werg oder wolligen Subſtanzen und mit verſchiedenen Federn gebildet. In dem runden, gut ausgearbeiteten, nicht gerade tiefen Neſtnäpfchen befinden ſich Anfangs April ſchon ungefähr acht weiße Eier, welche roſt- und blutrothe feine Punkte von verſchiedener Größe, namentlich am ſtumpfen Ende, haben. Die Jungen finden in dem Neſte ein weiches und warmes Lager und werden von den Eltern mit unſäglicher Emſigkeit und Treue mit Futter verſorgt. Die Eltern fliegen ab und zu und mögen nicht einmal Zeit verlieren, mehrere Räupchen oder fliegende Inſekten, wie andere Inſektenfreſſer, im Schnabel einzuſammeln, um ſie den Jungen auf ein Mal zu bringen. Sie ergreifen die Beute und liefern ſie unverzüglich dem harrenden kleinen Völkchen im Neſte ab. Sobald das alte Vögelchen den Fund gemacht, fliegt es nicht direkt der Brutſtätte zu, ſondern fußt eine gute Strecke unterhalb und rückt eilig kletternd erſt dann derſelben näher, um einzuſchlüpfen. Die kleinen Inſaſſen vertrauen frühzeitig auf ihre Kletterwerkzeuge, indem ſie noch in der Neſthöhle im halbflüggen Zuſtande ſchon an deren Wänden angeklammert hängen, auch ſich oft, noch ehe ſie ein wenig fliegen können, in's Freie begeben. Sie halten ſich aber immer in der Nähe des Neſtes auf und werden von den Eltern nach wie vor fleißig gefüttert, ſorglich beſchützt und geführt. Schon im Juni trennen ſie ſich von den Eltern, und dieſe niſten zum zweiten Mal. Die Anzahl der Jungen von der zweiten Brut ſteht jedoch der von der erſten faſt um die Hälfte nach.

Digitized by Google

Eine den Baumläufern verwandte Gruppe oder Familie, die von Brehm mit dem Namen der „Mauerkletten" (Tichodromae) bezeichnet wird, vertritt ein schöner, etwas über 6 Zoll langer Vogel, den Girtanner „die lebendige Alpenrose" nennt und der als Bewohner von Höhlen und Spalten hoher Felswände hier seinen Platz findet, nämlich der Alpenmauerläufer oder Alpenspecht (Tichodroma muraria). Er wird uns in folgender Weise geschildert:

Hauptfarbe aschgrau; Kopf dunkelaschgrau, Schwung- und die weichen Schwanzfedern schwarz, braun und weiß; Flügeldeckfedern schön rosenroth, Kehle schwarz. Der Schnabel ist dünn und sanft gebogen, von Farbe schwarz; die Zunge sehr spitzig, spießförmig und kann, wie bei den Spechten, hervorgeschossen werden; die Füße pechschwarz mit großen Krallen. — Sein Nest hat viel Aehnlichkeit mit dem des Baumläufers, ist aber bedeutend größer. Es besteht aus zusammengefilzten thierischen und pflanzlichen Stoffen, aus Moos, feinen Würzelchen, Bastbändern, Pflanzenwolle, Thierhaaren und Federn. Die Unterlage bilden die Würzelchen, oder vielmehr erscheint dieses Gebilde als Nestumhüllung. Das eigentliche Nest hat die zartesten Substanzen im Napfe, dessen Uebergang zum Rande sanft abgerundet erscheint. Die Bekleidung besteht aus Moos, und diese sitzt lose um die Ausfütterung, welche sogar Federn aus der Brust des bauenden Vogels selbst enthält. Die birnförmigen, milchweißen, mit sehr kleinen, nach dem stumpfen Ende sich häufenden rothgrauen Punkten versehenen Eier, fünf bis sechs an der Zahl, werden im Mai ausgebrütet. Während des Brütens wird das Weibchen von dem Männchen mit Spinnen und Kerbthieren versehen. Beim Fangen oder Aufnehmen der Beute dient zunächst der Schnabel, dann aber auch die spitze Zunge, welche wenigstens weichere Nahrung durchsticht und im hinteren Theile des Schnabels zum Verschlucken abstreift. Im Winter besucht der Mauerläufer Städte, welche alte hohe Gebäude haben.

Wir lassen über diesen Vogel Wilhelm Hausmann reden, der ihn selbst in den siebenbürgischen Karpathen beobachtet hat:

„Der Mauerläufer ist ein harmloses, still für sich lebendes Vögelchen, das wenig Antheil an seiner Umgebung nimmt. Ganz in seine Beschäftigung vertieft, läßt es den Beobachter sehr nahe kommen. Unaufhörlich klettert und flattert es an den steilen Steinwänden umher und steckt sein sondenartiges Schnäbelchen in jede Ritze, hier ein kleines Spinnchen oder Käferchen, mitunter auch eine kleine Puppe zu erhaschen, die es mit Behagen und immer ganz verschlingt. Niedlich sieht es aus, daß diese Vögel stets mit halboffenen Flügeln, die sie kokett fächerartig immer auf- und zuklappen, sich zeigen, wobei die weißen Punkte sich brillant von dem grauen Grunde abheben. Mit dem Schwanze stützen sie sich niemals wie die Spechte, sondern klettern immer frei schwebend. Nie bemerkten wir, daß der Mauerläufer von anderen Vögeln um ihn her Notiz genommen hätte, sowie auch ihm wol selten ein Vogel etwas zu Leide thun mag. Aber wenn der Frühling siegend seinen Einzug auch im starren Felsrevier der Alpenregion hält, dann regt sich auch im kleinen Herzen unseres Vögelchens neben der zärtlichen Liebe für sein Weibchen heftige

Digitized by Google

Eifersucht gegen den Nebenbuhler, und mit lautem, zornigem „zit! zit! zit!“ verdrängt es den Eindringling aus seinem Revier, der dann die mühsame Aufgabe hat, in einem weit entfernten Felsthale sich eine Gefährtin zu suchen, um der Liebe Lust und Mühen mit ihr zu theilen. Es scheint stets Mangel an Weibchen zu sein, und überhaupt vermehrt sich dieses überaus schöne Vögelchen sehr schwach. Leider ist es der Naturcharakter ihrer rauhen, unwirthlichen Heimat, welcher ihnen den meisten Schaden thut. Oft prallen die Sonnenstrahlen früh im Mai an die grauen Felswände erhitzend an. Die sorglosen Thierchen folgen dem Impulse der Natur und bauen eifrig an ihren Nestern. Es folgen Tage voll Sonnenschein und Wärme, bald ist das kleine Nest mit Eiern bedeckt, die das sorgsame Mütterchen bebrütet, den schlummernden Lebenskeim zur vollen Entwickelung zu bringen, während das Männchen in der Nähe harmlos umhertändelt voll froher Vaterhoffnungen. Aber o weh! gegen Abend springt der bisher herrschende Südwest in einen rauhen Nordost um, am andern Morgen siehst du betrübt Alpenrosen, Wachholdergesträuch und Felsgipfel mit tiefem Schnee überdeckt. Die empfindliche Kühle zwingt das arme Tichodroma-Weibchen sich Bewegung zu machen und das spärliche Futter zu suchen. Indessen streicht der eisige Windhauch erstarrend durch die Felsklüfte, und verweilt das Vögelchen nur eine Minute zu lang, so erlischt das schwache Lebensfünkchen in den Eiern, und keine Bemühung der Eltern ist im Stande, es wieder zu erwecken. Traurig verlassen sie den nun öden Ort und schweifen getrennt in den Felsen umher; denn selten schreiten sie zu einem zweiten Nestbau. Dieser Unfall muß sich wol sehr oft ereignen. Wenn der Winter seine Herrschaft mit Strenge geltend macht und unergründliche Schneemassen über die Schluchten der Gebirge stürzt, im rasenden Sturmwind die dürren, erstorbenen Aeste der Tannen krachend umherfliegen, zahllose Steintrümmer, vom Frost losgesprengt, polternd über die kahlen Halden rollen: dann suchen auch die kleinen befiederten Alpenbewohner eine späte Zuflucht in tieferen, wirthlicheren Gegenden. Namentlich in dem romantisch von felsigen Bergen eingeschlossenen Kronstadt erscheinen oft schon im Spätherbst wenigstens ein bis zwei Paare, die eifrig die alten Stadtmauern und Thürme umflattern, die sie aber bald verlassen, sobald ihre lieben Alpenhöhen ihnen wieder zugänglicher werden und in den ersten Frühlingstagen dort oben sich wieder Spinnen und Käferchen lustig regen. Wenn der Abend langsam dämmernd herabsinkt, die Sonne nur noch die obersten Felsgipfel röthet, ein munterer Sänger nach dem andern verstummt; dann kriecht auch der kleine Mauerläufer ermüdet und gesättigt in eine schmale schützende Felsspalte und schläft, bis ihn am andern Tage die Strahlen der Morgensonne zu neuer Thätigkeit wecken. Auf Bäume fliegt der Mauerläufer niemals und setzt sich auch auf keinen Zweig. Niemals zeigt er sich im Flachlande. In den nördlichen Gebirgen Europa's kommt er wol nicht vor. In den Schweizer Alpen ist er sehr bekannt und soll auch da gewisse Reviere haben, die er mit Vorliebe besucht! Im trocknen höhlenreichen Karstgebirge wurde er öfters beobachtet. In den siebenbürgischen Karpathen scheint er die Kalkgebirge allen anderen vorzuziehen, ist aber auch hier jederzeit eine seltene Erscheinung.“

Digitized by Google

Den äußersten Grenzpunkt der Spechtvögel, dieser ausgeprägtesten Kletterer, nimmt

## der Wendehals (Jynx torquilla)

ein. Die Wendehälse (Jynges) werden nicht mit Unrecht als Bindeglieder zwischen Spechten und Kukuken oder Bartvögeln angesehen. — Wenn der Wendehals seinen wohlbekannten Ruf im Frühling ertönen läßt, der etwa wie „dedededededede" klingt, dann hat bereits das rege Leben der verjüngten Welt begonnen. Dem Landmann auf dem Felde, der Hausfrau im umgegrabenen Garten ist dieser Ruf aus der Ferne und Nähe gar willkommen. Da sitzt der nach der nächtlichen Ankunft bei gutem Wetter sogleich am Lenzesmorgen seiner Umgebung sich anmeldende Vogel auf dem Aste eines alten Apfelbaumes oder am Rande der Höhle irgend eines anderen morschgewordenen Stammes fast regungslos und ruft nach meist sehr regelmäßigen Pausen die eintönige Strophe laut in die Welt hinaus. Sein Ruf findet Anklang bei dem nicht ferne weilenden Weibchen und wird von diesem beantwortet. Nähert man sich dem Standorte des Vogels, dann wird er oft plötzlich durch die ihm verdächtige Erscheinung erschreckt und bricht mitten in der begonnenen Strophe ab oder läßt sie mit unterdrückter Stimme hören. Die Aehnlichkeit seines Gefieders mit der Rinde alter Bäume erschwert es dem Auge, ihn zu sehen, zumal sich der Vogel vor dem Feinde noch durch Ducken und beharrliches Stillsitzen zu verbergen sucht. Näher betrachtet, zeigt sein Gefieder doch einige Mannichfaltigkeit der Färbung. Ein bräunlicher Anflug deckt den hellgrauen Kopf, der durch schwärzliche Spritzpunkte und weiße wellenförmige Fleckchen geziert ist. Von dem Hinterkopf an läuft ein großes, mit schwarzen Flecken reichlich bedecktes braunes Band bis auf den Rücken hinunter, der auf hellgrauem Grunde ähnliche Flecken wie der Kopf trägt. Die Schultern haben grauen Grund mit rostbraunem Anflug, worauf schmutzigweiß geränderte schwarze spitzwinklige Dreieckchen stehen, welche sich auch in Masse über die Flügelrücken verbreiten. Die Schwingen sind rostbraun und schwarzbraun gebändert. Die grauen, schwarzgesprengten Schwanzfedern tragen fünf schmale, bräunliche, bogenförmige Querbinden. Die weiße Unterseite ist mit feinen Flecken gezeichnet, die Kehle und der Unterhals sind auf gelbem Grunde quer gewellt. Der Schnabel, dessen hornbraune Farbe derjenigen der Beine entspricht, birgt eine dünne, fadenförmige, weit ausdehnbare Zunge, welche dem Vogel beim Aufnehmen der Nahrung sowol als Spieß, wie auch als Leimruthe (vermöge ihres klebrigen Schleims) dient. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch kaum merklich geringere Größe und Blässe. Die Verbreitung des Wendehalses erstreckt sich auf einen großen Theil Europa's, auf Mittelasien und einige Theile Afrika's. Gärten, Obstbaumstücke, Feldhölzer, Wäldchen gemischter Holzarten liebt er sehr. Hier sucht er die Höhlen der Weiden, Pappeln, Erlen, Aspen und Obstbäume zu Nistplätzen auf. Gewöhnlich hat ihm ein Specht die bequeme Wohnung bereitet, und er selbst giebt sich selten die Mühe, etwas Moos oder Grashalme in derselben anzusammeln, sondern begnügt sich mit der einfachen Unterlage von morschem Holze. Sobald die Wahl des Brutortes getroffen ist, beginnen

Digitized by Google

die Zärtlichkeiten zwiſchen den Ehegatten. Das Männchen ſträubt häufig ſeine Kopffedern zu einer Holle, dreht ſeinen Hals mehrfach um, öffnet dabei den oft ſenkrecht in die Höhe gerichteten Schnabel, ruft leiſer und leiſer ſein „Dedededededede“, je mehr es ſich dem an den Aſt gedrückten, mit etwas gelüfteten und geſenkten Flügeln ſich willig zeigenden Weibchen nähert, ſchließt halb die Augen und verräth durch allerlei ſonderbare, an epileptiſche Zufälle erinnernde Bewegungen und Geberden ſeine große Gemüthsaffektion. Solches Geberdenſpiel zeigt der Drehhals auch dann, wenn ein Nachbarmännchen in die Nähe ſeines Brutlochs kommt und ſeine Eiferſucht dadurch weckt, ſowie ganz beſonders in dem Falle, wenn er ſich vom Feinde überraſcht oder bedrängt ſieht, wozu ſich dann noch ein Ziſchen geſellt, welches an die Vertheidigung der Schlange mahnt. Uns will dieſe Art und Weiſe keineswegs als etwas Künſtliches und von den Eltern Erlerntes erſcheinen, wir glauben vielmehr, daß ſie dem Vogel angeboren und urſprünglich eigenthümlich iſt. Das Benehmen zur Paarungszeit ſpricht offenbar für eine ſolche Auslegung dieſer allerdings wunderbaren Erſcheinung. Zu Angriffen und erfolgreichen Kämpfen nicht geeignet, beſchränkt ſich der Wendehals auf die Vertheidigung, und hier hat die Natur durch die Gabe des Fratzenſchneidens und die gauklerhaften Verrenkungen dem wehrloſen Geſchöpfe Erſatz gewährt zu Sicherung und Herſtellung des von ihm geliebten Friedens. Und in der That! die um ihn und über ihm niſtenden Höhlenbewohner leben mit ihm in Frieden. Oben brütet ein Baumrothſchwänzchen oder ein Feldſperling, unten in einer Höhle deſſelben Baumes hat ſich unſer Wendehals häuslich eingerichtet. Das Weibchen legt eine große Anzahl Eier, oft bis zu zwölf. Ihre Farbe iſt ſtets rein weiß, ihre Schale dünn, ihre Form etwas gedrungen. Beim gewöhnlichen Verlauf der Witterung beginnt das Weibchen mit dem Brüten in der Mitte des Mai, ſo daß Anfangs Juni die Jungen auskriechen. Während deſſen iſt daſſelbe ſehr reizbar, verläßt aber ſelbſt unter Gefahr nicht leicht das Neſt. Auch das Männchen zeigt dann eine größere Erregtheit, namentlich wenn die Jungen bedroht ſind. Dann fliegen beide, Männchen und Weibchen, herbei und ſchreien in großer Angſt: „ſcheck, ſcheck.“ — Die Jungen wachſen ſchnell heran, da die Eltern fortwährend im Herbeitragen von Futter, das in Ameiſen, Puppen und Raupen beſteht, wahrhaft wetteifern. Die Ameiſen nehmen ſie mit dem Schleim ihrer Zunge auf; entweder leſen ſie dieſelben an Bäumen und von Erdſchollen und Steinen auf, oder ſie ſtecken ihre Zunge in ein mit Ameiſen verſehenes Loch und ziehen ſie nach kurzer Zeit mit denſelben bedeckt hervor. Die Puppe der Ameiſen ſpießen ſie mit der Zungenſpitze an; andere Inſektenlarven, Puppen und glatte Räupchen nehmen ſie gleich anderen Vögeln mit dem Schnabel auf. Die Brutböhle iſt ſehr unrein und ſtinkt in Folge der Anſammlung von Exkrementen. Der Ausflug der Jungen erfolgt erſt bei völliger Flugfähigkeit. Die Eltern bemühen ſich noch mehrere Wochen hindurch, die Jungen zur Selbſtändigkeit zu erziehen, dann aber zerſtreuen ſie ſich alle und leben einzeln. Eine zweite Brut findet nicht ſtatt. Im Herbſte trifft man mehrere vereinigt in Krautäckern nahe den Gärten und in denſelben an, und in ſolchen kleinen Geſellſchaften beginnen ſie auch ihre Winterreiſe.

## B. Höhlenfertiger. Meißler.

### Spechte.

Die eigentlichen Spechte (Picidae), von denen sich Exemplare in allen Welttheilen, mit Ausnahme Neuhollands und Madagascars, finden, bilden die Kerngruppe der Klettervögel. Alle haben die Gewohnheit, in Baumhöhlen zu nisten. Sie sind gleichsam mit den Bäumen verwachsen, und nur ausnahmsweise sieht man sie an Gebäuden, Mauern, an Uferwänden, Hohlwegen, Rainen und auf dem flachen Boden, auf welchem sie sich unbeholfen geberden und nur stoßweise hüpfend sich weiter bewegen. Der einen Art sagt nur die düstere Nadelwaldung zu, die andere fühlt sich in den Vorhölzern, ja selbst in unseren Obstgärten heimisch und heißt das Laubholz eben so sehr zum Nisten willkommen, als das Nadelholz. Die Natur hat die Spechte mit den nöthigen Werkzeugen ausgerüstet, um die Bäume zu erklettern und unter den Rinden die verborgenen Puppen und Würmer oder aus den Ameisenhaufen ihre Nahrung hervorzuholen. Schnabel, Zunge, Füße und Schwanz sind die bedeutungsvollsten Gegenstände der Spechte. Ersterer dient in seinem lang kegelförmigen, nach vorn keilförmigen Bau, seiner Stärke und Schärfe als vortrefflicher Meißel, und wird vermöge des kurzen, muskulösen Halses zu kräftigen Hieben angetrieben, die bald in langsamerem, bald in rascherem, bis zum Wirbel gesteigerten Tempo erfolgen. Sein Schnabel, d. h. nicht die eigentliche Knochenmasse, sondern die äußere, den Knochen umgebende Hornhaut, wächst bei Verletzungen u. s. w. sehr schnell nach. Einen interessanten Fall der Art berichtet Pfarrer Joh. Jäckel in Nr. 5 des „Zoologischen Gartens" von 1865.

„Um einem frei in einer Stube herumfliegenden Buntspechte (Picus major) das Hacken an Holz und Mauerwerk unmöglich zu machen, feilte man demselben die meißelförmige Schnabelspitze etwa zwei Linien weit fort. In Zeit von einer Woche war ihm aber dieselbe wieder nachgewachsen, so daß die Operation öfters wiederholt werden mußte. Einmal riß der Specht, indem er ein messingenes Kettchen, mit welchem seine zerhackte Käfigthüre zugebunden war, kräftigst bearbeitete, die hornige Bekleidung des Unterschnabels zur Hälfte ab, in etwa 14 Tagen, während welcher Zeit er sich mit dem Fressen hart that, hatte sich die abgerissene Hälfte wieder ergänzt."

Die Zunge, welche allmälig schmaler wird und in eine hornartige mit nach Innen gerichteten Stachelborsten versehene Spitze ausläuft, dringt wie eine Nadel in die Ritze der Bäume und die Gänge der Kerbthiere ein. Von ihr sagt Burmeister:

„Sie sitzt an einem langen, geraden, griffelförmigen Zungenbein von der Länge des Schnabels, von welchem nach hinten noch zwei doppelt so lange, zweigliedrige Zungenbeinhörner ausgehen. Das Zungenbein steckt in einer höchst elastischen Scheide, welche, eingezogen, wie eine Sprungfeder aussieht, im Munde liegt und sich gerade ausdehnt, wenn das Werkzeug vorgestreckt wird.

Digitized by Google

In der Ruhe biegen sich die Zungenbeinhörner um den Hinterkopf zur Stirne hinauf, liegen hier unter der Haut und reichen mit ihren Spitzen sogar bis in die hornige Scheide des Schnabels weit über die Nasenlöcher hinaus, indem sich daselbst ein eigner Kanal zu ihrer Aufnahme befindet. Sie steigen von hier, wenn der Specht die Zunge ausstreckt, in die elastische Scheide des Zungenbeinkörpers hinab und schieben so die Zunge vor sich her, mehrere Zoll weit aus dem Schnabel heraus."

Die stämmigen, weit hinten ansitzenden, kurzen und einwärts gebogenen Füße mit den langen, scharfnageligen Zehen, von denen zwei, bis zur Hälfte des ersten Gliedes zusammen verwachsen, nach vorn und zwei nach hinten gerichtet sind, befähigen den Vogel, sich fest an Mauern anzuklammern. Der Bau des Schwanzes ist merkwürdig. Er erscheint staffelförmig und um so auffallender dachgiebelartig auf dem derben, breiten Endwirbel der Schwanzsäule befestigt, als die einzelnen Federn — zwölf an der Zahl — konkav nach außen geformt sind. Die zwei mittleren sind die stärksten und größten und bilden den Hauptstützpunkt beim Klettern und Hämmern. Die zwei äußeren, kleinsten sitzen über den zunächst inneren und geben durch diese Stellung dem ganzen Schwanze noch mehr Halt. Der Umstand, daß die kurzen Fasern der Fahnen der einzelnen Schwanzfedern, besonders der drei ersten mittleren Paare, von dem sehr biegsamen Schafte schief nach unten, also giebelförmig, laufen, sehr stark und spröde sind und, je weiter nach der Spitze, desto mehr zurücktreten und kürzer werden, — läßt diesen Theil des Vogels nicht allein als ein vorzügliches Mittel zum Fortbewegen an senkrechten Baumschäften hinauf, sondern auch als eine elastische Stütze erscheinen, auf welcher der natürliche Zimmermann sich bei seiner Arbeit mit besonderer Wucht vorschnellen kann.

Auch das Knochengerüst zeigt uns manche merkwürdige Gestaltung. Zuerst fällt der wenig vorragende Kiel oder Kamm am Brustbein auf, bei dessen Anblick uns, trotz unserer sonstigen Abneigung vor den Nützlichkeitstheorien, unwillkürlich die Betrachtung nahe tritt, daß ein hoch hervorragendes Brustbein dem Vogel unstreitig beim senkrechten Klettern nur hinderlich sein könnte. Nicht weniger auffallend sind die verhältnißmäßig sehr kurzen und engen Schulterblätter; doch wird durch diese Form dem ohnedies schlanken Vogel das Ein- und Auskriechen in schmalen Löchern entschieden erleichtert. Die ganze Stärke des Knochenbaues erstreckt sich auf den Kopf und den im Verhältniß zu den übrigen gestreckten Gliedmaßen kurzen Hals, sowie auf die hintere Partie des Steißes, der, wie schon erwähnt, in einen breiten und starken Endwirbel endigt.

Da die Spechte von Baum zu Baum wandern, um Nahrung zu suchen, und fast unaufhörlich diesem Geschäfte obliegen, so sieht man sie selten weite Strecken im Fluge zurücklegen. Keineswegs aber sind sie im Fluge ungeschickt. Viel mehr aber überzeugt man sich von ihrer Tüchtigkeit, wenn man einen Specht Abends aus dem Felde zum entfernten Walde hoch durch die Luft zurückkehren sieht. In Bogen schwingt er sich vorwärts, geräuschvoll mit den Flügeln arbeitend, sobald er den Bogen aufwärts beschreibt, und mit dicht anliegendem Gefieder pfeilartig niedertauchend, wenn er den Bogen abwärts

vollendet. Gewöhnlich aber fliegt er nur kurze Strecken von der Höhe eines Baumes zu dem untern Theile des Stammes eines andern, wobei er sich beim Niedersetzen und Emporklettern sehr geschickt den Augen des Beobachters und Verfolgers zu entziehen weiß.

Die große Beweglichkeit und Ausdauer bei ihren Unternehmungen, welche den Spechten eigen ist, läßt schon auf ein heiteres Temperament schließen, und in der That, wir haben uns von ihren guten Launen, selbst von ihrem an Uebermuth grenzenden Treiben, namentlich zur Zeit der Paarung oder auch an schönen sonnigen Spätherbsttagen, hinlänglich überzeugt. Wir theilen in keiner Weise die trübselige Anschauung Buffon's, welcher sich in folgender poetischer Formel über ihr Wesen ergeht:

„Die Natur hat den Specht zu immerwährender Arbeit und Sklaverei verdammt; während andere Vögel einen freien Gebrauch von ihrem Muthe und ihrer Geschicklichkeit machen und entweder auf raschem Fittig durch die Luft schießen oder in einem Hinterhalte lauern, ist der Specht gezwungen, sich einsam und kümmerlich durch ein freudenleeres Dasein zu schleppen, indem er die Rinden und harten Holzfasern der Bäume durchbohren muß, um seine Beute daraus hervorzuholen. Die Nothwendigkeit gestattet ihm nie eine Unterbrechung seiner Arbeit, nie einen Zwischenraum zur erquickenden Erholung, oft schläft er des Nachts in derselben peinlichen Stellung, worin er sich während des Tages abmühte. Er nimmt nie an den lustigen Spielen und Jagden der übrigen Luftbewohner Theil — er stimmt nicht in ihren harmonischen Gesang ein; und seine wilden traurigen Töne verrathen, während sie die Stille des Waldes stören, Zwang und Anstrengung. Seine Bewegungen sind schnell, seine Geberden zeugen von Unruhe; seine Blicke sind grob und gemein; er scheut alle Gesellschaft, ja sogar den Umgang mit seiner eignen Sippschaft."

Zu ihren Brutstätten wählen die Spechte Baumhöhlen, welche sie sich selbst mittels ihres Schnabels meißeln. Mit großer Ausdauer verfahren sie hierbei, wissen aber auch eben so sehr ihren Vortheil zu finden, indem sie die morschen und kranken Theile des Astes oder Stammes aussuchen. Dies ist zugleich auch für den Forst vortheilhaft, welchem sie keinerlei Schaden, wol aber durch Vertilgung schädlicher Kerfen großen Nutzen bringen. Zuweilen wählt sich der Specht eine Stelle aus, wo ein Ast gebrochen und ein Loch entstanden, in welches der Regen eingedrungen ist. Das Holz, von der angesammelten Feuchtigkeit durchweicht und faul geworden, wird von dem Specht mit geringer Mühe zerhackt und zerbröckelt. Oft untergräbt auch ein schwammiger Auswuchs die Gesundheit des Baumes an der Stelle, wo er wächst, und wenn er im Herbste abfällt, hinterläßt er zwar eine kaum merkliche Spur der Zerstörung, aber die Beschaffenheit des Holzes am Sitz des Schwammes hat sich derartig verändert, daß sie sich weich wie Kork anfühlt. Hierher führt der Instinkt den aufmerksamen Vogel und läßt ihn sein Tagewerk beginnen. Das übel oder doch stark riechende Nest, welches der Specht bereitet, verdient eigentlich den Namen eines solchen nicht, denn es besteht in einer Unterlage losgemeißelter Holzstückchen, auf welchen drei bis sieben glänzend weiße, dünnschalige Eier liegen, die von Männchen und Weibchen abwechselnd bebrütet werden.

Digitized by Google

Die Jungen ſind mißgeſtaltet, ſo lange ihr Körper noch nicht völlig mit Federn bedeckt iſt. Sie wagen ſich zum Theil, ehe ſie fliegen können, aus ihrer Höhle heraus und klettern ſchon gewandt auf und nieder, kehren aber längere Zeit hindurch, auch wenn ſie ſchon fliegen können, allabendlich zur Brutſtätte zurück. Wir haben jedoch wahrgenommen, daß die Kleinen ihren Vorwitz nicht ſelten büßen müſſen, indem ſie, in das Gras oder Laub niedergefallen, oft nicht im Stande ſind, einen Baum zu erreichen, und ſo umkommen.

„Außer den Bruthöhlen", — ſo bemerkt Gloger in einer Abhandlung über den Nutzen der Spechte in der „Allgemeinen Forſt- und Jagdzeitung", Jahrgang 1855, Monat Auguſt, welche Bemerkung wir durch viele eigene Beobachtungen vollkommen beſtätigt finden, — „deren ſich jedes Spechtpaar ein jedes Jahr neue anlegt (nicht ſelten auch zwei, weil ihrem künſtleriſchen Eigenſinne die erſte häufig noch nicht genügend zuſagt) und die es künftiges Jahr nicht wieder benutzen mag, zimmert ſich nach der Heckzeit jeder einzelne Specht überall, wo er dann auch nur einige wenige Tage verweilt, eine oder mehrere Schlafhöhlen zurecht: indem er wohl gelegene (gegen Einregnen geſchützte), aber ſonſt mangelhaft beſchaffene natürliche Baumhöhlen ſchön erweitert. So bereitet er deren im Laufe des Jahres gewiß ein Dutzend, vielleicht auch zwei Dutzend, wo nicht mehr, ohne daß er ſelbſt in der Niſtzeit von einer derſelben Gebrauch machte. Sie bleiben daher alle zur Verfügung und Benutzung für andere Höhlenbrüter frei, und jedermann weiß es ja, mit welchem Eifer ſich dieſe dann um ſolche Spechthöhlen ſtreiten, ſo trefflich geeignet finden ſie dieſelben, ſowol der Anlage oder der Stellung nach, wie hinſichtlich der Ausführung des Inneren. Dabei macht die verſchiedene Größe der Spechtarten ſie auch hierin paſſend für jene anderen Benutzer ihrer Größe."

Offenbar der ſeltenſte unſerer einheimiſchen Spechte iſt der Schwarzſpecht (**Dryocopus Martius**), welcher ſeinen Namen von dem durchweg mattſchwarzen Gefieder trägt, das nur am Kopfe des Vogels, beim Männchen am ganzen Scheitel, beim Weibchen nur am Hinterkopf, durch ſchönes Carmoiſinroth unterbrochen iſt. Das ſchwefelgelbe Auge, der perlfarbige Schnabel und der bleifarbene Fuß des großen, nahezu achtzehn Zoll langen Spechtes bringen ebenfalls ein wenig Abwechſelung in das Eintönige der Färbung. Größere Schwarzwälder, namentlich in gebirgigen Gegenden, liebt dieſer muntere, ſcheue und mißtrauiſche Vogel. Es möchte wol ſelten gelingen, außer der Paarzeit ihm nahe zu kommen, und mancher Jäger verſuchte es vergeblich, ihm auf Schußweite ſich zu nähern. Durch ein künſtliches Mittel gelingt es, ihn anzulocken, wenn man nämlich durch Hämmern auf den Flintenſchaft die Schnabelhiebe des Vogels nachahmt; aber man muß die Anwendung dieſer Liſt gründlich verſtehen, ſonſt entfernt ſich der feinhörende Specht, anſtatt ſich zu nähern, und der Schütze iſt der Betrogene. Seine Anweſenheit verräth der Schwarzſpecht bald durch ſeine Stimme, bald durch ſeine Schnabelhiebe, welche er nicht blos zur Bereitung einer Baumhöhle zum Niſten, ſondern auch zum Vergnügen und zum Anlocken des Weibchens auf Stämme und Aeſte richtet. Im Fluge läßt er ein weithinſchallendes, mehrmals raſch wiederholtes „Klirr" oder, wie mehrere Beobachter angeben, „Krick" und „Glück" hören.



Digitized by Google

Dieſe Töne liebt das Männchen namentlich zur Paarzeit im Vorfrühling, wo ſie uns bei der Schnepfenſuche im Gebirge einige Mal aus den entfernten Kiefernhochwaldungen zu Ohren gedrungen ſind. Im Sitzen ſtößt es andere Töne aus, die etwa wie „Kliäh“ lauten. Seine Minnegefühle giebt das Männchen durch hartnäckige Verfolgung des Weibchens und häufiges Geſchrei kund. Man ſieht es den Liebenden an, daß auch bei ihnen das menſchliche Sprüchwort Anwendung findet: „Was ſich liebt, neckt ſich“. Iſt das Weibchen nicht willig, und das Männchen des Verfolgens müde, dann ſetzt ſich letzteres auf einen hohen Baum, gern auf einen freien Aſt und hämmert mit dem Schnabel in einer Schnelligkeit, mit der ein Künſtler die Tonleiter ſpielt. Das Weibchen wird dadurch herbeigelockt, und das Spiel der beglückten Einſiedler beginnt von Neuem. Anfangs April oder ſchon Ende März beginnt das Aufſuchen eines kernfaulen Baumes und einer zur Anlegung der Brutſtätte geeigneten Stelle. Bei weitem in den meiſten Fällen wählt der Schwarzſpecht zum Niſten die Kiefer, nicht ſelten die Buche, mitunter aber auch die Eiche und Erle. Die Höhe der Bruthöhle iſt ſehr verſchieden und wechſelt zwiſchen dreißig bis ſechzig und achtzig Fuß. Das Weibchen hämmert ein rundes Loch in eine alte Kiefer oder Buche oder in einen der vorher genannten Bäume, durch welches der Körper ohne Beengung ſchlüpfen kann, indem es ſich am Baume anklammert und bald von unten, bald von der Seite, bald von oben, je nachdem es die eine oder andere Schwierigkeit oder der Lauf loszuhackender Holzſpäne erforderlich macht, die mühſelige, aber mit großer Emſigkeit und Unverdroſſenheit verfolgte Arbeit ausführt. Die runde Eingangsform wird, wie wir in Erfahrung gebracht haben, durch Nachhülfe beim Ein- und Ausſchlüpfen des Vogels nach Vollendung des Innern noch verbeſſert. Zuweilen ruht der Zimmermann ein Weilchen, als wolle er ſein Morgenwerk überſchauen, oder er verläßt plötzlich den Ort ſeiner Wahl, um ſeine Zunge nach Ameiſen, den Larven der Holzweſpe, Mehlwürmern oder Borkenkäfern auszuſtrecken. Schnell aber kehrt er zur Arbeit zurück, welche fortläuft bis zum Mittag, wo die Ruhezeit für dieſes Geſchäft eintritt, das jedoch am andern Morgen in der Frühe wieder aufgenommen wird. Je mehr Raum der Specht im Loche gewinnt, deſto lauter und erfolgreicher werden ſeine Hiebe. Oft wirft er Späne von einem halben Fuß Länge und über Zolldicke heraus. Neben dieſer gröberen Arbeit führt er aber auch feinere aus, denn er entfernt die Splitter und Unebenheiten der Höhlenwände durch ſorgfältige Glättung, wobei er unſerer Anſicht nach nicht nur ſeine Schnabelſpitze, ſondern auch die Schnabelkanten gebraucht. Der Boden bildet die Form eines Kegelabſchnitts und wird nach Vollendung der Höhle, wozu der Vogel je nach Umſtänden der zu überwindenden Schwierigkeiten zehn, zwölf und vierzehn Tage Zeit braucht, mit drei bis fünf, verhältnißmäßig kleinen, glänzend weißen, birnförmigen Eiern belegt, die auf feinen Spänen ruhen und nach ungefähr achtzehn Tagen geſprengt werden. Das Männchen wechſelt im Brüten treu mit dem Weibchen ab. Erſteres liegt dieſem Geſchäfte vorzugsweiſe Nachmittags ob, letzteres Morgens und zur Abend- und Nachtzeit. Die anfänglich unſchönen, unverhältnißmäßig geſtalteten Jungen werden noch einige Zeit von den Eltern warm gehalten und mit Ameiſen-

Digitized by Google

puppen, ſpäter auch mit andern Inſektenlarven gefüttert. Die alten Spechte ſammeln die Nahrung für ihre Jungen in ihrem von Speichel klebrigen Rachen und Kropfe an und vermögen ſie in Folge deſſen mit einer großen Menge auf ein Mal zu verſehen. Längere Zeit bleiben die ausgeflogenen Jungen mit den ſie führenden und anleitenden Eltern vereinigt. Daſſelbe Loch wird alljährlich von dem alten Paare benutzt, vorausgeſetzt, daß keine Störung oder Veränderung in der Nähe des Baumes oder am Baume ſelbſt vorkommen ſollte. Sie halten überhaupt einen ziemlich beſchränkten Kreis inne und entfernen ſich ungern von den einmal heimiſch gewordenen Stätten. Nur tiefer Schnee und ſtrenge Kälte nöthigt ſie zu Wanderungen, und ſie ſind von uns ſchon auf Gebäuden an den Thoren der Stadt oder am Ende des Dorfes geſehen worden.

Buntſpecht.

Der Buntſpecht **(Picus major)**, ebenfalls einer unſerer einheimiſchen Spechte, zeichnet ſich durch ſeine auffallende bunte Färbung aus. Sein Kopf hat einen dunkelſchwarzen Scheitel, hinten einen carminrothen Fleck, ſchmutzig-weiße, mit ſchwarzen Streifen eingefaßte Wangen und eine blaßgelbe Stirnbinde. Ein ſchwarzer Streifen zieht ſich vom Schnabelwinkel an den Halsſeiten herab, ein ähnlicher von dem Nacken auf den Hinterhals. Die Oberſeite iſt ſchwarz, die Unterſeite trüb gelbweiß. Die Schultern tragen große weiße Flecken, die Flügel eben ſolche Querbänder. Die Farbe des Unterbauchs entſpricht der des Hinterkopfs, nur daß hier und da das Roth heller verſpritzt iſt. Dem Weibchen fehlt das Roth am Kopfe ganz. Der bleifarbene Schnabel iſt kurz, dick und fünfkantig, das Auge braunroth, der Fuß grünlichgrau.

Der Aufenthalt des Buntſpechtes beſchränkt ſich nicht, wie der des Schwarzſpechtes, auf tiefe Schwarzwaldungen, denn man trifft ihn nicht minder häufig in Vor- und Feldhölzern, wie in zuſammenhängenden Wäldern an. Wohl aber zieht er das Nadelholz dem Laubholz vor, beſonders angenehm ſind ihm Kiefernbeſtände. Auch in größeren Parks und Promenaden-Alleen niſtet er nicht ſelten.

Digitized by Google

In früher Jahreszeit beginnt das Männchen seine Werbungen um des Weibchens Gunst, und dann nimmt sein Wesen und Treiben eine große Unruhe und Heiterkeit an. Während er sonst nur die zur Untersuchung der Bäume nöthigen Strecken im Fluge zurücklegt, erhebt er sich jetzt über die Wipfel der Bäume und treibt das Weibchen im Kreise vor sich her oder sucht eifersüchtig einen Nebenbuhler aus dem Bereiche seines Standquartiers zu jagen. Dieselben Neckereien, wie sie das Schwarzspechtpaar treibt, wiederholen sich auch bei den Buntspechten. Lust und Liebe entlocken ihnen laute Töne; im Glanze der Morgensonne blickt das Männchen vom freien Aste umher, dreht und wendet sich in allerlei koketten Manieren, hämmert und trommelt mit geschäftigem Schnabel, bis die Sonne höher gestiegen ist. Bei der Bereitung des Nestlochs verfährt der Buntspecht nicht mit der der vorhergehenden Art eigenen Ausdauer und Hartnäckigkeit. Oft hackt er mehrere Stellen an, meißelt selbst einige Zoll tief in das Holz hinein und verläßt plötzlich den Ort, um an einem andern die Arbeit wieder aufzunehmen. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß ihm weniger Geschick in der Zimmererarbeit eigen wäre, vielmehr versteht er ein fast ganz rundes Loch von Fußtiefe zu meißeln, dessen Eingang ihn gerade durchläßt. Im Innern erweitert sich die Höhle plötzlich, macht eine kleine Einbiegung nach unten und geht dann ziemlich jäh abwärts. Während der Arbeit im Innern, die man mit an den Baum angelegtem Ohr belauschen kann, hält der Specht mit einem Mal inne, kommt an den Rand des Lochs und sieht sich mit gespannter Aufmerksamkeit um. Ein auffallender Lärm in der Nähe, ein Gezänke oder Verdacht erweckendes Geschrei der Vögel in der Umgebung macht ihn mißtrauisch und neugierig. Es kommt auch vor, daß ein kleiner, in Höhlen nistender Vogel ihm Unbequemlichkeiten bereitet und ihn durch muthige Angriffe verdrängt. Zur erfolgreichen Vertheidigung ist er gleich seinen Verwandten zu unbeholfen. Vier bis fünf, selten einmal sechs glänzend weiße, verhältnißmäßig kleine, länglich geformte Eier werden auf Holzspänchen im wohlgeglätteten hinteren Raume der Höhle von Männchen und Weibchen abwechselnd ausgebrütet. Das Futter, welches die Eltern den Jungen unter emsiger Sorge und Pflege zutragen, besteht aus mancherlei glattleibigen Raupen, welche sie von Stämmen, Aesten und Zweigen ablesen. Die Familie bleibt nach dem Ausflug der Jungen noch lange beisammen und vertilgt unter Anleitung der Alten die schädlichen Borkenkäfer, deren Larven und Eier in großer Anzahl und mit besonderer Vorliebe. Sie fressen aber auch Sämereien, Bucheckern und Nüsse, von ersteren vorzüglich gern Kiefernsamen. Um zu dem Kerne zu gelangen, klemmen sie die Gegenstände in natürliche oder hierzu verfertigte Spalte eines Baumes ein und hämmern so lange, bis die Schale springt. Sie sammeln eine Menge Kiefernzapfen an und tragen einen nach dem andern in den Spalt. Das dicke Zapfenende stellen sie nach unten, um unter die Schuppen leichter mit dem Schnabel zu gelangen und den Samen herauszuhacken. Es kommt vor, daß sie an hundert Stück Kiefernzapfen zu diesem Zweck an einen sichern Ort zusammentragen. Trotzdem dürfen wir fest behaupten, daß den Specht nur der Hunger und der Mangel an Insekten zum Angehen von Baumfrüchten veranlaßt. Eine besondere Eigenthümlichkeit des

Digitized by Google

Buntſpechtes iſt auch die, daß er ſelbſt geſunde Bäume nicht ſelten mit dem Schnabel bearbeitet, nicht etwa in der Abſicht, den Saft zu koſten, wie König irrthümlich annimmt, ſondern um gewiſſer Inſekten und deren Larven habhaft zu werden, die unter den blätterigen Rindenſchuppen verborgen ſind. Der Specht hackt bambusähnliche Ringel in geſunde Kiefern, die ſich dann durch die ſchwarze Färbung der Rinde, die bis hoch in die Aeſte ſich hinanzieht, auszeichnen.

---

Eine kleinere Art des Buntſpechtes (Picus medius), Mittelſpecht genannt, bewohnt mehr die gemäßigte Zone Europa's und liebt die Laubwälder, meidet dagegen die reinen Nadelwälder. Sein Neſt bringt er in einer nur ſelten unter fünf und zwanzig, oft aber bis zu vierzig und fünfzig Fuß ſteigenden Höhe vielfach in Stämmen von weichem Holze, wie Weiden, Aſpen und Erlen, aber auch in Eichen an. Der Eingang der Bruthöhle iſt ſchön regelmäßig gerundet und ſo eng, daß der Vogel eben hindurchſchlüpfen kann. Die fünf bis ſechs weißen Eier liegen auf feinen Spänen.

Wir erwähnen ferner den munterſten und gewandteſten der Buntſpechte, den Kleinſpecht (Picus minor), einen Vogel von ſechs Zoll Länge, welcher ſich gern abgebrochene Aeſte, deren Stümpfe morſch geworden ſind, zu Brutſtätten erwählt, weil er zu härterer Arbeit ohne Zweifel zu ſchwach iſt. Zirkelrund meißelt er den Eingang der Höhle aus, die in alten Eichen, Linden, Buchen und ſelbſt in Obſtbäumen angelegt wird und, nach innen erweitert, etwa einen halben Fuß in die Tiefe mißt. Die Eier ſind gedrungen, feinſchalig, weiß, bisweilen ein wenig roth punktirt, am ſtumpfen Ende mit violetter Andeutung. Sie werden von dem Paare in 14 Tagen ausgebrütet. Das einmal benutzte Loch wird vom alten Paar jährlich wiederbezogen und gereinigt.

Endlich führen wir den dreizehigen Buntſpecht (Picus tridactylus) wegen ſeiner merkwürdigen Fußbildung noch an, denn er hat an jedem Fuße nur drei Zehen, von denen zwei nach vorn und eine nach hinten gerichtet ſind. Seine Länge beträgt 9 Zoll. Er bewohnt den Norden Europa's, aber auch die hohen Gebirgswaldungen der Alpen. Nadelwälder zieht er andern vor. Die Bereitung der Wohnung ſtimmt mit der ſeiner nahen Verwandten überein.

Größer, als die Buntſpechte, ſind die Grünſpechte und von gleichmäßiger Färbung. Unſer Grünſpecht (Gecinus viridis) hat ſeinen Namen von der grünen Farbe ſeines Körpers, welche auf der Unterſeite heller und unbeſtimmter ausgeſprochen, am Bürzel aber ſchön hellgrün erſcheint. Der Kopf iſt bis in den Nacken hinab mit carminrothen Federn bedeckt, die er zu einer Holle aufrichten kann. Er zieht das Laubholz den Nadelwaldungen vor und fühlt ſich in baumreichen Gärten und in Feldgehölzen heimiſch. Seine Munterkeit und Rührigkeit und ſein Eifer im Aufſuchen von Nahrung ſind auffallend. Ein hellklingendes Gelächter, in welchem das J herrſcht, verkündet ihn; auch während ſeines geräuſchvollen Fluges ertönt es. Raſch und leicht klettert er an Bäumen und Aeſten empor, beſucht alte Gebäude und hämmert Löcher in morſches Gebälk und Lehmwände. Wir haben ihn oft mitten im Felde angetroffen, wo er theils die umfangreicheren Stämmchen in Gebüſchen unterſuchte, theils auf dem Boden in weiten Sprüngen an Rainen und auf Wieſen

um Würmer, Larven und rothe Ameisen sich bemühte. Ameisen liebt er überhaupt in solchem Grade, daß er sich tiefe Höhlen in die Haufen derselben gräbt und darin oft lange verweilt. Sein Gehör, welches fein ausgebildet ist, vernimmt die leisesten Tritte eines Herannahenden, und wir haben mehrmals Gelegenheit gefunden, über die Schärfe desselben zu staunen; denn wie listig wir es auch anfingen, der Specht hörte unser Nahen und entschlüpfte immer noch zur rechten Zeit dem Innern des Ameisenhaufens. Die Vorliebe für Ameisen hat ihm den Namen Ameisenspecht erworben.

Im Herbste und Winter hält sich der Grünspecht sehr gern an Bächen auf, deren Ufer mit Weidenbäumen bepflanzt sind, aus denen er die Larven des großen Weidenbohrers gräbt. Sobald der rauhe Winter Miene macht Abschied zu nehmen, begeben sich die Grünspechte zu den alten Wohnplätzen. Schon im März paaren sie sich. Ihr Betragen ist im Wesentlichen dann das der vorher geschilderten Spechte. Geschrei, Verfolgung und Kampf mit dem Nebenbuhler beschäftigen das Männchen. Bezieht das Paar keine vorjährige Höhle, dann sucht es einen kernfaulen oder hohlen Baum aus. Der prüfende Schnabel findet mit Sicherheit das zweckentsprechende Plätzchen, irgend eine ausgefaulte Stelle eines dicken Astes oder Stammes in der Höhe von 15 bis zu 40 Fuß. Die Gatten arbeiten gemeinschaftlich, und gewöhnlich wartet der eine Theil geduldig, bis der andere ihm Platz zur Ablösung macht. So wird die Thätigkeit mit wenigen Stunden der Unterbrechung während des Tages fortgesetzt. Morgens sind sie am fleißigsten, aber auch Abends nehmen sie gern noch einmal kurz vor Einbruch der Dämmerung, jedoch nur auf eine kleine Zeit, ihre Thätigkeit auf. Den Eingang zur Höhle zimmern sie sorgfältig rund und gerade weit genug, um das Durchschlüpfen bequem zu machen. Die innere Höhlung erweitern sie dagegen bis zu sieben Zoll im Durchmesser. Die Tiefe derselben ist verschieden und schwankt zwischen einem und anderthalb Fuß. Ein halbes Dutzend und mehr blendendweißer länglicher Eier legt das Weibchen und brütet sie mit dem Männchen abwechselnd in achtzehn Tagen aus. Die Jungen entwickeln sich schnell, Anfangs von den Eltern warm gehalten und treu gepflegt, später bis in den Oktober hinein von ihnen geleitet.

Nach Audubon und Wilson sind manche der Spechtarten Nordamerika's im Stande, selbst in gesundes Holz ihre Bruthöhlen zu meißeln. Sie ziehen indessen das morsche dem gesunden Holze vor, sind aber oft genöthigt, mehrere Zoll festes Holz durchzuhauen, um den verfaulten Theil im Kern zu erreichen.

Unter den amerikanischen Spechten zeichnet sich vor allen ein großes Exemplar von 21 Zoll Länge durch seinen merkwürdigen Schnabel aus, weshalb man es Elfenbeinschnabel (Campephilus principalis) genannt hat. Er soll es mit seinem kräftigen Schnabel vermögen, Splitter aus einem Mahagonitische zu hacken und ein Loch von 15 Zoll Breite in Latten und Kalkwände zu hämmern. Von ihm sagt Renie: „Sein kräftiger Schnabel ist so weiß und viel dichter, wenn nicht gar härter als Elfenbein und zierlich ausgefurcht. Er kann damit in die härtesten Bäume graben, um sich entweder seine Nahrung zu verschaffen oder um darin zu nisten. In den tiefer gelegenen Gegenden von Carolina zieht dieser Vogel in der Regel die großen, gutes

Digitized by Google

Bauholz liefernden Cypreſſenmoore zum Brüten vor, und in den Stamm eines ſolchen Baumes graben Männchen und Weibchen abwechſelnd und in Verbindung mit einander ſehr hoch vom Erdboden eine große und geräumige Höhle für ihre Eier und Jungen. Oft ſind dergeſtalt ausgehöhlte Bäume zugleich mit den Eiern und Jungen gefällt worden. Die Höhle ſoll, um gegen den Ungeſtüm der Witterung zu ſchützen, gewöhnlich etwas gewunden und 2—3 Fuß tief ſein. Die Mühe und Arbeit, welche mit dem Bohren einer Höhle von ſolchen Dimenſionen verbunden iſt, dürfte dem Anſcheine nach von dieſen Vögeln nicht erwartet werden; wenn wir aber von einigen ihrer andern Leiſtungen in der Bearbeitung des Holzes leſen, ſo erſcheint die Sache nicht befremdend."

Audubon ſagt über das Familienleben dieſes Spechtes: „Wie andere ſeiner Familie lebt auch dieſer Specht gewöhnlich paarweiſe, wenigſtens dann, wenn die Jungen ſelbſtändig geworden ſind, und wahrſcheinlich währt ſeine Ehe die ganze Lebenszeit. Man ſieht beide Gatten ſtets zuſammen. Das Weibchen erkennt man daran, daß es ſchreiluſtiger und vorſichtiger als das Männchen iſt. Die Fortpflanzung beginnt früher, als bei andern Spechten, ſchon im März. Das Neſt wird, wie ich glaube, immer in dem Stamm eines lebenden Baumes angelegt, am liebſten in einer Eſche, regelmäßig in bedeutender Höhe. Die Vögel ſind ſehr vorſichtig in der Wahl des Baumes und des Anlagepunktes der Höhle, weil ſie Zurückgezogenheit lieben und ihre Neſter vor dem Regen geſchützt wiſſen wollen. Deshalb iſt der Eingang gewöhnlich unmittelbar unter der Verbindungsſtelle eines großen Zweiges in den Stamm gehauen. Je nach den Umſtänden iſt die Höhlung mehr oder weniger tief, manchmal nicht tiefer als zehn Zoll, zuweilen aber auch bis zu drei Fuß und mehr. Der Durchmeſſer der Neſthöhle, welche ich unterſuchte, betrug etwa ſieben Zoll; das Eingangsloch iſt jedoch nie größer, als daß der Vogel gerade einſchlüpfen kann. Beide Gatten arbeiten an der Aushöhlung und löſen ſich wechſelſeitig ab. Während der eine meißelt, wartet der andere außen und feuert ihn an. Das erſte Gelege beſteht meiſt aus 6 Eiern von reinweißer Farbe, die auf einigen Spänen am Grunde der Höhle gelegt werden. Die Jungen ſieht man ſchon 14 Tage vor dem Ausfliegen zum Eingangsloch herausſchauen. Ihr Jugendkleid ähnelt dem des Weibchens, doch fehlt ihnen noch die Holle, dieſe aber wächſt raſch heran, und gegen den Herbſt gleichen ſie der Mutter ſchon ſehr. Die Männchen erhalten die Schönheit ihres Gefieders erſt im nächſten Frühjahre."

Wilſon theilt folgendes Erlebniß mit, indem er von einem verwundeten und eingefangenen Exemplar redet: „Er war am Fenſtergewände faſt bis an die Decke geklettert und hatte ein wenig unter derſelben angefangen, durch die Wand zu brechen. Das Bett war mit großen Stücken Kalk bedeckt, der Balken wenigſtens 15 Zoll im Gevierte entblößt, und das ausgehöhlte Loch, welches groß genug war, um eine Fauſt einzulaſſen, öffnete ſich nach der Windſeite, ſo daß es ihm noch vor Ablauf einer zweiten Stunde geglückt ſein würde, zu entkommen. Ich legte ihm nunmehr eine Schlinge um den Fuß und befeſtigte ihn an den Tiſch, worauf ich ihn abermals verließ. Da ich ihn am Leben zu erhalten wünſchte, ſuchte ich mir ein paſſendes Futter für ihn zu verſchaffen. Als ich die Treppe wieder hinaufſtieg, hörte ich ihn von Neuem mit

Digitized by Google

großer Thätigkeit arbeiten, wie groß war aber mein Aerger, als ich bei meinem Eintritt in's Zimmer bemerkte, daß der Mahagonitisch, woran ich ihn befestigt, und an welchem er seine ganze Wuth ausgelassen hatte, fast völlig ruinirt war."

Von den Heherspechten (Melanerpes) ist der Rothkopf (Melanerpes erythrocephalus) ein wohlbekannter Vogel in Nordamerika. Er fürchtet den Menschen so wenig, daß er auf den Bäumen der Straßen nistet. Nach Wilson benutzt ein und dasselbe Paar alljährlich die alten Höhlen, welche etwas ausgebessert und tiefer ausgehauen werden. Diese Höhlen sind in abgestorbenen Bäumen, oft zehn bis zwölf an der Zahl in geringer Entfernung von einander, mehr oder weniger ausgeführt oder gänzlich vollendet. Zwei bis sechs weiße, durchscheinende Eier legt das Weibchen in die Höhlung, welche oft nur sechs Fuß über dem Erdboden, eben so oft aber auch in möglichster Höhe in den Baum gemeißelt ist. „Die alten Vögel", erzählt Wilson, „machen, wie mich meine Beobachtung gelehrt hat, ihre Exkursionen regelmäßig nach den über Schuylkill hinaus liegenden Wäldern, ungefähr eine englische Meile von der Stadt, und beobachten beim Besuchen ihrer Nester große Stille und Vorsicht, Maßregeln, welche von solchen, die tiefer in den Wäldern nisten, nicht so streng beobachtet werden, weil das Späherauge des Menschen daselbst weniger zu fürchten ist. Allein trotz der Sorgfalt, welche dieser Vogel, sowie die anderen Arten der nämlichen Gattung, anwendet, um seine Jungen durch die Auswahl einer sicheren Lage gegen die Nachstellungen von Verfolgern zu sichern, hat er es doch mit einem Todfeinde zu thun, gegen dessen Räubereien ihm weder die Höhe des Baumes, noch die Tiefe der Höhle die mindeste Sicherheit gewähren. Dies ist die schwarze Schlange (Coluber constrictor), welche sich häufig am Stamme des Baumes hinauf windet und wie ein lauernder Wilder in die Höhle des armen Spechtes dringt, trotz dem Geschrei und ängstlichen Flattern der Eltern die Eier und hülflosen Jungen verschlingt und, wenn es der Raum gestattet, sich an der Stelle, die sie eben erst einnahmen, zusammenrollt und daselbst einige Tage hindurch verharrt."

Auch von den Kukuksspechten, unter welcher Bezeichnung man diejenigen Arten versteht, welche durch die Biegung des Schnabels und das gesperberte Gefieder entfernt an den Kukuk erinnern, erwähnen wir ein Exemplar, nämlich den Goldspecht (Calaptes auratus). Ueber dessen Betragen während der Paarungszeit sagt Audubon:

„Kaum hat der beginnende Frühling zu der süßen Pflicht der Paarung gerufen, so vernimmt man die Stimme des Goldspechtes von der Höhe der Wipfel umgefallener Bäume als ein Zeichen des Vergnügens, daß die willkommene Jahreszeit angebrochen. Diese Stimme ist jetzt die Freude selbst, denn sie ahmt gewissermaßen ein langes, heiteres, weithin hörbares Lachen nach. Verschiedene Männchen verfolgen ein Weibchen, nähern sich ihm, neigen ihr Haupt, breiten ihren Schwanz aus und bewegen sich seitlich, rückwärts und vorwärts, nehmen die verschiedensten Stellungen an und geben sich überhaupt die größte Mühe, der Erkornen die Stärke und Innigkeit ihrer Liebe zu beweisen. Das Weibchen fliegt zu einem andern Baum, aber immer verfolgt von einem, zwei und selbst einem halben Dutzend der verliebten Männchen,

Digitized by Google

welche dort dieſelben Liebesbewerbungen erneuern. Sie kämpfen nicht mit einander, ſcheinen auch nicht eiferſüchtig zu ſein, ſondern verlaſſen, wenn das Weibchen den einen von ihnen bevorzugt, ohne Umſtände das glückliche Paar und ſuchen ſich eine andere Schöne auf. So geſchieht es, daß alle Goldſpechte bald glücklich verehelicht ſind. Jedes Paar beginnt nun ſofort einen Baumſtamm auszuhöhlen, um eine Wohnung zu erbauen, welche ihnen und den Jungen genügt. Beide arbeiten mit größtem Eifer und, wie es ſcheint, mit größtem Vergnügen. Wenn das Männchen beſchäftigt iſt, hängt ſich das Weibchen dicht daneben und beglückwünſcht es über jeden Span, welchen ſein Schnabel durch die Luft ſendet. Wenn er ausruht, ſcheint es mit ihm auf das Zierlichſte zu ſprechen, und wenn er ermüdet iſt, wird er von ihm unterſtützt. In dieſer Weiſe und, Dank der beiderſeitigen Anſtrengung, wird die Höhle bald ausgemeißelt und vollendet. Nun liebkoſen ſie ſich auf den Zweigen, klettern mit wahrem Vergnügen an den Stämmen der Bäume empor oder um ſie herum, trommeln mit dem Schnabel an abgeſtorbene Zweige, verjagen ihre Vettern, die Rothköpfe, vertheidigen das Neſt gegen die Purpurſtaare, kichern und lachen dazwiſchen, und ehe zwei Wochen verſtrichen ſind, hat das Weibchen ſeine vier oder ſechs Eier gelegt und erfreut ſich an deren Weiße und Durchſichtigkeit. Wenn es glücklich macht, eine zahlreiche Nachkommenſchaft zu erzeugen, ſo muß der Goldſpecht zufrieden ſein, denn er brütet zwei Mal im Jahre."

Ueber das Betragen des Goldſpechtes in der Gefangenſchaft theilt Wilſon Folgendes mit: „Eines Tages, als ich durch die Wälder ſtrich, glückte es mir, einen dieſer Vögel zu ſchießen, indem ich ihm eine leichte Wunde am Flügel beibrachte. Da er in vollen Federn und, wie es ſchien, nur wenig beſchädigt war, nahm ich ihn mit mir nach Hauſe und ſteckte ihn in der Abſicht, beſſer mit ihm bekannt zu werden, in einen großen, aus Weidenruthen geflochtenen Käfig. Sobald er ſich von allen Seiten eingeſchloſſen ſah, verlor er keinen Augenblick Zeit mit eitlem Umherflattern, ſondern machte ſich ſogleich an die Zerſtörung der Weidenſtäbe, indem er mit großer Heftigkeit auf dieſelben loshämmerte und dabei ein lautes, klägliches, dem Gackern der Henne, wenn ſie beunruhigt wird und ängſtlich umherflattert, nicht unähnliches Geſchrei hören ließ. Der unglückliche Freiherr von Trenck arbeitete wol nie mit größerem Eifer an den Wänden ſeines Kerkers, als dieſer Sohn des Waldes in ſeinen Anſtrengungen zur Wiedererhaltung ſeiner Freiheit; und er bediente ſich ſeines kräftigen Schnabels mit ſolcher Kraft, bohrte ſo nachdrücklich damit in die Stäbe und rüttelte ſie ſo heftig hin und her, daß er ſich bald einen Durchweg öffnete; und ob ich gleich die Breſche zu wiederholten Malen ausbeſſerte und jede Oeffnung ſo gut, wie ich nur immer konnte, verrammelte, ſo fand ich ihn doch bei meiner Rückkehr in das Zimmer ſtets außer dem Käfig, an den Stühlen hinaufkletternd oder auf dem Fußboden umherlaufend, wo er wegen der Geſchicklichkeit ſeiner Bewegungen, indem er mit derſelben Leichtigkeit bald rückwärts, bald vorwärts, bald zur Seite ausbog, nicht leicht wieder gefangen werden konnte. Als ich ihn hierauf in einen ſtarken Drahtkäfig geſperrt hatte, ſchien er alle Hoffnung zum Entfliehen aufgegeben zu haben und wurde bald ſehr zahm."

Zum Schluß entnehmen wir dem „Journal für Ornithologie", Jahrgang 1858, Schilderungen merkwürdiger Wintermagazine zweier Spechte Nordamerika's, nach Caſſin und de Sauſſure mitgetheilt von Dr. Carl Bolle.

Die eine Schilderung betrifft **Calaptes rubricatus**, eine durch den rothen Glanz ihrer Schwingen ausgezeichnete Spechtart, welche in großer Anzahl an dem früheren Vulkan, welcher den Namen Pizarro trägt, angetroffen wurde.

„Die Spechte", ſo wird berichtet, „flogen hin und her, klammerten ſich einen Moment an eine jede Pflanze und entfernten ſich darauf faſt augenblicklich. Am häufigſten ſah man ſie an den Blütenſchaften der Aloen; an dieſen hämmerten ſie einen Augenblick, indem ſie mit ihren ſpitzen Schnäbeln wiederholt an dem Holze klopften; gleich darauf flogen ſie an die Yucca-Stämme, wo ſie dieſelbe Arbeit auf's Neue vornahmen. Dann kehrten ſie ſchnell wieder zu den Aloen zurück und ſo fort. Ich näherte mich daher den Agaven und betrachtete ihre Stengel, die ich ſiebförmig durchbohrt fand und zwar ſo, daß die Löcher unregelmäßig eins über dem andern ſich befanden. Dieſe Oeffnungen ſtanden offenbar mit Höhlungen im Innern in Verbindung, worin ich bei näherer Unterſuchung eines Blütenſchaftes ein wahres Magazin von Nahrungsſtoffen entdeckte.

„Die Sache verhält ſich folgendermaßen. Die Agave ſtirbt, nachdem ſie geblüht hat, ab und vertrocknet, bleibt aber noch lange nachher aufrecht in der Erde ſtehen, und ihr Schaft bildet gleichſam einen ſenkrechten Pfahl, deſſen äußere Schicht beim Abtrocknen erhärtet, während das Mark des Innern nach und nach verſchwindet und ſo im Mittelpunkt des Stengels eine Röhre frei läßt, die deſſen ganze Länge einnimmt. Dieſe Röhre hat der Specht dazu erſehen, ſeine Lebensmittel darin aufzuſpeichern. Dieſe Lebensmittel aber ſind wiederum ſeltſam gewählt. Sie beſtehen weder aus Inſekten, noch aus Larven oder anderen thieriſchen Stoffen, wie ſie ſonſt die Klettervögel lieben und unter der Rinde aufſuchen. Nein! ſie werden ausſchließlich dem Pflanzenreich entnommen. Es ſind Eicheln, die von unſeren Vögeln für den Winter in dieſen natürlichen Speichern aufgehäuft werden. Die Centralröhre des Schaftes der Agaven hat einen Durchmeſſer, gerade groß genug, um dieſe Früchte einzeln je nach ihrem kleinſten Diameter durchzulaſſen, ſo daß ſie der Reihe nach eine über der andern, wie die Kügelchen eines Roſenkranzes zu liegen kommen, und wenn man dieſe Röhre der Länge nach ſpaltet, ſo findet man den ganzen inneren Kanal gleichſam mit einer Säule von Eicheln angefüllt. Indeß iſt ihr Aufeinanderliegen nicht immer ſo regelmäßig. In den ſtärkſten Agaven iſt der Centralkanal weiter und in einem ſolchen häufen ſich dann die Eicheln unregelmäßiger an. Mit Schnabelhieben bohrt nun der Specht am unterſten Theile des Schaftes ein kleines Loch durch das peripheriſche Holz. Dieſes Loch erſtreckt ſich bis zur mittleren Röhre. Er benutzt dann dieſe Oeffnung, um Eicheln hinein zu ſtopfen, bis er damit den Theil der Röhre gefüllt hat, der unterhalb des Loches liegt. Hierauf bohrt er ein zweites Loch an einem höher gelegenen Punkte des Schaftes, durch welches er den inneren Raum des Central-Kanals, der ſich zwiſchen den beiden Oeffnungen befindet, anfüllt. Gleich darauf bringt er ein drittes Loch noch höher hinauf an und ſo fährt

Digitized by Google

er fort, nach und nach ſein Magazin vollzumachen, bis er ſo hoch hinaufgeſtiegen iſt, daß er den Punkt des Schaftes erreicht, wo der Kanal ſo eng wird, daß er keine Eicheln mehr durchläßt. Man beachte jedoch, daß dieſe Schaftröhre weder weit, noch rein genug iſt, um die Eicheln, von ihrer Schwere nach unten gezogen, gerade hindurchfallen zu laſſen. Der Vogel iſt vielmehr gezwungen, ſie hineinzuſtoßen, und trotz ſeines Geſchickes bei dieſer Arbeit gelingt es ihm doch meiſt nur, ſie 1—2 Zoll tief in die Röhre hinabzuſchieben, was ihn nöthigt, dieſe Löcher ſehr nahe übereinander zu ſtellen, um den Schaft ganz zu füllen. Auch dieſe Arbeit verrichtet er indeß nicht immer mit gleicher Regelmäßigkeit. Es giebt viele Agavenſchafte, deren Mark noch faſt unverſehrt geblieben iſt und kaum irgend eine Röhre bildet. Dabei iſt der obere Theil der Stengel faſt ohne Ausnahme von ſolcher Beſchaffenheit. In dieſen Fällen muß der Specht andere Kunſtgriffe anwenden, um ſeine Eichelvorräthe niederzulegen. Wo er keine Höhlungen findet, muß er ſelbſt ſolche meißeln. Zu dieſem Behufe bohrt er für jede Eichel, die er verſtecken will, ein beſonderes Loch und legt dieſelbe dann in dem Marke ſelbſt nieder, in welches er ein Loch bohrt, das weit genug iſt, eine ſolche aufzunehmen. So findet man viele Stengel, in denen die Eicheln nicht in einer Centralröhre angehäuft ſind, ſondern jede für ſich am Ende eines der Löcher liegt, mit welchen die Oberfläche des Schaftes überſäet iſt. Dies iſt eine harte Arbeit und verurſacht dem Vogel vielen Schweiß. Er muß ſehr fleißig ſein, um eine ſolche Vorrathskammer anzulegen. Deſto leichter wird es ihm nachher, ſie zu benutzen. Der Specht hat dann nicht mehr nöthig, ſeine Nahrung unter einer mühſam zu durchbrechenden Holzſchicht zu ſuchen; er braucht nur ſeinen ſpitzen Schnabel in eine jener ſchon fertigen Oeffnungen zu ſtecken, um eine Mahlzeit daraus hervorzuholen. Es ſcheint in dieſem Fall, die Natur habe unſerem Vogel ſeinen feſten Schnabel weniger dazu gegeben, ſeine Nahrung innerhalb des Holzes zu ſuchen, als um ſie darin zu verbergen."

Die zweite Schilderung betrifft Melanerpes formicivorus Sw., entnommen dem Werke Caſſin's: „Illustrations of the birds of California, Texas, Oregon, British and Russian America:"

„Dies iſt der häufigſte und lärmendſte unter den Picus-Arten Californiens. Von dem höchſten Zweige eines Baumes, auf dem er zu ſitzen liebt, aus, ſchwingt er ſich plötzlich, ein Inſekt verfolgend, in die Luft, und nachdem er es ergriffen hat, kehrt er augenblicklich zu ſeinem früheren Platze zurück, von dem er nach wenigen Momenten daſſelbe Manöver auf's Neue beginnt. — Im Herbſt beſchäftigt ſich dieſe Spezies eifrig damit, kleine Löcher in die Rinde der Eichen und Fichten zu bohren, die dazu beſtimmt ſind, Eicheln aufzunehmen. In jedes Loch kommt eine ſolche, und zwar wird ſie ſo feſt eingezwängt, daß ſie nur mit Mühe herausgezogen werden kann. Auf dieſe Weiſe geſchieht es, daß die Rinde eines koloſſalen 40—50 Fuß hohen Nadelbaumes den Anſchein gewinnt, als ſei ſie dicht mit Bronzenägeln, von denen nur die Köpfe ſichtbar ſind, beſchlagen. Dieſe Eicheln werden ſo in ſehr großer Menge aufgeſpeichert und ernähren den Winter hindurch nicht nur den Specht, ſondern werden auch von Hähern, Mäuſen und Eichhörnchen ſtark mitgenommen."

Digitized by Google

Stein- und Goldadler

II.

Leben im Freien.

1. Flache Neſter oder plattförmig Bauende.

Allgemeines über die Adler.

Die echten Adler, die „Edeladler“ (Aquilae) unter der Ordnung der **Raubvögel** (Raptatores) ſind in der Größe und dem Weſen nach die Herrſcher der Lüfte. Schon in der Ruhe bekundet ihre aufrechte Haltung und vor Allem ihr großes, prächtiges Auge, der wahre Spiegel ihrer Seele, das ungewöhnliche Thier. „Ein einziger Blick“ — ſagt **Brehm** treffend in ſeinem Thierleben — „auf den ſtolzruhig um ſich ſchauenden Adler genügt, um uns zu belehren, welcher Ordnung der „Fänger“ wir die erſte Stelle einzuräumen

Digitized by Google

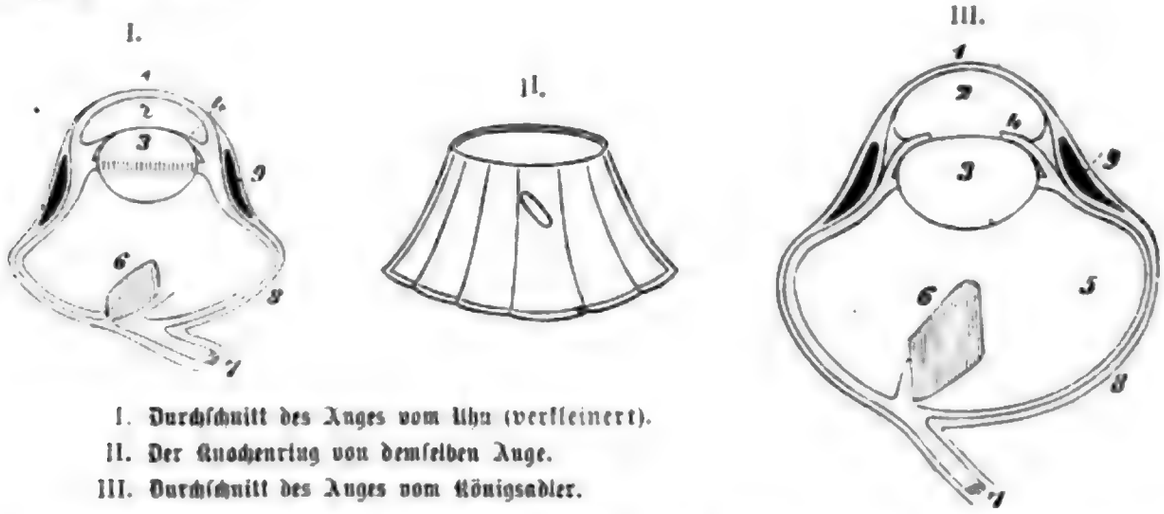
haben. Man kann behaupten, daß die Mitglieder der zweiten Ordnung dieser Reihe (nämlich die „Sperrvögel" — Segler, Schwalben ꝛc.) im vollgiltigeren Sinne Fänger sind, als die Raubvögel; man kann einwenden, daß die Schwalbe ihrer Singmuskeln halber als edler anzusehen sei, denn ein Falk: die unbefangene Prüfung wird ein Urtheil feststellen, welches sich nicht mehr beirren läßt. Leibliche und geistige Begabungen stempeln die Raubvögel zu „Menschenthieren" im Scheitlin'schen Sinne, zu Vögeln, welche als den Papageien ebenbürtige bezeichnet werden müssen." Das hellleuchtende Feuer in des Adlers Blicke kündet Kühnheit und Majestät, während die Federn, die sich über den oberen vorragenden Augenbeinrand, die glänzende Iris halb bedeckend, in wagerechter Linie ziehen, dem Auge den Ausdruck der Verschlagenheit, Wildheit und Raubluſt verleihen. Dieſes große Auge voll herrlichen Glanzes ist der edelste Sinn dieſer Könige der befiederten Welt. Auf diesen Sinn sind sie, wie alle Raubvögel, beim Auffinden ihrer Nahrung ganz und gar hingewiesen, weshalb er auch bedeutend entwickelt ist.

Der Augapfel selbst ist wenig beweglich, ein Mißstand, der durch die leichte Beweglichkeit des Halses aufgehoben wird. Der Raum- und Gewichtsersparniß wegen finden wir den Augapfel nicht kugelig, vielmehr zeigt er eine mehr kegelförmige, nach hinten plötzlich breit auseinandergehende Form; so ist die Sehare, die Linie von der Mitte der Hornhaut (cornea) bis auf den Grund des Auges eine möglichst lange und die bildaufnehmende Fläche im Augengrunde eine bedeutend breitere, zwei Vortheile, die wesentliche Eigenschaften des Vogelauges sind. Zur Erhaltung dieſer charakteristischen Form sind harte Stützen in eigenen Knochenablagerungen vorhanden, die als Knochenring in der äußeren weißen Haut (Sclerotica) sich ablagern und gerade bei Raubvögeln, besonders dem Uhu, am meisten entwickelt sind, so daß der Augapfel von diesem Gebilde wie von einer oben und unten offenen Kapsel eingeschlossen ist.

Eine bedeutende Wölbung zeigt die Hornhaut des Auges, die aber gleichwol verschiedener Stellung fähig ist; denn an ihrer inneren Fläche setzen sich feine, nur dem Vogelauge eigenthümliche Muskelfasern an (der Crampton'sche Muskel), die durch ihr Anziehen die gewölbte Oberfläche der Hornhaut abflachen und so schon auf die Größenveränderung der Sehare einwirken. Mit ganz auffallender Zusammenziehkraft ausgestattet finden wir die meist in lebhaften Farben schillernde Regenbogenhaut (Iris). Durch ihre Zusammenziehungen und Ausdehnungen wird die von ihr freigelassene Sehöffnung, die Pupille, fortwährend nach Bedürfniß des Fern- und Nahsehens erweitert oder verkleinert. Die Muskelfasern dieſer Haut besitzen, wie bei allen Vögeln, so ganz besonders bei den Adlern, eine bedeutende Ausbildung; es sind sogenannte quergestreifte Muskeln, die in dem thierischen Körper eine größere Rolle spielen als die sogenannten glatten Muskelfasern, da diese nur den dem Willen entzogenen vegetativen Organen, jene dagegen den der Willenskraft unterworfenen animalischen Sinneswerkzeugen angehören, aus welchem Umstand sogar geschlossen wurde, daß die Beweglichkeit der Iris im Vogelauge von dem Willen des Thieres abhänge, was jedoch nicht der Fall ist. Unter allen Umständen

Digitized by Google

aber gehorchen die gestreiften Muskeln rascher der Anregung von der Nervenfaser, wieder ein Vortheil, der das Vogelauge vor dem der übrigen Thiere auszeichnet. Hierzu kommt nun noch die Möglichkeit, auch die Linse, die wir bei den Adlern vorn stark abgeplattet finden, in ihrer Stellung mehr nach vorn oder hinten zu schieben, eine Bewegung, die ihr durch den die Linsenkapsel umgebenden Ring strahliger Muskelfasern (Corpus ciliare, Strahlenkörper) mitgetheilt wird.




I. Durchschnitt des Auges vom Uhu (verkleinert).
II. Der Knochenring von demselben Auge.
III. Durchschnitt des Auges vom Königsadler.

1 Hornhaut, cornea; 2 vordere Augenhöhle; 3 Linse, bei I. angedeutet, wie sie von dem Strahlenkörper umfaßt ist, der sie zurück- und vorstellen kann; 4 Iris; 5 Glaskörper; 6 Fächer, Kamm; 7 Sehnerv; 8 äußere harte Haut, Sclerotica; 9 die in ihr liegenden (hier schwarz ausgefüllten) Knochenplatten.

Auf diese Art rückt das Bild des zu erfassenden Gegenstandes, das durch die Linse gehend in umgekehrter Stellung auf die Netzhaut, retina, geworfen wird, bald dieser Nervenhaut näher, bald wird es mehr von ihr entfernt, wie es eben die Deutlichkeit der zu erkennenden bald näheren, bald ferneren Bilder verlangt. Diese Anbequemung des Vogelauges, d. h. Möglichkeit, sich in der Stellung der einzelnen Theile, wie Horn-, Regenbogenhaut und Linse, der verschiedenen Entfernung der zu sehenden Gegenstände anzupassen, ist gerade bei den Raubvögeln, die durch die Geschwindigkeit ihrer Bewegung fortwährend in andere Verhältnisse zu dem Gesichtsobjekte kommen, eine sehr große und viel mehr ausgebildete, als sie anderen Wirbelthieren zukommt.

Noch haben wir eines anderen Gebildes zu erwähnen, das auch grundzüglich angedeutet bei einigen Fischen vorkommt, in gleicher Ausbildung aber nur im Vogelauge besteht. Es ist dies der sog. Fächer (Pecten), eine in Falten gelegte, von feinen Blutgefäßen durchzogene Membran, die in dem Hintergrunde des Auges auf der Gefäßhaut (Chorioidea) entspringend, frei in den den hinteren Raum des Augapfels ausfüllenden Glaskörper hineinreicht und oft die Fläche der Linsenkapsel erreicht. Die Deutung dieses Gebildes dürfte keine klare sein, denn theils wird die Vermuthung ausgesprochen, daß es zur Befestigung der Linsenkapsel diene, theils findet man die Ansicht vertreten, daß es zur theilweisen Brechung oder Ablenkung gewisser Lichtstrahlen vorhanden — eine Ansicht, die dadurch mehr Begründung erhält, daß man bei den Eulen den Fächer weniger ausgebildet findet als bei den Tagraubvögeln.

Digitized by Google

Durch seine wunderbare Einrichtung beherrscht das Adlerauge von den höchsten Bergesgipfeln und hoch aus den Lüften herab die kleinste Wirbelthierbeute. Diesem vorzüglichen Gesichte zu Diensten stehen zwei gleich ausgebildete Gliedmaßen, die das Thier zum wahren Räuber stempeln; es sind dies die mächtigen Schwingen und scharfbewehrten Füße. Mit jenen hebt es sich, seinem gewaltigen Drange gemäß, über die Sehweite des menschlichen Auges zu den Wolken, mit diesen packt und würgt es die Beute. Des Adlers Flug ist hochstrebend, majestätisch; hehr und bewegungslos ist sein Schweben, rauschend und unwiderstehlich sein Herabstoßen. Brehm bezeichnet seinen Flug „ausgezeichnet schön; es fehlt ihm das Unruhige, welches der Flug des Edelfalken oder Habichts zeigt. Die Flügel werden, wenn es sich darum handelt, vom Boden aufzusteigen, gewaltig, aber verhältnißmäßig langsam bewegt; hat jedoch der Adler einmal eine gewisse Höhe gewonnen, so schwebt er mit ausgebreiteten Flügeln ungemein rasch dahin. Man sieht von ihm oft minutenlang nicht einen einzigen Flügelschlag, und dennoch entschwindet der geradeausziehende Vogel sehr bald dem Auge. An dem kreisenden bemerkt man, wie er durch Drehen und Wenden, durch Heben und Senken des Schwanzes sich steuert, wie er sich hebt, wenn er dem Winde entgegenschwebt und wie er sich senkt, wenn das Gegentheil stattfindet. Beim Angriff auf lebende Beute stürzt der gewaltige Vogel mit außerordentlicher Schnelle unter lautem hörbaren Rauschen hernieder, allerdings nicht schnell genug, um einen gewandt fliegenden Vogel zu ergreifen, aber immer noch rasch genug, um eine fliegende Taube einzuholen. Der Gang auf dem Boden ist ungeschickt; er besteht aus sonderbaren Sprungschritten, bei denen ein Bein um das andere bewegt wird, unter Zuhülfenahme der Flügel. Der Adler erscheint in laufender Stellung am unedelsten." — Der niedere Boden ist nicht seine Heimat; er ist ein Luftvogel und nur auf freier Höhe oder im Aether entfaltet sich sein Wesen. Hier ist er Adler, dort eine unbehülfliche Kreatur.

Betrachten wir uns den sitzenden oder „aufgebaumten" Vogel näher, der nach der richtigen Bemerkung Brehm's einen erhabenen Eindruck auf den Beschauer macht.

Die edelsten der Sippe sind sehr große Vögel von kräftigem, untersetztem Bau mit einem bedeutsamen, dicht und klein befiederten Kopf, an dem der Schnabel besonders charakteristisch gestaltet ist. Er erscheint an der Wurzel kräftig und gerade, nach der Spitze hin hakig übergebogen. An der Stelle vor der Ueberbiegung zeigt der Oberkiefer auf seinen Schneidflächen statt des Zahnes eine Ausbuchtung und an der Wurzel der Firste eine kahle Wachshaut. Wir lassen hier unseren Freund Brehm weiter sprechen, der die Adler im Gefangenleben wie in der Wildniß so vielfach beobachten konnte: „Die Fußwurzeln sind mittellang, stets kraftvoll, oft nur wenig, oft wiederum bis zu den Zehen herab befiedert. Diese selbst sind stark, von mittelmäßiger oder bedeutender Länge und immer mit großen, sehr gekrümmten, spitzigen Nägeln bewehrt. Die Flügel erreichen bei einigen das Ende des Schwanzes, bei anderen nur dessen Wurzeltheil. Sie erscheinen stets abgerundet, weil die vierten oder fünften Schwingen fast ohne Ausnahme die längsten sind. Der Schwanz ist

Digitized by Google

groß, lang und breit, entweder gerade abgeschnitten oder zugerundet. Das Gefieder besteht aus großen, gewöhnlich zugespitzten Federn; es ist deshalb immer reich, zuweilen sehr reich, ausnahmsweise nur derb und hart. Bezeichnend für den Adler ist, daß die Federn des Hinterkopfs und Nackens sich entweder zuspitzen oder auch zu einer Holle verlängern.

„Die Adler bewohnen die ganze Erde; gewisse Theile derselben beherbergen jedoch eigene Sippen der Familie, welche in anderen Gegenden nicht gefunden werden. Die Verschiedenheit der Gestalt läßt erwarten, daß nicht alle Arten dieselben Wohnorte haben. Auch die Mehrzahl der Adler lebt und jagt im Walde; einzelne Arten sind Gebirgs- und bezüglich Felsenbewohner; andere sind an das Wasser gebunden und leben entweder an der Küste des Meeres oder an Seen und Flüssen; einige finden selbst in freien Steppen ihre Heimat. In der Nähe des Menschen siedeln sich die Adler nur selten an; ihr eigentlicher Wohnsitz muß möglichst unbehelligt sein. Von ihm aus unternehmen sie aber weite Ausflüge, und gelegentlich dieser kommen sie oft genug in unmittelbare Nähe der Dorfschaften und rauben hier, wenn sie sich nicht verfolgt sehen, zuweilen vor den Augen ihres gefährlichen Gegners. Die nordischen Arten sind größtentheils Wandervögel, alle wenigstens Strichvögel, welche außer der Brutzeit im Lande umherschweifen.

„Auch die Adler lieben Gesellschaften ihres Gleichen nicht; während des Sommers wenigstens dulden sie in ihrem Gebiete kein zweites Paar. Vereinigungen kommen unter ihnen nur während ihrer Winterreise oder auf wenige Minuten gelegentlich einer für viele ausreichenden Mahlzeit vor; auf dem Leichnam eines großen Thieres z. B. Der Verband, in welchem Adler zusammenleben, ist selbst während der Winterreise ein lockerer. Die Thiere kommen an beutereichen Orten zufällig zusammen, gehen hier denselben Geschäften nach und erscheinen deshalb oft als Gesellschaft, während streng genommen jeder seinen eigenen Weg geht — selbstverständlich mit Ausnahme des Gatten eines Paares. Diese halten außerordentlich treu zusammen, und es unterliegt wol keinem Zweifel, daß eine unter Adlern geschlossene Ehe für die ganze Lebenszeit währt. Mit anderen Vögeln gehen die Adler ebenso wenig Verbindungen ein. Sie vereinigen sich zuweilen mit Geiern, Milanen und Bussarden, freundschaftlich aber durchaus nicht. Der gleiche Nahrungserwerb führt sie zusammen; ist ihm Genüge geleistet, so endigt die Vereinigung. Dagegen erlauben einige kleinen Schmarotzern, wie wir sie nennen wollen, Finkenarten z. B., sich in dem Unterbau ihres Horstes Wohnung zu suchen. Aber auch diese Erlaubniß wird nicht freiwillig gegeben; von eigentlicher Duldung ist keine Rede. Der Adler gestattet dem Sperlingsvogel in seiner unmittelbaren Nähe zu wohnen, weil er sich unfähig fühlt, sich jenes zu bemächtigen. Die Gewandtheit des Zudringlings ist sein Schutzbrief vor der bedrohlichen Klaue des Gewalthabers. Doch wollen wir nicht in Abrede stellen, daß einzelne Adler zuweilen eine ähnliche Großmuth bekunden, wie sie der Löwe unter Umständen an den Tag legt. Die edelsten unter ihnen kennen die Mordsucht des Habichts nicht. Sie sind Räuber, aber sie sind stolze, edle Räuber: sie rauben, weil sie müssen." —

Digitized by Google

Adlerhorſt.

Die Wohnungen der Thiere.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer

Digitized by Google

Digitized by Google

Nächst dem Gesicht ist das Gehör der entwickeltste Sinn. „Der Adler", sagt Brehm, „vernimmt außerordentlich fein und giebt gegen starke Töne einen entschiedenen Widerwillen zu erkennen. Ueber den Geruch ist viel gesprochen, aber, wie ich meine, auch viel gefabelt worden. Er ist gewiß nicht wegzuleugnen; doch glaube ich, daß er keineswegs so hoch ausgebildet ist, als man behauptet hat. Das Gefühl, Empfindungsvermögen sowol als Tastfähigkeit, steht auf hoher Stufe, und Geschmack beweist jeder gefangene Adler, welchem verschiedene Nahrung vorgeworfen wird, in nicht verkennbarer Weise. Ueber den Verstand ist schwer ein richtiges Urtheil zu fällen; so viel aber ergiebt die Beobachtung bald genug, daß auch der Geist als wohlentwickelt bezeichnet werden darf. Im Freileben zeigt sich der Adler außerordentlich vorsichtig und scheu da, wo er Gefahr vermuthet, dreist und frech da, wo er früher ungestraft raubte; er richtet also sein Betragen nach den Umständen. Anderen Thieren gegenüber legt er auch zuweilen eine gewisse List an den Tag, und bei seinen Räubereien bekundet er eine beachtenswerthe Berechnung. In der Gefangenschaft hingegen schließt er sich nach kurzer Zeit dem Menschen an, welchen er früher ängstlich mied, und tritt mit ihm in ein Freundschaftsverhältniß, welches sehr innig werden kann. Wahrscheinlich würde man irren, wenn man annehmen wollte, daß dieses Verhältniß auf das Gefühl der Unterthänigkeit begründet sei; denn auch der gefesselte Adler ist sich seiner Kraft wohl bewußt und fürchtet sich durchaus nicht vor dem Menschen, falls dieser ihm feindlich entgegentreten sollte. Davon geben mir die gefangenen Adler unseres Thiergartens tagtäglich Beweise. Sie begrüßen mich mit freudigem Geschrei, wenn sie mich sehen; sie dulden es, daß ich mich in ihren Käfig begebe; sie ertragen aber durchaus keine Mißhandlung. Genau so benehmen sie sich ihrem Wärter gegenüber, während sie Fremde entweder nicht beachten oder, wenn diese sich ihnen aufdrängen, ernst zurückweisen. Es ist wohl zu beachten, daß diejenigen Arten, welche wir Edeladler nennen, auch wirklich die edelsten sind. Der Name ist ihnen gegeben worden nach dem Eindruck, welchen ihre äußere Erscheinung hervorrief; dieser Eindruck aber wird bestätigt und verstärkt durch Beobachtung ihres Wesens. Bei ihnen sind wirklich die edlen und großartigen Eigenschaften besonders ausgebildet.

„Der freilebende Adler nährt sich vorzugsweise von selbst erbeuteten Thieren, namentlich von Wirbelthieren; keine einzige Art aber von denen, welche ich kenne, verschmäht Aas, namentlich von Wirbelthieren, und es ist gänzlich unbegründet, wenn man behauptet hat, daß nur der Hunger den Adler zu solcher Speise zwinge. Er bevorzugt das lebende Thier, findet es aber sehr bequem, an einem bereits gedeckten Tische zu schmausen. Ein Kostverächter ist er überhaupt nicht; mit wenigen Ausnahmen ist ihm jedes höhere Wirbelthier genehm. Fische gehören, wie es scheint, zu einem beliebten Beigericht, während Lurche nur in wenigen Arten Liebhaber zu finden scheinen. Der Adler raubt im Sitzen, wie im Laufen und selbst im Fliegen, erhebt die Beute, welche er ergriff, und trägt sie, falls er dies vermag, einem bestimmten Futterplatze zu, um sie dort zu verzehren. Bei dem Angriff entfaltet er seine ganze Kraft und beweist dabei eine außerordentliche Erregung, welche in förmliche Wuth übergehen kann. Durch Widerstand läßt er sich selten oder gar nicht von dem einmal

gefaßten Vorsatze abbringen: was er einmal in's Auge gefaßt hat, sucht er mit Hartnäckigkeit festzuhalten. Er greift muthig starke und große Thiere an und begnügt sich mit sehr kleinen und schwachen. Sein Erscheinen bedeutet, wie Naumann sehr richtig sagt, den Tod aller Thiere, welche ihm nicht zu schwer oder zu schnell sind. Die stärksten Arten erheben den bissigen Fuchs vom Boden oder nehmen den wehrhaften Marder vom Aste weg. Unter den Säugethieren sind blos die stärksten, größten und schwersten, unter den Vögeln die gewandtesten vor ihm gesichert. Ein abgerichteter Adler würde sich ohne Besinnen auf den Strauß stürzen und diesen unzweifelhaft umbringen: — fällt doch selbst der freilebende den Menschen an." —

Mit diesen hervortretendsten Charakterzügen der Adler möge sich der geneigte Leser begnügen. Wir können der gesteckten Grenzen halber auf das Nähere nicht eingehen; die Kunde davon geben Monographien und ausführlichere Naturgeschichten. Wir betrachten nun noch einige Arten aus den Sippen der hervorgehobenen Familien besonders in Hinsicht ihres Nistens.

„Keiner unter den echten Raubvögeln" — bemerkt Wood mit Recht — „zeichnet sich als besonderer Nestbaukünstler aus, und der Adler (Aquila chrysaëtos, Goldadler) macht keine Ausnahme von der allgemeinen Regel." Nur durch die kolossalen Massen und ihren mitunter kühn gewählten Standort sind die Adlerhorste bemerkenswerth. Wir stellen die Berichte einiger Schriftsteller in Kürze zusammen, da wir aus eigener Erfahrung davon nicht reden können.

Das derbe Material für den Horst ist für den Stein- und Goldadler (Aquila fulva et chrysaëtos) — welche beide von manchen Forschern für eine und dieselbe Art gehalten werden — oft mühsam zu erwerben. Nach v. Tschudi nehmen dasselbe die Steinadler auf eine eigenthümliche, ganz ihrer ungestümen Stärke angemessene Art von den Bäumen, indem sie sich mit eingezogenen Flügeln aus der Höhe auf den gewählten Ast herabstürzen, diesen mit den Fängen packen und durch die Gewalt des Stoßes abbrechen, um die so erworbenen Aeste und Zweige zum Horste zu tragen.

Wood beschreibt den Horst des Goldadlers als einen in rohester, gestaltlosester Weise verfertigten Bau, der den Jungen ein minder bequemes Bett als der nackte Fels gewährt. Er bildet aber gewiß die dem jungen Adler natürlich angemessenste Wiege, auf der er zu dem wind- und wettergepeitschten Herrscher der Lüfte heranwächst. Rennie schildert den Horst wie einen Fußboden mit Prügeln von 5—6 Fuß Länge gebaut, an den Enden gestützt und mit geschmeidigen Zweigen durchkreuzt. Nach dem Berichte Woods ist der Standort desselben gewöhnlich auf unzugänglicher Stelle, an einer Felskuppe eines Abgrundes und nach oben durch einen überhängenden Felsen geschützt. Wir lassen das mehr oder minder Zutreffende dahin gestellt sein, was Wood von der Zweckmäßigkeit in der bewußten Wahl des Nistplatzes unserer Adler giebt, nämlich daß er durch den Felsvorsprung von oben her ebenso unsichtbar, als vor der Ausplünderung der an Stricken sich niederlassenden Jäger sicher sei. Rennie bezweifelt diese Absichtlichkeit des Vogels bei der Wahl seines Brutortes und hält den Stand des Horstes an solchen geschützten Orten für eine Zufälligkeit, da die meisten Forscher andere Nistplätze angeben.

Digitized by Google

Willoughby beschreibt ein in Derbyshire gefundenes, bei welchem die aus Prügeln verfertigte Unterlage halb auf einem Felsenrand, halb auf zwei Birken ruhte. Auf dieser Unterlage befand sich eine Lage Binsen, sodann eine von Heidekraut, und das Innere war wieder mit Binsen belegt, worauf ein Junges von der Größe einer Gans und ein Ei lag. Der Horst maß zwei Ellen im Quadrat und hatte keine Höhlung. — Den für die Jungen bestimmten Theil, die flache Mulde des Horstes, giebt Wood verhältnißmäßig klein an. Der gewöhnlich im März entstehenden, verhältnißmäßig kleinen Eier sind es zwei, höchstens drei. Sie sind rund, rauhschalig und auf trübweißem Grunde gefleckt und punktirt und sollen vom Weibchen innerhalb fünf Wochen ausgebrütet werden. Uebereinstimmend geben die Schriftsteller den Rand des Horstes als die Stelle an, wo das Adlerpaar den Jungen die Beute vorlegt und ansammelt. Lämmer und andere Heerdenthiere, Hasen, Enten, Rebhühner und sonstiges Geflügel werden herbeigeschleppt und finden sich zuweilen in beträchtlicher Anzahl, so daß hieraus ebensowol der Schaden, den ein Adlerpaar im weiten Umkreise seines Horstes anrichtet, als der Aasgeruch begreiflich erscheint, den die faulende überflüssige Beute zu Zeiten verursacht.

Die Paare sollen nicht selten gemeinschaftlich jagen, und zwar so, daß der eine Gatte niedrig fliegt und das Wild aus Busch und Baum aufscheucht, der andere, hoch in der Luft kreisend, sodann auf die rege gemachte Beute herabstürzt. In den ersten Wochen werden die Jungen von den Alten geätzt, indem sie die Beute in kleine Stücke zerreißen und diese den sperrenden Schreihälsen in die Schnäbel reichen. Sind hingegen die Schnäbel der jungen Adler hinlänglich erstarkt, so trägt das Elternpaar das erjagte Wild blos auf den Rand des Horstes, den Jungen das Zerreißen überlassend.

Wir wählen unter der Sippe der Seeadler (Haliaëti) den weißköpfigen Seeadler (Haliaëtus leucocephalus), der unseren europäischen großen gemeinen Seeadler (H. albicilla s. ossifraga) als der nächste Verwandte in Amerika vertritt, da wir seine Nistweise, wie sein Wesen von den zwei hervorragendsten Naturbeschreibern Nordamerika's, Wilson und Audubon, ausführlich beschrieben finden.

Nach Rennie berichten Wilson und Ord in der „American Ornithology" über die Nistweise Folgendes:

„Im Monat Mai kam ich auf einer Jagd an der Seeküste mit meinem Freund Ord und einem Führer in den Wald, um ein Seeadlerneſt zu sehen. Als ich auf kurze Entfernung dem Ort mich näherte, zog sich der Vogel langsam aus dem Neste zurück, das wir mitten auf dem Gipfel einer großen gelben Fichte errichtet fanden. Der Wald war ausgehauen und auf einige Ruthen um den Ort gelichtet, welcher Umstand dem stattlichen Stamm, den großen und gewundenen Zweigen, mit einer Masse Reisig und Stöcken auf dem Gipfel, eine malerische Wirkung ertheilte. Unser Führer hatte eine Art mitgenommen, um den Baum umzuhauen, allein mein Gefährte bestand darauf, das Nest zu besteigen, und führte dies furchtlos aus, während wir unten standen und bereit waren, ihn im Fall eines Angriffes der alten Adler zu vertheidigen. Kein Widerstand aber wurde uns geboten, und als er das Nest erreichte, war es leer.



Digitized by Google

Weißköpfiger Seeadler.

Digitized by Google

Es war aus großen Stöcken gebaut, wovon einige mehrere Fuß Länge hatten; darauf lag Rasen, Riedgras in der Höhe von 5—6 Fuß aufgehäuft; es war mit frischen Rebranken gefüttert und hatte wenig oder keine Höhlung. Unter dieser Fütterung lagen Reste der Jungen dieses Jahres, wie Federkielschuppen, Federn, Klauen u. s. w.; unser Führer war an dem Ort gegen Ende Februar vorbeigekommen und hatte damals einen großen Lärm der alten Vögel gehört; nach dem, was wir später erfuhren, ist es wahrscheinlich, daß es schon damals Junge enthielt."

„Das folgende Jahr," sagt Ord, „nahm ein Freund von uns drei Eier am 1. März aus demselben Neste, von denen das größte $3^1/_4$" lang, $2^1/_4$" im Durchmesser, 7" im Umfang war, und 4 Unzen 5 Drachmen Apothekergewicht hatte; die Farbe war ein schmutzig gelbes Weiß, bei einem ein hübsches bläuliches Weiß. Die Besorgniß des Weibchens, das Nest zu bewahren, war so groß, daß es erst dann fortflog, nachdem der Baum verschiedene Schläge mit der Art erhalten hatte."

Weitere ergänzende Angaben Wilson's über das Horsten dieses Adlers entnehmen wir aus Wood. Nach diesem knüpfen die Paare ein Ehebündniß für's ganze Leben, erjagen und verzehren ihre Beute gemeinschaftlich und beginnen ihre Liebeswerbungen schon im Dezember. Unter dieser Regung führen Männchen und Weibchen am Rande der Seen und in den Wäldern längs des Mississippi ihre Luftspiele aus und lassen sich mit lautem schnatternden Rufen und einander liebkosend auf dem zum Horste erwählten Baume nieder. Dieser ist gewöhnlich sehr hoch und weit am Stamme hinauf astfrei, übrigens nicht abgestorben. Der nach Wilson's Behauptung nie auf Felsen vorfindliche Horst wird aus 3—5 Fuß langen Reisern, großen Stücken Rasen, derbem Unkraut und, wenn es vorhanden, aus überwiegenden Mengen Mooses gebildet, mißt vollendet 5—6 Fuß im Durchmesser und oft eben so viel in der Tiefe, da es lange Jahre hintereinander bewohnt und aufgebessert wird, und ist so auf weite Strecken sichtbar. Die zwei bis drei Eier sind mattweiß, an beiden Enden zugerundet und mitunter körnig. Die Brutzeit beginnt zu Anfang Januars; ihre Dauer läßt Wilson unbestimmt, da er mehrmals Weibchen auf den Nestern sitzend gefunden, in welchen noch keine Eier abgelegt waren; unter Berücksichtigung dieses Umstandes bezeichnet er die Andauer der Brut länger als drei Wochen. Die Jungen sind in der ersten Zeit mit weichem Flaum von grauer Grundfarbe und brauner Schattirung bedeckt und haben unverhältnißmäßig große Schnäbel und Füße. Sie werden bei vollständig erlangter Flugkraft von den Alten vom Horste getrieben. Beim Raub der Jungen wagen sich nach Wilson die Alten nicht in die Schußweite des Feuergewehrs.

Audubon's Beschreibung von dem Horste stimmt mit der Wilson's überein, hingegen führt er einen Fall an, welcher große Elternliebe bei dem Adler bekundet. In einem von Ansiedlern in Brand gesteckten Walde, in welchem auf einer Fichte der Horst eines weißköpfigen Meeradlers mit Jungen stand, soll das Weibchen in die Flammen des brennenden Baumes zur Befreiung der Jungen gestürzt sein und von seinen rührenden, jedoch vergeblichen Versuchen selbst dann nicht nachgelassen haben, als sein Gefieder von der Hitze schon stark beschädigt war.

Wir lassen nun in seiner lebendigen Sprache Audubon reden, der den weißköpfigen Adler zuerst als eine von dem braunen Fischadler verschiedene Art unter dem Namen „der Vogel Washington's" benannte und dessen Nest er merkwürdigerweise in einer Felsenhöhle fand.

Er sagt: „An einem Winterabend 1814, im Februar, hatte ich zum erstenmal Gelegenheit, diesen seltenen, prächtigen und edlen Vogel zu sehen, und ich werde niemals das Entzücken vergessen, das ich dabei empfand. Nicht einmal Herschel, als er den berühmten Planeten entdeckte, welcher seinen Namen führt, konnte ein höheres Gefühl gehegt haben, denn die Erzählung von etwas Neuem erweckt in jedem Naturkundigen die stolzeste Regung des menschlichen Herzens. Wir befanden uns auf einer Handelsreise und fuhren den oberen Mississippi hinauf; die scharfen Winterwinde brausten über unsere Häupter, und die Kälte hatte das große Interesse unterdrückt, das ich zu anderer Zeit an diesem prächtigen Strome zu hegen pflegte. Ich lag an der Seite unseres Schiffskapitäns ausgestreckt; die Sicherheit der Ladung war vergessen, und das Einzige, das meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war die Masse von Enten verschiedener Arten, die von Zeit zu Zeit, von Schwänen begleitet, an uns vorüberkamen. Der Kapitän, ein Canadier und ein Mann von Einsicht, war viele Jahre im Pelzhandel beschäftigt gewesen; als er sah, daß die Vögel meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, schien er nur ängstlich einen neuen Gegenstand aufzugreifen, um mich zu unterhalten. Ein Adler flog über uns hin. „„Wie glücklich!"" rief er aus, „„gerade das habe ich gewünscht. Sehen Sie, Herr! den großen Adler, den einzigen, den ich sah, seit ich die Seen verließ?"" Ich war sogleich auf den Beinen, beobachtete den Vogel aufmerksam und schloß, nachdem ich ihn genau betrachtet hatte, es sei eine mir neue Art. Der Kapitän versicherte mir, die Vögel seien allerdings selten; sie folgten bisweilen den Jägern, um sich von den Leichnamen der von diesen erlegten Thiere zu nähren, wenn die Seen vom Eis verschlossen seien; wären dieselben offen, so jagten sie den Tag über nach Fischen und fingen dieselben wie der Fischadler. Sie nisteten gewöhnlich an den Vorsprüngen der Felsen, wo sie ihre Nester bauten, die er meist durch die Masse unten liegenden weißen Auswurfes entdeckt habe. Sein Bericht stimmt mit den Beobachtungen überein, die ich selbst später zu machen Gelegenheit hatte. In der Ueberzeugung, daß der Vogel Naturforschern unbekannt sei, war mir besonders daran gelegen, seine Gewohnheiten und die Weise kennen zu lernen, worin er sich von den übrigen unterschied. Diese Vögel sind in den Vereinigten Staaten am Massachusetts bis zu den Küsten Louisiana's und zur Mündung des Missouri sehr selten; hier rede ich übrigens nur von der Ausdehnung des Landes, das ich selbst untersucht habe. Dies wird Allen um so mehr einleuchten, als ich während meiner langen Reise nur 8 oder 9 Exemplare und nur einen Horst auffand. Das nächste Mal traf ich diesen Vogel einige Jahre später, als ich Flußkrebse auf einer der Flächen sammelte, die den Grünen Fluß in Kentucky bei seiner Vereinigung mit dem Ohio begrenzen und theilen. Der Vogel flog von den Klippen hinab, die in einiger Entfernung den Windungen des Stromes folgen. Ich gewahrte auf den Felsen, die dort beinahe senkrecht sind, eine Masse weißen

Digitized by Google

Vogelmiſtes; als ich meine Meinung, es hauſten dort Eulen, meinen Gefährten mittheilte, ſagte mir Einer, der nicht weit von dem Orte wohnte, es ſei das Neſt eines braunen Adlers, worunter er die ihm bekannten Jungen des weißköpfigen Seeadlers verſtand. Ich erklärte ihm, dies könne der Fall nicht ſein, weil dieſe Art immer auf Bäumen horſte. Obgleich er meinen Einwurf nicht widerlegen konnte, behauptete er, daß ein brauner Adler irgend einer Art von mehr wie gewöhnlicher Größe hier gehorſtet habe. Er fügte hinzu, er habe das Neſt vor einigen Tagen ausfindig gemacht und geſehen, wie einer der alten Vögel tauchte und Fiſche fing. Dies hielt er für ſonderbar, da er bisher immer bemerkt hatte, daß weißköpfige Seeadler ſich dieſe Nahrung verſchafften, indem ſie den Fiſchadler beraubten; wenn ich aber zu erforſchen wünſche, welcher Art der Adler ſei, ſo könne ich mich davon ſelbſt überzeugen, da die alten Vögel, um die Jungen mit Fiſchen zu nähren, kommen würden. Er hatte dies ſchon vorher beobachtet. In hoher Erwartung ſetzte ich mich etwa hundert Ellen vom Fuße des Felſens entfernt. Noch niemals ging mir die Zeit langſamer vorüber; ich konnte es nicht unterlaſſen, die ungeduldigſte Neugierde zu verrathen, denn die Hoffnung flüſterte mir ein, es ſei das Neſt des großen Adlers. Zwei lange Stunden vergingen, bevor der alte Vogel erſchien, was uns durch das laute Ziſchen der Jungen verkündet wurde, welche an das Ende des Lochs krochen, um den Fiſch zu empfangen. Ich hatte eine vollkommene Anſicht dieſes edlen Vogels, als er ſich an den Rand des Felſens mit ausgebreitetem Schwanz und leichtem Schwung der Flügel hielt, indem er beinahe wie eine Uferſchwalbe feſthing; ich zitterte, daß uns ein Wort verriethe. Das geringſte Murmeln hätte unſere Nähe dem Thiere verkündet; meine Gefährten aber gingen in meine Stimmung ein, und obgleich ſie an der Scene wenig Antheil nehmen mochten, blickten ſie doch mit mir zur Stelle. Nach wenigen Minuten ſchloß ſich der andere alte Adler ſeinem Genoſſen an; an dem größeren Körper erkannten wir ihn als das Weibchen; daſſelbe brachte ebenfalls einen Fiſch, allein vorſichtiger als das Männchen blickte es mit ſeinem raſch durchdringenden Auge umher und gewahrte ſogleich, ihr Niſtplatz ſei entdeckt worden; es ließ ſeine Beute fallen, theilte ſeine Unruhe durch ein lautes Schreien dem Männchen mit, ſchwebte mit ihm über unſeren Köpfen und ſchrie bedrohend, um uns von dem Vorhaben, das beide argwöhnten, abzuſchrecken. Dieſe wachſame Sorgfalt habe ich immer als dem Weibchen eigenthümlich gefunden. Nachdem die Jungen ſich verſteckt hatten, nahmen wir den Fiſch; es war ein weißer Barſch von $5^1/_2$ Pfund; der obere Theil des Kopfes war zerbrochen und der Rücken von den Fängen des Adlers zerriſſen. Wir hatten deutlich geſehen, daß ſie ihn nach Art des Fiſchhabichts trugen. Auf dem Heimwege verabredeten wir, am nächſten Morgen zurückzukehren, um uns die jungen und alten Vögel zu verſchaffen; Sturm und Regen zwangen uns aber, die Unternehmung bis auf den dritten Tag zu verſchieben, wo wir mit Flinten und noch andern Leuten den Fels erreichten. Einige ſtellten ſich an deſſen Fuß, andere auf demſelben an, aber vergeblich. Wir brachten den ganzen Tag zu, ohne den Adler zu ſehen oder zu hören: der ſcharfſichtige Vogel hatte wahrſcheinlich den Angriff vorausgeſehen und ſeine Jungen in eine andere Gegend gebracht.

Digitized by Google

„Endlich erreichte ich meinen eifrigen Wunsch. Zwei Jahre nach der Entdeckung des Horstes, als ich von dem kleinen Dorfe Henderson nach Hause zurückkehrte, sah ich in der Entfernung von nicht hundert Ellen den Vogel aus der kleinen Umzäunung emporsteigen, deren Eigenthümer dort vor einigen Tagen Schweine geschlachtet hatte. Der Vogel setzte sich auf einen niedrigen Baum, dessen Zweige sich über die Landstraße ausbreiteten; ich spannte meine Doppelflinte, die ich fortwährend trug, und ging langsam und vorsichtig auf ihn zu. Er erwartete mich furchtlos, mich mit unerschrockenem Blicke betrachtend. Ich feuerte und er fiel; bevor ich ihn erreichte, war er todt. Mit welchem Entzücken betrachtete ich diesen prächtigen Vogel! Ich zeigte ihn meinem Freund mit einem Stolze, den nur diejenigen fühlen können, welche wie ich seit ihrer frühesten Kindheit sich solchen Bestrebungen geweiht und daraus ihr erstes Vergnügen geschöpft haben. Auch mein Freund untersuchte den Vogel mit gleichem Vergnügen und erkannte an, daß er diese Art noch nicht gesehen habe. Der Name, den ich wählte, war der Vogel Washington's, weil er offenbar der edelste der Gattung in Amerika ist, soweit man dieselbe kennt."

Um ein Bild von dem Wesen dieses Adlers zu entfalten, möge von demselben Audubon die meisterhafte Schilderung von des Vogels Raub, welche Brehm in seinem Thierleben mit Recht als ebenso lebendig wie wahrheitsgetreu bezeichnet, hier nach der Brehm'schen Wiedergabe ihre Stelle finden.

„Um Euch einen Begriff von dem Wesen des Vogels zu geben, erlaubt mir, daß ich Euch nach den Ufern des Mississippi versetze, wenn der nahende Winter Millionen von Wasservögeln, die im Süden ein milderes Klima suchen wollen, aus nördlicheren Gegenden herbeigeführt. Ihr seht den Adler in erhabener Stellung aufgebaumt sitzen auf dem höchsten Gipfel des größten Baumes am Ufer des breiten Stromes. Sein glühendes Auge überschaut das weite Gebiet, und er lauscht aufmerksam auf jeden Ton, welcher von fernher zu seinem scharfen Ohre dringt. Ab und zu fällt einer seiner Blicke auf den Boden herab, und nicht einmal ein unhörbar dahinschleichendes Hirschkalb würde ihm entgehen. Sein Gatte hat auf dem gegenüber liegenden Ufer des Stromes gebaumt und ruft, wenn Alles still und ruhig ist, zuweilen nach seinem harrenden Gefährten hinüber. Auf solchen Ruf hin öffnet dieser seine breiten Schwingen, neigt seinen Leib niederwärts und antwortet in Tönen, welche an das Gelächter eines Wahnsinnigen erinnern. Im nächsten Augenblick nimmt er seine frühere Stellung an, und die Stille ist wieder eingetreten.

„Verschiedene Entenarten, die Spießente, die Pfeifente, die Stockente ziehen eilig vorüber, dem Laufe des Stromes folgend; aber der Adler behelligt sie nicht. Im nächsten Augenblick jedoch wird der wilde, trompetenartige Ton des von fernher sich nahenden Schwans gehört. Ein Ruf des Adlerweibchen schallt über den Strom, um das Männchen aufmerksam zu machen. Dieses schüttelt plötzlich seinen Leib und bringt mit dem Schnabel das Gefieder in Ordnung. Der schneeige Vogel kommt jetzt in Sicht; sein langer Hals ist vorgestreckt; das Auge schaut in die Runde zur Wacht gegen die Feinde. Die langen Schwingen tragen, wie es scheint, mit Schwierigkeit das Gewicht des Leibes und werden deshalb unablässig bewegt; die breiten Ruderfüße müssen steuern helfen.

Digitized by Google

Die vom Adler auserkorene Beute nähert ſich. In dem Augenblicke, in welchem der Schwan an dem gefürchteten Paare vorüberzieht, erhebt ſich der männliche Adler von ſeinem Sitze mit Furcht erregendem Geſchrei, welches dem Ohr des Schwanes ſchrecklicher dünkt, als ſelbſt das Krachen des Gewehrs. Jetzt iſt der Augenblick erſchienen, in welchem der Adler ſeine volle Kraft entfaltet. Er gleitet durch die Luft wie ein fallender Stern und ſtürzt ſich wie ein Blitz auf das zitternde Wild, welches jetzt in Todesſchrecken und Verzweiflung durch die verſchiedenſten Künſte des Fluges dem toddrohenden Angriffe ſeines Gegners zu entrinnen ſucht. Es ſteigt, wendet ſich und würde ſich in den Strom ſtürzen, wäre der Adler nicht bekannt mit allen Liſten des Schwans und zwänge er ihn nicht in der Luft zu verweilen. Der Schwan giebt die Hoffnung auf Entkommen auf, die Furcht übermannt ihn, und ſeine Kraft verläßt ihn angeſichts der Kühnheit und Schnelle ſeines Gegners. Noch einen verzweifelten Verſuch zum Entrinnen, und der Adler ſchlägt ihm ſeinen Fang unter den Flügeln ein und zwingt ihn mit unwiderſtehlicher Kraft, ſich gegen das nächſte Ufer hin mit ihm niederzuſenken.

„Jetzt könnt Ihr alle Grauſamkeit des gefürchtetſten Feindes der Befiederten ſehen. Aufgerichtet über dem Opfer, welches unter ihm verhaucht, preßt er die gewaltigen Fänge zuſammen und treibt die ſcharfen Klauen tief in das Herz des ſterbenden Vogels. Er jauchzt vor Vergnügen in dem Augenblicke, während ſeine Beute unter ihm krampfhaft zuſammenzuckt. Das Weibchen hat bis dahin jede Bewegung ihres Gatten beobachtet, und wenn es ihm nicht zu Hilfe kam, ſo geſchah das nur, weil es fühlte, daß die Kraft und Kühnheit des Gemahls vollſtändig genügend war. Jetzt aber ſchwebt es zu dieſem herüber, und beide drehen nun die Bruſt des unglücklichen Schwans nach oben und beginnen die Mahlzeit.“

## Die Ringeltaube.

Die Ringel- oder Holztaube (Columba Palumbus) verdient es vor allen andern Tauben unſerer Heimat, an dieſem Platze geſchildert zu werden. Ihrer Größe (denn ſie iſt $16^1/_2$ Zoll lang und $28^1/_2$ Zoll breit), der Stärke, der kürzeren Füße und des längeren Schwanzes wegen vertritt ſie eine beſondere Sippe. Europa, Aſien und Nordweſt-Afrika ſind ihre Heimat. Bei uns in Mitteldeutſchland iſt ſie an ſolchen Orten, welche den Bedingungen eines angenehmen Aufenthaltes entſprechen, häufig; allein ſie erſcheint nicht alljährlich in gleich großer Anzahl an beliebten Orten. Dies hängt, andere ungekannte Urſachen oder zufällige Einwirkungen abgerechnet, wol vorzüglich davon ab, was ihr in dem einen oder andern fruchtbaren oder unfruchtbareren Jahre an Lieblingsnahrung geboten iſt. Letztere beſteht hauptſächlich aus dem Samen des Nadelholzes, weshalb ſie daſſelbe dem Laubholz vorziehen mag, wiewol ihr Neſt faſt eben ſo oft in dieſem wie in jenem gefunden wird.

Ihr Weſen kennzeichnet vor Allem ſcheue Vorſicht, Wachſamkeit und große Fluggewandtheit. Dennoch kommt es nicht eben ſelten vor, daß ſie nicht weit von den menſchlichen Wohnungen entfernt ihr Neſt baut. Sie weiß gar

bald ihre Freunde unter den Menschen von ihren Feinden zu unterscheiden. An Waldwegen läßt sie zuweilen die Fußgänger ruhig unter einer alten Eiche vorübergehen, auf der sie ihr Lieblingsplätzchen zur Verdauung der Fruchtkörner eingenommen hat, während es dem Jäger nur unter Beobachtung großer Vorsicht gelingt, sich schußmäßig an den Vogel anzuschleichen. Nur an sehr heißen Tagen ist es uns zur Mittagszeit begegnet, daß im lichten Hochwald die scheue Taube so sehr der behaglichen Ruhe hingegeben war, daß wir sie erst durch unser geräuschvolles Auftreten unter dem Baume, auf welchem sie im Laubdunkel Kühlung gesucht hatte, zum Abstrich veranlaßten.

Zur Zeit der Paarung bemächtigt sich der männlichen Ringeltauben ein stürmisches Liebesverlangen, welches sie zum häufigen Ruckſen, diesem sehnsüchtigen Ausdruck ihres herrschenden Triebes, und zum unruhigen Hin- und Herfliegen auf hohen Waldbäumen bewegt. Schon in der Morgendämmerung beginnt das von dem Ruckſen der andern Tauben leicht zu unterscheidende, drei- und viermal hinter einander wiederholte, hohl und mit etwas heiserer Begleitung klingende: „Rukukukuku“ (⏑⏑– – –), wobei sich des verlangenden Taubers Hals ausdehnt, so daß die Federn zum Theil wagrecht abstehen, und jeder Ansatz zur neuen Sylbe mit einer vom Kropfe durch den ganzen Hals aufsteigenden, reckenden Bewegung beginnt. Die Männchen der Nachbarschaft antworten auf diesen Ruf und rücken erhitzt heran, so daß ein Wettkampf in Tönen ausgeführt wird, der den lauschenden Beobachter in hohem Grade ergötzt. In solchen Fällen haben wir uns nicht selten an dem Wettkampfe betheiligt, indem wir von gedecktem Standpunkte aus das täuschend von uns nachgeahmte Ruckſen hören ließen. Aber welch' ein Schreck durchzuckte den herbeigelockten Tauber, als wir uns plötzlich in unserer wahren Gestalt vor seinem scharfen Auge zeigten! Glatt legte der ernüchterte Kurmacher alle Federn an und mit klappendem Flügelschlag eilte er davon. Die Täubin, der das sehnsüchtige Ruckſen gilt, kommt, wenn es ihre weibliche Laune gestattet, in die Nähe des ruckſenden Taubers, der nach Chr. L. Brehms Bemerkung in einer vortrefflichen Schilderung der Ringeltaube dann nur von Zeit zu Zeit „puh“ oder „huh“ schreit, was inniges Behagen ausdrückt und den neben ihm sitzenden Männchen den Sieg verkünden soll. Oft aber zeigt die Täubin durchaus keine Neigung, sich die Kur machen zu lassen, und in solchen Situationen streicht der ruckſende Tauber, der, wenn er recht hitzig ist, auch im Fluge noch ein wenig fortruckſt, von dem Standort ab zur Täubin hin, sie vor sich hertreibend von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, während er sich aufbläst, den Schwanz ausbreitet und zum Ergötzen des Beobachters wahrhaft komisch eine Strecke auf dickem Aste mit vorgebeugtem Kropf und angedrücktem Fächer gleichsam fortrutscht. Die Täubin aber läßt sich in solchen Fällen nicht leicht zum Stillstand bewegen, sondern flüchtet wie scheu vor ihm her, bis sie sich endlich, um der Zudringlichkeit des Verfolgers zu entgehen, erhebt und in das Feld hinein fliegt, wohin der Verschmähte sie unverdrossen begleitet. Daß die Vögel ihre Eitelkeiten haben, wer wollte das in Abrede stellen? Wenn der Tauber zur Paarungszeit plötzlich sich vom Baume erhebt und zwanzig Fuß höher schief aufwärts strebt mit laut klapperndem Flügelschlag

Digitized by Google

und dann leicht ſchwebend wieder auf den hervorragenden Aſt eines Nachbarbaumes ſich niederläßt, ſo iſt dies zunächſt eine Aeußerung ſeiner wonnigen Gefühle, aber ohne Reflex auf den Gegenſtand ſeiner Wahl geſchieht es gewiß nicht, ſondern es dient ihm als Mittel, den beabſichtigten Eindruck auf die zu erobernde Täubin zu machen, es iſt das anmuthige Zauberſpiel der Werbung um die Gunſt des Weibchens. Dieſes Spiel hört auf, ſobald die Sorge für das Brutgeſchäft begonnen hat, keineswegs aber unterläßt der Tauber das Ruckſen, wenn es auch nun nicht mehr ſo häufig, als vorher, und weniger hitzig geſchieht. Es iſt dies ein Beweis, daß die Töne des Taubers nicht einzig und allein Aeußerungen ſeiner Liebe zur Täubin ſind, ſondern auch überhaupt die Empfindungen der Luſt und des Wohlbehagens oder der Erregtheit ausdrücken, wie es ja mit dem Geſang der Vögel ebenfalls nicht anders iſt.

Die Ringeltaube.

Man hört die Ringeltauben noch im Auguſt ruckſen, alſo zu einer Zeit, wo neue Werbungen des Männchens um das Weibchen nicht mehr vorkommen. Auch üben ſich da ſchon die jungen Ringeltauben der frühen Bruten im Ruckſen, welches noch ſehr unbeholfen und heiſer herausgezwängt wird.

Sehr anmuthig ſieht es aus, wenn alte oder junge ausgeflogene Ringeltauben während eines Strichregens mit Wohlbehagen ſich auf den Aeſten der Bäume drehen und wenden, um ſich beregnen zu laſſen. Die Taube legt ſich auf die Seite und drückt einen hängenden Flügel dicht gegen den Aſt, um ſich damit im Gleichgewicht zu halten, während ſie den andern Flügel hoch emporhebt, um den Regen an ſeine Unterſeite und die Flanken anſchlagen zu laſſen. Iſt ihr Wunſch erfüllt, ſo wechſelt ſie ihre Stellung und läßt auf dieſelbe Weiſe die andere Seite beregnen. Wir haben dieſelbe Beobachtung auch bei den Haustauben gemacht.

Digitized by Google

Zur Anlage ihres Nestes erwählt die Ringeltaube bald einen hohen, bald einen niedrigen Standpunkt, auch kommt es ihr nicht darauf an, eine Baumart der andern vorzuziehen, sobald nur der gehörige Schutz zur Verbergung des Nestes gegeben ist. Wood hat Nester in der Spitze der Bäume sowol, als auch in Hecken nur wenige Fuß vom Boden entfernt gefunden. Rennie hat ein Paar beobachtet, welches mehrere Jahre hindurch am Rande eines Kornfeldes in einem großen, einzeln stehenden, über den Fluß Ayre zu Sorn in Ayrshire hängenden Hagedornbusch nistete, ob sich gleich auf dem entgegengesetzten Ufer ein Wald von beträchtlichem Umfange ausdehnte. Derselbe Schriftsteller giebt andere Beispiele an, wo die Ringeltauben ihre Nester acht bis zehn Fuß vom Boden entfernt und meistentheils auf der Gabel eines Eichenastes, ohne auf einen bemerkbaren Schutz von oben her bedacht gewesen zu sein, anlegten. Die Lage der meisten war sogar in einem hohen Grade frei und ungeschützt. Chr. L. Brehm hat, gleich uns, Nester gefunden auf Fichten, Kiefern, Tannen, Eichen, Buchen, Erlen und Linden, gewöhnlich niedrig auf Stangenholz in hohen Dickichten am Stamme starker Bäume und versteckt. Das Nest selbst wird von diesem verdienstvollen Ornithologen folgendermaßen geschildert: „Es besteht aus dürren Fichten-, Kiefern-, Tannen- und Buchen-Reisern oder Zweigen, ist aber so locker und schlecht gebaut, daß man nicht selten die Eier von unten durchschimmern sieht; es ist platt, nur da, wo die Eier liegen, vertieft und hält 12—15 Zoll im Durchmesser. Obgleich es sehr schlecht gebaut ist, steht es doch fest und trotzt dem Wetter so, daß ich nicht ein einziges vom Sturm herabgeworfenes gefunden habe. Oft aber bauen die Ringeltauben gar kein eigenes Nest, sondern bedienen sich der verlassenen Eichhornnester, welche dann oben platt gedrückt und zuweilen mit einigen Reisern belegt werden. Einst fand ich auch die Eier dieser Taube in einem alten Elsternneste, dessen Haube das Elternpaar zum Bau seines frischen Nestes weggetragen hatte."

Das Baumaterial wird vom Männchen und Weibchen zur Niststätte getragen, wo ersteres sich oft neben das letztere oder ihm gegenüber setzt und entweder sein herzugetragenes Reis an die bauende Ehehälfte abgiebt oder es planlos auf die Niststätte legt, wo es dann vom Weibchen wieder aufgenommen und zu dem losen Flechtwerk verwendet wird. Der arbeitende Vogel dreht sich oft im Kreise herum, was langsam und wackelnd geschieht. Er erhebt und dreht sich um einige Zoll zur Rechten oder Linken und drückt sich dann wieder nieder, oder er dreht sich ein- oder mehrmal ganz im Neste, indem er den Schwanz ziemlich hoch in die Höhe richtet und die Brust niederhält. Die Reiser werden mit dem Schnabel kreuzweise über einander gelegt, und obgleich sie locker und auf den ersten Blick ohne Kunstsinn eine Plattform bilden, erkennt man doch bei näherer Betrachtung Sauberkeit und Rücksicht auf Symmetrie, indem das Nest eine ziemlich kreisrunde Form hat. „Die größeren und längeren Reiser, vorzüglich die birkenen," berichtet Rennie, „bilden den Grund, dann folgen immer kleinere und kleinere, so wie das Werk vorwärts schreitet."

Wir haben die Erfahrung gemacht, daß die größere oder geringere Sorgfalt beim Ausbau des Nestes hauptsächlich von der Beschaffenheit des Nistplatzes abhängt. In vielen Fällen erreicht der Boden des Baues über Zolldicke, in

Digitized by Google

andern Fällen ſcheinen die Eier hindurch. Es fragt ſich dabei immer, ob die zur Unterlage dienenden Aeſte dick oder dünn ſind, alſo an ſich ſchon eine beſſere oder ſchlechtere Unterlage bilden. Auf platten Aeſten der Pech- oder Silbertannen beſteht naturgemäßer Weiſe der Neſtboden nur aus wenigen ſchwachen Zweigen.

Beachtenswerth iſt die Bemerkung, welche Wood an den Umſtand knüpft, daß das Neſt der Ringeltaube ſo gebaut iſt, daß der Wind frei durch die Reiſer blaſen kann und die Jungen ihm ausgeſetzt ſind. „Doch finden die Jungen Schutz genug und finden ihn nicht nur, ſondern machen ihn ſich ſelbſt. Die Loſung wird von den Ringeltauben nicht von dem Neſte entfernt, wie bei andern Vögeln, ſondern zurückbehalten. Dieſe füllt ſchnell alle offenen Zwiſchenräume an und bildet einen trocknen, geruchloſen Mörtel, der die zarten Leiber der Jungen in wirkſamer Weiſe vor dem Winde ſchützt und die weitere Wirkung hat, das Neſt dicht und ſtark zu machen.“

Derſelbe Schriftſteller theilt eine Beobachtung des Herrn Waterton mit, welche hier ihren geeigneten Platz finden dürfte:

„In einer Sproſſenfichte befand ſich das Neſt einer Elſter, das ſieben Eier enthielt, welche entfernt und an deren Stelle diejenigen einer Dohle gelegt wurden. Unter dieſem Neſte hatte eine Ringeltaube ihre Wohnung aufgeſchlagen, und ſo trat der merkwürdige Umſtand ein, daß ſich auf dem nämlichen Baum in unmittelbarer Nachbarſchaft Elſtern, Dohlen und Ringeltauben befanden, die alle in größter Freundſchaft mit einander lebten.“

Die Ringeltaube legt zwei Eier, deren Form länglich und deren Rundung oben wie unten gleichmäßig iſt. Die dünne und rauh ſich anfühlende Schale trägt die glänzend weiße Farbe. Männchen und Weibchen brüten abwechſelnd, erſteres nach Chr. L. Brehm von neun oder zehn Uhr Vormittags bis drei oder vier Uhr Nachmittags. Nachts ſitzt das Weibchen auf den Eiern und das Männchen nimmt in der Nähe Platz, wenn keine Störung es nöthigt, in der Ferne eine Ruheſtätte aufzuſuchen.

Es kommt nicht ſelten vor, daß die Taube, wahrſcheinlich vom hitzigen, ungeſtümen Tauber gedrängt, vor der Bereitung des Neſtes die ausgebildeten, legereifen Eier, etwa während der Nachtruhe, ohne Weiteres fallen läßt. So fanden wir ein Ei in einer Pfütze unter dem mit „Geſtöber“ frequentirten Schlafplatz der Ringeltauben, und Holzhauer brachten uns ein ſolches, welches außer einem Sprunge am ſtumpfen Ende noch ganz erhalten war, da es auf Moos in einem Tannenhorſt zu Boden gefallen war. Wir fanden in demſelben Diſtrikte Schalen von Ringeltaubeneiern. Wir überzeugten uns zugleich, daß die Eier nicht etwa aus Neſtern gefallen ſein konnten, da keine Spur von ſolchen vorhanden war, und deutlich erkannten wir an dem „Geſtöber“ auf Aeſten und am Boden die Schlafplätze eines oder mehrerer Taubenpaare.

Bekannt iſt die geringe Liebe der Ringeltauben zu ihren Eiern und oft auch zu ihren Jungen. Störungen beim Brutgeſchäfte veranlaſſen ihre gänzliche Entfernung von Neſt und Eiern. Selbſt die Jungen werden verlaſſen, wenn dieſe Störungen erheblicher Art ſind oder ſich wiederholen. Ihre Erregung und Beſorgniß um die bedrohten Jungen geben zwar die Eltern in manchen Fällen durch ein unruhiges Flattern und Kreiſen in einer Entfernung

von 40—50 Schritten zu erkennen, wovon wir uns gegen Abend einmal bei Untersuchung eines Ringeltaubennestes mit Jungen überzeugten, aber dieses Gebahren und das angstvolle Warten auf einem hohen Baume, bis sie die Gefahr für ihre eigne Person vorüber wähnen, ist nicht zu vergleichen mit der Anhänglichkeit anderer Vogelarten an ihre Jungen. Auch später, wenn die Jungen die Eltern in das Feld begleiten, ist die Pflege zuweilen sehr mangelhaft. Wir haben im Felde nahe dem Walde junge Ringeltauben, welche zu früh den Führern dahin gefolgt waren, hungrig und ermattet angetroffen. Anfänglich füttern die alten Ringeltauben ihre Jungen mit dem käseartigen Stoffe aus ihrem Kropfe und decken sie zum Schutz gegen Regen und Kälte. Wenn die Jungen Federn haben, erhalten sie zwar ebenfalls aus dem Kropfe ihr Futter; dieses besteht jedoch aus erweichten Sämereien. Nachdem sie das Nest verlassen haben, halten sie sich noch einige Tage ruhig und heimlich auf benachbarten hohen Bäumen im Walde auf, wo sie in der Frühe und spät sehr lange und gründlich gefüttert werden, bis sie den Flug in das Feld unter Anleitung ihrer Pfleger unternehmen können, von denen sie dann sehr bald sich selbst überlassen werden. Im August sammeln sich schon alte und junge Ringeltauben zu Flügen und fallen, oft auch von Hohltauben begleitet, auf Fruchtäckern und Wiesen ein. In Gräben und Pfützen, an Teichen, seichten Stellen der Flüsse und Bäche, selbst an den mit Wasser gefüllten Wagengeleisen der Fahrwege lassen sie sich nieder, um zu trinken. Kreisend prüfen sie die Umgegend, ehe sie sich setzen, und wenn dies geschehen, blicken sie erst eine Zeit lang mit gestrecktem Hals umher, ehe sie ihren Durst stillen. Sie halten dabei den Schnabel in das Wasser und ziehen in dieser Stellung dasselbe nach bekannter Art der Tauben ein. Im Herbste fallen sie in großen Flügen auf Eichbäumen ein und verschlucken die Eicheln, welche durch die in ihrem Kropf enthaltene Säure erweicht und zur Verdauung vorbereitet werden. Hundert Ringeltauben bedecken oft eine einzige Eiche, so daß sie in buntem Durcheinander theils sitzend, theils flatternd und an den schwanken Zweigen halb Fuß fassend ihre Absicht zu erreichen suchen.

---

Obgleich wir hinsichtlich der Nestbereitung noch weniger Ursache hätten, als bei der Ringeltaube, Rücksicht auf die Turteltaube zu nehmen, so wollen wir im Hinblick auf die anziehenden Eigenthümlichkeiten und die Beliebtheit derselben an ihr doch nicht ganz vorübergehen.

Die Turteltaube (Turtur auritus) bildet gleich der Ringeltaube eine eigne Sippe, welche durch die schlanke Gestalt des Vogels, seinen geraden, vor der Spitze der Kinnladen eingezogenen und ein wenig erhöhten Schnabel, durch lange Füße mit schwachen Zehen, lange Flügel und einen ebenfalls langen und abgerundeten Schwanz kenntlich ist. Die Farbe der Oberseite der Turteltaube ist rostbraun-grau, an den Rändern der Federn dunkler, in der Mitte schwarz und aschgrau gefleckt. „Scheitel und Hinterhals", so zeichnet Brehm diese Taube, „sind gräulichhimmelblau, die Halsseiten durch vier schwarze, silberfarben gesäumte Querstreifen gezeichnet, Vorderhals, Kropf und die Oberbrust weinroth, die übrigen Untertheile bläulichrothgrau, nach und nach in Grau-

Digitized by Google

weiß übergehend; die Handschwingen schwarzgrau, die Armschwingen aschblau überflogen, die Schulterfedern schwärzlich, breit rostroth gekantet. Das Auge ist bräunlichgelb, der Augenring bläulichroth, der Schnabel schwarz, der Fuß carminroth. Die Länge beträgt 11 Zoll."

Im Norden von Europa findet sich die Turteltaube selten, ihre Hauptheimat ist Südeuropa, Nordwest-Asien und Nordwest-Afrika.

Bei uns in Mitteldeutschland erscheint die Turteltaube Anfangs April und zwar sieht man sie da nicht wie Hohl- und Ringeltauben nach ihrer Ankunft erst in größeren Flügen vereinigt, sondern paarweise, obgleich sich mehrere Paare immer gern nahe zusammenhalten. Gegen Ende August dagegen schaaren sie sich mehr oder weniger zusammen, besuchen gemeinschaftlich und in Gesellschaft der Hohltauben die Fruchtfelder und fallen oft zu Dutzenden auf dürren Eichen im Walde ein.

Schön geschmückt und mit einem gewissen Anstand in der Haltung läuft diese Taube umher, blickt sich öfter stille stehend und emporrichtend um, wenn sie Nahrung vom Boden aufnimmt, läßt an Chausseen und Wegen, wo der Verkehr sie mit dem Anblick der Menschen vertraut macht, die Vorübergehenden oft auf 50—60 Fuß Entfernung sich nahe kommen, fliegt ein Stückchen abseits, um an einem andern Plätzchen sich niederzulassen, oder schwingt sich auf einen Apfelbaum, um hier sich zu decken oder im Schatten der Gezweige die im Kropfe angehäuften Fruchtkörner zu verdauen. Männchen und Weibchen verlieren sich gegenseitig nicht aus den Augen und halten treu zusammen. Aufgescheucht fliegen sie rascher dahin und legen Zeugniß ab von ihrer Gewandtheit und Schnelligkeit. Der Flügelschlag ist kräftig und schiebt den schlanken Leib jedesmal eine gute Strecke vorwärts durch die Luft. Von einem Raubvogel verfolgt, entwickelt die Turteltaube ihre ganze Fertigkeit im Flug. Schwenkungen, Sturzbewegungen, kluge Wahl der Flugrichtung, Benutzung des schutzbietenden Holzes, durch welches sie sich geschickt zu winden versteht, und plötzliches Baumen im Dickicht — das Alles entzieht sie dem Feinde bald. Am meisten ist sie in Baumstücken vom Walde entfernt in Gefahr, dem listigen, lauernden und insbesondere auf Deckung durch die Bäume bedachten Räuber zum Opfer zu fallen.

Einen großen Einfluß auf das Wesen der Turteltaube hat die Liebe. Noch mehr als die Ringel- und Hohltaube scheint sie ihrer herrschenden Gewalt hingegeben zu sein. Das wie Turtur klingende, in hoher Tonlage oft wiederholte Rucksen hört man nicht blos Morgens in der Frühe und Abends, sondern von hitzigen Taubern auch in den heißen Nachmittagsstunden. Im hohen Sommer haben wir die liebeberauschten Tauber in den Bosquets und in Fichtendickungen gar manchmal beschlichen und Gelegenheit gefunden, ihre Ausdauer im Rucksen zu bewundern. Sie begnügen sich oft während einer Stunde auf einer und derselben Stelle zu sitzen und mit aufgeblasenem Hals und gesenktem Schnabel das wehmüthig oder sehnsüchtig tönende Turtur vernehmen zu lassen. Ist der Morgen schön, windstill und sonnig, so steigt der Tauber in schiefer Richtung nach oben, klatscht mit den Flügeln und senkt sich entweder auf die alte Stelle oder auf einen benachbarten Ort nieder, um durch diese Werbungskünste die Täubin geneigt zu machen.

Digitized by Google

Das Neſt wird im Laub- oder Nadelholz gewöhnlich nicht hoch aus Reiſig, Würzelchen und Heidekraut in Plattform kunſtlos von Männchen und Weibchen erbaut. Die Grundlage iſt ſo dünn und das Flechtwerk ſo lückenhaft, daß die zwei weißen Eier durchſchimmern, welche von beiden Gatten abwechſelnd bebrütet werden. Sie verlaſſen lange nicht ſo leicht die Eier oder Jungen, wie die Ringeltauben; auch iſt die Anhänglichkeit der Gatten untereinander größer, als bei dieſen. Der Verluſt des einen erzeugt Trauer und Unruhe bei dem anderen, was ſich in dem Betragen und der häufigen Wiederkehr zu dem Orte, wo der treue Gefährte oder die Gefährtin geraubt oder erlegt wurde, kundgiebt. Die Fütterung der Jungen geſchieht in derſelben Weiſe wie bei der vorhergehenden Sippe.

Die ausgeflogenen Jungen werden von den Eltern noch einige Tage an ſtillen, heimlichen Plätzchen im Walde oder Bosquet gefüttert und alsdann mit in das Feld geführt, wo vorzugsweiſe die Aepfelbäume ihnen Schutz und Gelegenheit zum Ausruhen bieten. Sie ſind von dem gewandten Jäger leicht zu erlegen. Entweder ſchleicht er ſich unter der Deckung des noch ſtehenden oder in Haufen geſetzten gemähten Getreides an, oder er ſcheucht ſie aus den Bäumen auf und ſchießt ſie im Flug. Wir haben auf dieſe Art viele erlegt und auffallender Weiſe nicht wenige, die ſchlecht genährt waren, obgleich um ſie her Getreide und Hülſenfrüchte in Menge gezogen wurden. Wir warnen übrigens bei dieſer Gelegenheit vor der Jagd auf alte Turteltauben vor Ende Auguſt, da wir noch Neſtlinge während dieſes Monats gefunden haben, wahrſcheinlich Sprößlinge einer dritten Brut, zu welcher von einzelnen Paaren geſchritten wird. Junge verſpäteter Brut trifft der Jäger noch tief im September in Hirſe oder Hanfäckern vereinzelt an. Dieſe ſind und bleiben verkommene Täubchen. Sie halten oft ſo ſehr aus, daß ſie der Hühnerhund ſteht und der Schütze wie ein aufſtehendes Huhn erlegt. Mit großer Vorliebe beſucht die Turteltaube die Wieſen. Dort fällt ſie an feuchten Stellen ein, wo ſich Eiſenoxyd gebildet hat, um die damit geröthete Erde aufzupicken, wie unſere Haustauben den Speiß und Sand an den Wänden der Häuſer ſich aneignen. Auch findet ſie in den Wieſen den Samen manches Unkrauts, den ſie in den Feldern verzehrt. Klare Quellen benutzt ſie am liebſten, um zu trinken, aber ſie ſtillt auch mit dem abgeſtandenen Waſſer der Gräben ihren Durſt. Im Auguſt und September haben wir in früherer Zeit Hütten in die Wieſen bauen laſſen, nachdem wir Ringel-, Hohl- und Turteltauben an eine Stelle angepöſcht hatten, wo eine Lehmſalzgrube von einigen Fuß Durchmeſſer hergerichtet war. Die weniger ſcheuen Turteltauben mußten dann immer die Verführer ihrer vorſichtigeren und mißtrauiſchen Verwandten ſein. Erſt wenn dieſe zum Theil geſchoſſen, zum Theil verſcheucht waren, kamen die zarten Turtelchen an die Reihe. Mehr richteten wir jedoch gegen Abend aus, wo die geſättigten Tauben von Feldern und Wieſen heimkehrten und ſich auf den dürren Aeſten der alten Eichen und Buchen in den Heegen oder im Stangenholz niederließen. In ſpäteren Jahren haben wir die lieben, ſanften Turtelchen ſtets geſchont und uns gefreut, wenn ein reiches Fichtenſamenjahr größere Niederlaſſungen dieſer Thierchen veranlaßte.

Digitized by Google

Das grünfüßige Rohrhuhn.

2. Flechtende Neſtbauer.

Das Teichhuhn.

Das Teichhuhn oder grünfüßige Rohrhuhn (Stagnicola chloropus) vertritt bei uns die Moorhühner, welche an dem kegelförmigen, ſeitlich zuſammengedrückten Schnabel mit Stirnſchwiele und ſcharfer, feingezähnelter Schneide, an den großen Füßen mit breiten, belappten Zehen, an den abgeſtumpften breiten Flügeln und dem dichten Gefieder zu erkennen ſind. Es iſt kein durch Farbenpracht ausgezeichneter Vogel. Sein Kleid iſt einfach, nämlich die Oberſeite ölbraun und das Uebrige ſchiefergrau. Hiervon heben ſich die weißen Flecken der Weichen und der ſchöne weiße Steiß des zierlichen anmuthigen Thierchens lebhaft ab. Mannichfach gefärbt iſt das Auge, welches drei Ringe von verſchiedener Farbe zeigt, einen kleinen gelben, einen größeren ſchwärzlichen und einen noch größeren rothen. Der Schnabel iſt an der Wurzel ſiegellackroth und an der Spitze gelb; die Füße ſind gelbgrün, woher die Bezeichnung „grünfüßiges Rohrhuhn.“ Die Länge beträgt 12 Zoll. Die Verbreitung des Teichhuhns beſchränkt ſich auf Europa und das weſtliche Mittel-Aſien. In vielen Gegenden Deutſchlands iſt es ein gemeiner Zugvogel, der im März paarweiſe

Digitized by Google

erſcheint und im Oktober wieder wegzieht, während es in den ſüdlichen Ländern Europa's Strich- oder Standvogel iſt. Teiche, namentlich ſolche von geringerem Umfang, liebt das Teichhuhn ſehr, vorausgeſetzt, daß deren Ränder mit Schilf, Rohr, Riedgras, Waſſerpflanzen u. dgl. m. bewachſen und bedeckt ſind. Je weiter in den Teich hinein ſich die Waſſerpflanzen erſtrecken und je mehr Schutz die Gewächſe bieten, deſto wohler fühlt ſich das Teichhuhn und deſto treuer halten die Paare an den Niſtſtätten feſt. Wir kennen Teiche, auf denen unſeres Wiſſens noch in keinem Sommer dieſe lieblichen, wohlgelittenen Gäſte gefehlt haben. Da, wo ein Bach in der Nähe des Teiches vorüberfließt, begiebt ſich das Teichhuhn zuweilen fliegend oder über das Land hinlaufend in jenen, um daſelbſt am beſchilften Ufer Waſſerſchnecken, Libellen, Eintagsfliegen und andere Kerbthiere zu ſuchen. Zu derartigen Unternehmungen iſt es aber nur in der Frühe des Tages geneigt. Wird es auf ſolchen Exkurſionen von einem Vorüberwandelnden überraſcht, ſo taucht es wie ein Pfeil unter die Waſſerfläche und rudert unter dem Waſſer dem Verſteck zu, oder es verſchwindet unter den Gewächſen und verbirgt ſich ſo geſchickt und ſorgfältig, daß es oft den genaueſten Nachforſchungen der Menſchen und Hunde entgeht. Auf einem Teiche bei Alsfeld haben wir die Teichhühner Morgens, wenn es in der Umgebung noch ſtille war, immer mitten auf freiem Waſſer und dicht am Ufer an unbewachſenen Stellen ſich umhertreiben geſehen. Vorſichtig hoben wir die Köpfe über den Damm hinter irgend einem bergenden Baumſtamm oder Erlenbuſch und beobachteten junge und alte Hühnchen. Gewöhnlich war das Männchen mit einem oder mehreren Jungen ebenſo wie das an einer entfernteren Stelle ſchwimmende Weibchen, die Jungen führend, warnend oder zuſammenlockend, beſchäftigt. In den Strahlen der Morgenſonne fühlten ſich die Alten ganz beſonders behaglich. Hoch ſchnellten ſie den Bürzel in die Höhe, watſchelten, tauchten unter, erhoben ſich, wie Enten mit den Flügeln ſchlagend, aus dem Waſſer, flogen eine kleine Strecke dahin und lockten dann die piependen Jungen an ſich. Der ganze Teich wurde durch das luſtige Völkchen belebt. Sobald uns aber eines der alten Teichhühner wahrnahm, ſtieß es den wie „Kerr, tett, tett", klingenden Warnruf aus, worauf die ganze Geſellſchaft theils untertauchte, theils eilig ſchwimmend dem ſicheren Port der Waſſerpflanzen zueilte. Eines Tages wurde das alte Männchen mit einem hinter ihm ſchwimmenden Jungen durch einen Schuß erlegt; beide verendeten unter herzzerreißenden Klagen. Das Weibchen ließ den ganzen Tag ſeinen Klageruf vom Verſteck aus ertönen, flog von Zeit zu Zeit rings um den Teich herum oder ſetzte ſich auf eine Waſſerpflanze und ſchaute ſich verlangend nach den Vermißten um. Erſt am folgenden Tage verſchwand ſeine Unruhe.

An Orten, wo der Verkehr die wandelnden Menſchen häufig an dem Aufenthaltsort des Teichhuhns vorüberführt, gewöhnt es ſich bald an deren Anblick und wird zutraulich und keck. Leicht kann man es dann in ſeinem Thun und Treiben belauſchen, wie es unſer A. E. Brehm gethan, der in folgenden Worten von ihm ſpricht:

„Gewöhnlich ſieht man es ſchwimmen, wobei es die Füße ſo ſchnell bewegt, daß ſie den Leib auffallend raſch fortſchieben, trotzdem ihnen Schwimm-

Digitized by Google

häute gänzlich mangeln. Während des Schwimmens schaut es sich nach allen Seiten um und nickt bei jedem Ruderschlage mit dem Kopfe. Von Zeit zu Zeit ruht es aus, setzt sich auf einen Schilfstengel oder Zweig, am liebsten auf schwimmendes Holz, putzt das Gefieder, fettet es ein und macht sich zu neuem Schwimmen fertig und begiebt sich in das Schilfrohr oder Gras, um dieses zu durchsuchen. Sein schmaler Körper und die ungeheuren Zehen kommen ihm vortrefflich zu statten. Der erstere setzt es in den Stand, sich überall durchzuzwängen und mit der größten Leichtigkeit das dichteste Schilf zu durchkriechen, und vermöge der ungewöhnlich langen Zehen kann es über Stellen, welche nur mit etwas Gras, Schilf oder Rohr belegt sind, äußerst geschickt weglaufen; denn die ausgebreiteten Zehen bedecken einen solchen Umfang, daß es da, wo ein anderer Vogel durchtreten würde, sicher steht. Auch dienen ihm die Zehen dazu, mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit auf den Schilfblättern herumzuklettern; es kann nämlich da, wo das Schilf nicht ganz einzeln steht, mit einem Tritte mehrere Stengel umfassen und so ohne Gefahr hinauf- und herabsteigen. Auf festem Boden schreitet es leicht, behend, mit großen Schritten einher, und gehetzt flüchtet es so schnell wie ein gejagtes Huhn dahin. Sehr oft sieht man es auch auf eine lange Strecke über den dünn mit Blättern belegten Wasserspiegel weglaufen; dann aber nimmt es gewöhnlich die Flügel zu Hülfe. Ueberraschend ist seine Fertigkeit im Tauchen. Bei Gefahr verschwindet es blitzschnell unter der Oberfläche des Wassers und rudert mit Hülfe seiner Flügel eilig zwischen dem Grunde und der Oberfläche fort, kommt zum Athemholen einen Augenblick empor, streckt aber blos den Schnabel hervor und rudert weiter. Der Flug ist matt, schwerfällig flatternd, nicht schnell, geht fast geradeaus, gewöhnlich tief auf dem Wasser hin; erst, wenn es eine gewisse Höhe erreicht hat, fliegt es leichter; Hals und Beine werden dabei gerade ausgestreckt."

„Das Nest des Teichhuhns", sagt Wood, „hat seine Stelle immer nahe am Wasser, aber der Vogel scheint nicht gerade eine bestimmte Oertlichkeit vorzuziehen. Zuweilen macht das Teichhuhn dasselbe auf dem Boden und zwar unter Riedgräsern und Binsen, bis wohin das Wasser nicht reichen kann. Dem Teichhuhn ist aber ein warmes und bequemes Plätzchen zum Nisten keineswegs zuwider, denn Waterton führt an, daß in einem Falle, wo er ein zierliches kleines Backsteinhäuschen für eine Ente gebaut und es mit trockenem Heu zu einem Neste versehen hatte, ein Teichhuhn Besitz von demselben ergriff und die Ente sich eine andere Behausung zu suchen hatte."

„Mitunter baut sich das Teichhuhn das Nest auf einen Zweig, und in diesem Falle wählt es sich einen sehr niedrigen Ast aus, der über das Wasser herabhängt. Ich habe mehrere Nester an solchen Plätzen gefunden und in einem Falle war die einzige Weise, um zu dem Neste zu gelangen, die, sich in's Wasser zu begeben und um den Ast herum zu schwimmen. Es ist ein großes, mit wenig Kunst und Sorgfalt bereitetes Nest, das seiner Größe nach viel mehr in die Augen fallen müßte, als es wirklich der Fall ist. Wenn es sich auf einem Ast befindet, so tauchen die Zweige desselben oft in das Wasser hinein, und das Nest sieht aus wie ein Büschel von Unkraut und abgefallenem Holze, das den Strom hinabgeflößt und vom Zweige aufgehalten worden ist."



Digitized by Google

„Die Aehnlichkeit wird noch durch eine merkwürdige Eigenthümlichkeit des Vogels vermehrt. Wenn das Weibchen sein Nest verläßt, so wirft es über seine Eier eine Quantität der nämlichen Stoffe hin, aus denen es sein Nest baut, so daß dieselben ganz und gar versteckt und nicht wahrzunehmen sind und die Form des Nestes gar nicht zu erkennen ist. Zwar findet man nicht selten, daß die Eier im Neste ganz offen daliegen, aber diese anscheinend sorglose Nachlässigkeit wird immer dadurch veranlaßt, daß der durch die Annäherung des Eindringlings erschreckte Vogel sofort wegflog und keine Zeit hatte, seine Eier auf angemessene Weise zuzudecken. Früher hielt man für den Grund, warum der Vogel seine Eier zudecke, die Absicht, die Hitze zurückzuhalten, da man dachte, die Nähe des Wassers sei (wegen der ausströmenden Kälte) nachtheilig. Da jedoch viele andere Vögel gerade so nahe am Wasser nisten, wie das Teichhuhn, ohne ihre Eier zu überdecken, so ist offenbar die Sucht, dieselben zu verbergen und nicht Erhaltung der Wärme der Grund für dieses Verfahren."

Nach unseren genauen Beobachtungen und den übereinstimmenden unserer besten Naturforscher hilft das Männchen dem Weibchen die Eier bebrüten, und zwar eilt ersteres dem Neste zu, wenn letzteres dasselbe verläßt, um Nahrung zu suchen. Es bedarf mithin der Bedeckung der Eier zur Sicherheit nicht, und nie haben wir die von Wood erwähnte Eigenthümlichkeit wahrgenommen oder von Autoritäten schildern hören. Dennoch wollen wir die Richtigkeit derselben nicht für unmöglich halten.

Was die Bauart des Nestes anlangt, so ist diese in Bezug auf Sorgfalt und Solidität je nach den Umständen verschieden, man findet nämlich mehr oder weniger ausgebildete Flechtwerke, wovon einestheils der Standort des Nestes, anderntheils das Alter der Vögel Ursache ist. Die Gatten bauen in Gemeinschaft ihr Nest aus Schilfblättern; die frischen beißen sie ab und zerren sie los, die abgestorbenen eignen sie sich mit geringer Mühe an. Das Material wird unten über einander geschichtet, und auf dieser Grundlage errichten die Vögel ein Korbgeflechte, inwendig von tief napfförmiger Gestalt. Vierzehn Tage lang dauert die Legezeit des Weibchens, und selten besteht das Gelege aus weniger als sieben Eiern, wohl aber steigt die Zahl bis zu elf. Die Eier stehen im richtigen Verhältniß zur Größe des Vogels und haben eine feste, feinkörnige, glatte Schale ohne Glanz, die auf hellrostgelbem Grunde mit violetgrauen und bläulichen Punkten und zimmet- und rothbraunen Punkten und Flecken gezeichnet sind. Die Brütezeit dauert 21 Tage. Die Hingebung des Weibchens ist dabei besonders groß und rührend. Veränderungen und Gefahren vermögen oft das treue Paar nicht zum Verlassen der angebrüteten Eier zu bewegen. Hat man das Weibchen vom Neste gejagt, so ruft es das in der Nähe weilende Männchen herbei, und beide Vögel umkreisen den gefürchteten Menschen mit großer Unruhe, tauchen bald hier, bald da aus dem Schilfe oder Gras hervor und prüfen die Lage. Entfernt man sich einige Schritte vom Neste, so entschließt sich das Weibchen, auf möglichst gedecktem Wege das Nest zu besteigen.

„Die Jungen", beschreibt Wood treffend, „sind die sonderbarsten kleinen Geschöpfe, die man sich nur denken kann, da sie mehr kugelrunden Puderquasten von schwarzen Daunfedern als Vögeln ähnlich sehen. Sie nehmen sofort ihre

Digitized by Google

Zuflucht zum Waſſer, und wenn der Leſer es einrichten kann, die Mutter und ihre kleine Familie zu beobachten, ſo wird er eine der artigſten und hübſcheſten Gruppen ſehen. Die kleinen ſchwarzen Bälle ſchwimmen ganz gemächlich umher, wobei ſie ſich in kurzer Entfernung von den Alten halten und das Waſſer mit einer Schnelligkeit durchſchwimmen, daß ſie den Beobachter an die Gyrini oder Taumelkäfer erinnern. Der Hecht iſt ihnen ein ſchlimmer Feind, der plötzlich von unten heraufſchießt, ſeine ſchrecklichen Kinnladen öffnet und den Vogel, der nichts Schlimmes ahnt, wegſchnappt."

Nach einigen Wochen ſind die jungen Teichhühner ſelbſtändig und das alte Paar brütet nun zum zweiten Mal. Naumann giebt über das Familienleben der Teichhühner folgende anziehende Schilderung. „Wenn die Jungen der zweiten Brut auf dem Waſſerſpiegel erſcheinen, kommen die nun mehr als halbwüchſigen der erſten Brut herbei, zeigen ſich freundlich und zuvorkommend gegen ihre jüngeren Geſchwiſter und helfen dieſelben führen. Groß und Klein, Alt und Jung iſt, ſo zu ſagen, ein Herz und eine Seele. Die großen Jungen theilen mit ihren Eltern die Erziehung der jüngeren Geſchwiſter, nehmen ſich dieſer Kleinen mit Liebe und Sorgfalt an, ſuchen ihnen Nahrungsmittel und bringen ſie ihnen im Schnabel oder legen ſie ihnen vor, ganz ſo, wie es die Alten ihnen früher thaten und jetzt wieder den Neugeborenen thun. Ein unvergleichlich anmuthiges Bild giebt eine ſolche Doppelfamilie, wenn ſie ſich furchtlos auf einem kleinen Waſſerſpiegel ausgebreitet hat und in voller Thätigkeit iſt. Jedes der erwachſenen Jungen iſt eifrig bemüht, einem ſeiner kleinen Geſchwiſter das, was es für daſſelbe als Nahrungsmittel aufgefunden, darzureichen; weshalb dieſe Kleinen bald einem von jenen, bald einem der Eltern nachſchwimmen und mit verlangendem Piepen ihre Eßluſt andeuten, gleich zufrieden, wer ſie zuerſt ſtillt. Da gewöhnlich die Anzahl der Jungen zweiter Brut kleiner iſt, als die von der erſten, auch noch die Eltern bei der Pflege der Kinder keineswegs müßig ſind, ſo kommen nicht ſelten zwei von den Jungen erſter Brut auf eins von der zweiten, deſſen Führer ſie nun machen! Dieſes ſchwimmt dann gewöhnlich in ihrer Mitte und wird wechſelſeitig von beiden geliebkoſt und gefüttert. Auch bei vorkommenden Gefahren warnen die großen recht altkluger Weiſe die kleinen Jungen, wie es auch ihnen einſt die Alten thaten."

Nach dem bisher Geſagten erſcheinen die Teichhühner als liebenswürdige, friedliche Geſchöpfe. Aber ſie ſind zur Zeit der Paarung und der Neſtbereitung doch auch nicht frei von Zank- und Streitſucht. Die Nachbarmännchen kratzen und hacken ſich gegenſeitig, rufen ihre Weibchen herbei und veranlaſſen dadurch einen erheblichen Kampf. Nach demſelben kehren beide feindliche Theile jedoch friedlich wieder zu ihren Standorten zurück. Enten und Gänſe mögen die Teichhühner als Mitbewohner ihrer heimatlichen Plätze auch nicht leiden, ſie thun darum, was ſie vermögen, um dieſe zu vertreiben; gelingt es ihnen aber nicht, ſo müſſen ſie ſich freilich gern oder ungern in ihre Lage fügen.

Digitized by Google

In dem Bläß- oder Waſſerhuhn erkennen wir ganz in Uebereinſtimmung mit A. E. Brehm einen ſehr nahen Verwandten des Teichhuhns. „Abgeſehen von dem Fußbau“, bemerkt derſelbe, „unterſcheidet ſich das Waſſerhuhn nur durch geringfügige Eigenthümlichkeiten von dem Teichhühnchen, darf alſo von dieſem nicht getrennt werden. Der Leib iſt kräftig, ſeitlich wenig zuſammengedrückt, der Hals mittellang, der Kopf ziemlich groß, der Schnabel ein zuſammengedrückter Kegel, mit ſcharfer, etwas gezähnelter Schneide, die Stirnſchwiele groß, der Fuß ziemlich hoch, ſtark, ſeitlich zuſammengedrückt und durch die mit Lappen bekleideten langen Zehen beſonders ausgezeichnet, der Flügel mittellang, in ihm die zweite und dritte Schwinge die längſte, der aus 14—16 Steuerfedern beſtehende Schwanz ſehr kurz, unter den Deckfedern verſteckt, das Kleingefieder außerordentlich dicht, ſeine Färbung ein ziemlich gleichmäßiges Schieferſchwarz, welches an Kopf und Hals dunkler, auf Bruſt und Bauch lichter als der Rücken erſcheint. Der Augenſtern iſt hellroth, der Schnabel, einſchließlich der Stirnplatte, blendend weiß, der Fuß bleifarben, an der Ferſe rothgelblichgrün. Im Jugendkleide erſcheint das Gefieder der Unterſeite wegen der breiten, weißlichen Federränder lichtgrau und ſchwarz gemiſcht, und der Mantel zeigt einen ölfarbigen Anflug. Die Länge beträgt 18, die Breite 30, die Fittiglänge 9, die Schwanzlänge 3 Zoll.“

Das Bläßhuhn iſt in ganz Europa daheim. Es bewohnt die Seen und größeren Teiche, welche mit Rohr und Schilf an ihren Rändern bewachſen ſind; vorzüglich gern weilt es in denjenigen ſtehenden Gewäſſern, welche eine oder auch mehrere ſchilfumwachſene Inſelchen beherbergen. Auf dieſe fliegt oder ſteigt es öfter aus, um daſelbſt niedergekauert ſich in den Strahlen der Sonne der Ruhe hinzugeben oder das Gefieder zu ordnen und einzuölen. Meiſtentheils aber ſchwimmt das Bläßhuhn und eignet ſich ſeine Nahrung durch geſchicktes und oft tiefes Untertauchen oder durch Dahinſchießen auf der Waſſerfläche und Unterſuchen der Ufer von da aus an. Waſſerinſekten, Würmer, Schalthiere und allerlei Pflanzenſtoffe bilden ſeine Nahrung. Gewandt und anmuthig erſcheint es im Waſſer, während es laufend, namentlich aber fliegend, plump und ſchwerfällig ausſieht. Ungern erhebt es ſich, wenn man es aufjagt: das ſieht man daran, daß es womöglich erſt durch eiliges Schwimmen und Tauchen den tiefen Plätzen zueilt. Endlich erhebt es ſich und bewegt ſich plätſchernd und flatternd auf dem Waſſerſpiegel eine Strecke vorwärts, indem es dabei den Kopf gerade ausſtreckt, und ſteigt ſo allmälig höher. Gewöhnlich fällt es bald wieder ein. Zur Paarungszeit haben wir es dagegen freiwillig 2—3 Mal um den Teich herum und darüber hin fliegen ſehen. Zu dieſer Zeit entſteht häufig Streit zwiſchen den benachbarten Paaren, insbeſondere um diejenigen Plätze des Teiches, welche ihnen zum Niſten vorzugsweiſe geeignet ſcheinen. Es iſt dieſer Kampf dem Hahnenkampf auf dem Lande vergleichbar und ſicherlich ſteht er dieſem an Erbitterung und Rückſichtsloſigkeit nicht nach. Die Hauptrolle ſpielen dabei die Füße. Die einzelnen Paare nehmen alsbald nach ihrer Ankunft, welche beim Anzug des Frühlings erfolgt, Beſitz von den gewohnten Oertlichkeiten und ſäumen auch nicht lange, Anſtalten zu ihrem Neſtbau zu treffen. Sie ſind bei der Anlage deſſelben ſtets darauf bedacht, es

Digitized by Google

Das Blässhuhn oder Wasserhuhn.

Wohnungen in der höhern Thierwelt. S. 328.   Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Digitized by Google

auf der Wasserseite anzubringen. Entweder errichten die gemeinschaftlich bauenden Gatten ein auf dem Wasser dicht am Schilf oder Rohr schwimmendes oder auf umgeknickten Rohrhalmen stehendes Nest. Sie verwenden hierzu zunächst als Grundlage Rohrstoppeln und Halme, auf denen auserwähltere Stoffe, wie Binsen, Grashalme, Rispen und Grasstückchen zu einem Flechtwerk angehäuft werden. Wood giebt an, daß sie Riedgräser und Binsen zusammenbinden und verflechten, bis diese fest genug sind, das Gewicht des Nestes zu tragen. In der Mitte des Monats Mai ist das Gelege vollzählig, das aus 7—15 festen, feinschaligen und glanzlosen Eiern mit gelblichweißem hellerem oder dunklerem Grunde, welcher mit dunkelgrauen und schwarzbraunen Pünktchen und Flecken zart gezeichnet ist, besteht. Die Jungen schlüpfen nach 21tägigem Bebrütetwerden der Eier aus und werden sogleich mit dem Lebenselemente der Bläßhühner, dem Wasser, vertraut gemacht. Sie sind schwarzdunig, von niedlicher Gestalt und haben brennendrothe Köpfe. Die Eltern führen und beschützen sie treu und veranlassen sie auch, Abends in das Nest zurückzukehren. Sind sie flügge, so entfernen sie sich von ihren Führern. Im Herbste vereinigen sich alte und junge Bläßhühner zu großen Flügen, streichen umher und wandern im Oktober und November in südlich gelegene Länder. An manchen Orten Deutschlands überwintern auch Bläßhühner, weil da in offenen Gewässern die Bedingungen zu ihrer Existenz gegeben sind.

---

Die Madenfresser (Crotophaga) möge der Ani (Crotophaga Ani) vertreten, ein Vogel von der ungefähren Größe unseres Kukuk und von blauschwarzer Färbung. Der violette Schiller des Vorderleibes rührt von den Säumen der Federn desselben her. Charakteristisch ist der hohe, kopflange, scharfkantige, kammartig sich erhebende, an der Spitze stark gebogene, am Kieferrand glatte Schnabel. Die Gestalt des Vogels erinnert an unsere Elster. Er ist der verbreitetste seiner Art und zugleich der häufigste. Dichte, zusammenhängende Waldungen meidet er; nur Vorhölzer und Triften mit Gebüschen ersieht er sich zum Aufenthalt. Hier weiß er sich auf dem Boden eben so geschickt durch Sprünge und rasches Laufen, als auf Bäumen und im Gebüsch durch Suchen und Jagen nach Kerbthieren zu bewegen.

Das Nest steht im niedrigen Gebüsch, oft nahe bei den menschlichen Wohnungen. Nach Azara, Gosse und Hill lebt der Ani gesellschaftlich in Ansiedelungen, was dagegen von Burmeister und Schomburgk in Frage gestellt oder doch wenigstens nicht als durchgängig richtig angesehen wird. Hill sagt: „Etwa ein halbes Dutzend von ihnen baut nur ein einziges Nest. Dasselbe ist groß und geräumig genug, um Alle aufzunehmen und die gesammte Kinderschaar zu beherbergen. Sie betreiben die Bebrütung mit größter Hingebung und verlassen das Nest, so lange sie brüten, niemals, ohne die Eier mit Blättern zu bedecken."

Nach Burmeister enthält ein Nest nicht mehr als 5 bis 6 Eier von der Größe der gewöhnlichen Taubeneier und von weißer Farbe, durch welche ein grüner Ton durchschimmert. Hier und da sind Streifen und Striche in die

Digitized by Google

Oberfläche eingeriſſen, durch welche ein ſchönes Seladongrün zum Vorſchein kommt. Jede Berührung mit harten Gegenſtänden zerſtört den weißen Ueberzug und läßt die grüne untere Lage hervortreten. Burmeiſter hält den weißen Kreideüberzug für eine beſondere Stoffausſcheidung, welche das Ei, während es vor oder in der Kloake verweilt, von dieſer erhält.

Der ſchwarze Madenfreſſer.

Newton fand im Juni das Neſt des Ani auf einem Baum, wo es ſich an den Stamm anlehnte und von einigen jungen Schößlingen gehalten wurde, in der Höhe von ungefähr 5 Fuß von dem Boden. Es wird uns geſchildert als ein roher Bau von Stöcken und Zweigen, groß und tief, theilweiſe mit trockenen Blättern ausgefüllt. Zwei oder drei Vögel ſaßen dicht neben einander auf dem Neſte über 14 Eiern und oben in der Baumkrone zeigten ſich noch 4—5, die lebhaft ſchrien.

## 3. Flechtende und webende Neſtbauer.

### Der Kolkrabe (Corax nobilis).

Sehr bezeichnend iſt die Bemerkung A. E. Brehm's, daß der Kolkrabe in jeder Hinſicht als das Ur- und Vorbild der ganzen Rabenfamilie zu betrachten ſei. Ja, das iſt er in der That in leiblicher und ſeeliſcher Beziehung. Schon ſeine Größe erhebt ihn zu dem würdigen Vertreter ſeiner nahen Verwandten, denn ſeine Länge beträgt wenigſtens zwei Fuß und ſeine Flugweite vier Fuß und mehrere Zoll. Wenn man unter dem Namen „Rabe" den ſchwarzen Vogel verſteht, ſo iſt er auch in dieſer Beziehung der geeignetſte Repräſentant aller derer, welche mit dieſem Ausdruck bezeichnet werden, denn ſein Gefieder iſt durchweg ſchwarz. Was das Charakteriſtiſche der Körperbildung anlangt, ſo tritt er auch hierin wiederum als Vorbild auf durch den bedeutenden, wenn auch im Verhältniß zum geſtreckten Leibe nicht langen, gebogenen, an der Wurzel mit widerſtandsfähigen Borſtenhaaren überdeckten ſchwarzen Schnabel und durch die kräftigen ſchwarzen Füße. Endlich zeichnet er ſich durch ſeine weite Verbreitung, welche ſich über ganz Europa und den größten Theil Aſiens erſtreckt, ebenfalls aus.

Nicht weniger ragt dieſer edelſte aller Raben durch höhere Begabung hervor. Er iſt ſcheu und vorſichtig, in hohem Grade kühn und verwegen, ſcharfſichtig bei ſeinen Unterſuchungen und bei Nachſtellungen ausdauernd, räuberiſch und mordſüchtig. Die tiefen Wälder, die einſamen Gebirgsgegenden liebt er. Einzeln oder paarweiſe beherrſcht er einen weiten Umkreis als gefährlicher Jäger der kleineren kriechenden und laufenden ſowol, wie der fliegenden Thiere, einerſeits bis zum rennenden Haſen hinauf und andererſeits bis zum Auerhahn im Walde oder der weidenden jungen Gans auf der entlegenen Triſt. Die Geſellſchaft anderer Raben meidet er grundſätzlich. Sie würden ihm manche Jagd verderben, weil ſie ihm zu ſchreiluſtig ſind und ſich feindſelig gegen ihn betragen. Darum geht er ſeiner Neigung gemäß einſam oder in Begleitung des angepaarten Gefährten auf Wieſen, Aeckern, Angern und einſamen Wegen umher, oder er durchfliegt forſchend Wald und Feld, auf ſeine Sicherheit eben ſo bedacht, als auf Beute gierig. Aus dieſem Grunde und vorzüglich auch, weil er den Menſchen und ihrem Treiben gerne aus dem Wege geht, ſucht ſich das ſchon im Januar vereinigte Paar eine Niſtſtätte abſeits der Neſter anderer Raben aus, möglichſt verborgen und ſicher ſeinen Horſt auf hohen Bäumen errichtend. Gewöhnlich wird ein ſolcher Baum ausgewählt, welcher im Stangenholze oder Dickicht ſteht und durch ſein Hervorragen einen Standpunkt gewährt, von dem aus die Umgegend von dem Vogel bewacht werden kann. Im Februar beginnen Männchen und Weibchen gemeinſchaftlich den Bau ihres Horſtes. Zur Grundlage wählen ſie ſtarke Reiſer, welche ſie einzeln herzutragen. Dabei ſcheinen ſie ſich nie vor Nachſtellungen ſicher zu fühlen, denn ſie umkreiſen die Gegend ſpähend und fliegen dann erſt direkt auf den Baum los. Der eine Gatte wartet auf einem benachbarten Baume zuweilen ab, bis

der andere ſein Reis angebracht hat, und löſt ihn alsdann ab, um das ſeinige zu verwenden. Dies geſchieht Alles in Stille und mit dem Bemühen, den etwa die Gegend beſuchenden Menſchen ihre Abſichten zu verbergen. Das Weibchen wird von dem Männchen unſeres Wiſſens nur bis zur Errichtung der Neſtmulde unterſtützt, wir glauben ſogar, daß der Mittelbau, der aus feineren Reiſern beſteht, auch vorzugsweiſe das Werk des Weibchens iſt. Die Mulde hat die Form einer Halbkugel von dreiviertel Fuß Durchmeſſer und vier bis fünf Zoll Tiefe und birgt ineinander geflochtene Baſtbänder und Baumflechten nebſt Schafwolle und Grasſtückchen. Mitunter iſt's eine ziemlich große Maſſe Grasklumpen, welche der Kolkrabe auf ein Mal im Schnabel dem Neſte zuträgt. Es folgt dem voranfliegenden Weibchen in einiger Entfernung das Männchen. Eigenthümlich ſind die Paarungsrufe, und mit dieſen glucſenden Lauten ſtehen Bogenflüge, Flugſchwenkungen und wirbelnde Sturzbewegungen des Männchens in Verbindung.

Trotz ſeines ſcheuen und mißtrauiſchen Weſens hängt der Kolkrabe auch dann noch mit ſchwer zu beſiegender Liebe an dem einmal erwählten Horſtplatze, wenn er Nachſtellungen erfahren hat. Hiervon haben wir uns in dieſem Frühjahre beſonders überzeugt. In der Nähe Alsfelds hatte ein Kolkrabenpaar drei Junge erzielt, welche von einem gewandten Knaben trotz des hohen und ſchwer zugänglichen Standes, welchen der Horſt einnahm, ausgenommen wurden. Fünf Tage nachher entdeckte der an dieſem Orte vorbeigehende Jagdpächter den einen Kolkraben, wahrſcheinlich das Weibchen, in dem geplünderten Horſte, offenbar mit der Herrichtung deſſelben für eine zweite Brut beſchäftigt. Eine Büchſenkugel verſcheuchte den hartnäckigen Gewohnheitsniſter. Sehr gern benutzt der Kolkrabe den alten Horſt und beſſert ihn nur nach Bedürfniß aus. Das allein brütende Weibchen verläßt bei Annäherung eines Menſchen die Eier und kehrt, obgleich um das Warmhalten derſelben ſehr beſorgt, erſt dann wieder zum Horſte zurück, wenn nach allen Seiten hin die Gegend ſicher geworden iſt. Wir haben auf dem Schnepfenſtrich in der Nähe eines Kolkrabenhorſtes durch Schüſſe die Brütende verſcheucht und ſahen ſie ſpät in der Dunkelheit erſt ihren Platz wieder einnehmen. Das Zerſtören der Brut und des Horſtes verurſacht wol, daß im nächſten Jahre von dem gewitzigten Paare der beliebte Baum gemieden wird, aber man gebe ſich einige Mühe, in der nächſten Umgebung zu forſchen, und man wird den Horſt nicht weit entfernt auf einem anderen geeigneten Baume finden. Uebrigens wird der Horſt auch auf Felſen gefunden. Die Eier ſind grünlich und haben braune und graue Flecken. So lange das Weibchen brütet, ſchläft das Männchen in der Nähe des Horſtes allnächtlich. Das Fütterungsgeſchäft beſorgen beide Gatten, die dann auch treu und ſorgſam auf Kerbthiere, Mäuſe, Vögel und ſonſtige mit Liſt erbeutete oder zufällig erlangte Thiere Jagd machen. Tragen ſie ein größeres Thier oder ein bedeutenderes Stück Aas nach Hauſe, ſo zerſtücken ſie es im Angeſichte der gierig ſperrenden Jungen und vertheilen es unter ſie. Droht den Jungen Gefahr, dann klagen die ängſtlich kreiſenden Eltern in verſchiedenen Tönen, welche von dem ſonſt häufig hervorgeſtoßenen „Kolk" ſehr verſchieden ſind.

Digitized by Google

Zur Zeit, wo die Jungen die Thätigkeit der räuberiſchen Eltern den ganzen Tag in Anſpruch nehmen, thun letztere ſehr erheblichen Schaden. Sie legen ſich auf das Auskundſchaften der Vogelneſter, aus denen ſie Eier wie Junge nehmen; ſie ſtoßen auf Hühner und Haſen, welche ſie durch ihre Scharfſichtigkeit erſpähen, und ſetzen ſich auf die Lauer, wenn junge Gänſe und Enten auf der Weide gehütet werden. Sobald der Hirte ſich eine gute Strecke entfernt hat, oder ein einzelnes Junge getrennt von deſſen Schutz umherirrt, fährt der Rabe zu und entführt es als zappelndes Opfer. Sein Unterſcheidungsvermögen iſt ſo tüchtig, daß er die Ungefährlichkeit eines Kindes ihm gegenüber in gewiſſen Fällen zu berechnen weiß. Im Vogelsberge nahm ein Kolkrabe aus einem Trupp junger Entchen ein Opfer ganz in der Nähe eines achtjährigen Kindes, welches vergeblich mit den Händen und mit Geſchrei den frechen Räuber zu verſcheuchen ſuchte. Den Sitz der jungen Häschen im Klee, Raſen oder im Fruchtfelde macht er als durchtriebener Gauner aus. Er verfolgt mit lauernden Blicken die alten Häſinnen auf ihren Wechſeln und entdeckt ſo ihre Jungen, wobei er eine bewundernswürdige Ausdauer beweiſt. Wieder und immer wieder zieht er in mäßiger Höhe über den Aeckern ſeine Kreiſe, ſetzt ſich auf einen Hügel, ſchreitet ſuchend an den von ihm in Verdacht genommenen Plätzen mit hochaufgerichtetem Kopfe umher oder ſtellt ſich wartend auf die Lauer. Die alte Häſin wird unruhig und umkreiſt den Verſteck ihrer Kleinen. Dieſe werden verlangend nach der Bruſt der Mutter und erſcheinen auf einer Blöße, wo ſie dem Raben zur Beute werden. Heldenmüthig vertheidigt zwar in vielen Fällen die Mutter das bedrohte Häschen, indem ſie ſich auf den Hinterläufen emporrichtet und mit den Vorderläufen derb nach dem ſtoßenden Raben ſchlägt. Allein es hilft in der Regel nichts, der Rabe kommt zu ſeinem Ziel, und die Mutter darf ſich gratuliren, wenn ſie nicht ſelbſt den gewaltigen Schnabelhieben des Unholdes erliegt. In der Bergſtraße haben wir einen ſolchen Kampf mit angeſehen, dem wir durch zeitiges Einſchreiten noch zu Gunſten des alten und jungen Haſen ein Ende machten.

Brehm hebt hervor, daß der Kolkrabe namentlich im Norden als Neſtplünderer ſich auszeichne. Er erzählt: „Ich beſtieg in Norwegen einen Felſen, auf dem eine junge Rabenfamilie ſaß, welche noch von den Eltern gefüttert wurde. Hier fand ich auf einer einzigen Platte gegen ſechzig ausgefreſſene Eier von Eidergänſen, Möven und Brachvögeln unter Hühnerbeinen, Entenflügeln, Lemmingpelzen, leeren Muſchelſchalen, Ueberreſten von jungen Möven, Strandläufern, Regenpfeifern u. ſ. w. Da die vier Jungen unaufhörlich nach Nahrung kreiſchten, trugen die Alten fortwährend neue Beute zur Schlachtbank. Kein Wunder, daß ſämmtliche Möven der Nachbarſchaft, ſobald die Raben ſich zeigten, wüthend über ſie herfielen und ſich nach Kräften mit ihnen herumbalgten, kein Wunder, daß auch die Bewohner der nächſten Gehöfte ſie verwünſchten und aufs Aeußerſte haßten."

Wenn man den Kolkraben, noch ehe er flügge geworden iſt, aus dem Neſte nimmt, wird er ſehr zahm und lernt Worte, ja ſogar Sätze ſprechen, denn er iſt aufmerkſam und gelehrig. Alles Auffallende und Originelle im Reich des Geräuſches und der Töne von Gegenſtänden, Thieren oder Menſchen erhaſcht

Digitized by Google

er und hält es fest in seinem wachen Kopfe. Wir kannten einen aufgezogenen, gelehrten Kolkraben, welcher Karl, Adolf und Gustav deutlich rief, das „Kikeriki" des Hahns nebst der tiefgackernden Begrüßung desselben, mit welcher der Altvater die höfischen Kratzfüße im Bogen um die Hühner herum begleitete, täuschend nachahmte. Auch den Lärm der legenden Hennen und das Kollern des Truthahns merkte er sich. Außer jenen schon erwähnten Namen sprach der Gelehrige: „Jakob, guter Junge", „Lory, du Spitzbub!" „Du Schafskopf!" Endlich eignete er sich auch das eigenthümliche kurze Hüsteln, das Räuspern und Ausspucken eines alten Mannes an.

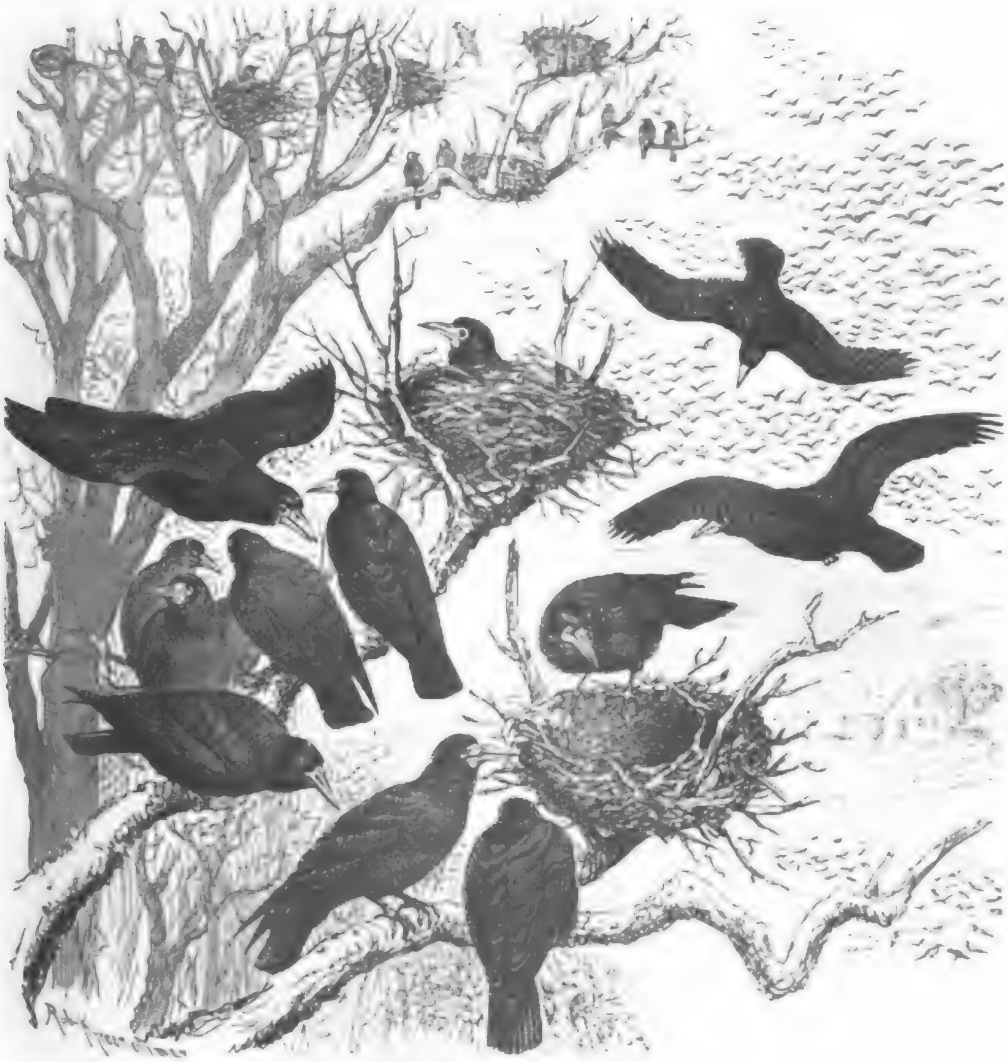
Hören wir, was unser Brehm noch über sein Betragen in der Gefangenschaft sagt: „Er läßt sich abrichten wie ein Hund, sogar auf Thiere und Menschen hetzen; er führt die drolligsten und lustigsten Streiche aus, ersinnt sich fortwährend Neues und nimmt zu wie an Alter, so auch an Weisheit, dagegen nicht immer auch an Gnade vor den Augen des Menschen. Auf Tollheiten der verschiedensten Art darf der Besitzer gefaßt sein, und dies ist der Grund, weshalb der Vogel nicht Jedermanns Freund ist. An das Aus- und Einfliegen kann man den Raben leicht gewöhnen; er macht sich jedoch größerer Freiheit regelmäßig bald unwürdig. Er stiehlt und versteckt das Gestohlene, tödtet junge Hausthiere, Hühner und Gänse, beißt die Leute in die Füße, namentlich diejenigen, welche barfuß gehen, und wird unter Umständen selbst gefährlich, weil er seinen Muthwillen auch an Kindern ausübt. Mit Hunden geht er oft innige Freundschaft ein, sucht ihnen die Flöhe ab und macht sich ihnen sonst nützlich. Auch an Pferde und Rinder gewöhnt er sich und gewinnt sich deren Zuneigung."

## Die Saatkrähe (Corvus frugilegus).

Wir heben unter den Raben die Saatkrähe noch hervor, nicht etwa weil sie hinsichtlich der Nestbereitung in der Art und Weise oder in der Konstruktion von den Verwandten wesentlich abwiche, sondern einzig und allein wegen ihres eigenthümlichen Triebes zur Ansiedlung in großen Kolonien. Wol zeigt sich eine Verschiedenheit in der Wahl der Materialien zur Ausfütterung des Nestes, wie Rennie bei seinem Vergleiche des Nestes der Krähe (Corvus corone) und dem der Saatkrähe richtig bemerkt. „Die Krähe", sagt er, „macht eine dicke Matratze von Wolle, Kaninchenhaaren und ähnlichen weichen Materialien, die sie in großer Quantität anhäuft. Diese Matratze dient zur Auskleidung einer plumpen Mörtelmauer, welche innerhalb des starken, aus Birkenreisern und Schwarzdornzweigen, die das Ganze zusammenhalten und gleichsam wie spanische Reiter schützend und befestigend umgeben, geflochtenen Korbwerks erbaut ist. Die Saatkrähe auf der anderen Seite, sowie die Elster (Pica caudata) bedient sich keiner so weichen Materialen zur Auskleidung des Nestes, sondern zieht lange, faserige Wurzeln vor, welche sauberer zu einem feinen Korbwerk verwoben werden, als man von dem Vogel erwarten sollte. Man könnte diesen Theil leicht vom Neste trennen und durch einige wenige Hinzufügungen zu dem, was das Thier selbst gefertigt, in einen recht artigen Fruchtkorb umgestalten."

Digitized by Google

Die Saatkrähe iſt ihrem Aeußeren nach von den eigentlichen Krähen verſchieden durch den ſchlankeren Leib, geſtreckten Schnabel, die längeren Flügel, den abgerundeten Schwanz und das glänzende Gefieder. Die nackte, lederartig verhärtete Stelle über dem Oberſchnabel iſt Folge ihres Bohrens im Boden und nimmt mit dem Alter zu. Auch zeigt ſie ſich in der Wahl ihrer Aufenthaltsorte durch große Eigenheit von jenen weſentlich abweichend und iſt deshalb bezüglich ihrer Verbreitung beſchränkter.



Kolonie von Saatkrähen.

Endlich unterſcheidet ſich die Saatkrähe von ihren Verwandten noch durch ihre regelmäßigen Wanderungen, welche in unabſehbaren zuſammengeſchaarten Zügen nach Südeuropa und Nordafrika unternommen werden. Daß ſie bei der Wahl ihrer Brutſtätten die Gebirge meidet, iſt eine ausgemachte Sache, ebenſo, daß ſie fruchtbare Ebenen und hochſtämmiges Feldgehölze liebt, aber damit iſt noch lange nicht die Hartnäckigkeit ihrer Eigenheiten vollkommen ausgedrückt. Wir haben Plätze gefunden, welche allen ſonſtigen

Anforderungen der Saatkrähen durchaus entsprechen; dessenungeachtet wurden sie gemieden und andere, der Erfahrung nach weit weniger geeignete Oertlichkeiten vorgezogen. Im Allgemeinen läßt sich die Behauptung mit Sicherheit aufstellen, daß ein Feldgehölz ungefähr bis zu hundert Morgen Flächengehalt, welches Hochwald und junge Hege zugleich enthält, der Lieblingsaufenthalt der Saatkrähen ist. Bei Friedberg in der Wetterau, in dem sogenannten Ossenheimer Wäldchen, nisteten Jahrzehnte lang Saatkrähen. Dort standen alljährlich zahllose Nester neben und über einander, so daß einzelne umfangreiche Buchen mehr denn ihrer zwanzig trugen. Der dortige Forstbeamte suchte die lästigen Thiere, welche nicht wenig Schaden an der Saat anrichteten und die Pfingstgäste bei ihren belustigenden Spaziergängen durch den rücksichtslosen Absatz ihrer Exkremente inkommodirten, auszurotten. Viele Bewohner Ossenheims wurden aufgeboten, welche die Bäume bestiegen und die Nester plünderten, allein die Liebe der Saatkrähen zu dem einmal erkorenen Wäldchen überwand immer wieder Furcht und Schrecken, und im nächsten Frühjahre war das Schicksal der vorjährigen Brut längst vergessen. Erst das Fällen der nestertragenden Bäume vertrieb die langjährigen Gäste, welche sich nun in einem Vorwäldchen eine Stunde weiter östlich ansiedelten. In jenem Wäldchen bei Ossenheim haben wir das Thun und Treiben der Ansiedelung gründlich durch eigene Anschauung kennen gelernt. In Schaaren sammelten sich die Saatkrähen in jedem Frühjahre im Hochwalde und erfüllten die Luft mit krächzendem Geschrei. Jedes Paar ersah sich seinen Lieblingsbaum und darauf eine gefällige Stelle aus. In dichtem Knäuel drängte die eine Krähe die andere hinweg, so daß sich ernstliche Kämpfe entspannen. Ein ewiges Ab- und Zufliegen und Kreisen über dem anstoßenden Felde und dem Walde verkündete uns die Absicht der schwarzen Gesellschaft, ihre Nestkolonien zu erneuern.

Wir haben die Beobachtung, welche Goldsmith in einer lebendigen Schilderung mittheilt, im Wesentlichen vollkommen bestätigt gefunden. Er sagt: „Man sieht Männchen und Weibchen einige Tage hindurch alle Bäume des Wäldchens sehr aufmerksam untersuchen; und wenn sie einen Ast, der ihrem Endzweck zu entsprechen scheint, ausfindig gemacht haben, so erwählen sie ihn fortwährend zu ihrem Sitz und beobachten seine Eigenschaften noch drei Tage nach einander mit der größten Sorgfalt."

Nach verschiedenen Richtungen flogen die bauenden Saatkrähen und holten das Material zu ihren Wohnungen, die indessen vor den diebischen Nachbarn keineswegs gesichert waren. Was von dem einen Paare aus der Ferne herbeigeschleppt worden war, wurde von dem andern in der Nähe geraubt und verwendet. Eine Menge von Reisern wurde dabei verschleudert und auf den Boden herabgeworfen. Erst zur Zeit des Brütens trat Ruhe in der Gesellschaft ein. Die Weibchen saßen dann fest auf ihren vier oder fünf hellgrünen, grau und braun gefleckten Eiern und wurden von den Männchen mit Mäusen, Engerlingen, Käfern und zuweilen auch mit einem jungen Häschen versorgt. Auch verließ um die Mittagszeit das eine und andere Weibchen das Nest, um sich selbst auf den Raub oder an eine Pfütze zu begeben. Sobald die Jungen aus den Eiern geschlüpft sind, beginnt wieder ein regeres Leben unter der An-

Digitized by Google

ſiedelung, denn die meiſten Paare halten ziemlich gleichen Schritt, wenn auch einzelne etwas früher oder ſpäter Junge erzielen. In den erſten Tagen behütet und erwärmt das Weibchen die Kleinen noch, je größer und flügger dieſe aber werden, deſto mehr lärmen und fliegen die Eltern ab und zu. Schreiend empfangen die Nimmerſatten das Futter. Ein großer Alarm entſteht, wenn, wie es nicht ſelten vorkommt, ein halbflügges Junges zu Boden fällt. Nicht blos die Eltern, ſondern auch die Nachbarpaare umflattern in der Tiefe das beklagte Krähchen. Mit der Zeit nehmen die befiederten Jungen auf den dicken Aeſten in der Nähe des Neſtes Platz und ſo kommt es, daß die Bruten verſchiedener nahe zuſammenſtehender Neſter friedlich ſich vereinigen, ohne daß der Fall ſich ereignete, wo die Eltern ihre rechtmäßigen Kinder nicht unter allen Umſtänden herausfinden könnten. Bei den erſten Ausflügen der Jungen geſchieht es nicht ſelten, daß einige, welche den Eltern von den hohen Bäumen herab in das Feld folgten, gegen Abend es nicht vermögen, einen höheren Baum im Fluge zu erſteigen. Man ſieht ſie deshalb nach vergeblichen Verſuchen im Gebüſch Platz nehmen. In ſolchen Fällen umſchwärmen die Alten krächzend und anfeuernd das aufſtrebende Junge und beruhigen ſich erſt dann, wenn ſie es an einem geborgenen Plätzchen wiſſen. Eine natürliche Folge des Zuſammenlebens dieſer Vögel iſt die große Verunreinigung der Bodenfläche und Baumſtämme unter ihnen. Welche Maſſe von ſchädlichen Thieren werden aber auch im Laufe eines Sommers von einer Kolonie Saatkrähen in der Umgegend vertilgt! Mit Geſchicklichkeit wird die Maus auf der Lauer oder in ſtürzendem Fluge abgefangen, vermöge des ſcharfen Geruchſinns der Engerling und das Gewürm aus der Erde gebohrt, mit Emſigkeit die Schnecke und das Kerbthier aufgeſucht. Die Saatkrähe bekundet auf ihrer Jagd neben ihrer Sinnesſchärfe auch kluge Ueberlegung. Oft führt ſie in Gemeinſchaft mehrerer Genoſſen eine Jagd nach Beute aus. Oft iſt ſie auch die treue Begleiterin des pflügenden Landmanns, hinter dem ſie die bloßgelegten Larven verſchlingt. Den Schaden, welchen ſie durch ihr Wühlen und Bohren auf Saatfeldern, durch das Aufleſen der ausgeſtreuten Fruchtkörner und durch Stehlen von Obſt bereitet, gleicht ſie reichlich aus durch den unberechenbaren Nutzen, welchen ſie der Landwirthſchaft durch Vertilgung ſchädlicher Thiere bringt. Man wüthet alſo gegen ſich ſelbſt, wenn man die Saatkrähen verfolgt und auszurotten ſtrebt.

Im Spätherbſte ſammeln ſich die Saatkrähen-Kolonien einer Gegend zu Schaaren und treten ihre Wanderung an, auf der ſie mit fremden Kolonien ſich verbinden und auch Dohlen in ihre Geſellſchaft aufnehmen. Da, wo ſolche ungeheuere Schaaren Abends ſich niederlaſſen, um zu übernachten, entſteht auf den heimgeſuchten Bäumen ein großes Durcheinander. Es mangelt oft an dem nöthigen Raume, und ſo kommt es, daß ſich einzelne Züge abtrennen und in der Nähe eine Unterkunft ſuchen müſſen. Noch in der Dunkelheit ſieht man Abtheilungen Verſuche machen, am Hauptſchlafplatze unterzukommen. Fein und naturgetreu iſt A. E. Brehm's Schilderung des Krähenzugs.

„Es ſcheint den Krähen nicht darauf anzukommen, gelegentlich halbe Stunden lang über ein und derſelben Stelle ſpielend ſich zu bewegen. Ueber die Berge zieht der Schwarm gewöhnlich niedrig, über die Thäler oft in großer

Digitized by Google

Höhe dahin. Plötzlich fällt es einer ein, ein- bis zweihundert Fuß herabzusteigen; dies geschieht aber nicht langsam und gemächlich, sondern jäh, sausend, so wie ein lebloser Körper aus großer Höhe zu Boden stürzt. Der einen folgt sofort eine Menge der andern, zuweilen der ganze Flug, und dann erfüllt die Luft ein auf weithin hörbares Brausen. Unten, hart über dem Boden angekommen, fliegen die Saatkrähen gemächlich weiter; hierauf erheben sie sich allgemach wieder in die Höhe, schrauben sich mehr und mehr empor und ziehen kaum eine Viertelstunde später, dem Auge als kleines Pünktchen erscheinend, in den höchsten Luftschichten weiter."

## Der Eichelheher (Corvus glandarius).

Dieser in Wäldern und Gärten mit dichtem Buschwerk weitverbreitete Rabenvogel unter der von ihm benannten Gruppe Heher oder Baumkrähen fällt durch sein buntes Gefieder in die Augen, welches seidenartig und durch seine Fülle geeignet ist, ihn vor den Einwirkungen der strengen Kälte zu schützen. Der bedeutende Kopf mit kurzem, aber starkem, vorn ein wenig gekrümmtem, schwarzem Schnabel, dem wachen Auge mit dem hellen Regenbogenringe, dem weiß und schwarz geschäckten Federbusch erscheint gewöhnlich in gehobener, stolzer Haltung. Die weißliche, oben von breiten schwarzen Backenstreifen eingefaßte Kehle sticht lebhaft gegen die grauröthlichbraune Färbung des Vogels ab, nicht minder der weiße Bürzel und Steiß. Der Flügel trägt die allgemein beliebten kleinen Federchen, die in schöner Regelmäßigkeit mit berlin-blauen und tief dunkelblauen Querbinden gezeichnet sind, und zeichnet sich außer einem grauweißen Flecken durch eine kaffeebraune Feder aus. Der schwarze Schwanz wird häufig auf und nieder gehoben. Die Größe des Hehers beträgt 16 Zoll. Schon im März paart sich der Eichelheher und beginnt, wenn die Witterung nicht allzu ungünstig ist, seinen Nestbau so frühe, daß das Gelege schon Anfangs April vollendet wird. Wenn man klug und vorsichtig zu Werke geht und einen guten Versteck wählt, so dürfte es zuweilen gelingen, den scheuen Flechter während seiner Arbeit zu beobachten.

Die Gegend wird von dem bauenden Heher stets mit ängstlicher Besorgniß ausgekundschaftet. Selbst wenn er auf den Boden niedergeflogen ist oder an Baumwurzeln mit Ansammeln von Material sich beschäftigt, hebt er zeitweise lauschend und scharf um sich blickend den Kopf. Jedes Geräusch erschreckt ihn, jede verdächtige Erscheinung führt ihn vom Nistplatze weg, den er alsdann in der Ferne sichernd umkreist. Die Stelle, welche er zum Nisten auswählt, ist meistens eine wohlgeprüfte, dem Auge des Spähers nicht auffällige. In den meisten Fällen fanden wir das Nest dicht am Baumschafte eines niederen Baumes auf zwei oder drei daselbst vereinigten Aesten; einmal erspähten wir aber auch ein Nest mit flüggen Jungen auf einer hohen Eiche ebenfalls am Schafte in einer Höhe von mindestens dreißig Fuß. Viele Nester sahen wir in Baumwipfeln, eben so viele auf seitlichen Zweiggabeln. Zuerst sucht der Heher sich zur Nestgrundlage Reiser aus. Er verfährt dabei wählerisch.

Digitized by Google

Der Eichelheher

Digitized by Google

Hat er ein Reis aufgenommen, welches ihm nicht zusagt, so schleudert er es zur Seite oder zieht es quer durch den prüfenden Schnabel. Selbst auf der Niststätte wirft er das eine oder andere Reis noch zu Boden, um es durch ein passenderes zu ersetzen. Eine besondere Vorliebe scheint er für Birkenreiser zu haben. Diese zarten und dünnen Reiser bilden die Grundlage des Nestes, auf der der Heher nun das Geflechte anbringt, zu welchem er Wurzeln und Heidekraut verwendet. Das Innere enthält die feinsten und auserlesensten Würzelchen, welche der Heher sich theilweise durch Wegkratzen und Weghacken der Erde, wodurch dieselben blosgelegt werden, aneignet. Fünf bis acht graulichgrüne Eier mit dunkelbraunen Tüpfelchen und Punkten, welche am stumpfen Ende kranzartig sich vermehren, werden selten einmal zur Ausspannung des brütenden Vogels verlassen, der nach ungefähr sechszehn Tagen Junge erzielt, welche anfänglich mausig und häßlich aussehen, sobald sie aber ausgeflogen sind, hübsch genannt zu werden verdienen. Sie theilen dann mit den Eltern schon den spitzbübischen Ausdruck des Gesichts, aber auch schon großentheils das Mißtrauen derselben. Bei nahender Gefahr warnen die Alten mit häßlichem, durchdringendem Geschrei: „Jäck", dem Ton einer Säge ähnlich. Die Jungen flüchten sich dann von Ast zu Ast in die Höhe und das Laubdunkel der Bäume. Wird die erste Brut nicht gestört, so nistet der Heher in demselben Jahre nicht zum zweiten Male.

Ein charakteristischer Zug des Hehers ist seine lüsterne Mordgier, welche um so gefährlicher erscheint, als mit ihr sich eine große Emsigkeit im Aufsuchen nach Beute und Verschlagenheit paart. Er wird dadurch, daß er Hecken und Schlupfwinkel durchkriecht, für die Sänger unserer Wälder und Gärten zum gefährlichen Feinde.

Von dem Fenster eines Hintergebäudes aus, welches an einen Park grenzte, beobachteten wir einst den Heher als Raubmörder. In einem Weißdornbusch, unserem Blick von dem Fenster aus erreichbar, hatte eine geschwätzige Grasmücke — wegen der klappernden Schlußstrophe ihres Gesanges auch „Müllerchen" genannt — vier Junge ausgebrütet. Sie bedurften, erst drei Tage alt, noch sehr der Wärme. Am frühen Morgen war in der Nähe des Nestes unten am Boden ein Heher mit Aufsuchen von Nahrung beschäftigt. Doch schien er mehr spielend als gierig die Blätter und Reiser, die ihm im Wege lagen, zu untersuchen. Von Zeit zu Zeit sprang er auf einen Wurzelausschlag oder einen niederen Zweig und zog die Federn seiner schönen Flügel durch den Schnabel; dabei ahmte er, von den Frühstrahlen der Sonne ermuntert, auffallende Töne und Rufe anderer Vögel nach, so den langgezogenen Ruf des Bussard, das „Kolk" des Raben, das Gefahr verkündende Wettern der Schwarzamsel und das Zanken der erschreckten Kohlmeise. Es fiel ihm schwer, diese Töne nach Wunsch hervorzubringen, aber es gelang ihm in der That, wenn auch unter rauher Beimischung von hustenartigen Lauten und einem schwerfälligen Würgen und Gurgeln, auf eine täuschende Weise. Da merkten wir, daß er zuweilen den Kopf schief hielt und nach dem Neste des „Müllerchens" lugte, das in seiner instinktmäßigen Furcht vor dem ungebetenen rauhen Gaste sich so schmal und klein wie möglich machte und wie versteinert über den

Digitized by Google

Jungen saß. Jetzt schwang sich der Heher der Höhe des Nestes gleich. Pfeilschnell schoß das Vögelchen aus dem Neste ihm entgegen, flatternd und gätzend, dann trippelnd und ihn zur Verfolgung versuchend, um die Gefahr von den Jungen abzulenken. Der Heher sträubte die Kopffedern, hob wippend den Schwanz und verrieth in seinem unruhigen Blick ein Gemisch von Verlegenheit und Begierde. Letztere siegte über Mißtrauen und Furcht. Eilig riß er ein junges Vögelchen aus dem Neste und sprang mit ihm zu Boden in den Schatten eines dichten Stachelbeerbusches. Dort machte er sich mit einigen Schnabelhieben den Bissen mundgerecht und verschlang ihn. Es folgte ein Sträuben und Schütteln aller Federn, dann kehrte der Begehrliche auf den Weißdorn zurück. Diesmal empfingen ihn aber beide alte Vögelchen mit todesmuthigem, verzweiflungsvollem Angriff. Auf ihr Geschrei kamen andere Vögel herbei. Der Zaunkönig drückte seine Entrüstung in Hunderten von rasch hervorgestoßenen „Rr" aus; ein „Mönch" (schwarzköpfige Grasmücke) kam als empörter Vetter des „Müllerchens" herbei, stieß seinen unkenrufartigen Ton aus und gätzte dann laut und anhaltend, seine schwarze Kutte zornig emporrichtend. Ein Rothkehlchen eilte mit Bücklingen herzu, blieb aber plötzlich in geduckter Stellung unbeweglich sitzen und zog sein feines, Staunen und Angst verkündendes „Sieh!" in die Länge; selbst einige gemeine Sperlinge konnten sich des Raisonnements nicht enthalten. Da wurde es dem Raubmörder doch bange zu Muth, und mit einem flüchtigen, verlangenden Abschiedsblick auf das Nest eilte er davon. Wenige Tage nachher besuchten wir das Nest wieder und fanden es leer und zerrissen. Sicherlich war der Schlaukopf zur günstigen Zeit zurückgekehrt, um sein begonnenes Werk zu vollenden.

Auf eine solche Erfahrung hin ist es gewiß jedem Gartenbesitzer zu empfehlen, den Heher zu vertilgen. Doch richtet dieser Vogel hauptsächlich im Sommer und zwar ausschließlich an der Brut solchen Schaden an. Der alten Vögel kann er da nicht habhaft werden, es sei denn, daß sie, wie Naumann von einer Singdrossel erzählt, bei der Vertheidigung ihrer Jungen ihm zum Opfer fallen. Oft sieht man im Herbste dicht an seiner Seite kleinere Vögel, die ihn durchaus nicht fürchten, ja ihn sogar durch Neckereien in seiner Behaglichkeit stören. Im Winter tödtet er jedoch durch Hunger und Frost ermattete und arglos gewordene Vögel. So stieß einmal ein Heher in einem Hofe, an welchen Gartengebüsch gränzte, unter einen Flug Sperlinge, die Fruchtkörner aufpickten, und fing sich einen derselben heraus, welchen er auf einem derben Aste mit dem Schnabel zerzauste, während die Füße das schreiende Opfer festhielten. Kaum hatten sich nach einiger Zeit der Bestürzung die Sperlinge wieder im Hof niedergelassen, als der Heher einen zweiten gelungenen Angriff unternahm und hierauf gänzlich verschwand.

Der Heher läßt sich, aufgezogen, leicht zähmen und erfreut so durch seine Anhänglichkeit und Neugierde, durch sein possirliches Springen und seine Nachahmungsgabe. Das Volk der Hühner, Enten und Gänse belauscht er und ahmt ihnen recht geschickt nach. Er begnügt sich mit allerlei Abfällen, zieht jedoch rohes und gekochtes Fleisch anderem Futter vor. Wenn auch gezähmt, verliert er in der Gefangenschaft die Grundzüge seines Wesens nicht. Schlau



Digitized by Google

und verschlagen, wie die Elster, stiehlt er Leckerbissen, oft auch glänzende Kleinigkeiten, die er mit dem Schnabel übel zurichtet. In seinem Trippeln und Hüpfen prägt sich Lüderlichkeit und Leichtfertigkeit aus, in seinem Auge leuchtet Verstand und Klugheit, und dabei blickt so etwas durch, was auf Hintergedanken schließen läßt. Eine ungemeine Rührigkeit ist Hauptzug seines Wesens, darum ist er auch nicht mit der nöthigen Anzahl von Eicheln und Bucheln zufrieden, die zu seiner Sättigung hinreichen würden, nein, er trägt auch andere noch spielend im Schnabel fort, läßt sie fallen, hebt sie wieder auf und zerstreut sie und wird durch diese lose Tändelei zum natürlichen Pflanzer der Eichen und Buchen. Die Eicheln verschlingt er ganz und bricht sie dann erweicht wieder aus, um sie öffnen zu können. Die Haselnüsse dagegen hackt er mit seinem derben Schnabel entzwei.

---

Ein Vertreter unseres deutschen Eichelhehers ist in Amerika der blaue Heher oder Blauheher (**Cyanocitta cristata**), welcher zwischen den Blauraben und unseren Hehern seine Stellung findet. Wilson schildert ihn als einen prachtvollen Vogel, als Zierde der amerikanischen Wälder mit folgenden sehr bezeichnenden Worten:

„Dieser schöne Vogel zeichnet sich durch sein prächtiges Kleid als eine Art von Elegant unter den befiederten Bewohnern unserer Wälder aus, und macht sich, gleich den meisten Gecken, sowol durch seine Geschwätzigkeit, als auch durch die Manier seiner Töne und Geberden noch bemerklicher. Er ist elf Zoll lang, seinen Kopf ziert ein Kamm lichtblauer oder purpurfarbner Federn, welchen er nach Willkür emporrichten oder senken kann; eine schmale schwarze Linie zieht sich längs der Stirnbinde hin, erhebt sich auf beiden Seiten über die Augen; der hintere und obere Theil des Halses ist schön hell purpurfarben, doch herrscht das Blau vor; ein schwarzer Kragen reicht vom Hinterhaupte mit einer zierlichen Krümmung auf jeder Seite über den Hals herab bis an den oberen Theil der Brust, wo er einen Halbmond bildet; Kinn, Backen, Kehle und Bauch sind weiß, die drei ersteren leicht blau gefärbt; die größeren Flügeldecken sind reich blau, die äußeren Seiten der ersten Federn lichtblau, die der zweiten dunkel purpurfarben, mit Ausnahme der drei dem Körper zunächst befindlichen, welche glänzend lichtblau sind; alle diese, ausgenommen die ersten, sind prachtvoll mit schwarzen Halbmonden der Quere nach gestreift und weiß getüpfelt; die inneren Seiten der Flügelfedern sind dunkelschwarz; der Schwanz ist lang und keilförmig gestaltet und besteht aus zwölf glänzend lichtblauen, in halbzölligen Entfernungen mit schwarzen bogenartigen Querstreifen gezeichneten Federn; jede Feder ist weiß getüpfelt, mit Ausnahme der zwei mittelsten, welche nach den äußersten Enden zu in eine dunkle Purpurfarbe verlaufen; Brust und Seiten, unter den Flügeln, sind schmutzig weiß und mit Purpur gefleckt; die innere Seite des Mundes, Zunge, Schnabel, Beine und Krallen sind schwarz; die Regenbogenhaut des Auges ist nußbraun."

Zum Nistplatz wählt dieser Heher die Astgabel einer Eiche oder Fichte, ungefähr dreißig Fuß vom Erdboden entfernt, und versteckt sein Nest so, daß es gewöhnlich schwer zu entdecken ist. Nach Wilson baut er auch auf Cedern

Digitized by Google

und Apfelbäumen, auch er wählt zur Grundlage des Nestes, wie unser Eichelheher, dürre Reiser, verfährt aber dabei nicht so wählerisch, indem ihm rauhere Zweige und andere dürre Stoffe willkommen sind. Die Auskleidung besteht aus verflochtenen dürren zaserigen Wurzeln.

Was den Charakter des Blauhehers anlangt, so wird dieser uns als eben so listig, räuberisch und mordlustig beschrieben, wie derjenige seines deutschen Verwandten. Er plündert die Nester der Vögel, säuft ihre Eier aus und verschlingt ihre Jungen. Außer Fleisch aller Art frißt er Kerbthiere und Sämereien. Eicheln und Ahornfrüchte sammelt er in Haufen an, um im Winter von ihnen zu zehren. Junge wie alte Blauheher lassen sich leicht zähmen. Ihr Nachahmungstalent bekundet sich übrigens sowol in der Freiheit als auch in der Gefangenschaft.

---

Der Blutfink oder Dompfaff (Pyrrhula vulgaris), auch Gimpel genannt, baut ähnlich wie der Heher. Sein Kleid ist leicht zu beschreiben. Des alten Männchens Oberkopf, Kehle, Flügel und Schwanz sind glänzend schwarz, Bürzel und Unterleib weiß, während die übrige Unterseite schön hellroth gefärbt ist und auf dem Rücken durchweg ein eintöniges Aschgrau herrscht. Das Weibchen trägt statt der rothen Farbe des Männchens die aschgraue und ist im Uebrigen nicht so lebhaft gefärbt. Der kurze, dicke, stark gewölbte Schnabel kennzeichnet nebst dem kurzen und mittelstarken Fuß sowie dem Gabelschwanz die Familie der Gimpel unter der Ordnung der Sperlingsvögel, der er angehört, überhaupt. Die Größe des Blutfinken kommt in der Regel ungefähr derjenigen des gemeinen Sperlings gleich, seine Länge beträgt nämlich zwischen 6 — 7 Zoll.

Rennie, der eine bedeutende Anzahl von Blutfinkennestern untersucht hat, giebt an, daß sie in niedrigen, dicken Büschen, meistentheils aber auf dem flachen Aste einer Pech- oder Silbertanne angetroffen werden. „Im ersteren Falle", sagt er, „macht der Gimpel eine Grundlage von Birkenreisern, diese sind kreuzweise über und in die Astgabeln gelegt, wobei der Vogel mehr auf Sicherheit als auf Zierlichkeit und Sauberkeit des Baues Rücksicht nimmt. Wenn er aber eine Pechtanne findet, wo ihm die breiten und flachen Aeste an und für sich einen vortrefflichen Grund darbieten, so wendet er weit weniger Reiser und Zweige an. Sobald die Grundlage zu seiner Zufriedenheit gerathen ist, sammelt er eine Quantität biegsamer, zaseriger Wurzeln, um sie zu einer Art von Korbwerk zu verflechten, und zwar nur locker, so daß es gerade hinreicht, die Eier und Jungen am Herabkollern zu hindern. Inwendig ist dieses Geflecht durchaus mit feinen Wurzeln, ohne eine Spur von Haaren oder Federn gefüttert."

Stimmen wir auch im Allgemeinen mit dieser Angabe überein, so müssen wir doch die Behauptung im letzten Satz für falsch erklären. Wohl giebt es viele dieser Nester, welche nur mit feinen Flechtentheilchen und zarten Grasblättchen, wie auch Brehm richtig sagt, ausgefüttert sind, aber wir haben doch in den meisten Fällen Haare des Wildes und der Pferde darin gefunden. Auch nimmt der Blutfinke zur Grundlage seines Nestes fast ebenso häufig

Digitized by Google

Nadelholzreiser als Birkenreiser, und verschmäht für die zweite Lage die Bartflechten und Schafwolle auch nicht immer. Jedenfalls hängt die Wahl der Bestandtheile vielfach von der Beschaffenheit der Oertlichkeit und von mancher anderen Zufälligkeit ab.

Der Charakter des Gimpel zeigt sich in der Freiheit als ein friedlicher und stiller. Im Winter schaaren sich mehrere Männchen und Weibchen zusammen und durchstreichen die Gegenden, Beeren und Sämereien suchend. Ihr Locken klingt wehmüthig, ihr Gezwitscher ist leise und nichtssagend. Es scheint als blieben die Paare den ganzen Winter hindurch sich treu, denn trotz der Vereinigung mehrerer Männchen und Weibchen halten sich die einzelnen Paare näher zusammen, und wenn die Zeit der Paarungserneuerung kommt, so nimmt man wenig von nebenbuhlerischen Streitigkeiten wahr. Das Weibchen brütet allein im Mai vier bis fünf niedliche, schön gerundete, feinschalige und durchscheinende Eier aus, deren grünblauer Grund schwarze und rothbraune Punkte von mehr oder weniger hervortretendem Tone trägt, denen Züge und Schnörkel beigefügt sind. Die Jungen schlüpfen nach vierzehn Tagen aus und werden anfangs von den Eltern mit Kerbthieren, später mit im Kropf erweichten Sämereien gefüttert.

In vielen Dörfern des Vogelsberges werden, wie im Thüringerwalde, alljährlich Blutfinken in Menge großgezogen. Es haben sich da im wahren Sinne des Wortes Etablissements zur Betreibung des Blutfinkenhandels in großartigem Maßstabe gebildet. Hier sind Haupthändler und Unterhändler. Erstere bereisen in jedem Jahre gewisse Gegenden des Vogelsberges und nehmen die bereits gelehrten Blutfinken auf den Ortschaften in Empfang. Sind sie in Besitz einer ihren Zwecken entsprechenden Menge gelangt, so reisen sie nach England, um dort einen möglichst hohen Gewinn zu erzielen. In der Regel ist der Durchschnittspreis 5—8 fl., beim Verkauf drüben in England anderthalb Pfund. Entscheidend ist natürlich die Güte des Vogels. Es fragt sich, ob er das erlernte Lied gerade durchpfeift oder ob er es stümperhaft vorträgt, das heißt, an gewissen Stellen absetzt und einen bereits vorgetragenen Theil oder die letzten Töne desselben wiederholt; ferner: ob die Melodie eine entsprechende, namentlich volksthümliche sei. Unsere Volkslieder sind nämlich theilweise, darunter auch mehrere zu Volksliedern gewordene Kompositionen unseres Vaters, wie z. B. „Wenn in die Ferne", „Hier auf diesen frohen Höhen", „Eines Christen Tod", durch die Blutfinken in England bekannt geworden, und die dortigen Käufer haben eine besondere Vorliebe für das eine oder andere derselben und bestellen sich oft für das darauffolgende Jahr Vögel, welche nach ihrem musikalischen Geschmack unterrichtet werden sollen. Außerdem fällt bei denjenigen Käufern, welche ein gutes musikalisches Gehör haben, auch die Reinheit des Tons in die Wagschale. Man findet in der That selten einen Blutfinkenzüchter, der entschieden rein pfeift. Es hat mit dem richtigen Pfeifen eine eigne Bewandtniß. Fein gebildete Musiker, man darf uns glauben, pfeifen, ohne es zu merken, zuweilen nicht ganz rein, während sie an Andern die geringste Abweichung des Tons wahrnehmen. Endlich entscheidet über den Preis auch der Umstand und die Frage, ob der Vogel nur ein

Digitized by Google

oder mehrere Stückchen pfeift. Sind die Unternehmer glücklich, ſo kehren ſie mit einem Reingewinn von einigen hundert Gulden zurück. Manches arme Bäuerlein hat ſich, durch den Blutfinkenhandel emporgekommen, hier zu Lande ſchon ein kleines Vermögen erſpart und ein Häuschen gekauft. Man gewährt darum auch von Seiten des Forſtperſonals bis zu einem gewiſſen Grade das Aufſuchen von Blutfinkenneſtern, obgleich das Durchſtreifen der jungen Hege nach Vogelneſtern ſtrenge verboten iſt. Gewöhnlich wird der Sonntag zu Streifzügen gewählt, und da trifft es ſich nicht ſelten, daß ſich viele Blutfinkenzüchter an geeigneten Stellen begegnen. Der eine duckt und verbirgt ſich vor dem andern, oder es ſchleicht der unerfahrene dem erfahrenen nach und merkt ſich den Stand der von dieſem gefundenen Neſter. Und in der That, der erfahrene Vogelſteller findet die Neſter mit erſtaunlicher Sicherheit. Er verſchwendet keine Zeit, indem er ſelbſt die ihm fremden Diſtrikte mit dem Auge des Kenners muſtert und ſich dahin wendet, wo er Blutfinken vermuthen kann. Wie ſein Auge aufmerkſam umherſpäht, ſo iſt ſein Ohr fortwährend geſpannt. Dann und wann ſteht er ſtille und lockt, den wehmüthig klingenden Ruf der Blutfinken nachahmend. Erhält er Antwort oder dringt von ungefähr dieſer Ton ihm zu Ohr, dann beobachtet er den Flug der Vögel und verfolgt ſeine Richtung mit Geduld und Ausdauer. In den meiſten Fällen kommt er raſch zu ſeinem Ziel, im einzelnen dagegen wird es ihm nicht blos ſchwer, das Neſt zu finden — namentlich wenn es ziemlich hoch auf einer Fichte gut verborgen angebracht iſt — ſondern auch zu demſelben zu gelangen, wenn es auf einem ſchwanken, überragenden Zweige ſteht. Bisweilen iſt aber auch das Dickicht ſo gleichförmig, daß das Wiederfinden des Plätzchens faſt unmöglich dünkt. Allzu auffallende Zeichen würden es den Rivalen verrathen. Deshalb muß ihm ſein vortreffliches Ortsgedächtniß helfen. Trotz aller Vorſicht wiſſen oft mehrere Blutfinkenzüchter ein und daſſelbe Neſt. Manche ſchreiten in ſolchem Falle zu dem Mittel, die Eier in die Neſter brütender Hänflinge zu tragen, allein ſie berückſichtigen gewöhnlich nicht die bereits gehaltene Brütezeit des Blutfinken ſowol wie des Hänflings. Oder der kluge Bauer wird von einem noch klügeren überliſtet, der die Blutfinkeneier wieder aus dieſem Hänflingsneſte nimmt und ſie in ein anderes legt. Der erfahrene Kenner läßt ſich indeſſen auf ſolche künſtliche Mittel nicht ein, ſondern beeilt ſich, um ſeiner Beute gewiß zu ſein, die nackten Jungen ſo früh als möglich aus dem Neſte zu nehmen. Da hat es denn ſeine Noth, die kaum zwei Tage alten, der Erwärmung und des weichen Kerbthierfutters noch ſo bedürftigen Kleinen aufzuziehen. Doch dieſe Leute wiſſen Rath. Sie kauen den Samen zu Brei, indem ſie ihn hierbei mit der nöthigen Menge von Speichel vermengen und ſo die Art und Weiſe der Elternpflege annähernd erſetzen. In ganz beſtimmten Zeiträumen werden die Jungen gefüttert, wie dies von den alten Blutfinken draußen auch geſchehen wäre. Dem Futter wird in ſehr mäßig erwärmtem Ofen die geeignete Temperatur unmittelbar vor der Fütterung der Jungen beigebracht, und dieſe ſelbſt werden nach ihrer Sättigung ſorgfältig zugedeckt und, wenn die Witterung rauh iſt, in den Schutz der Ofenwärme gebracht. Unter ſolcher Wartung kommen in der Regel alle Jungen ohne Ausnahme zum gedeihlichen Wachsthum. Sobald ſie

allein freſſen können, werden ſie in den Unterricht genommen. Der Lehrmeiſter pfeift ihnen ſchon das von dem Haupthändler befohlene Liedchen vor. Jetzt dürfen ſie noch in einer Stube vereinigt ſein. Sobald ſie aber anfangen die Melodie nachzupfeifen, müſſen ſie einzeln verhängt werden, und zwar ſo, daß jeder Vogel auf ſich und ſeinen Lehrer beſchränkt iſt und keine auffallenden Stimmen anderer Vögel oder gar das Pfeifen der Buben hört. Es iſt nicht nöthig, daß zum Vorpfeifen ganz beſtimmte Zeitpunkte eingehalten werden. Aber hüten muß man ſich, den Lehrling zu ermüden, ſonſt wird er unaufmerkſam und empfängt den Lehrer nicht mit der gehörigen Liebe und dem geſpannten Aufhorchen. Jedenfalls iſt der frühe Morgen und der Abend zum Lehren beſonders geeignet. Ein zu heller Platz oder ein Stand, von wo aus dem Vogel ein weiter Blick in's Freie geſtattet wird, taugt nicht. Ein ſtilles, düſteres Eckchen iſt immer am förderlichſten für ſeine jugendlichen Studien. Leiſe, wie das Gezwitſcher des ſeinen Geſang einübenden „Wildfangs", beginnt auch das Studium des jungen, lernenden Blutfinken. Denn es iſt nicht nur die Melodie, deren Vortrag ihm Schwierigkeiten verurſacht, ſondern es bildet ſich auch nach und nach erſt der Ton an ſich aus. Anfänglich entbehrt dieſer der Sicherheit und des Klanges. Der Vortrag gleicht einem ſchwankenden Umhertaſten. Das natürliche Gezwitſcher iſt noch wirre verflochten in die für das Ohr des feinen Hörers ſchon ſich theilweiſe hervorhebende Melodie. Immer mehr rundet ſich dieſe aus dem Geſtaltloſen ab. Eines Tages ertönt die erſte Strophe deutlich, aber immer noch, wie es ſcheint, ängſtlich und verzagt. Aber als ob ſich der Vogel über ſeine Fortſchritte freue, wird er jetzt zuverſichtlicher und lauter. Ein Zeitpunkt iſt hiermit eingetreten, wo der junge Student durch ein pedantiſches Korrigirtwerden ſicherlich verdorben wird. Es iſt ja natürlich, daß ſich zunächſt ein Theil und weiterhin erſt das Ganze ſeinem Gedächtniß einprägt, und mit dieſer Einprägung ſtimmt genau das Rezitiren überein. Er trägt alſo die erſte Strophe vor, hält inne, wiederholt dieſelbe und läßt vielleicht auch ſchon ein paar Töne der nächſten Strophe hören. Wenn jetzt der Vorpfeifer mit der zweiten Strophe beginnen oder da fortfahren wollte, wo der Vogel ſtehen geblieben iſt, ſo würde letzterer in der Folge nicht das Lied in einem Zuge ausführen, ſondern jedes Mal nach Vollendung der erſten Strophe eine Pauſe machen oder gar von vorn anfangen und nach abermaligem Zögern erſt die Melodie zu Ende bringen. An jeder Stelle, wo man ihn auf oben erwähnte Weiſe zurechtführen wollte, ſtellte ſich ganz gewiß dieſer Mangel ein, und aus dem Lehrling würde niemals ein Meiſter, ſondern ein Stümper oder ſogenannter Radbrecher werden. Nie darf die Melodie unterbrochen oder in der Mitte begonnen werden, ſondern man muß ſie von Anfang bis zu Ende durchpfeifen. Die einzelnen Schwierigkeiten überwindet dann der Vogel von ſelbſt. Man muß ihn aber auch während ſeiner Uebungen vor Schrecken und jeder Störung anderer Art behüten. Eine auffällige Erſcheinung läßt ihn plötzlich ſtutzen, innehalten, und ſobald dies öfter ſich wiederholt, gewöhnt er ſich die Untugend des Abſetzens an, wird irre, ſucht ſich ſelbſt zu korrigiren und verdirbt. Daß genau die Tonart beobachtet werden muß, verſteht ſich von ſelbſt; wer daher den Ton nicht genau zu treffen weiß,

Digitized by Google

hat ſich der Stimmgabel zu bedienen. Auch darf die zu lehrende Melodie in keiner Weiſe eine extreme Lage haben oder durch beſondere Paſſagen allzu große Schwierigkeiten bereiten. Ein einfaches, kurzes, in mittleren Tönen ſich bewegendes Lied iſt immer vorzuziehen. Ein angebrachter Triller ſchadet nicht, talentvolle Exemplare tragen ihn gar ſchön vor. Talentvolle Exemplare! Ja, die giebt es unter den Blutfinken wie unter den Menſchen. Während man an gar manchen Lehrling Zeit und Athem geradezu verſchwendet, fliegt es anderen eben nur ſo an. Kleine, kränklich ausſehende Vögel, welche an einen verlorenen Poſten gehängt und den Fatalitäten dieſer Oertlichkeit, dem Rauch, der Kälte und dem Dunſte ausgeſetzt werden, leiſten dennoch eines Tages zum Erſtaunen ihres Meiſters Vortreffliches. Aus der fernen Stube klang das den bevorzugten Brüdern vorgepfiffene Liedchen ihnen zu Ohr, heimlich und unbeachtet ſtudirten ſie es in ihrem verborgenen Winkel ein, und ſiehe, eines Tages treten die Verwaiſten mit dem Reſultat ihres Strebens hervor. Ebenſo, wie die ſchnelle Aneignung der Melodie und deren fehlerloſer Vortrag, überraſcht zuweilen der eigenthümliche Charakter des Tons des einen oder andern Lehrlings. Es gehört freilich zum Herausfühlen der Unterſchiede ein feineres Vernehmen. Es giebt Stimmen von melancholiſchem Klang, von einem Ausdruck, der rührt, und wenn hiermit die Wahl des Liedes übereinſtimmt, ſo iſt die Wirkung eine große. Dagegen prägt ſich in dem Ton anderer Exemplare nichts Anderes aus, als das Alltägliche und der Vortrag trägt den Charakter des puren Mechanismus. Daß von dem Vortrag des Lehrmeiſters viel abhängt, liegt in der Natur der Sache, denn der Blutfink nimmt jede Tugend oder Untugend deſſelben ohne Weiteres an, und im Allgemeinen kann man allerdings nur ſagen, daß das Werk des Vogels auf genauer Nachahmung beruhe. Aber wie ein Lied nach denſelben Regeln der Kunſt, von zwei ebenbürtigen Konzertſängern vorgetragen, doch verſchiedene Wirkung hervorbringt, weil der Charakter der Stimmen verſchieden iſt, ſo findet etwas Verwandtes, wenn auch in weit geringerem Grade, bei den befiederten Sängern ſtatt. Unter den beſonders begabten Blutfinken giebt es auch ſolche, welche zwei Lieder vollſtändig gut pfeifen lernen. Das Gedächtniß dieſer Vögel muß jedoch, wie dasjenige der gelehrten Blutfinken überhaupt, von Zeit zu Zeit aufgefriſcht werden. Die Mauſer iſt immer eine für die Reinheit ihres Vortrages gefährliche Erſcheinung. Sie ſchweigen während derſelben und vergeſſen in Folge deſſen leicht einzelne Partien der erlernten Weiſen. Man pfeift ihnen deshalb täglich wieder vor. Dies darf aber nur in der einmal gelehrten urſprünglichen Art geſchehen, da ſelbſt ältere Vögel, wiewol niemals zu verbeſſern, wol aber noch gründlich zu verderben ſind. Für die Verkäufer, welche ihre Vögel nicht auf Probe geben können, iſt es jedenfalls gut, wenn ſie dieſelben an das Pfeifen auf Kommando gewöhnen. Dies unterliegt keiner beſonderen Schwierigkeit, obgleich der Blutfink ein launiger, eigenſinniger Vogel iſt. Gewiſſe Locktöne, ein Schnalzen mit der Zunge, ein freundliches Zunicken oder Zureden bewegt ihn bald zum Pfeifen. Jene Haupthändler aber, welche die Vögel in Menge aufkaufen und transportiren, haben ſich alle Mühe zu geben, um mit ihnen vertraut zu werden. Nicht gewöhnt an des neuen Herrn Geſicht, geberdet ſich der ſeiner Gewohnheit

Digitized by Google

entzogene Blutfink sehr unfreundlich, und je mehr Liebkosungen versucht werden, desto unwilliger faucht, schreit und beißt er. Da muß sich der Händler über manchen eigensinnigen Gefangenen ärgern, wenn es gilt, den Engländern das deutsche Lied vorzupfeifen. Manchem Menschen gelingt es nun und nimmer, sich die Gunst des Blutfinken zu erwerben. Er mag auf alle möglichen Mittel sinnen und sie zur Anwendung bringen, die Abneigung des Thierchens ist nicht zu besiegen. Dagegen läßt es Andere schon bei der ersten Begegnung an den Käfig herantreten, ohne sich zu beschweren oder gar eine feindliche Position gegen ihn anzunehmen. Mit Freundlichkeit empfängt es die ihm zwar fremde, aber dennoch wohlgelittene Erscheinung und läßt sich bereitwillig hören. Erstaunlich ist sein Erinnerungsvermögen bei dem Anblick seines alten Lehrmeisters. Nach Verlauf eines Jahres mag dieser zum ersten Mal wieder vor ihn hintreten, sogleich giebt der treue Schüler durch tiefe Bücklinge und lebhafte Wendungen seine Freude zu erkennen, und die deklamatorische Probe wird vor dem prüfenden Kritiker sogleich mit Unbefangenheit abgelegt. Die Unterscheidungsgabe, welche der Blutfink durch das Gesicht bekundet, offenbart er auch durch das Gehör. Schon am Tritt und an der Stimme weiß er den noch unsichtbaren Pfleger zu erkennen, dessen Herannahen ihn aufregt und veranlaßt, dicht an das Gitter des Käfigs zu hüpfen, gespannt zu lauschen und erwartungsvoll nach der Thüre zu lugen.

Bei guter Wartung und aufmerksamer Pflege dauert der Blutfink in der Gefangenschaft viele Jahre aus.

## Die Erdsänger.

Die Nachtigall (Luscinia Philomela) gehört der Gruppe der Erdsänger (Humicolae) an, welche sich hauptsächlich durch hochläufige Füße, pfriemenartigen Schnabel und große, ausdrucksvolle Augen auszeichnen und ihr Nest entweder auf oder nahe an die Erde bauen. Unter den Sängern steht dieser weltberühmte Vogel oben an, und es wäre unstatthaft, wollten wir seine hervorragendste, eigenthümlichste Gabe nicht schildern. Freilich ist es schwer, in Worten auszudrücken, was in der Natur gehört und empfunden sein will, und selbst die beste Schilderung bleibt weit hinter der Wirklichkeit zurück. Wir werden mit der Einführung des Lesers in das Eheleben der Nachtigall auf ihren Gesang die gebührende Rücksicht nehmen.

Die Nachtigall bewohnt ganz Europa von Süden an bis in das mittlere Schweden hinauf, Nordwest-Afrika und zum großen Theil das mittlere Asien. Ihr Aufenthalt beschränkt sich fast nur auf das Laubholz, selten nistet sie in reinen Fichtenhegen, wol aber in Wäldchen von gemischten Holzarten, sobald der ihr willkommene Unterwuchs, vorzüglich Stockausschlag, vorhanden ist. Am liebsten läßt sie sich in Parkanlagen nieder und in Gärten, in welchen dichte Hecken, Gebüsch und höhere Bäume angelegt sind. Ein rieselndes Bächlein oder ein Weiher oder Teich sind ihr stets willkommen. Nur auf dem Zuge berührt sie zuweilen etwas tiefer den Wald und dann auch selbst die ihr

Digitized by Google

verhaßten Schwarzwälder. Sie iſt in der Wahl ihrer Niederlaſſung ſehr eigenſinnig und empfindlich. Kulturveränderungen und Nachſtellungen veranlaſſen ſie, einen ſonſt Jahre lang beliebten Ort zu fliehen. Manche Gegenden, welche den Grundbedingungen zur Beherbergung der Nachtigallen vollkommen entſprechen, werden dennoch ſelten oder nicht von ihnen berührt. Woran liegt dies? Wir haben viel und oft darüber nachgedacht und unſere Vermuthungen ausgetauſcht, allein zur völligen Klarheit ſind wir nicht gelangt. Am wahrſcheinlichſten iſt der Grund in der Richtung des Zugs zu ſuchen. Der Frühlingszug der Nachtigallen unterſcheidet ſich weſentlich von dem Herbſtzug.

Die Nachtigall.

Jener geht offenbar raſcher, ſtürmiſcher von Statten, als dieſer. Auf dem Frühlingszug berührt die Nachtigall nicht ſo viele Orte und folgt mehr dem Lauf der Ebenen und Thäler, wo ſie Schutz und Nahrung findet; im Herbſte macht ſie ſo zu ſagen Abſtecher und verweilt länger an den Nebenſtationen, ſo daß man mehrere Nachtigallen an Orten findet, die im Frühjahre nie von ihnen berührt werden. So kommt es, daß ſie an mancher günſtigen Stätte vorbeizieht, welche ſie feſſeln würde. Von der Mitte des April an bis etwa zum

Digitized by Google

25. desselben Monats ist die Zeit, wo wir die Ankunft der Nachtigall erwarten dürfen. Das Männchen zieht dem Weibchen 5—8 Tage voraus und lockt durch nächtliches Singen das nachfolgende Weibchen an sich. Die meisten Männchen singen nur anfänglich Nachts, wenige sind bloße Nachtschläger und ebenfalls wenige Tag- und Nachtschläger zugleich. Die Ankunft des Weibchens erregt Jubel und Entzücken in des Männchens Seele, das sich in Tönen wahrhaft selbst zu überbieten strebt und in stundenlangem Verfolgen und allerlei zärtlichen Manieren um die Gunst der Gefährtin wirbt. Dort setzt sich der erhitzte Hahn auf einen hervorragenden Ast eines Baumes oder auf einen Zweig des Gebüsches und vertieft sich in seinen tiefempfundenen Minnesang. Der $6^1/_2$ Zoll lange Vogel hat ein unscheinbares Gewand, das auf der Oberseite rostrothgrau, auf der Unterseite gelblichgrau, an der Kehle weißlich ist. Der $2^3/_4$ Zoll lange Schwanz hängt etwas gefächert herab, der Rücken ist gekrümmt, die Kehle aufgeblasen, der Schnabel in die Höhe gerichtet, die Flügel sind gelüftet und hängen ebenfalls herab. Klage entströmt der Kehle in tiefen Lauten, oder der Vogel flötet in hohen anschwellenden, langsam gezogenen Tönen, oder er wirbelt im Drange der Leidenschaft eine Tour bis zu einer staunenswerthen Höhe hinauf, schmettert den Metallklang mit imponirender Kraft, reiht in glühendem Eifer Strophe an Strophe, wird für den feinen Hörer immer interessanter und hinreißender, indem er sich zuweilen unter dem Zauber der Minne bis zur Bedeutung der Produktivität erhebt, und fesselt das bescheidene Weibchen, welches im Gebüsch sich stille umhertreibt und von Zeit zu Zeit zärtlich zu dem bewunderten Sänger unter sanftem „Vit" und meckerndem Laute aufblickt. Plötzlich bricht das Männchen seinen Gesang ab und stürzt sich in raschem Flug in das Gebüsch, wo die Verfolgung des Weibchens durch das Dickicht und über Lichtungen hin von Neuem beginnt. In Bogen fliegen sie um Bäume und Bosketgruppen zankend, lockend und zwitschernd. Das Männchen läßt kurze Strophen seines Gesanges während des Flugs hören, selbst das Weibchen stößt melodische Töne aus. Jetzt setzen sie sich nieder mit hängenden Flügeln, ausgebreitetem Schwanz und geöffnetem Schnabel, ermüdet nach Luft schnappend, das Weibchen zur Abwehr bereit, das Männchen zu neuen Angriffen sich stärkend. So treiben die glücklichen Naturkinder das Spiel fort, bis das Verlangen der Liebe dem Ernährungstriebe weicht und dieser sie in die Gebüsche und an den Boden fesselt, wo sie Kerbthierlarven, Erdgewürm, kleine glatte Räupchen, Käferchen und Nachtschmetterlinge suchen und ein ganz anderes Wesen annehmen. Harmlos und zutraulich, jedoch nicht ohne Vorsicht und Aufmerksamkeit zeigen sie sich nun. Eine gewisse Würde und ein selbstbewußter Stolz drückt sich in ihrer Haltung aus. Bei auffallendem Geräusch oder einer ungewohnten Erscheinung in ihrer Nähe lassen sie ein „Tak" und „Rrrr" hören, schnellen den Schwanz hoch in die Höhe und richten den Vorderleib auf gestreckten Füßen auf. Ihr Hüpfen auf der Erde geschieht in weiten Sprüngen, die Aufnahme der Nahrung gewöhnlich bedächtig. Der Flug ist schnell und bogig, wenn er größere Strecken durchmißt, was selten vorkommt, während das Fliegen von Busch zu Busch ein Flattern ist, das jedoch zuweilen mit einer kühnen Wendung und Einbiegung

Digitized by Google

plötzlich unterbrochen wird. Der Friede des Paares wird mitunter durch anmaßende Nachbarmännchen gestört, und es erfolgt dann wol auch eine scharfe Attake zwischen den beiden Hähnen. Unbeschreiblich entzückend ist es anzusehen und anzuhören, wenn zwei oder mehrere Männchen dicht zusammen unter den hitzigsten Anstrengungen einen Wettgesang anstimmen und der Kampf auf diese Weise entschieden wird. Da, wo zwei oder mehrere Paare neben einander wohnen, entspinnt sich auch, wie wir uns überzeugt haben, ein ernstlicher Streit zwischen den Weibchen, wenn etwa das eine oder andere Männchen weggefangen wird.

Das kunstlose Nest steht entweder auf dem Boden oder nahe daran auf einem Baumstrunk, an welchem junge Triebe ausgeschlagen sind und das Laub Schutz und Sicherheit gewährt. Selten wird das Nest über 5—6 Fuß Höhe im Gebüsch angelegt. Die Unterlage besteht zuweilen aus dürren Reisern, in den meisten und gewöhnlichsten Fällen aber nur aus dürrem Laub, dem manchmal etwas Geniſt untergemischt ist, und welches in Masse angebracht wird. Das Eichenlaub wird dem andern vorgezogen. Auf dieser Grundlage oder vielmehr zum Theil in dieselbe vertieft, werden nun dürre Halme und Stengel, Schilf und in seltenen Fällen auch Stroh muldenförmig mit einander verflochten. Im Nestinnern werden feine Grashalme, Rispen und zarte Würzelchen angebracht, denen nicht immer auch Pferdehaare und noch seltner Pflanzenwolle beigesellt sind. Das Gelege zählt vier bis sechs olivengraugrüne, dunkler gewölkte Eier, welche von dem Weibchen allein mit großer Hingebung ausgebrütet werden. In den frühen Morgenstunden sitzt es fest und gewöhnlich tief in das Nest geduckt, in späteren Tagesstunden, vorzugsweise am heißen Mittag, wendet es sich öfter oder es hebt sich, um den Zutritt frischer Luft an die Eier zu bewirken und sich auszurecken. Um diese Zeit verläßt es wol auch das Nest auf kurze Zeit ganz, setzt sich auf einen benachbarten Zweig, streckt abwechselnd die Füße und Flügel weit nach hinten aus, putzt und ordnet das Gefieder, fliegt plötzlich, ähnlich gefangenen Vögeln, welche im Käfig wie besessen hin und her eilen, von Zweig zu Zweig hin und zurück in stürzendem Geflatter, wird dann wieder ruhig, schnalzt leise, lockt jedoch nicht, fängt sich einige Insekten und kehrt mit erneuerter Liebe zum Brutgeschäfte zurück. Das Männchen bewacht und versorgt es mit Nahrung und nimmt des Nachts gerne in seiner Nähe ein geschütztes Plätzchen ein. Mit dem Ausschlüpfen der Jungen verstummt des Männchens herrlicher Gesang, und die unermüdliche Sorge um sie verdrängt den so mächtig gewesenen Trieb; nur zuweilen noch hört man es einzelne Touren ausstoßen. Das „Vit“ wiederholt sich beim Nahen verdächtiger Erscheinungen in immer stürmischerem Tempo, und manchem Feinde werden durch die maßlose Angst des Paares Nest und Junge verrathen. Diese werden mit allerlei Insektenlarven und Käferchen von den Eltern gefüttert, welche mit knarrendem Laute die kleine Schaar an sich locken. Frühe entschlüpfen die Jungen dem Nest und müssen manchmal, des Fliegens unkundig, noch einige Zeit im Laub oder Gras auf dem Boden sitzen, wo sie unter lebhaftem Schnarren das ihnen entgegengebrachte Futter empfangen.

Digitized by Google

Zu einer zweiten Brut schreitet das Paar nicht, ob es gleich die Jungen nur kurze Zeit führt. Ende Juli und im August tritt die Mauser ein. Manche alte Nachtigallen sind dann elend und matt, still und heimlich halten sie sich darum in den Büschen. Wir haben Nachtigallen um diese Zeit angetroffen, welche durch Verfolgtwerden so ermatteten, daß sich starkes Herzklopfen und Luftmangel einstellten, und sie sich, die eine in ein Mauerloch, die andere in einen Johannisbeerbusch, verkrochen, wo sie alsdann von uns ohne weitere Mühe ergriffen wurden.

Zur Zeit, wo die rothen Hollunderbeeren reif sind, erlabt sich die Nachtigall gern an ihnen, und die Beeren des schwarzen Hollunders verschmäht sie auch nicht. Anfangs September aber, wo diese reif sind, verläßt sie uns schon und zieht in südlichere Länder. Junge Nachtigallen verlassen ihren Heimatsort oft schon bald nach ihrem Selbständigwerden. Im Juli trifft man schon hier und da umherziehende, von der Familie getrennte Gelbschnäbel an. An schönen Tagen übt sich das junge Männchen im Singen, aber es ergeht sich nur in wirrem Gezwitscher und rohen Andeutungen von Strophen. In der Gefangenschaft bringt es ein solcher Vogel nie zu dem Schmelz und der Zartheit des Gesanges der alten Nachtigallen. Die Ursache liegt nicht in dem Umstande, daß der junge Vogel den Gesang des Vaters nicht hört, nein, denn auch in der Freiheit hört manche junge Nachtigall denselben nicht, und doch kehrt sie im nächsten Frühjahre als fertige Meisterin zur Heimat zurück. Die Ausbildung des Gesanges ist ganz gewiß durch die Freiheit des jungen Vogels bedingt. Diese ursprüngliche, von Geschlecht zu Geschlecht forterbende Naturgabe verkümmert in der Gefangenschaft, so lange sie noch nicht ausgebildet und noch in der Entwicklung begriffen ist.

---

Zu den Erdsängern gehört auch das allbekannte und allbeliebte Rothkehlchen (Rubecula sylvestris), dessen Sippe durch einen drosselartigen, auf der Oberfirste ein wenig gebogenen, in der Nähe der Spitze seicht eingekerbten Schnabel, durch mittelhohe, schwache Füße, durch ziemlich kurze Flügel, durch mittellangen, in der Mitte ausgeschnittenen Schwanz und durch lockeres, weit strahliges Gefieder sich auszeichnet. Die Färbung dieses Vögelchens von $5^1/_4$ Zoll Länge ist einfach und besteht in der dunkelolivengrauen Oberseite, der grauen Unterseite und der orangegelben Stirne, Kehle und Oberbrust, welche letztere namentlich bei alten Männchen durch herzförmigen, bläulich geränderten Ausschnitt abgegränzt wird. Das Weibchen ist an der wenig blasseren Farbe und den helleren Füßen erkennbar; die Jungen haben rostgelbe und graue Schaftflecken und erhalten erst im Herbste das Kleid der Eltern. Das schöne, große, braune Auge ist von sanftem Ausdruck.

Die Heimat des Rothkehlchens beschränkt sich auf Europa. In Deutschland ist es allenthalben gemein. Es ist einer der Zugvögel, welche im Frühling am ersten wieder aus der Fremde zu uns zurückkehren. Schon im März zeigt es sich, wie vor seinem Herbstzuge eine Zeit lang in den Gartenhecken und Vorhölzern. Mit abgeblaßtem Gefieder und abgemagertem Körper treibt es sich in den Zäunen und Büschen umher und hält sich meist nahe an dem Boden

Digitized by Google

auf, um Würmer, Inſekten und deren Larven aufzunehmen. Rauher Nord, Froſt und Schnee bringen nicht ſelten die Ankömmlinge in bittere Verlegenheit. Allein ſo zart und empfindlich ſie auch zu ſein ſcheinen, ſie vertragen doch mit überraſchender Ausdauer ſolche Witterung und, was das Liebenswürdigſte an ihnen iſt, ſie behalten ihre muntere, heitere Natur trotz der ihnen von der ſtrengen Natur auferlegten Entbehrungen. Bei einer Kälte von mehreren Graden bot ſich uns Anfangs April einmal ein ſeltenes und wahrhaft rührendes Schauſpiel dar. Wol zwanzig Rothkehlchen vereinigten ſich in einem Park auf einem geſchützten Plätzchen, wo die Sonnenſtrahlen den Raſen erwärmten und aufthauten.

Das Rothkehlchen. Nach A. & K. Müller's „Charakterzeichnungen“.

Sie hüpften meiſt am Rande des Gebüſches zerſtreut umher, mit der größten Aufmerkſamkeit jede Bewegung im Graſe und Laub verfolgend. Viele unter ihnen ſonnten ſich von Zeit zu Zeit auf einem frei ſtehenden alten Apfelbaum und ließen ihr feines Gezwitſcher hören, ja das eine oder andere Vögelchen vergaß ſeine ſchlimme Lage einen Augenblick ganz, einige laute Strophen ſeiner feierlichen Weiſe hervorſtoßend; allein ſie klangen ſo, als ſei plötzlich das Bewußtſein der rauhen Wirklichkeit in die träumende Frühlingsſeele zurückgekehrt. Dieſes Zuſammenſchlagen und gemeinſchaftliche Aufſuchen und Benutzen entdeckter Nahrungsquellen haben wir öfter auch bei anderen nicht

Digitized by Google

geſellig lebenden Vögeln wahrgenommen, und es iſt dies ein offenbarer Beweis für die Stärke ihres Erhaltungstriebes und die Sicherheit, mit der ſie von ihren Sinnen geleitet werden.

Ein milder Zug aus Süd oder Südweſt oder ein warmer Regen führt die Rothkehlchen Anfangs April ſchon paarweiſe an ihre Standorte, meiſtentheils in den Wald, woſelbſt die Männchen beſonders in der Morgen- und Abenddämmerung, wenn noch die meiſten Vögel ſchlafen, ihr einfaches, ſanft verklingendes Liedchen ſingen. Dieſer Geſang ſowol, wie ſein heiteres Weſen, ſeine ſchlanke, nette Geſtalt, ſeine Zutraulichkeit und Anmuth machen es zu einem der beliebteſten Stubenvögel. Der populärſte Gaſt in den Stuben der Handwerker und Bauern, räumen dieſe ihm oft Rechte ein, welche über die Anſprüche der menſchlichen Hausbewohner weit hinausgehen. Kein Wunder, daß ihm in der Freiheit fleißig nachgeſtellt wird, und wenn es auch gewöhnlich leicht zu fangen, ſo ſtehen Beiſpiele nicht vereinzelt da, wo es vor dem Sprenkel, durch irgend einen Umſtand mißtrauiſch gemacht, die artigſten Bücklinge wiederholt, ohne in die Schlinge zu gehen, dem lauernden Vogelſteller wie zum Hohn. Ueberhaupt iſt das Rothkehlchen bei all' ſeiner Zutraulichkeit doch vorſichtig und auf ſeine Sicherheit bedacht. Beim Fliegen weiß es ſich zu decken und dem Feinde durch flinke Wendungen in die Gebüſche auszuweichen. Von erhöhtem und freiem Standort aus ſtürzt es ſich Angeſichts der Gefahr im Nu in das ſchattige Dickicht hernieder. Sein Lockton klingt wie ein neckendes „Pſt", zuweilen trillerartig, vorzüglich Abends, wenn es vor dem Aufſuchen des Nachtquartiers unruhig die Gezweige durchwandert. Mit Eiferſucht behauptet es ſeinen Lieblings- und Niſtort, wiewol in einem geeigneten Walddiſtrikt oft Dutzende von Paaren neben einander wohnen. In Nadel- und Laubhölzern wird es paarweiſe angetroffen. Sein Neſt baut es entweder nahe an oder auf dem Boden, vorzugsweiſe gern in Erdvertiefungen, Erdhöhlen, in ausgefaulten Baumſtrunken, zwiſchen blosgelegte Wurzeln, im Gras und Moos, in einzelnen Fällen aber auch an alten Köhlerhütten in Löchern oder unter Vorſprünge, ſowie in die Baue mancher Säugethiere. Die Grundlage und Außenwandungen des Neſtes bilden manchmal dürre Blätter, welche oft in großer Menge angewendet werden, um einen erwählten hohlen Raum auszufüllen, in allen Fällen aber Erdmoos, häufig auch dürre Pflanzenſtengel; das Innere beſteht aus zuſammengeſchichteten dünnen Grashalmen und Würzelchen, Haaren, Wolle und Federn. Letztere finden ſich jedoch nicht immer im Neſte. Das Ganze bildet ein Geflecht und Gewebe. Oben drüber baut das Vögelchen, wenn kein natürlicher Schutz geboten iſt, nur in ſehr ſeltenen Fällen ein Dach, und das Eingangsloch befindet ſich an der Seite.

Rennie erzählt von einem Rothkehlchenpaar, welches ſchon zur Weihnachtszeit anfing zu bauen: „Es wählte ein Gewächshaus. Weil die Thierchen nun auf der Flur deſſelben keine paſſende Stelle fanden, ſo wählten ſie nach Art der Hausſperlinge ein Loch in einem Winkel der Decke, und da man für ihre Nahrung Sorge trug, ohne ſie jedoch zu beläſtigen, gelang es ihnen zur Verwunderung Aller, welche Zeugen waren, eine Hecke Junge aufzubringen."

Digitized by Google

Die Legezeit währt bis zum Anfang des Mai, wo das Weibchen abwechselnd mit dem Männchen fünf bis sieben zartschalige, gelblichweiße mit dunkleren, rostgelblichen Punkten reichlich gezeichnete Eier ausbrütet. Innerhalb 14 Tagen werden letztere gezeitigt. Die Jungen, anfänglich mit weichem Gewürm, später mit Kerbthieren und Schnecken gefüttert, wachsen schnell und fliegen aus, ehe sie noch recht fliegen können. Von den Eltern geleitet, gewarnt und treulich mit Futter versehen, klettern die kurzschwänzigen Kleinen im Gezweige umher und unterdrücken ihr schrilles Gezirp, sobald der Warnungsruf „Sieh“ ertönt, augenblicklich. Sie ähneln in ihrem rostfleckigen Kleide den jungen Nachtigallen und erhalten erst durch die Mauser im Spätsommer die Färbung des Gefieders ihrer Eltern. Das alte Paar nistet, nachdem die erste Brut selbständig geworden, zum zweiten Mal.

Schon im August ziehen einzelne Rothkehlchen, namentlich junge, unruhig umher, kommen in unsere Hausgärten und verkündigen durch Locken ihre Anwesenheit. An heimlichen Plätzchen warten sie ihre Mauser ab. Die Alten folgen später nach und sammeln sich mit den Jungen in Waldhegen, Feldhölzern, Gärten und Feldhecken, schnappen im Scheine der Herbstsonne nach Mücken und Nachtschmetterlingen, stürzen sich von freien Zweigen auf den Boden, um Würmer oder Käfer aufzunehmen, und nähren sich vielfach auch von Beeren des Holunderstrauchs und von Pfaffenhütchenfrüchten.

Der Herbst ist die eigentliche Fangzeit. Mancher Taugenichts schneidet sich da in den Gegenden unseres Vogelsberges Dutzende von Haselgerten, um Sprenkel an die Ränder der jungen Hegen zu stellen. Aber auch mancher Schuster und Schneider, mancher Maurer und Leinweber von gutem Ruf schleicht sich aus seinem den Athem beengenden Stübchen hinaus in die reine Herbstluft, mit einem Büchschen Mehlwürmer versehen. Rasch gewöhnt sich das Rothkehlchen an die Gefangenschaft. Bald hat es sich Lieblingsplätzchen erwählt, vorzüglich dunkle, heimliche Stellen, von denen aus es seine Angriffe auf Fliegen unternimmt oder auf hingestreute Mehlwürmer, Ameiseneier, Brodkrümchen zuhüpft, und zu denen es eilig wieder zurückhuscht. Sein Besitzer bringt Zweige des Pfaffenhütchenstrauchs in den Ecken und an den Wänden des Zimmers an, um ihm den Verlust der Freiheit weniger fühlbar zu machen. Und man muß nur sehen, wie das Vögelchen durch den Anblick der Pfaffenhütchen belebt wird, das Schwänzchen hebt und unter freudigem Lockton das theuere Erinnerungszeichen aus der Freiheit mit Bücklingen begrüßt. Mit den Menschen wird es bald vertraut, doch weiß es den Fremdling gar wohl von der täglichen Umgebung zu unterscheiden, und während es sich nach geschickt unternommenen Zähmungsversuchen seines Pflegers auf dessen Schultern und Kopf niedersetzt, betrachtet es jenen mit fragenden, aber bei aller Zurückhaltung doch freundlichheiteren Blicken und einnehmendem Wesen. Selbst mit den Hunden wird es allmälig vertraut, und diese dulden es großmüthig, daß das harmlose Thierchen auf ihnen herumhüpft und auf das ihnen lästige Ungeziefer Jagd macht. Uns ist ein Beispiel bekannt, daß ein an diesen Liebesdienst des kleinen befiederten Freundes gewöhnter Hund sich verlangend nach ihm umsah und ihn aus seinem Schlupfwinkel aufzustöbern

ſuchte, um ſeinen Zweck zu erreichen. Ja, ſollte man es denken! wir kannten eine Katze, welche einem mit ihr aus einem Napfe freſſenden Rothkehlchen niemals Etwas zu Leide that und ſich lieber mit bewundernswürdiger Selbſtüberwindung von dem ihr nach der Schnauze pickenden Vögelchen abwandte und halb ſatt davon ſchlich, als daß ſie ihm mit der Pfote auch nur einmal zu drohen gewagt hätte.

Auch zeigt das Rothkehlchen viel Beſonnenheit in ſeinem Wandel durch das ihm heimiſch gewordene Zimmer. Den heißen Ofen meiden ſeine Füße, das Fenſter bleibt von ihm unberührt, es ſei denn, daß es mit geſtrecktem Halſe und ſchief gehaltenem Köpfchen ſich die Welt draußen durch die Scheiben betrachten möchte. Bei ſolcher Unterhaltung gewahrt es wol auch einmal einen Sperber, der in ſeiner Kühnheit und Mordgier bis in die Nähe der menſchlichen Wohnungen vordringt, um ein Opfer aus einem Flug Tauben oder Sperlinge ſich zu greifen. Plötzlich blickt es nach oben, duckt das Köpfchen zur Seite nieder und ſtößt ängſtlich den langgezogenen Ton „Sieh“ aus, indem es ſtarr und unbeweglich ſitzen bleibt und erſt nach einiger Zeit allmälig wieder ſeine frühere Sicherheit und Argloſigkeit zeigt.

So ſanft das Rothkehlchen nach unſerer bisherigen Schilderung erſcheint, ſo neckiſch und zankſüchtig beträgt es ſich gegen andere Vögel, welche im ſelben Zimmer in Käfigen ſich befinden; namentlich aber haben neue Ankömmlinge manchen böswilligen Angriff von ihm zu erwarten. Seine guten Eigenſchaften überwiegen indeſſen dieſe kleinen Unarten in hohem Grade. Gegen kranke Gefährten zeigt es milde Schonung, und die Beiſpiele ſind nicht ſelten, wo es lahmen Standesgenoſſen behülflich iſt durch Zutragen von Nahrung. Auch beim Anblick und Anhören nach Futter ſchreiender junger Vögel benimmt ſich das eine oder andere gefangene Rothkehlchen theilnehmend. Im Jahre 1850 brachte uns ein Vogelhändler ein Neſt mit fünf halbflüggen jungen Baſtardnachtigallen, welches wir auf einem Tiſch vor dem Käfige eines ſchon mehrere Jahre in unſerem Beſitz geweſenen Rothkehlchens niederſetzten. Während wir die kleinen Schreier mit friſchen Ameiſenpuppen fütterten, bemerkten wir, daß unſer Rothkehlchen im Käfige unruhig auf und ab ſprang, bald den Kopf neugierig zwiſchen den Drähten durchſteckte und herablugte, bald nach dem Freßnapf eilte, eine Ameiſenpuppe mit dem Schnabel aufnahm und wieder dem Gitter ſich näherte, wo es glucksend ſich hin und her wiegte und mehrmals die Puppe fallen ließ und wieder aufhob. Wir machten in geſpannter Erwartung der Dinge, die da kommen würden, das Thürchen des Käfigs auf, welches dem äußerſt zahmen Vögelchen ohnedies täglich geöffnet wurde, und ſiehe da, ſein erſter Flug war auf den Tiſch nach dem Neſte gerichtet. Hoch aufgerichtet es umkreiſend, zögerte es eine Weile ſich auf das Neſt zu begeben. Mit einem Male aber ſprang es auf den Rand deſſelben, erſchrack anfänglich ein wenig über die ſich aufrichtenden langen Hälſe und geöffneten Schnäbel der Kleinen, nahm dann eine an dem Neſte hängen gebliebene Puppe und gab ſie einem der Vögelchen in den Schnabel. Dann hüpfte es noch ein wenig ſuchend auf dem Tiſche umher, und als es hier kein Futter mehr fand, kehrte es zum Käfig zurück und begann von dorther den Pflegebedürftigen Nahrung zuzutragen. Wir

Digitized by Google

konnten ihm jedoch die Pflege der Jungen nicht ganz überlassen und schon am nächsten Tage bekümmerte es sich nur noch wenig um sie.

Wie alle Insekten fressenden Vögel die möglichste Schonung verdienen, so verdient sie auch das Rothkehlchen. Zum Glück zeigt sich bei uns alljährlich eine große Menge dieser herrlichen Vögel, so daß man den immerhin beklagenswerthen Wegfang vieler Männchen im Frühjahr und Herbst bei Weitem nicht in dem Maße empfindet, als die Abnahme der Nachtigallen. Der handwerksmäßige Fang und das Feilbieten auf Märkten — diese verderblichen und obendrein noch viele Grausamkeiten im Gefolge führenden Untugenden — sind und bleiben immer Thatsachen, auf deren Beseitigung nicht blos das Gesetz, sondern auch die moralischen Eroberungen der Vereine zum Schutz nützlicher Thiere, sowie die Bestrebungen einzelner einflußreicher Persönlichkeiten in Städten und auf dem Lande hinzielen müssen.

## Der Spottvogel, Spottdrossel (Turdus s. Mimus polyglottus).

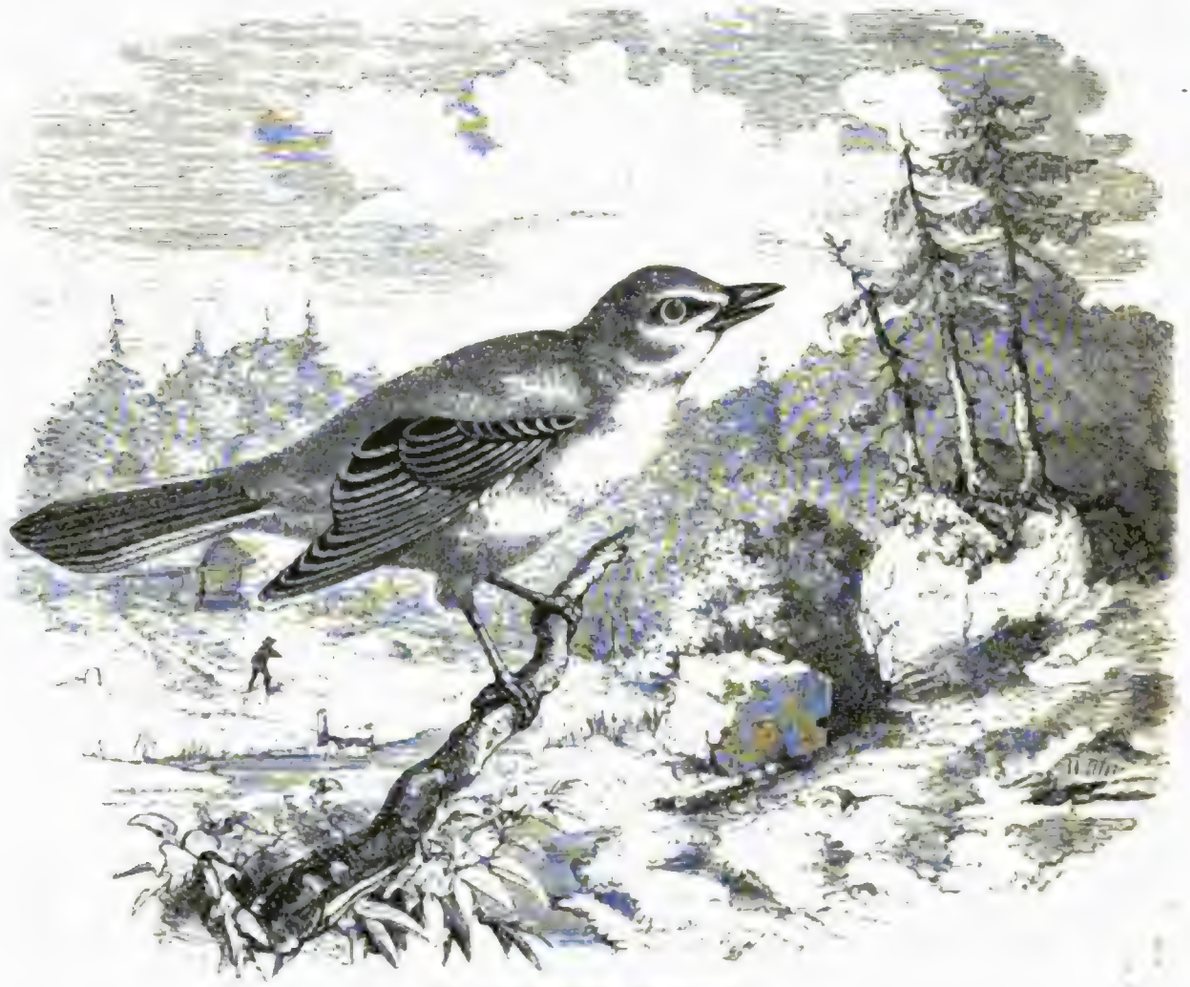
Durch die, wie es scheint, vielfach übertriebenen Schilderungen des Gesangs der Spottdrossel ist dieselbe zu einem berühmten Vogel geworden. Es unterliegt wol keinem Zweifel, daß ihr Gesang bedeutend und namentlich in dem an guten Sängern armen Amerika besonders hervorragend erscheint, allein ihn mit dem Liede unserer Nachtigall in eine Linie oder gar noch darüber zu setzen, kommt uns bei ruhiger Prüfung der in mehr als einer Beziehung sich widersprechenden Mittheilungen als übertrieben vor. Während Audubon und Wilson den Sänger nicht hoch genug stellen können, schildert ihn Gerhardt als einen geschickten Nachahmer anderer Vogelgesänge, und hiernach müßte sein Gesang schon um der Originalität des Nachtigallgesanges willen diesem nachgestellt werden.

Die Spottdrossel bewohnt von Amerika vorzüglich den Süden der Vereinigten Staaten und ist in der Wahl ihres Aufenthaltes durchaus nicht eigensinnig. In der Wildniß sowol, wie in der Nähe und dicht an den Häusern der Menschen hält sie sich auf, an letzteren Orten besonders während der Winterzeit. Wenn auch bebuschte Flußthäler und die Meeresküste da, wo Bäume und Büsche vorhanden sind, ihre Lieblings-Aufenthaltsorte bilden, so brütet sie doch auch in Gärten, Pflanzungen und in lichteren Waldungen. Ihre Gestalt und ihr äußeres Betragen erinnert an die ihr verwandten Drosselarten Europa's, aber sie ist nicht so scheu als diese sämmtlich und unterscheidet sich auch sonst durch wesentliche Eigenthümlichkeiten von ihnen. Sie übertrifft an Größe unsere Singdrossel noch. Ihr Gefieder ist auf der Oberseite dunkelgrau, auf der Unterseite bräunlich weiß. Die schwarzbraunen Flügel haben an den Wurzeln der Schwingen weiße Flecken. Der Schwanz, welcher häufig ausgebreitet und gehoben wird, ist lang und schwarz und weiß gefärbt, der Kopf bräunlich, die Füße sind ziemlich hoch und stark, mit kräftigen Zehen versehen. Das Nest der Spottdrossel gleicht in Hinsicht der Stoffe demjenigen des gemeinen Gimpels, allein es unterscheidet sich von ihm durch solideren Bau. Hören wir, was Wilson über das Nisten dieses berühmten Vogels sagt:



Digitized by Google

„Die Zeit, zu welcher der Spottvogel sein Nest zu bauen beginnt, ist je nach der Breite, in welcher er sich aufhält, verschieden. In den Niederungen von Georgien fängt er frühzeitig im April an zu bauen, in Pennsylvanien hingegen selten vor dem zehnten Mai, und in New-York und den Staaten von New-England noch später. Es giebt verschiedene Lagen, die er anderen vorzieht. Ein einsamer Dornstrauch, ein fast undurchdringliches Dickicht, ein Orangenbaum, eine Ceder oder Stechpalme sind seine Lieblingsstellen, diese wählt er am häufigsten. Auch läßt er sich keineswegs abhalten, an den genannten Stellen zu nisten, wenn sie sich auch zufällig, wie dies bisweilen der Fall ist, in der Nähe einer Meierei oder eines Wohnhauses befinden sollten.



Der amerikanische Spottvogel.

Stets bereit, sein Nest zu vertheidigen, und niemals allzuängstlich besorgt, es zu verbergen, baut er oft in einiger Entfernung von einem Hause und nicht selten auf Birnen- oder Aepfelbäumen, selten höher als sechs oder sieben Fuß von dem Erdboden. Die Nester dieser Vögel sind nicht immer ganz von derselben Beschaffenheit, ein Umstand, der von dem größeren oder geringeren Vorrath von passenden Materialien abhängt. Ich habe soeben ein sehr vollständiges Nest vor mir, welches aus folgenden Substanzen zusammengesetzt ist: erstens aus einer Quantität dürrer Zweige und Reiser, dann aus verwelkten, vorjährigen und mit dürren Strohhalmen, Heu, Woll- und Wergflocken vermischten Moosspitzen und drittens endlich aus einer dichten Schicht feiner, lichtbrauner, das Ganze auskleidender Wurzelfasern. Die Anzahl der Eier

beläuft ſich auf 4, bisweilen auch auf 5, dieſe ſind von graublauer Farbe und mit großen braunen Flecken bezeichnet. Das Weibchen ſitzt 14 Tage und brütet in der Regel jährlich zwei Mal, wenn es aber ſeiner Eier beraubt wird, niſtet und legt es ſogar ein drittes Mal."

Daß der Vogel ſeine Brut ſehr liebt, geht aus der mit Audubon's Anſicht übereinſtimmenden Angabe Woods hervor: „Der Vogel greift jedes ſelbſt große Thier, jede Schlange oder jeden Vogel an, der ſich ſeinem Lieblingsplätzchen nähert. Hunde werden genöthigt, vor dem ſcharfen Schnabel des Vogels die Flucht zu ergreifen, die Katze findet, daß das Erſteigen eines Baumes, während ein wüthendes Vogelpaar nach ihrer Naſe pickt und ihr die Augen blendet, eine vergebliche Bemühung iſt, und ſogar der Menſch wird von den furchtloſen Vertheidigern ihrer Heimat angegriffen. Der ärgſte Feind iſt die ſchwarze Schlange (Coryphodon constrictor), ein harmloſes Thier, das jedoch von unwiſſenden Fußgängern ſehr gefürchtet wird, weil es die Eigenthümlichkeiten der Klapperſchlange mit ſolcher Treue nachahmt, daß es gewöhnlich zu den giftigſten Schlangen gerechnet wird. Dieſe Schlange lebt vorzugsweiſe von Ratten, Mäuſen, jungen Vögeln und Eiern, und im Streben nach den letzterwähnten Leckerbiſſen pflegt ſie Bäume zu erſteigen und jeden Zweig zu prüfen, der ein Neſt trägt. Gerade der Anblick der ſchwarzen Schlange entflammt den Spottvogel mit Wuth, und er ſtürzt alsbald auf ſie los, wobei er mit bewundernswürdiger Ruhe ihre Biſſe vermeidet und ſchnell hintereinander eine ganze Reihenfolge von Schlägen dem Reptil auf den Kopf verſetzt. Die ſchwarze Schlange iſt um den Kopf herum beſonders verwundbar, und ſie bemüht ſich, ſich zurückzuziehen, wird aber vom Spottvogel am Entfliehen verhindert, da dieſer ſeine Anſtrengungen verdoppelt und die Schlange leicht niederhaut. Sobald der Spottvogel ſich im Vortheil ſieht, ergreift er die Schlange am Halſe, hebt ſie vom Boden auf, ſchlägt ſie mit ſeinen Flügeln und haut ſie mit dem Schnabel, bis ſie hinſtürzt, und ruht nicht eher, bis der verhaßte Feind getödtet iſt."

---

Die Familie der Grasmücken (Curruca) iſt nicht reich an guten Baukünſtlern, deſto reicher aber an vortrefflichen Sängern. Wir tragen unſerer Aufgabe vollkommen Rechnung, wenn wir nur den beſten ihrer Sänger ausführlich ſchildern und von einigen andern das Neſt beſchreiben. Die ſchwarzköpfige Grasmücke oder der Mönch (Curruca atricapilla) iſt ein Vogel von nahezu 6 Zoll Länge, deſſen Oberſeite olivengrau, die Unterſeite hellgrau mit weißlichem Bauch und eben ſolcher Kehle iſt. Das Männchen hat eine ſchwarze Kopfplatte, das Weibchen und die Jungen ſind dagegen an dieſem Theile braunroth gefärbt. Wir haben auch alte Männchen mit braunen Platten kennen gelernt und halten dieſe Erſcheinung um ſo mehr für eine Spielart, als wir im Uebrigen auch nicht das mindeſte Unterſcheidungsmerkmal zwiſchen ihnen und den gewöhnlich gezeichneten Männchen wahrnehmen konnten. Auch der Geſang war ganz und gar nicht abweichend von der Charakteriſtik der Mönchsgeſänge in ihrer Umgebung. Auf dieſelbe Urſache führen wir die ſehr ſelten vorkommenden theilweiſe weißen Kopfplatten zurück.

Digitized by Google

Der Mönch bewohnt vorzüglich Mittel-Europa und die Kanarischen Inseln. Laub- und Fichtenwaldungen sowie Bestände gemischter Holzarten liebt er, auch läßt er sich in busch- und heckenreichen Gärten und mehr noch in Parkanlagen nieder.

Mitte April kommen Männchen und Weibchen zugleich an.

Sie lieben es, die alte Heimat wieder aufzusuchen und da zu nisten, wenn während ihrer Abwesenheit keine eingreifenden Veränderungen unternommen worden oder die Nachstellungen im vorigen Jahre nicht allzu beunruhigend gewesen sind. Anfangs halten sie sich gewöhnlich an feuchten Stellen, Gräben, Bachufern, Teichen und in den ihnen sowol Schutz als Nahrung bietenden grünenden Stachelbeerbüschen und in Salweiden auf. Bei eintretender rauher Witterung gesellen sich die benachbarten Paare häufig zu einander, gemeinschaftlich die Quellen der Nahrung ausbeutend. Verschont gebliebene Beeren werden dann verschluckt und jedes aufgefundene Insekt oder Lärvchen ist ein willkommener Leckerbissen. In solchen schlimmen Lagen halten sie sich niedrig am Boden, welchen sie sonst meiden. Das Gefieder wird aufgeblasen und der sonst flinke, gewandte, muntere Vogel bietet den Anblick der Trauer. Doch die Strahlen der Frühlingssonne und die mildere Luft wandeln ihn bald wieder um und geben ihm seinen eigensten heiteren Charakter wieder. Höher schwingt sich der singende Hahn und wandert in den Kronen der Bäume größere Strecken hin und zurück. Und wahrlich der laute Theil des Mönchsliedes, welchen man bezeichnend Ueberschlag genannt hat, zieht den Naturfreund in hohem Grade an. Innigkeit, Zärtlichkeit und ein Anhauch von Rührung einigen sich im Ausdruck. Gute Sänger wiederholen die laute Schlußstrophe ihres Gesangs zwei, auch drei Mal. Manche haben sich auch laute Rufe anderer Vögel, z. B. der Singdrossel oder die Weise der Schwarzamsel oder Misteldrossel, die Flötentöne des Pirol und dergleichen mehr angeeignet und täuschen damit den Vorüberwandelnden. Die meisten Mönche tragen jedoch die angeeigneten Gesangtheile anderer Vögel nur in leisem Gezwitscher vor und lassen dann nur den Ueberschlag laut folgen. Das Weibchen gätzt wie das Männchen im Affekt und läßt auch gleich ihm einen dem Unkenruf ähnlich klingenden Ton der Angst vernehmen. Beide sträuben beim Erblicken verdächtiger Gegenstände die Scheitelfedern und gätzen im Gebüsch oft zehn Minuten lang ohne Unterbrechung. Das Männchen wählt stets die Niststelle aus. Es sucht sich in einem Jasmin-, Dorn-, Holunder-, Buchen-, Fichten- oder auch Syringenbusch ein Plätzchen aus, wo mehrere Zweige in einem Knotenpunkte sich vereinigen. Wo es Nachstellungen erfahren hat, baut es hoch, im andern Fall steht das Nest, namentlich auf kleinen Fichten, oft nur 2 bis 3 Fuß über der Erde. Wir haben auch in Epheu an Mauern Nester gefunden. Singend fängt das Männchen an zu bauen und bleibt oft eine Viertelstunde, in sein süßes Geschwätz vertieft, im begonnenen Neste sitzen. Nachdem es sein Bündelchen dürrer Halme angebracht und sich einigemal in das Nestinnere niedergedrückt und darin gewendet hat, beginnt es seinen Vortrag. Häufig fängt es an verschiedenen Stellen an zu bauen, bricht plötzlich seine Arbeit ab und beginnt mit der Anlage eines neuen Nestes in der Nähe. Erst wenn es

Digitized by Google

ihm Ernſt iſt, den Bau zu vollenden, betheiligt das Weibchen ſich an der Arbeit. Das Material beſteht gewöhnlich nur aus Halmen, welche mit wenig Kunſt verflochten werden. Die Zweige, auf denen das einem breiten Taſſenköpfchen ähnlich geformte Neſt angebracht iſt, ſind mit Halmen und Geſpinnſten umwickelt, um den nöthigen Halt zu bewerkſtelligen. In Wäldern entdeckt man zuweilen ſolider gebaute Neſter, welche einige Flechten enthalten und ſorgfältiger geglättet werden. Kürzlich haben wir uns wieder von der Neigung des Schwarzkopfs überzeugt, ganz in der Nähe des Neſtes eines andern Sängers das ſeinige zu bauen. Auf einer jungen Fichte im Buchenſtangenholz fanden wir ein Schwarzamſelneſt mit fünf halbflüggen Jungen.

Der Schwarzkopf. Nach A. & K. Müller's „Charakterzeichnungen“.

Eine Elle davon, und zwar ungewöhnlich hoch befand ſich das Neſt eines brütenden Schwarzkopfs, welches zwiſchen mehrere die Spitzen der Reitel bildende Buchenzweige förmlich angehängt war. Die Eier, 4—5 an der Zahl, ſind fleiſchfarben und dunkelfleiſchroth gefleckt und werden von beiden Geſchlechtern mit großer Hingebung und Treue ausgebrütet. Der brütende Vogel kann von einem flinken, geübten Haſcher mit der Hand über dem Neſte gefangen werden. Die Liebe zur Brut iſt ſo groß, daß uns ein Fall vorgekommen, wo nach mißglücktem Griff nach dem brütenden Männchen das Weibchen allein die Eier zeitigte und in zwei Tagen Junge erzielte, die es ohne Hülfe des Männchens fütterte. Letzteres hatte ſich von Neſt und Gattin getrennt, und dieſe ließ ſich nicht einmal durch den Umſtand zum Verlaſſen des Neſtes bewegen, daß zwei der Eier zerbrochen

waren. Die Jungen werden von den Eltern reichlich mit Insekten gefüttert und entschlüpfen bald dem Neste. Sie bieten alsdann einen ergötzlichen Anblick, wenn sie zusammengekauert auf einem Zweiglein neben einander hocken. Das eine zeigt uns sein niedliches Köpfchen mit dem wachen Auge; das andere richtet das Stumpfschwänzchen nach uns; das dritte hat sich dicht an die Geschwister gedrückt und sein Schnäbelchen unter dem Flügel verborgen; ein viertes sieht den Vater mit einer glatten Raupe im Schnabel daherkommen und begrüßt die Gabe mit zitternden Flügeln und einem leisen „Giäk". Droht den Kleinen Gefahr, dann umkreisen die Alten gätzend und flatternd den Feind und suchen ihn nach Art vieler Grasmücken, namentlich auch des Müllerchens, durch Verstellung mittels flügellahm scheinenden Flatterns an der Erde hin abzulenken. Die Anhänglichkeit der Eltern zu den Jungen währt noch längere Zeit hindurch. Das alte Männchen zieht der Familie mit einem angenehm klingenden Lockton, der einem Schnurrpfeifchen ähnlich lautet, voran. Eine zweite Brut findet im Juli statt, wo die Jungen, wenn sie flügge sind, auch mit rothen Holunderbeeren gefüttert werden. Im August tritt die Mauser ein, und nun färbt sich der braune Scheitel der jungen Männchen schwarz. Uebrigens erkennt man viele Männchen schon im Neste an dem dunkleren Braun ihrer Käppchen.

Im späten September und zum Theil auch noch zu Anfang des Oktober führt der Schwarzkopf in den Holunderbüschen ein stilles, einsames und träges Leben. Mehr denn sonst hüpft er dann mit vorgebeugtem Körper von einem Zweige zum andern. Häufig kommt er im Herbste auch in die Gärten, wo er die Beeren aufsucht. Seine Natur hat sich, wie diejenige der grauen Grasmücke im Herbste, gleichsam umgewandelt. Während der Frühling uns beide als heitere, unruhig auf und ab wandernde Sänger zuführt, erscheinen sie jetzt als träge Fresser, die in den Büschen mit gekrümmtem Rücken, niedergedrücktem Schwanz, aufgeblasenem Gefieder, mehr auf dem Bauche liegend als sitzend der Verdauung sich hingeben, um von Neuem sich mit dem Ballaste der Beeren zu beschweren. An warmen, sonnigen Tagen hört man jedoch alte wie junge Männchen anmuthig zwitschern, und zuweilen hebt sich wol auch der lautere Ueberschlag des Mönchsgesangs aus der unklaren Weise deutlich hervor.

Der Mönch ist einer der beliebtesten Stubenvögel, und dies mit Recht, denn er wird bei richtiger Behandlung sehr bald zahm und ergötzt durch sein fleißiges Singen. Aufgezogene oder eingefangene junge Mönche taugen nicht, sie werden zwar äußerst zahm, aber ihr Gesang ist stümperhaft und beschränkt.

---

Die Sperbergrasmücke (Curruca nisoria) baut ihr Nest selten über 4—5 Fuß über den Boden, oft nur zwei Fuß von demselben entfernt in einen Dornbusch, welcher mit anderen Büschen in Verbindung steht, oder auch in anderes Schutz bietendes Dickicht. Das Weibchen ist vorzugsweise am Bau thätig, während das Männchen eifersüchtig den erwählten Standort bewacht und Nebenbuhler raufluſtig zurückschlägt. Das Nest besteht aus dürrem Gras und ist mit wenig Kunstsinn bereitet. Das Gelege zählt 4—6 zartschalige,

Digitized by Google

weißliche mit hellaschgrauen und olivenbräunlichen Flecken versehene, längliche Eier. Die Jungen entschlüpfen dem Neste frühe und wissen die Hecken sehr geschickt zu durchkriechen und sich darin zu verbergen. Die Alten sind mißtrauische, ängstliche Vögel, welche bei erheblicher Störung ihre Bauthätigkeit unterbrechen und an einer andern Stelle ein neues Nest anlegen. Auch die Eier werden in solchen Fällen verlassen. Der Gesang des Männchens ist ausgezeichnet.

Die Dorngrasmücke oder das Weißkehlchen (Curruca cinerea) baut in dunkle Büsche und in hohes Gras, sehr selten einmal über drei Fuß vom Boden entfernt. Das echte Grasmückennest dieses rührigen, gewandten und häufig singend in die Höhe und wieder hernieder flatternden Vogels ist aus Halmen gebaut und inwendig mit den Spitzen der Halme ausgefüttert. Den dünnen Wandungen sind hier und da Bündelchen Schafwolle beigegeben. Wood sagt hierüber Folgendes: „Das Nest befindet sich immer auf einem niedrigen Platze, und meistens habe ich es an dem oberen Ende eines knorrigen Busches oder Strauches ungefähr drei Fuß vom Boden gefunden. Obschon sich das Nest an den erwähnten Orten befindet, ist es doch nicht sehr leicht zu entdecken, da es durch das Blätterwerk wohl versteckt wird, und meistens muß man die Zweige erst auf die Seite drücken, bevor das Nest sichtbar wird. Der Vogelknöterich (Queckengras) wird von dem Vogel benutzt, um den Rahmen des Nestes zu bilden, aber er verwendet auch Grashalme und Pflanzenfasern dazu. Das Polster wird einfach von feinem Heu bereitet, unter welches eine wechselnde Anzahl Pferdehaare verschlungen werden, manchmal nur 20—30, zuweilen aber auch eine solche Menge, daß sie fast das Heu verdecken. Mit Anspielung auf die Ausfütterung des Nestes wird der Vogel Heukatze genannt. Das Nest ist von sehr verschiedener Dicke, wahrscheinlich im richtigen Verhältniß zu der Dichtheit des Busches, in welchem es sich befindet."

Die Eier sind sehr abweichend gefärbt und verschieden gestaltet. Der Grund ist weiß, gelb, grünlichgelb oder grau und die Flecken oder Punkte oder sonstigen Abzeichen sind schieferblau, grau, braun oder gelbgrün.

## Die Laubsänger.

Die Laubsänger, diese schlanken, zierlich gebauten, niedlichen Vögelchen mit den langen Flügeln, dem gerade abgeschnittenen oder etwas ausgeschweiften Schwanz, den dünnen, ziemlich hohen Füßen, dem schwachen, pfriemenförmigen, an der Wurzel abgeplatteten Schnabel und mit dem weichen und laubartig gefärbten Gefieder, bilden eine Sängerfamilie, welche in allen Erdtheilen eingebürgert ist und bei uns häufig vorkommende Vertreter hat, die in Bezug auf Nestbereitung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Von allen Laubsängern erscheint bei uns am frühesten der kleine Weidenzeisig oder der graue Laubvogel (Motacilla rufa *Linn.*), ein Vögelchen von der ungefähren Größe unseres Zaunkönigs, dessen Oberkörper olivengrau

Digitized by Google

und deſſen Unterkörper weißlich graugelb mit gelben Längeſtrichen beſetzt iſt. Die Schwung- und Steuerfedern haben eine dunklere Färbung. Schon im März erſcheint dieſes zartgebaute Vögelchen und ſucht ſich vorzugsweiſe am Ufer der Bäche, Flüſſe und Teiche Inſekten, mit bewundernswürdiger Ausdauer der rauhen Witterung Trotz bietend und ſein „Hoid" ſelbſt bei aufgeblaſenem Gefieder, dieſem Zeichen des Unbehagens, hören laſſend. Die Aprilſonne entlockt ihm ſchon den eigenthümlichen, langweiligen Geſang, der in weiter nichts als der hämmernden Strophe „Tilltell" beſteht, welche unter Hin- und Herſchnellen des Schwänzchens, als eines Taktſtäbchens, vorgetragen wird. An dieſe Strophe wird zuweilen ein „Grrr" oder „Drrr" gehängt. Von beſonderem Intereſſe iſt das Neſt dieſes Vögelchens. Im Geſtrüppe, ſehr gerne in Ginſtergeſtrüppe und in Wachholderſträuchen oder auch in kleinen, ſehr dicht belaubten, geſchloſſenen Buchenbüſchen niſtet dieſer Laubſänger. Das Neſt hat das Anſehen einer Kuppel, im Ganzen die ovale Form. Sein Eingang iſt aber viel größer, als bei den Neſtern des Zaunkönigs und der Schwanzmeiſe, ungefähr 2 Zoll hoch und breit, und iſt der Theil über ihm etwas übergebaut, ſei es, daß das Weibchen ein dürres Buchen- oder Eichenblatt über den Eingang dachartig breitet, ſei es, daß Grashalme dicht neben und über einander in einer Beugung vorwärts geknickt werden, ſo daß ſie ebenfalls ein kleines Vordach gegen Regen bilden. Der Oberbau (die Kuppel) iſt durchgängig von leichterem Material, wie Grashalmen, Moos und wenig dürren Blättern gefertigt, hingegen erſcheint beim Unterbau zur größeren Feſtigkeit erſtlich das Material dichter geſchichtet und ſind dann die Schichten aus gröberen Stoffen gefertigt; ſie beſtehen aus dürren Blättern der Buche, Eiche, Aſpe und Birke, aus Riedgrasblättern, Baſtſchnüren und Theilen von Rinde und groben Strohſtengeln. Die unterſte Lage bilden Blätter (etwa drei bis vier Lagen), dann folgen die andern genannten Materialien in wagerechter Lage verflochten. Erſt bei einer $^1/_4$ zölligen Dicke der Grundlage erhebt ſich das Geflecht ſenkrecht zum Aufbau. Die längſten Halme und Stengel werden hierzu einerſeits von unten bogenartig über die Kuppel hinauf und an der andern Seite wieder bis zum Grundbau heruntergeführt und mittels horizontalem Geflecht feſt verwebt, auch mit Blättern durchwirkt. Dies iſt die äußere, rohe Seite. Beim Aufbau derſelben zieht der Vogel die Halme öfters quer durch ſeinen Schnabel, offenbar, um ihnen durch ſeinen Speichel eine größere Haltbarkeit im Geflecht zu geben. Namentlich thut er dies bei den längeren in Vertikalbögen über die Kuppel geführten Halmen und bei dem Blättergrundbau. Nach Vollendung des Außenbaues ſchreitet er zum inneren. Dieſer iſt nun eine Schicht leichteren, zarteren Materials, meiſt kleiner dünner Grashalmen, die an die gröberen Stoffe des Außenwerks hin und wieder auf die breite Fläche von Blättern mittels Wolle und Speichels angeklebt werden, um einen innigeren Zuſammenhang dieſer feineren Schicht mit dem äußeren Gerüſte zu bewerkſtelligen. Dieſe Lage wird von unten nach oben immer dünner bis in das obere Gewölbe in derſelben Weiſe wie das Außenwerk geführt. Jetzt wird das Allerheiligſte ausgepolſtert. Der Vogel nimmt gewöhnlich zu demſelben an der Berührungsfläche des Gras-

Digitized by Google

halmengeflechtes Hasen- oder Schafwolle und bringt erst auf dieser Zwischenlage ein Polster von Federn, meist von zahmem Federvieh, an. Die Dicke des Polsters beträgt etwa $^1/_4$ Zoll und füllt ungefähr ein gutes Drittel des unteren, zwei Zoll hohen Napfes aus. Das ganze Nest ist $5—5^1/_2$ Zoll hoch und $3—3^1/_4$ Zoll breit. Der Vogel baut größtentheils von innen, dem Mittelpunkt, im Kreise über und um sich herum, ordnet aber auch von außen, also von der Peripherie aus. Die Zeitdauer des Nestbaues schwankt je nach der Witterung und der leichteren oder schwierigeren Erlangung der Baustoffe zwischen fünf und acht Tagen.

Einen über den andern Tag erscheint ein Ei bis zur Zahl fünf oder sechs. Der Bau der Eier ist etwas schlanker, als der des Zaunkönig-Eies, und die Färbung weiß mit spärlichen deutlichen und großen dunkelrothen Punkten. Wir fanden noch sehr kleine Junge den 8. Mai mit weichen, zarten, grauen Mausfedern auf gelblicher Haut und zarten gelblichen Füßen. Sie waren im Ganzen sehr zierlich gebaut. Das Weibchen besorgte sie allein. Alle drei bis fünf Minuten brachte es Futter, kleine Insekten, Räupchen, erstere in der Luft haschend, letztere auf Blättern suchend. Nach drei bis vier Touren wurden die Jungen vom Weibchen ungefähr zehn Minuten lang erwärmt. Gegen sechs Uhr Abends trat Feierabend ein, wonach das Weibchen über den Jungen blieb. Das Männchen that nichts, als auf einem benachbarten Oberständer seine Alltagsleier „Tilltelltill" oder „Zi! Tschi! Tsche!" acht bis zwölf Mal hintereinander erschallen zu lassen. Zuweilen setzte es ein ebenso einförmiges Zwischenspiel mit „Grrr! Drrr!" zwischen sein Hämmern ein, dabei den etwas gefächerten Schwanz seitwärts und nach unten taktmäßig zu der Hackmelodie schlagend. Uebrigens rief es, sobald wir uns dem Neste näherten, gerade wie das Weibchen ängstlich „Hoid", „hoid" und blickte neugierig und besorgt auf uns nieder.

Im Herbste begeben sich die alten und jungen Laubvögel in die Hecken und in das Gemüse der Gärten und üben sich an schönen Tagen in der uns, aber gewiß nicht ihnen langweilig tönenden Gesangsweise. Spät erst verlassen sie uns.

---

Der nahe Verwandte des kleinen Weidenzeisigs, und zum Unterschiede von ihm großer Weidenzeisig oder auch Fitis (**Motacilla acredula** *Linn.*, **Sylvia fitis** *Bechst.*) genannt, ähnelt ihm in seiner äußeren Erscheinung sehr, aber er ist doch schöner und von edlerer Natur. Seine Bewegungen sind gewandt, anmuthig und graziös. Sanft, rührend und melodisch ist sein kurzes aus dem Crescendo in ein sterbendes Diminuendo übergehendes Lied, welches das Männchen zur Zeit der Paarung am lautesten und innigsten erklingen läßt. „Der Liederwettkampf der Hähnchen," sagen unsere „Charakterzeichnungen", „in den jungen Vorhölzern und Lustgärten zwischen dem heimlichen Murmeln und Rauschen der Bäche, dem hellen Blick des Himmels und dem sanften Wehen des die Blüthenkätzchen fächelnden Westes, weckt süßes idyllisches Lenzgefühl. Ein Salweidengebüsch nach dem andern in den Waldhegen erschallt dann melodisch von den lenz- und liebeberauschten Kehlchen

Digitized by Google

in ſeinen Zweigen. Ein wahrer Seelenerguß ſcheint den ſich Antwortenden zu entſtrömen, und bei manchen Sängern irrt der Ausdruck wahrhaft von der höchſten Höhe des Jubels im Eingang der Strophe bis zum tiefſten hinſterbenden Decrescendo und Ritardando des Schluſſes herab. Es iſt die innerſte Melodie der ſich in Wonne enthüllenden Sanftmuth und Grazie und darum ſo unvergleichlich anmuthig und reizend für unſer Ohr."

„Und wie gleicht dein Kleid, du liebenswürdiges Vögelchen, dem Charakter deines Liedes! Die tiefe, zarte Olivenfarbe des Oberkörpers deckt dich wie mit dem Mantel der Sanftmuth und Beſcheidenheit. Verborgen und nur ſichtbar in der ſchwebenden Wonne des Geſanges und der flatternden Inſektenjagd, zeigt ſich unter den gelüfteten Schwingen ein helles Schwefelgelb in der Nähe deines ſingenden Herzens, und auf dem Weißgelb deiner Bruſt und Kehle taucht erſt bei näherer Betrachtung ein fein überſäetes höheres Gelb auf. Der Glanz deiner Augen hebt ſich gleichfalls erſt in der Nähe durch einen weißgelben über dem braunen durch die Augen ziehenden Streifen, dein niedliches Köpfchen durch ſeine gelben Wangen, ſowie die braunen Schwung- und Steuerfedern an Flügeln und Schwanz durch grüne Einfaſſung."

„Der zutrauliche, kaum vier und ein halb Zoll lange Fitis läßt uns oft faſt ſo nahe herankommen, wie das Goldhähnchen, und durch ſein immer glatt anliegendes Gefieder wird ſeine ſchlanke Geſtalt noch augenfälliger, ſo daß der Vogel von ferne einem Weidenblatte gleicht, wodurch er auch mit der ganzen Gruppe ſeiner nächſten Verwandtſchaft den Namen Laubvogel erhalten hat."

Ueber das Niſten des Fitis berichtet Rennie Folgendes:

„Die gewöhnlichen Materialien des Neſtes, welches man an abhängigen Ufern oder am Fuß eines Baumes oder Buſches erbaut findet, ſind ein Gehäuſe von dürren Grasſtengeln mit untermiſchten Spitzen grünen Mooſes (Hypnum praelongum etc.) und bisweilen einigen wenigen Blättern oder dünnen geſchmeidigen Birkenrindenſtreifen; inwendig befindet ſich eine weiche Auskleidung von Federn, welche lockerer gelegt ſind, als dies gewöhnlich in ſolchen Neſtern der Fall iſt. Der Eingang unmittelbar unter der Wölbung des Doms iſt um ein Beträchtliches weiter, als die Oeffnung des Zaunkönigneſtes, wiewol der Vogel nicht dicker und nur unbedeutend länger als der Zaunkönig iſt. Von zwei anomaliſchen Neſtern dieſes Vogels hat das eine ein Gehäuſe hauptſächlich aus kleinen faſerigen Wurzeln, anſtatt des dürren Graſes, und eine Auskleidung von weichen Federn. Das zweite beſonders beſchaffene Neſt iſt ein weit feſterer und derberer Bau, als wie ihn der Weidenzeiſig gewöhnlich ausführt; es beſteht aus langen dünnen Baſtſtreifen, die über dürre Hagebuchen- und Pappelblätter gewunden ſind, und das Ganze iſt ſo feſt zuſammengeflochten, daß man das Neſt gleich einem Ball ohne Beſchädigung kollern kann, während die Grasneſter ſo locker ſind, daß ſie keine rohe Betaſtung vertragen". Die umſtändlichere Schilderung A. E. Brehm's auf Grund der Beobachtungen und Unterſuchungen ſeines Vaters und Naumann's ſtimmt vollkommen mit unſeren Erfahrungen vom Neſte des großen Weidenzeiſigs überein. Hiernach beginnt das Weibchen damit, das Loch zurecht zu machen, in welches es bauen will, indem es mit dem Schnabel

Digitized by Google

eine Halbkugelform aushöhlt. Ohne Hülfe des Männchens baut das Weibchen nur in den Morgenſtunden, wohl bedacht, das in der Regel gut verſteckte Neſt nicht zu verrathen, welches der Umgebung vollſtändig ähnelt. Das Neſt iſt backofen- oder kegelförmig, hat ſehr dicke Wände, iſt oben überwölbt und hat einen ſeitlichen runden Eingang. Moos, dürres Laub, Grashalme und Grasblätter machen die Wandung aus. Nach innen zu verfeinern ſich die Stoffe. Die Ausfütterung bilden Haus- und Rebhühner-, Tauben-, Krähen- und andere Federn. Im Walde werden auch Birkhühner- und Faſanfedern verwendet.

Großer Weidenzeiſig oder Filis. Nach A. & K. Müller's „Charakterzeichnungen“.

Anfangs Mai findet man fünf bis ſieben längliche, glattſchalige, glänzende Eier in dem Neſte, welche auf milchweißem Grunde mehr oder weniger gleichmäßig mit hellrothen Flecken beſtreut ſind. Das Männchen löſt das Weibchen um die Mittagszeit auf einige Stunden im Brüten ab. Ende Mai fliegen die Jungen aus, und eine zweite Brut beginnt nach ihrem Selbſtändigwerden in der Mitte des Monat Juni.

Mit großem Intereſſe beobachteten wir vor Kurzem ein altes Paar, welches ſeine Jungen in dem Neſte, über das glücklicherweiſe die Sichel des Mähers ohne eine Verletzung zu verurſachen hingeſtrichen war, noch eben ſo fleißig fütterte, als Tags zuvor, wo die Jungen kaum ſeit 24 Stunden aus den Eiern geſchlüpft waren. Das Weibchen brachte ihnen kleine Inſekten, welche es theils von den Zweigen ablas, theils in der Luft fing und ſetzte ſich nach

zwei- bis dreimaligem Füttern über die Kleinen. Das Männchen brachte dagegen grüne, glatte, oft nahezu einen Zoll lange Raupen, lieferte sie dem Weibchen im Neste ab und flog eilig wieder davon. Die alten Vögelchen hüpften stets auf denselben Zweigen des über dem Neste stehenden Rosenstöckchens herab. Das Männchen sang gewöhnlich, die Raupe im Schnabel festhaltend, sein Liedchen, ehe es sich mit etwas wippendem Schwanz und wenig vom Leibe geschnellten Flügeln den Jungen gänzlich näherte. Blieb das Männchen zu lange aus, so begab sich das Weibchen wieder auf die benachbarten Bäume, um selbst Nahrung zu suchen. Als die Jungen flügge geworden waren, traten wir dicht an das Nest und betrachteten uns die niedlichen Kleinen. Zwei davon saßen ganz außerhalb des Nestes, andere zwei halb und nur das Nesthockerchen ganz darin. Eine leise Berührung des Nestes verursachte ihr Davonfliegen und Verbergen in dem nächststehenden Gebüsch. Wir hoben das defekt gewordene Nest aus der ziemlich ungleichen Erdvertiefung heraus und fanden es an mehreren Stellen an Pflanzenstengeln mittels Moos und Halmen befestigt und so geschickt an den Erdboden angedrückt, daß es aussah, als wäre es demselben entwachsen.

Die ausgeflogenen jungen Fitisse sind von uns naturgetreu geschildert worden: „Man kann sich leicht denken, welche niedlichen Geschöpfe sie als Miniaturbilder ihrer netten Eltern sind. Eben erst ausgeflogen, sehen sie, mit ihrem stumpfen Schwänzchen, kaum $3^1/_2$ Zoll lang, allerliebst aus. Die ihnen reichlich von den zärtlichen Alten zugebrachte Insekten-Nahrung fördert sie bald zu selbständigen Wesen, die sich nach und nach in Sträuchern und Bäumen auf der Fliegen- und Schmetterlingsjagd einüben. Da ist's denn sehr ergötzlich anzusehen, wenn die Schüler es den gewandten alten Meistern im Schnappen und Flughaschen gleichthun wollen. Hier schnappt ein gelbschnäblicher Knabe unbeholfen statt der um ihn tanzenden Fliege oder der vorbeisummenden Biene die blaue Luft, dort schießt ein kleines, schlankes Fitismädchen an einem oft nicht viel kleineren Schmetterlinge vorbei und hat das Nachsehen. Manchmal bringt die Hitze der Verfolgung das Völkchen bis auf die Erde, oder ganz nahe an Menschen und Thiere heran, wo es dann, bei deren Anblick plötzlich aus der Leidenschaft erwachend, im Schreck lanzettenspitz zusammmenfährt und auf Augenblicke scheu und flüchtig wird. Als ausgemauserte Junge sehen wir sie gegen den Herbst hin in frisch olivengefärbten Oberröckchen und schöngelbem Unterkleide die Erbsenrabatten der Gärten nach Insekten durchhüpfen, wobei sie ihr zartes helles Lockstimmchen, und die jungen Männchen unter ihnen an sonnigen Tagen wol auch die ersten Ansätze zum künftigen Gesange, hören lassen."

---

Zu den Laubsängern gehört auch die Sippe der Gartensänger, welche die mehr als in einer Beziehung interessante Bastardnachtigall (**Hypolais hortensis sive salicaria**) vertreten mag. Ihre Länge beträgt zwischen fünf und sechs Zoll, ihr Bau ist schlank und doch wieder gedrungener, als der des Fitis, auch sind die bleifarbenen Füße kräftiger und der nach unten in's Gelbliche übergehende Schnabel ist größer, stärker und breiter, von oben dreieckig

Digitized by Google

erſcheinend und innen von lebhafter Orangenfarbe. Der Rücken trägt Olivengrün, der Unterkörper Schwefelgelb. Die Schwung- und Steuerfedern ſind tiefdunkelgrau und haben grüngelbe Säume. Ein mehr oder weniger deutlicher gelber Strich läuft aus der Nähe des Schnabels dem Auge zu. Das Vaterland dieſes ausgezeichneten Sängers iſt Mittel-Europa und zum Theil ſind es auch nördliche Gegenden unſeres Erdtheils. Er liebt vor Allem die Parkanlagen und heckenreichen Obſtbaumgärten, wiewol er die jungen Buchenhegen, welche einzelne alte Buchen in ſich bergen, und ſelbſt Fichtenhegen nicht verſchmäht. Gerade in letzteren haben wir in der Wetterau oft ſechs bis zehn Paare in einem Umkreis von einer Viertelſtunde wahrgenommen. Die Ankunft der Baſtardnachtigall fällt in den Anfang des Mai. Das Männchen verkündet dieſelbe durch fleißiges Singen. Sein Geſang beſteht aus kreiſchenden, ſchwätzenden, aber auch aus herrlich flötenden Tönen und lauten Rufen. Der Unterſchied zwiſchen den einzelnen Sängern iſt ſehr auffallend. Wir haben in unſeren „Charakterzeichnungen“ dieſe Verſchiedenartigkeit auf Grund langjähriger Beobachtungen geſchildert, wie wir es heute nicht beſſer können. „Hier hört man faſt nichts, als ziſchende, ſcharf ausgeſtoßene und kreiſchende Töne, mit wenigen melodiſchen Klängen vermiſcht, ein rechtes welſches Durcheinander; dort vernimmt man dagegen wenige unangenehme, aber deſto mehr liebliche und wohlklingende Strophen. Hier ſtellt ſich ein großer Reichthum von Anklängen an bekannte Vogelgeſänge dar, dort hört man wol auch das Gezwitſcher der Rauchſchwalbe, den Ruf des Rebhuhns, den Schlag der Wachtel, die Melodie der Amſel und dergleichen mehr, aber Alles iſt ſo originell in einander verwebt und mit Eigenthümlichem in Verbindung gebracht, daß man von einer Bewunderung zur andern hingeriſſen wird. Doch bringt es der Vogel nicht leicht dahin, das Herz des Hörers zu rühren, der Eindruck iſt derjenige der Leichtfertigkeit und der Bajazzo-Natur. Oft verletzt er die einfachſten Regeln der Aeſthetik, indem er durch unmotivirte Sprünge und Wendungen, durch Ziſch- und Kreiſchtöne à la Meyerbeer und Roſſini gemein wird.“ Seine ganze Kunſt im Vortrag entwickelt der Sänger zur Zeit der Paarung oder mehr noch, wenn er nach vollendetem Neſtbau dem Weibchen die Kur macht. Hoch richtet er die ſonſt etwas vorgebeugte hängende Bruſt auf, ſträubt die Scheitelfedern, bläſt ſingend die Kehle auf, daß die Federn daran abſtehen, tanzt förmlich um die Geliebte herum, überſtürzt ſich, kollert einige Fuß vom Baum herab, als ob er plötzlich von Krämpfen befallen worden ſei, und übertrifft ſich ſelbſt in Bezug auf Schönheit und Reichthum der Töne. Auch die Eiferſucht, welche ein Nachbarmännchen in ihm weckt, kann ihn in den hitzigſten Geſangseifer verſetzen. An ſonnenhellen Tagen ſitzt er auf Blütenbäumen oft eine halbe Stunde unaufhörlich ſingend. Seine Eiferſucht läßt ihn auch Streit mit den Nachbarmännchen anfangen, der in Jagen, Knappen und Flügelſchlägen nicht ſelten einen recht derben Ausdruck findet.

Das Paar wählt einen ganz beſtimmten Standort und läßt gutwillig kein anderes in den Bereich ſeines Beſitzthums kommen. Da, wo mehrere Paare neben einander wohnen, ſind deshalb die Gebietsgrenzen ſtreng gezogen. Männchen und Weibchen verrathen durch ihre ſchönen Rufe „Deteroi“ und

„Deterä“ ſehr leicht ihr Neſt, welches gewöhnlich in dichtem Gebüſch, gern am Rande, auf Haſel-, Hartriegel-, Flieder-, jungen Ahornbäumchen von Mannesgröße, Buchen, Jasmin und Fichten angelegt wird. Das Männchen iſt anfänglich vorzugsweiſe thätig im Herzutragen von dürrem Gras, Pflanzen- und Thierwolle, wovon es mitunter einen großen Bündel mit dem Schnabel aufnimmt. An den Birkenſtämmen oder deren Aeſten reißen die Bauenden oft lange Schalen und Streifen ab, um damit, ſowie mit breitem Gras, welches ſie lieber von den zur Erde herabhängenden Zweigen der Gebüſche oder von Wurzelausſchlägen als von der Erde aus ſich aneignen, das Neſt durch Umwickelung der Zweige zu befeſtigen. Wolleſtoffe und Geſpinnſte gebrauchen ſie zum Ueberziehen der Stoffe ebenſowol, als zur Befeſtigung des Gebäudes an den Quirl oder der gabelförmigen Stelle, wo es ſteht. Die Vögel ſuchen das Neſt dicht und dauerhaft zu machen und verfilzen darum die Stoffe mit großer Sorgfalt und recht kunſtſinnig. Sie geben ihm die Beutelform und polſtern es mit Federn aus, welche zuweilen über die nach innen geneigte Neſtwölbung hervorragen, ja ſelbſt in das Aeußere des Neſtes mit grünen Blättern der Umgebung eingefilzt werden, wie dies auffallend bei einem in unſerem Beſitze befindlichen Neſte ſichtbar iſt. Indeß haben wir mehrere Neſter gefunden, welche faſt nur aus dürrem Gras geflochten und reichlich mit Spinneweben und wenigen Birkenbaſtſtreifen verſehen waren. Vor zwei Jahren entdeckten wir zwei brütende Baſtardnachtigallen an einem Teiche des Parks in der Heimat unſeres Vaters, deren Neſter ganz verſchiedene Stoffe hatten. Das eine war eines der künſtlichſten, an mannichfaltigen Stoffen reichſten, die wir je geſehen haben, und hatte ein gutes Polſter von Federn, während das andere ziemlich leicht und liederlich nur von ſchmalerem und breiterem dürren Gras und Geſpinnſten verfertigt war. Auch hatte letzteres nicht die tiefe und ſchöne Beutelform wie erſteres und, was das Merkwürdigſte iſt, nur ein einziges Federchen von einem Huhn nebſt wenigen Pferdehaaren im Innern. Wahrſcheinlich lag die Urſache beider Neſter in dem verſchiedenen Alter der Vögel. Während der Brütezeit läßt das Männchen ſich nur ſelten hören. Wird aber die Brut zerſtört, ſo erhebt es wenige Tage nachher oft mit neuem Eifer und Feuer ſeinen Geſang. Bei ungeſtörter Brut niſtet das Paar nur ein Mal. Vor mehreren Jahren entdeckten wir zu unſerem Erſtaunen ein Neſt mit ziemlich flüggen Jungen noch anfangs Auguſt. Die Eier ſind roſenröthlich und haben ſchwärzliche oder rothbraune Punkte und Aederchen. Gewöhnlich liegen 4—6 in einem Neſte. Wir haben erfahren, daß die Dauer der Brütezeit verſchieden iſt. Bei heißem Wetter genügen 13 Tage, bei naßkaltem dagegen haben wir in einem Falle 16 Tage gezählt. Männchen und Weibchen brüten abwechſelnd, letzteres aber viel treuer. Die Jungen werden mit großer Liebe gepflegt und mit kleinen Kerbthieren gefüttert. Das Weibchen verhält ſich dabei ſtiller, als das Männchen. Oft haben wir beim Fang bemerkt, daß das Weibchen eben ſo viel Anhänglichkeit an die Jungen beſaß, als das Männchen, eben ſo häufig nahmen wir aber an letzterem weit mehr Liebe und Treue für dieſelben wahr. Anfangs September ziehen die Baſtardnachtigallen weg und mauſern in der Fremde.

Digitized by Google

## Die Schilfsänger.

Die Schilfsänger (Calomodytae) haben mit den Laubsängern ebenso viel Aehnlichkeit, als mit den Grasmücken, obgleich wiederum ihre wohl ausgeprägten Eigenthümlichkeiten nicht zu verkennen sind. Die schlanke Gestalt haben sie mit vielen unserer Insektenfresser gemein, namentlich aber ähnelt die Kopfbildung sehr derjenigen der Bastardnachtigall. Die Stirne des schmalen, länglichen Kopfes liegt flach, der Schnabel ist jedoch bei den verschiedenen Arten auch verschieden geformt, bei den einen erinnert er an die Drosseln, bei andern erscheint er im Verlaufe nach vorn in der Wölbung und Zuspitzung eines Pfriemens. Die kurzen, abgerundeten Flügel befähigen den Vogel nicht, weite Strecken mit Leichtigkeit und Gewandtheit zu durchfliegen; sein Flug ist vielmehr ungeschickt, gewöhnlich dicht über dem Rohr, Schilf oder Riedgras niedergehalten und nur bei völliger Sicherheit und zur Zeit der Paarung weniger ängstlich. Der stufige, keilförmige Schwanz wird während des Flugs ausgebreitet, was seinen Grund unzweifelhaft in der geringen Flugfertigkeit hat. Was den Schilfsängern übrigens in letzterer Beziehung abgeht, wird reichlich ersetzt durch die ungemeine Fertigkeit im Schlüpfen, Klettern an den Stengeln und Kriechen am Boden hin. Ihre Füße, lang und stark, mit großen gekrümmten Nägeln versehen, leisten ihnen die trefflichsten Dienste zum Halt an Rohrstengeln sowol, wie an schwanken Halmen. Mit glatt angelegtem Gefieder durchschlüpfen sie das Gebüsch, verbergen sich vor Spähern und Feinden, und hat man sie in diesem Augenblick hier verschwinden gesehen, so verräth sie ein Rütteln oder Schwanken des Rohrs schon im nächsten Augenblick an einer Stelle mehrere Schritte weiter oben oder unten. Auch die Färbung ist charakteristisch. Ein Grau, welches in's Gelbliche zieht, und ein Oelgrün sind vorherrschend, ebenso kennzeichnet bei Weitem die meisten Arten ein hell von der übrigen Färbung des Kopfes sich abhebender Strich über dem Auge.

Die Schilfsänger sind Weltbürger, vorzüglich Bürger der Alten Welt und Bewohner der Sümpfe, Teiche, Flüsse und Seen, an denen Schilf, Röhricht, Riedgras und Weidengebüsch wächst. Uebrigens haben wir einige Arten auch vom Wasser entfernt in dichtem Gebüsch gefunden. Sie scheuen die Nähe der menschlichen Wohnungen nicht, wiewol sie sich stets ängstlich und vorsichtig dem Blick des Menschen zu entziehen wissen.

Ihre Nahrung besteht in Wasserinsekten und deren Larven. An Mehlwürmer gehen nur sehr wenige Arten, weshalb der Fang mittels derselben äußerst schwierig oder unmöglich ist.

Zur Anlage des künstlichen Nestes wählen sie vorzüglich gern Rohr und Binsen, von denen sie mehrere Stengel benutzen, um das beutelförmige Nest dazwischen zu hängen. Die Höhe, in der das Nest über dem Boden oder dem Wasser hängt, beträgt selten über einige Fuß. Die Sorgfalt, mit welcher das Gebäude errichtet wird, ist der mannichfachen Gefahr, die ihm droht, angemessen. Das Rohr schwankt im Winde hin und her, darum ist es vor Allem nöthig, daß der Vogel durch geeignete Anheftungsmittel das Nest an verschiedenen

Stellen des Randes festbindet, daß er ferner letzteren nach Innen wölbt und die Mulde tief macht, damit Eier oder Junge nicht herausfallen. Manche Arten bauen dicht an das Ufer oder zuweilen selbst in einen Busch, welcher von dem Wasser einige Schritte entfernt ist, andere wählen die dem Lande entlegenen Stellen des Wassers oder Sumpfes, um ihr Nest da anzubringen. So baut z. B. die Rohrdrossel (Acrocephalus turdoites) ohne Ausnahme über das Wasser, je nach Umständen und, was das merkwürdigste und den Rohrsängern überhaupt eigenthümlich sein soll, geleitet von ihrer Vorahnung von eintretendem hohen Wasserstand durch regnerische Witterung, drei oder mehr Fuß über dem Wasserspiegel. Dieser größte in der Familie der Rohrsänger (Acrocephalus), ungefähr an Länge einer Weindrossel gleich, sucht sich als Niststätte eine Stelle aus, wo er mehrere Rohrstengel so nahe zusammenstehend findet, daß er sein Nest zwischen und an dieselben zu befestigen im Stande ist. Wahrscheinlich verbindet er erst mittels Fäden und Gespinnsten zwei der Stengel und zieht dann noch andere in den Bereich seines Bauplatzes, so daß fünf bis sechs derselben den gewünschten Halt bieten. Diese werden nicht blos am Rande des Nestes oben umwickelt, sondern es schneidet auch der eine oder andere Rohrstengel tief und fast bis zur Mitte herab in die äußere Nestwand ein. Wenigstens haben wir an einem vor einigen Jahren aufgefundenen Neste diese Erfahrung gemacht. Es stand ungefähr zehn Schritte vom Teichufer entfernt und wurde von einem waghalsigen Burschen sammt den Rohrstengeln, welche er unterhalb des Nestes abschnitt, an's Land gebracht. Es war tief beutelförmig und sein Rand nach innen gewölbt. Die Wandungen waren dicht und solid aus dürren Grasblättern und Halmen gebaut und außen an den Rohrstengeln mit Gespinnsten bekleidet. Es lagen darin vier stark bebrütete Eier von mattblauer Grundfarbe und mit zahlreichen olivenbraunen, grauen und blaugrauen Punkten und Strichen.

Das Innere des Nestes enthält stets feineres Material, namentlich auch dünne Würzelchen. Außer den Blättern, Grashalmen, Wurzelfasern und Gespinnsten verwendet die Rohrdrossel Nesselbast, Samenwolle und Fäden von Hanf und Wolle. Pferdehaare werden im Innern angebracht.

Der viel kleinere, 6 Zoll lange Teichschilfsänger (Sylvia arundinacea) baut ebenfalls vorzüglich gern in Rohr und Binsen, aber auch in Weidengebüsch, gewöhnlich sehr nahe an das Ufer, in einzelnen Fällen sogar in einen Busch mehrere Fuß über dem Boden. Sein Nest fanden wir im vorigen Jahre im Schilf nur 2 Fuß über dem Wasser. Mehrere Rohrstengel werden mit dem Neste dergestalt verwebt, daß die Form desselben am Rand an zwei gegenüberstehenden Seiten nachenförmig erhöht und der Rand zu beiden Seiten rechtwinklig gegenüber niedergedrückt oder etwas nach unten gebogen erscheint, wodurch dem brütenden Vogel ein freier Sitz nach zwei Seiten hin bereitet ist. Der äußere Theil wird mit Band- und Riedgras von breiter und schmaler Sorte horizontal um einige Rohrstengel fest gewunden und vertikal mit demselben Material, wozu noch Insektengewebe und hier und da Puppengehäuse eingeflochten werden, befestigt. Die Rohrstengel sind noch besonders mit Gespinnsten fest umsponnen, und das äußere Material des Nestes ist daran

Digitized by Google

namentlich am Rande befeſtigt. Als Unterlage des Neſtes biegt der Vogel an der betreffenden Stelle Schilfblätter am Stengel horizontal um und benutzt ſolche auch außerdem noch zum feſteren Halt der Schnüren an zufällig außerhalb der Stengel befindlichen Blättern. Die überall zwiſchen den breiteren Bändern verflochtenen ſchmaleren Streifen ſind zerſchlitzte Grasblätter, zu denen ſich noch gröbere Grasſtengel geſellen. Das Innere, ein viertel Zoll dick, beſteht aus einer glatten Lage zarter Grashalme, die nach allen Richtungen hin ſich kreuzen. Die 4—5 Eier ſind im Verhältniß zu dem kleinen Vogel etwas derb und ändern ſehr in der Farbe. Sie ſind länglich, auf unentſchieden grünlichgrauem Grunde ölfarben und dazwiſchen dunkelbraun getupft. Man findet oft in demſelben Neſte hellere und dunklere, reichlich und ſpärlich gezeichnete Eier. Während die Rohrdroſſeln friedlich neben einander wohnen und niſten, entſpinnt ſich zwiſchen den Teichſchilfſängern zur Zeit der Paarung oft Streit. Die Männchen jagen ſich zankend und ſchwätzend von Buſch zu Buſch, und der Sieger kehrt triumphirend zum Weibchen zurück, um dieſes vor ſich herzutreiben und ſeine Gunſt zu erobern. Dieſes bewegte Treiben beginnt wenige Tage nach der Zerſtörung eines Neſtes zwiſchen Männchen und Weibchen gleich wieder. Bei ſolchen Gelegenheiten kann man die ſonſt vorſichtig ſich verbergenden Vögelchen frei auf den Schilfſtengeln oder auf Buſchzweigen umherklettern oder über das Waſſer hin und zurück fliegen ſehen, Gefahr und Vorſicht vergeſſend.

Der Teichſchilfſänger.

Wir führen ſchließlich noch an, was **Wood** über Sylvia oder **Salicaria arundinacea** ſagt: „Das Neſt dieſes Vogels wird von drei bis vier Schilfrohren, zwiſchen denen es ſteckt, geſtützt, wie auf der Abbildung zu erſehen iſt, und iſt merkwürdig tief im Vergleich zur Weite. Der Grund zu dieſer Tiefe liegt auf flacher Hand. Sich wie ein Schilfrohr vor dem Winde beugen, iſt eine ſprüchwörtliche Redensart, und Jeder, der eine große Maſſe Schilfrohr an einem ſtürmiſchen Tage geſehen hat, auf den müſſen ſeine anmuthigen Biegungen Eindruck gemacht haben. Wenn die Windſtöße über ſie hingehen, ſo beugen ſie ſich in aufeinander folgenden Wellen wie die Wogen der See, und ſie werden zuweilen ſo tief herabgebogen, daß ihre Spitzen faſt das Waſſer erreichen.“

Digitized by Google

„Es muß darum ein Neſt, das auf ſolchen biegſamen Stützen ruht, durch jeden Windhauch aus ſeiner lothrechten Lage gebracht werden. Die große Tiefe des Neſtes wirkt jedoch der Biegung des Schilfrohrs entgegen, und ſo wild auch der Sturm wüthen mag, ſo ſitzt der Rohrſänger ruhig und ſicher in ſeinem Neſte, obgleich daſſelbe bisweilen ſogar bis zur Oberfläche des Waſſers herabgebogen wird. Die Stoffe, aus denen das Neſt verfertigt wird, werden gewöhnlich aus der nächſten Nachbarſchaft genommen, da der äußere Theil des Neſtes aus zerbrochenen Binſen und Moos (?), die mit Schilfrohrblättern verbunden ſind, beſteht, und die Ausfütterung faſt ganz aus Kuhhaaren (?) bereitet wird."

„Auf dem Bilde iſt das Neſt dargeſtellt, wie es während einer ziemlich heftigen Briſe ausſieht. Das Schilfrohr iſt durch die Gewalt des Windes niedergebeugt und das Neſt ſo ſehr nach der einen Seite geneigt, daß ſein Inhalt in's Waſſer geſchleudert werden würde, hätte es die gewöhnliche ſchalenförmige Geſtalt. Die winzigen Inſaſſen ſind jedoch in ihrer Wohnung vollſtändig ſicher und ducken ſich im Grunde des Neſtes nieder, ſo daß nicht zu befürchten iſt, ſie möchten herausgeſchleudert werden. Die Eltern ſind emſig beſchäftigt ihre kleine Familie zu füttern; das eine von den Alten hat gerade ein Inſekt gebracht, welches zu verſchlingen alle aufgeſperrten Mäuler gierig ſind, während das andere fortfliegen will, um die gleiche Pflicht zu erfüllen. Die kleinen Eier haben eine ziemlich hübſche Farbe, ganz blaßgrün, ſtellenweiſe faſt zu Weißgrau verbleichend und mit Braun oder Grün, das dunkler als die Grundfarbe der Schale iſt, getüpfelt und beſprengt. Es finden ſich deren, wie gewöhnlich bei dergleichen Vögeln, vier bis fünf in einem Neſte beiſammen."

Niedlich gebaut iſt das Neſt des Uferſchilfſängers (Salicaria phragmitis), welches im Seggengraſe über ſumpfigem Boden und Moraſt, gewöhnlich etwas über einen Fuß über der Erde ſteht. Dürres Gras, Wurzeln und Laubmoos bilden die äußere Maſſe, während das Innere ein Polſter von Hälmchen, Pferdehaaren und Federn bildet.

Wood ſagt hierüber: „Es findet ſich im Neſt mehr Material vor, als man nach der Größe des Vogels (ſeine Länge beträgt $5^1/_2$ Zoll) und den dünnen Stengeln, von denen es getragen wird, vermuthen ſollte. Von außen betrachtet, ſcheint es die gewöhnliche Schalenform zu haben, die ſich vorherrſchend bei den kleinen Vögeln vorfindet, aber wenn man es von oben betrachtet, ſo ſieht man, daß die ſcheinbare Tiefe nur von der Menge des Materials kommt, da die Vertiefung ganz beſonders gering und flach iſt. Es iſt ein ſchön geſtaltetes Neſt, an welchem die äußere Einfaſſung von Grashalmen gebildet wird, während Stärke, Wärme und Dichtigkeit durch die Maſſe von Wolle und Haaren, welche in das Werk hinein verwoben ſind, erlangt werden."

Das Gelege beſteht aus 4—5 Eiern, deren Grundfarbe ſchmutzigweiß iſt und mehr oder weniger in's Grünliche übergeht. Bräunliche oder graue undeutliche Punkte, Flecken und Kritzel ſtehen darauf. Ihre Geſtalt charakteriſirt ein ſehr ſtumpfes und ein auffallend ſpitzes Ende, wiewol die Form ſelbſt unter den Eiern eines und deſſelben Neſtes oft verſchieden iſt.

Digitized by Google

Auſtraliſche Webervögel.

## **Webervögel** (Ploceï).

„Wenn ſchon die Mehrzahl der Neſter bauenden Vögel", bemerkt Wood, „den Namen Webervögel verdient, ſo iſt doch eine Familie vorhanden, welcher dieſe Bezeichnung vorzugsweiſe und mit Recht verliehen iſt. Dieſe ſind die merkwürdigen Vögel, die unter dem Namen „Weber" unter eine Gruppe zuſammengefaßt werden, da ſie Alle Einwohner der Alten Welt, wie Aſiens und Afrika's ſind. Das letztgenannte Feſtland iſt beſonders reich an Webervögeln."

„Im ganzen innern Afrika", erzählt Brehm nach eigener Anſchauung und Beobachtung, „verleihen die Neſter der Webervögel gewiſſen Bäumen einen prächtigen Schmuck. Bäume, welche mit einem Theil ihrer Krone ein Waſſer beſchatten, werden von unſeren befiederten Künſtlern allen übrigen vorgezogen. Sie ſind zuweilen mit Neſtern ganz bedeckt. Aber im Nothfall ſiedelt ſich eine Webervogelſchaar auch an andern Mimoſen an, vorausgeſetzt, daß dieſe einen ſchlanken und ziemlich hohen Stamm beſitzen. Nächſt den Mimoſen iſt es zumeiſt der Chriſtusdorn, welcher mit Neſtern behängt wird, und nur in Unkullu ſah ich auf den Parkingſonien dieſe prächtigen Gebäude ſchweben.

Die Weber-Ansiedelungen können geradezu als ein bezeichnendes Merkmal für Inner-Afrika gelten. Sie verleihen den Bäumen ein ganz absonderliches Gepräge. Es ist bezeichnend für diese eigenthümlichen Künstler, daß sie stets in größeren Gesellschaften brüten. Ein Webervogelnest an einem Baume ist eine Seltenheit, gewöhnlich findet man ihrer zwanzig, dreißig; ja, es giebt Bäume, welche mit ihnen beladen sind. Die ungemeine Festigkeit dieser künstlichen Nester läßt sie jahrelang Wind und Wetter Trotz bieten, und so kann es kommen, daß man an demselben Baume, welcher eben von einer Ansiedelung der Vögel bevölkert ist, noch die Nester von drei und vier früheren Jahrgängen hängen sieht. Einen solchen Schmuck gewahrt man in Mittel-Afrika überall, im Gebirge wie in der Ebene, in dem einsamen Wald wie unmittelbar über dem Hause des Dörflers, am häufigsten jedoch auf Bäumen, welche mit ihren Zweigen über Flüsse, Flußbetten oder tiefe Thäler herabhängen."

Meistens hängen nach den Berichten Wood's diese Nester an den Enden der Aeste, Zweige, herabhängender Schmarotzerpflanzen, Palmblätter oder des Schilfrohrs, und viele Arten lassen ihre Nester über dem Wasser in geringer Entfernung von der Oberfläche schweben. Der Grund hierzu wird in der Fürsorge der alten Vögel für ihre Brut gesucht. Eier und Junge wecken die Lüsternheit der zahlreich vorhandenen Affen, welche alle ihre Gewandtheit und Klugheit daran setzen, um ihre Finger mit Erfolg nach der ausersehenen Beute ausstrecken zu können; aber die dünnen Zweige geben nach oder brechen und versenken den Räuber in das Wasser. Der Affe liebt kleine Vögel und Eier sehr, und wie gierig er auf Blut erpicht ist, beweist der Umstand, daß er den Papageien oft Federn aus dem Schwanze reißt, um die unentwickelten und blutenden Kiele auszusaugen. Auch die Schlangen werden als gefährliche Feinde der Webervögel hervorgehoben, aber ebenfalls erfolgreich vom Eindringen in die Nester durch deren Sorgsamkeit ausgeschlossen. Dennoch gerathen die alten Vögel in große Aufregung, wenn ein solcher Feind sich naht, und umschwirren ihn zankend, schreiend und mit Schnabelhieben ihn belästigend. Es sollen die Thierchen einen kühnen Muth in ihren verwegenen Angriffen bekunden, der wol durch die größere Gesellschaft Ihresgleichen wesentlich gehoben wird.*) Die kleinen Kämpfer und Hüter ihrer Brut werden uns von Brehm als „große oder mittelgroße Finken" geschildert, „meist von gestrecktem Leibesbau, mit langem, schlankem, oder ausnahmsweise kurzem und stumpfem Schnabel, langen Flügeln, mittellangem Schwanz und oft sehr prächtigem Gefieder, welches bei einigen Arten während der Fortpflanzungszeit sich durch eine eigenthümliche Federbildung auszeichnet. Gelb und Röthlichgelb mit Schwarz sind die hauptsächlichsten Färbungen, welche vorkommen; es giebt aber auch vorwaltend schwarze, rothe, sperlingsgraue und weißliche Weber. Der Kopf und das Gesicht pflegen dunkel gefärbt zu sein, der Rücken ist meist grünlich oder röthlichgelb, die Unterseite reingelb, licht oder dunkelroth gefärbt."

„Alle Vögel mit Hängenestern", berichtet Wood, „sind durch die auffallende Form und den zu Grunde liegenden Plan, die ihre Nester charakteri-

*) S. die Abbildung: Kolonie afrikanischer Webervögel, Seite 241.

Digitized by Google

ſiren, merkwürdig, wenn letztere gleich alle in dem einen Punkt übereinſtimmen, daß ſie am Ende der Zweige ſchweben und bei jedem Windſtoß luſtig herumtanzen. Einige ſind von bedeutender Größe, andere ſehr klein, bei einigen befindet ſich der Eingang mehr an der Seite, bei andern unten und wieder bei andern nahe an der Spitze. Einige Neſter ſind wie Hängematten an zwei Zweigen befeſtigt, andere gerade an der äußerſten Spitze des Zweigs aufgehängt, während andere Vögel auf den Palmen, die ja weder Zweige noch Aeſte haben, ihre Neſter am äußerſten Ende der Blätter anbringen. Einige werden von mannichfaltigen Faſern, andere von den gröbſten Grashalmen bereitet; manche ſind von ſo lockerem Gewebe, daß die Eier durch daſſelbe wahrgenommen werden können, während andere wieder ſo ſtark und dicht ſind, daß ſie faſt ausſehen, als wären ſie von einem Dachdecker von Profeſſion verfertigt."

Dieſe allgemeine Schilderung wird durch die Angaben Brehm's vervollſtändigt, daß die Vögel bei der Verwebung des Materials zum Neſtbau auch Speichel verwenden, ferner, daß ſie ſehr viel Zeit auf ihre Wohnungen verwenden und zuweilen faſt ſchon fertige wieder niederreißen, um von Neuem an die Arbeit zu gehen, endlich, daß bei einigen Arten ſich auch die Männchen beſondere Neſter bauen, in denen ſie, während das Weibchen brütet, verweilen.

Als hervorragenden Baukünſtler der ſüdafrikaniſchen Weber nennen wir zunächſt den Mahali-Webervogel, deſſen Länge 6″ beträgt und der im Verhältniß zu ſeiner geringen Größe ein Neſt von bedeutendem Umfang baut, welches aus ſtarken Stoffen gewebt iſt. Wood nennt ihn zwar keinen in Farben glänzenden, wol aber einen hübſchen Vogel, deſſen Rücken ein eigenthümliches Leberbraun beſitze, während ſeine unteren Theile weiß ſeien, und über deſſen Wangen je ein ſchneeweißer Streifen ſich hinziehe. Ein geſelliger Vogel lebt er in Schaaren zuſammen, welche ſich ſowol öfters auf die Erde niederlaſſen, als auch auf den Zweigen der Bäume ihr Weſen treiben. Auch ihre Neſter legen ſie in Geſellſchaft an, ſo daß man 20—30 dieſer merkwürdigen Kunſtwerke auf einem einzigen Baum vereinigt findet. Die Geſtalt des Neſtes vergleicht Wood mit einer Oelflaſche, vorausgeſetzt, daß der Hals verkürzt und erweitert, der Rumpf verlängert und die ganze Flaſche bis zu ihrer dreifachen Ausdehnung vergrößert gedacht wird. Die Außenſeite iſt nicht glatt, ſondern möglichſt rauh, da die Enden der zum Neſtbau verwendeten Halme, die von bedeutender Dicke ſind, nach außen hervorragen und nach der Oeffnung des Neſtes gerichtet ſind, das abwärts hängt, ſo daß ſie nach dieſes Schriftſtellers Meinung als Dachrinnen dienen, durch welche der Regen vom Neſte abgehalten wird. Daß dieſe Einrichtung, wie Brehm wol richtiger bemerkt (der auch von eingeflochtenen Dornen redet, deren Spitzen nach außen ſtehen), zur Abwehr gegen feindliche An- und Eingriffe geſchehe, bezweifelt jener.

Th. v. Heuglin giebt an, daß das Neſt des **Plocepasser superciliosus** aus dürren Strohhalmen erbaut, von beträchtlicher Tiefe ſei, meiſt abwärts führende Röhren oder eine mit beſonderem Schirme bedeckte Oeffnung habe. Neben dem Neſte des Weibchens ſtehe gewöhnlich das des Männchens, welches immer zwei nach abwärts führende Zugänge habe. Heuglin fand zwei Eier in einem Neſte $10^1/_2$‴ lang und $6^1/_2$‴ breit, eigeſtaltig, feinſchalig, röthlichweiß mit

kleinen verwaschenen, gegen das stumpfe Ende etwas zusammengedrängten, sehr hellrosenrothen Strichelchen und Fleckchen, die nur bei ganz genauer Betrachtung des Eies in die Augen fallen sollen.

Ein sehr auffallendes Aussehen hat das Nest des gelben Oriol (Ploceus ocularius), welches Wood mit einer sehr großen Reiterpistole vergleicht, welche an ihrem dickeren Ende aufgehängt ist. Als Material des Nestes wird ein schmales, steifes und elastisches Gras genannt, das kaum stärker als der gewöhnliche Zwirn ist, und dieses wird mit einer Geschicklichkeit verwebt, die wahrhaft in Erstaunen setzt. Heuglin giebt an, der Vogel brüte ähnlich dem Ploceus vitellinus in beutelförmigen, aus Grasblättern, nicht Halmen erbauten Nestern, an deren Anfertigung die Männchen die ganze Brütezeit über (von Juli bis Oktober) in Vorrath arbeiten, zuweilen viele Paare auf einem und demselben Baum, so daß man oft 30—50 Nester zählen könne. In den Schilderungen des englischen Naturforschers wird eine interessante Beobachtung des Kapitän Drayson mitgetheilt, welche wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Derselbe erzählt: „Der Vogel, der diese Nester baut, wird in den Kolonien der gelbe Pirol genannt. Das scharfsichtige kleine Wesen ist fast so groß wie eine Drossel und von hellgelber Farbe mit Ausnahme der Flügelenden, die bräunlich gefärbt sind. Er lebt gesellig und schaarenweise, und die Vögel pflegen, sobald sie einen passenden Ort aufgefunden haben, etliche hundert Nester an mehreren Dutzend Bäumen, wenige Ellen von einander entfernt, aufzuhängen. Stets hängt das Ende des Nestes über den Strom herab, so daß irgend ein noch so kleines Gewicht das Nest in's Wasser herabdrücken würde. Die Vögel machen beim Bauen großen Lärm, indem ein Kampf um die besten Plätze stattfindet. Beim Bauen beginnen die Vögel damit, daß sie einige starke Schwertlilien oder Rohrstengel so auf den Zweig bringen, daß sie herabhängen. Darauf befestigen sie den oberen Theil des Nestes in der Art an den Zweig, daß er ein kuppelförmiges Dach bildet. Nach und nach vervollständigen sie den kugelförmigen Knollen, indem sie nach unten zu arbeiten, und zuletzt wird der Hals an den Haupttheil des Nestes befestigt. Große Geschicklichkeit gehört dazu, den Hals glatt und offen zu erhalten, und doch könnte keine Maschine das Werk besser zu Stande bringen, als diese scharfsinnigen kleinen Baumeister. Der obere Theil des Nestes wird sehr dicht und fest gebaut, mehr als zweifach so dick als der Hals, und der Stoff, aus dem es bereitet wird, ist weit stärker. Mehrmals habe ich den Fall erlebt, daß ein Nest an ein anderes befestigt wurde, und wenn dies der Fall ist, so macht der zweite Künstler das erste Nest stärker und fügt dann sein eignes Bauwerk hinzu. Sollte sich zufällig ein Falke oder Affe in die Nachbarschaft einer solchen Vogelkolonie wagen, so wird er von Hunderten dieser kleinen Wesen, die gegen den Angreifer gemeinsame Sache machen, umzwitschert und schnell vertrieben. Während des Nestbaues ist die Flußseite ein höchst interessanter Platz, weil man da den Scharfsinn und Fleiß der Vögel so recht beobachten kann."

Wiewol das Nest des Goldwebers gleichsam wie eine schwankende Wiege erscheint, aus welcher man den Sturz der Eier oder der Jungen jeden Augen-

Digitized by Google

blick zu erwarten meint, ſo iſt es doch eine ſehr zuverläſſige und ſichere Wohnung, in der drei bis fünf 9 Linien lange Eier ausgebrütet werden, welche nach Heuglin weiße, röthlich weiße bis roſenröthliche und ſpangrüne Grundfarbe haben und gegen das ſtumpfe Ende kranzförmig gefleckt ſind. Die Farbe dieſer Fleckchen und Tropfen wechſelt zwiſchen violett, violettbraun und ſchwarz. Männchen und Weibchen wechſeln im Brüten ab und geben ſich dieſem Geſchäfte ſo treu und ſorgſam hin, daß man ſie über den Eiern fangen kann. Die Jungen würden, wie es augenſcheinlich iſt, in den Hals des Neſtes fallen müſſen, wenn ſie nicht durch eine 2 Zoll hohe, zwiſchen Hals und Knollen des Neſtes errichtete und durch den Knollen mitten durch ziehende Wand geſchützt wären.

Der goldſtirnige Webervogel (Ploceus icterocephalus) baut ein ſehr zierliches und zugleich feſtes, ſolides Neſt, welches durch ſeine Elaſticität geeignet iſt, umhergeworfen zu werden, ohne daß gerade erheblicher Schaden zu befürchten wäre. Es hängt an Schilfrohren, gewöhnlich unweit der Waſſerfläche und iſt auswendig aus rauhen, derben Rohrſtengeln, welche kunſtvoll unter einander verflochten ſind, erbaut, während das Innere mit regelmäßig über einander gelegten Blättern als ein ebenſo glattes als elaſtiſches Polſter erſcheint. Offenbar gebraucht der Vogel beim Aus- und Einſchlüpfen, Niederſetzen und Aufſtehen die nöthige Vorſicht, um nicht die ohne jegliches Bindemittel eingelegten Blätter zu verwirren und zu verſchieben. Die Farbe der Außenſeite wird uns im Gegenſatz zu dem Blaßbläulichgrau der Innenſeite blaßgelb geſchildert und die Größe des Neſtes ſoll ungefähr einer Kokosnuß gleich kommen, nur daß letztere etwas länger, jedoch nicht ſo breit iſt.

Auch der Tahawebervogel (Taha) hängt ſein Neſt an Rohrſtengeln an, aber er lebt nur zur Brutzeit im Schilf, während er ſonſt die hohen Bäume liebt. Er kommt in großer Menge, oft in läſtigen Schaaren vor, wiewol er auf ein ziemlich kleines Gebiet beſchränkt iſt, und richtet in den Gärten zur Erntezeit oft großen Schaden an. Das Gefieder des Taha iſt ſchön. Das Hochgelb des Oberkopfs, Rückens, der Schultern, der Ober- und Unterſchwanzdecken und des Hinterbauchs ſticht lebhaft gegen das Schwarzbraun der Flügel und des Schwanzes und das Dunkelſchwarz des übrigen Gefieders ab. Uebrigens iſt das Gefieder nach der Jahreszeit verſchieden, da das Gelb des Sommerkleides im Winter reichlich mit braunen Flecken beſprengt iſt. Auch ſoll der Schnabel im Sommer heller als im Winter ſein, und dieſe Erſcheinung würde demnach mit derjenigen am Schnabel unſeres Staares zuſammentreffen.

Einer der häufigſten Webervögel iſt der Büffelweber (Textor), darum ſo genannt, weil er den Büffeln (Biſons) überall hin nachfolgt. Da, wo die vorſchreitende Kultur den Büffel verdrängt, weicht auch dieſer Vogel zurück, um ſich auf dem Rücken deſſelben niederzulaſſen.

Der Textor erytrorhynchus iſt $8^3/_4$ bis $9^1/_4$ Zoll lang, von ſchwarzem, am Außenrande der Flügeldeckfedern und der Schwingen weiß geſäumtem Gefieder. Wegen des mattroſenrothen Schnabels wird er auch der rothſchnäbelige

Digitized by Google

Webervogel genannt. Ihm ähnelt in der Färbung der etwas größere Alektovogel (Textor Alecto), dessen Gefieder ein glanzloses Schwarz mit etwas Weiß auszeichnet. Rüpell hat in Abessinien eine dritte Art des Büffelwebers entdeckt, den Textor Dinemellii, dessen Kopf und Unterseite weiß, während der Mantel, die Schwingen und der Schwanz chokoladebraun, Bürzel und Schwanzdecken scharlachroth und die Zügel schwarz sind. Er ist der kleinste von den Büffelwebern, nur 7 Zoll 6 Linien lang.

Der Büffelweber (Textor erytrorhynchus) lebt wie seine Verwandten vorzugsweise auf Viehweiden, häufig in Gesellschaft von Glanzdrosseln und Madenhackern. Mit großer Behaglichkeit treibt er sein Wesen auf dem Rücken des Büffels. Wie unser Staar sich auf den Rücken der Kühe und Schafe heimisch fühlt und hier die mancherlei Schmarotzerinsekten wegpickt, so der Büffelvogel auf jenem mächtigen Thiere der Wildniß. Bald scharrt er mit den Füßen, um die bloßgelegte Beute alsdann rasch mit dem Schnabel wegzupicken, bald erhascht er im Fluge die das Thier quälenden Insekten, seinen Platz auf den Hörnern oder dem Hintertheile des Büffels einnehmend. Der Liebesdienst, welcher hiermit dem Büffel geleistet wird, veranlaßt diesen, die befiederten Gäste ruhig auf sich zu dulden. Aber die lustige Gesellschaft leistet ihm auch noch einen anderen Dienst. Sobald nämlich der Vogel Gefahr endeckt, fliegt er auf und verkündet Argwohn und Angst durch einen schwirrenden Laut, welcher dem erfahrenen Büffel wohlbekannt ist und ihn warnt sich in Sicherheit zu bringen. Fliehend stürzt er sich in das Dickicht, von dem treuen Anhänger begleitet.

Von dem Neste des Textor Alecto sagt Brehm, er habe auf einzelnen Bäumen drei, sechs, dreizehn und achtzehn Stück vereinigt gefunden. Jedes Nest habe einen Durchmesser von drei bis vier Fuß und bestehe aus Reisern und Zweigen, zumal aus denen der Garat-Mimose, welche trotz ihrer Dornen benutzt würden. Die Zweige legt und flicht der Vogel zu Astgabeln, aber so wirr unter einander und so unordentlich zusammen, daß man beinahe bis in das Innere der Nestkammer blicken kann. Von außen sieht das Nest kratzborstig aus. Ein Eingang führt in das Innere. Er ist im Anfang so groß, daß man bequem mit der Faust eindringen kann, verengert sich aber mehr und mehr und geht endlich in einen Gang über, welcher gerade für den Vogel passend ist. Der innere Theil des Nestes ist mit feinen Würzelchen und mit Gras ausgefüllt. Heuglin sagt: Das Nest besteht aus dürrem Reis, von dem eine große Quantität, oft eine Masse von 5—8 Fuß Länge und 3—5 Fuß Breite und Höhe, zwischen tauglichen Astgabeln aufgehäuft wird. In einem solchen sind drei bis acht Nester tief im Innern angelegt und diese mit feinem Gras und Federn gefüttert. Sie enthalten drei bis vier Eier von weißlicher Grundfarbe, meist mit größeren grauen, zuweilen leberbraunen Punkten und Flecken bedeckt. Sie sind eigestaltig bis eiförmig, selten rundlich und sehr feinschalig.

Den gefleckrückigen Webervogel (Ploceus spilonotus) hebt Wood hervor als Erbauer rundlich gestalteter Nester, die in mehreren Reihen von den Zweigen herabhängen. „Ihre Bauart", sagt dieser Schriftsteller,

Digitized by Google

„ist etwas veränderlich, da einige den Eingang nahe am Boden haben, während er sich bei andern mehr nach den Seiten zu befindet. Sie werden jedoch alle von ähnlichen Stoffen verfertigt und die verschiedene Lage der Oeffnung ist nur einem sich in die Umstände Fügen zuzuschreiben. Sie enthalten nicht viele Eier, selten mehr als vier, und die Farbe derselben ist zart grün, etwas denen unseres gemeinen Staares ähnlich. Der Vogel findet sich nicht sehr häufig und scheint nur innerhalb eines beschränkten Bereichs vorzukommen, da er westlich vom Kaffernland nicht zu sehen ist."

---

Der Baya (**Nelicurvius Baya**), ein über ganz Indien verbreiteter Vogel von 6 Zoll Länge, ist auf der Oberseite dunkelbraun, jedoch durch die weißlichen Säume der Federn lichter gefärbt, während die Unterseite weißlich, an der Brust mit Braun überzogen ist und an allen Federn dunkle Schaftflecken trägt. Den oberen Kopf deckt lebhaftes Gelb, das Gesicht und den Vorderhals Schwarz. Eine schmale gelbe Kante zeichnet die Schwingen aus.

Der Baya lebt nicht blos in Gesellschaft seines Gleichen, sondern schlägt sich auch mit anderen Vögeln, z. B. dem schwarzköpfigen Ammer zusammen und läßt sich unter fortwährendem Gezwitscher auf Getreide-, namentlich auf Reisfeldern und an Orten, wo er Grassämereien findet, nieder.

Von besonderem Interesse ist das kunstvolle Nest, welches er flechtet. Dr. G. Hartlaub giebt hierüber folgende Mittheilungen. „Die Nester hängen sehr geschickt befestigt unter den ungeheueren Blättern von **Barassus flabelliformis**. Einige bestehen aus festem, grobem Heu und ähneln an Gestalt einem Geldbeutel. Sie sind dreizehn bis vierzehn Zoll lang und etwa sieben Zoll breit am unteren Ende. Oben verschmälert sich der Durchmesser bis auf zwei Zoll. Das ganze Werk ist ziemlich fest und zeigt nur an seinem untersten Theile eine runde Oeffnung von etwa fünf Zoll Durchmesser. Der Bau des Nestes wird oben angefangen, so daß die Oeffnung darin das letzte ist. Wenn es zur Hälfte fertig ist, wird eine Querwand gemacht und der ganze Bau hat solchergestalt zwei Oeffnungen am unteren Theile, eine für das Nest und eine für den Eingang. Beide werden später, jede für sich, vollendet. Die Männchen scheinen namentlich mit dem Herbeischaffen des Materials thätig zu sein. Zwei bis drei Nester sind oft an dasselbe Nest befestigt und 20—30 auf derselben Palme. Zu Anfang Mai fand ich eben ausgekrochene Junge in einem und drei ganz weiße Eier in einem zweiten Neste. Noch andere Nester waren erst halb fertig."

Eine andere Mittheilung durch Hartlaub ist folgende: „Die Baya beginnen in der Umgebung von Muttra ihr Brutgeschäft mit der Regenzeit. Sie befestigen ihre hängenden Nester gern an den durch die furchtbarsten Dornen geschützten Babul (**Mimosa arabica**), geben aber Palmen, wenn solche vorhanden, allemal den Vorzug. Das Nest wird meist an den äußersten, natürlich sehr unzugänglichen Spitzen der Blätter befestigt. Der Nestbau beginnt von oben, aber einmal war ich Zeuge vom Gegentheil. Die Vögel nehmen sich mit dem Bau selbst Zeit, aber sie scheinen auf das ängstlichste

Digitized by Google

bemüht, ſeine Geſtalt vortheilhaft herauszubringen und es eben dadurch recht waſſerdicht zu machen. Oft ſieht man den Vogel von der eigenen Arbeit ab zu benachbarten Neſtbauten hinfliegen und hier gemüthlich eine Zeit lang zuſchauen. Niemals aber ſtibitzt einer von fremdem Material. Bisweilen iſt ein Neſt nicht hinreichend befeſtigt und wird vom Sturmwind herabgeworfen.“

Wir ſtellen hiermit zuſammen, was Dr. H. A. Bernſtein von dem Neſte des Baya berichtet:

Der Bayavogel.

„Das Neſt hat eine birnförmige Geſtalt und iſt mit ſeinem ſchmalen, kaum einen Zoll dicken, ſtielförmigen, oberen Ende an der äußerſten Spitze eines Bambuszweiges oder Palmblattes hängend befeſtigt, und zwar ſo feſt, daß ſelbſt ein ſtarker Wind nur ſelten im Stande iſt es herunter zu werfen. Etwa 6 Zoll unterhalb der Anheftungsſtelle wird das Neſt breiter und erreicht ſeinen größten Umfang am unteren, gleichſam von zwei Seiten etwas zuſammengedrückten Ende, wo ſein Durchmeſſer 6, reſp. 4 Zoll beträgt. Hier befindet ſich der für die Eier und Jungen beſtimmte Raum und unmittelbar neben dieſem, jedoch durch eine etwa zollhohe Querwand getrennt, der Eingang, welcher ſich in eine etwa zwei bis vier Zoll lange und zwei Zoll dicke, abwärts gerichtete Röhre fortſetzt. Die ganze Länge des Neſtes, von der Anheftungsſtelle bis zum Anfange des ſo eben erwähnten, röhrenförmigen Eingangs, d. h. ohne dieſen, beträgt 18 Zoll. Zur Darſtellung dieſes großen, kunſtvollen Neſtes benutzen die Vögel ausſchließlich feine, ſchmale Grashalme und deren Blätter, welche ſo genau und ſorgfältig unter einander verflochten

Digitized by Google

werden, daß dadurch das Ganze ein sehr regelmäßiges, glattes, gefälliges Aeußeres erhält. Die meisten der in meinen Besitz gekommenen Nester von Ploceus Baya enthielten 3—4, bisweilen auch nur 2 reinweiße, etwas längliche Eier." Da der Baya unter den sogenannten Webervögeln der berühmteste ist, so fühlen wir uns veranlaßt, die ausführliche Beschreibung Jerdons über das Nest schließlich noch aufzunehmen:

„Das Nest wird gewöhnlich aus verschiedenen Grashalmen zusammengebaut, welche gepflückt werden, so lange sie grün sind, zuweilen aber auch aus Streifen von Blättern, zumal der Palmen, zusammengewoben. Ich habe bemerkt, daß die Nester, welche aus letzteren Stoffen erbaut wurden, kleiner und weniger bauchig sind, als andere, gerade als ob der kleine Baukünstler wisse, daß ein so fester Stoff, in geringer Menge verwendet, dasselbe leiste, wie das schwächere Gras. Uebrigens wechseln die Nester in Gestalt und Anordnung vielfach ab. Wenn der Bau so weit gekommen ist, daß die Räumlichkeit, welche die Eier aufnehmen soll, als vollendet betrachtet werden kann, wird eine starke Querwand eingesetzt, nicht gerade in der Mitte, sondern ein wenig auf der Seite: nimmt man jetzt das Nest vom Baume, so findet man, daß es die Gestalt eines Korbes mit seinem Henkel hat. Verschiedene Forscher haben diesen abgetrennten Raum als den Aufenthaltsort des Männchens bezeichnet, während er nichts anderes ist, als die Schwelle zwischen dem wirklichen Neste und seinem röhrenförmigen Eingang, welche besonders stark sein muß, weil sie als Sitzplatz ebensowohl von den alten als später von den halb erwachsenen jungen Vögeln benutzt wird."

„Bis jetzt haben beide Geschlechter gemeinschaftlich am Neste gearbeitet, sobald aber diese Schwelle gelegt ist, zieht sich das Weibchen in das Innere des Nestes zurück und verwebt hier die Hälmchen, welche jetzt das Männchen allein zutragen muß, während dieses gelegentlich auch außen weiter baut. Auf den Ausbau dieses Nestes wird überhaupt viel Zeit verwendet. Die Eikammer wird an einer Seite des eigentlichen Eingangs angelegt und die Zugangsröhre auf der andern. Nachdem dies geschehen, tritt eine Zeit lang Ruhe ein. Nunmehr werden im Neste Lehmklumpen angebracht. . . . . Nach wiederholter Untersuchung verschiedener Nester zur Zeit, zu welcher der Lehm eingebracht wird, und nach der Lage, welche er im Innern des Nestes erhält, glaube ich, daß er nur dazu dienen kann, dasselbe im Gleichgewicht zu halten und die Wirkung des Windes zu brechen. In einem Neste, welches ich untersuchte, fand ich ungefähr 3 Unzen Lehm auf sechs verschiedenen Stellen. Man nimmt gewöhnlich an, daß die unvollendeten Nester vom Männchen zu seinem besonderen Gebrauch erbaut würden, und daß der Lehm mehr in solchen unvollendeten als in fertigen Nestern gefunden werde: ich habe dies durch meine in jeder Hinsicht begünstigte Untersuchung nicht bestätigt gefunden und glaube eher, daß die unvollendeten Nester wegen ihrer schlechten Bauart oder aus sonstigen Ursachen verlassen werden."

Digitized by Google

Geſellige Webervögel.

Der geſellige Webervogel oder Siedelweber (Philetaerus socius), Vertreter einer beſonderen Sippe, kennzeichnet ſich nach Brehm's Schilderung „durch geſtreckten, kegelförmig zuſammengedrückten Schnabel, deſſen Firſte von Grund aus ſanft gebogen iſt und deſſen Seitenränder einen ſehr wenig vortretenden Zahn in der Mitte haben, durch mittellange, d. h. wenig über die Schwanzwurzel hinabreichende Flügel, deren erſte Schwinge gegen die drei nächſten gleich langen ſehr verkümmert iſt, und durch etwas abgerundeten Schwanz. Der Fuß iſt wie bei allen Webervögeln ſtark und verhältnißmäßig hoch. Das Kleid iſt ſehr einfach. Der Oberkopf, die Halsſeiten, der Vorderhals und die Bruſt ſind einfarbig erdgrau, der Oberkopf verwaſchen dunkel gefleckt. Genick und Rücken ſind erdgrau und ſchwarz gewellt, die Flügeldecken, Schwingen und Schwanzfedern ſind dunkelbraun, blaßerdgrau geſäumt, die Bauchſeitenfedern ſchwärzlich blaß geſäumt. Ein kleines Fleckchen von jedem Auge und die Umgebung des Unterſchnabels ſind ſchwarz, der Schnabel und die Beine ſind blaß hornfarbig. Die Länge beträgt 6 Zoll 9 Linien, wovon der Schwanz 2 Zoll wegnimmt. Die Weibchen unterſcheiden ſich durch helleren Rücken, die Jungen durch braun geſtrichelten Kopf und das Fehlen des Schwarz am Unterſchnabel wie an den Bauchſeiten.“

Die Heimat des Siedelwebers iſt Süd-Afrika, wo er ſich in einigen Gegenden in großer Menge findet. Ueber die Art ſeines Niſtens verbreitet ſich Wood umſtändlich, weshalb ſein Bericht genügen möge:

„Nur wenige Leute erwarten auf einem Baum ein Neſt vorzufinden, das groß genug iſt, fünf bis ſechs Mann ein Obdach zu bieten, und doch iſt dies oft mit dem Neſte des geſelligen Webervogels der Fall. Natürlicher Weiſe iſt ein ſo alles gewöhnliche Maß überſchreitender Bau nicht das Werk eines einzigen Paares, ſondern er wird durch die vereinten Anſtrengungen der Geſellſchaft geſchaffen. So groß und geräumig auch die Wohnung iſt, da ſie zuletzt eine ungeheuere Anzahl von Alten und Jungen enthält, ſo iſt ſie urſprünglich doch das Werk eines einzigen Paares und erlangt ihre ungeheueren Ausdehnungen durch die Anſtrengungen jener Vögel, die ſich zu einem gemeinſamen Zuſammenleben vereinigen. Das erſte Geſchäft dieſes Webervogels iſt, eine große Menge des Graſes herbeizuſchaffen, das geradezu für dieſen Zweck gewachſen zu ſein ſcheint (!). Dies iſt ein Gras mit ſehr großem, ſehr zähem und drähternem Halm, das den Anſiedlern unter dem Namen Buſchmannsgras bekannt iſt, wahrſcheinlich weil es in großer Menge in jenem Theil Süd-Afrika's wächſt, wo die Buſchmänner oder Bosjemanns wohnen.“

„Die Vögel bringen dieſes Gras auf einen geeigneten Baum, der gewöhnlich eine Art Akazie iſt, die von den holländiſchen Pflanzern Kameeldorn (Acacia Giraffa) genannt wird, weil die Giraffe, welche die holländiſchen Anſiedler Kameel zu nennen pflegen, gern die Blätter abweidet. Dies iſt ein zu dem Zweck geeigneter Baum, da das Holz äußerſt hart und zähe iſt und die Zweige darum geeignet ſind, das große Gewicht der Neſter zu tragen. Dieſer Baum wird in Süd-Afrika zu manchen Zwecken gebraucht, wozu Härte und Dauer erforderlich ſind, namentlich zu ſolchen Werkzeugen, welche zum Ackerbau beſtimmt ſind.“

„Die Vögel hängen das Buſchmannsgras über einen geeigneten Zweig und ſie bilden dadurch, daß ſie es verweben und verflechten, ein Dach von ziemlich kleinem Umfang. Unter dieſem Dach wird eine Anzahl Neſter angebracht, deren Zahl mit jeder folgenden Brut wächſt. Die Neſter werden dicht neben einander angebracht, ſo daß ſie ſich zuletzt wie eine von zahlreichen Löchern durchbohrte Grasmaſſe ausnehmen, und es iſt wirklich ſtaunenswerth, daß die Vögel im Stande ſind, ihren Weg nach ihren beſonderen Wohnungen zu finden. Den Augen der Menſchen kommen die Neſter gerade vor wie Häuſer in einer modernen Straße, bevor Fenſterläden, Blumen und andere Verſchönerungen jeder Wohnung ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt haben; aber ungeachtet dieſer Aehnlichkeit ſchleichen die Inſaſſen ohne alles Bedenken ein und aus.“

„Wenn ſchon die nämliche Neſtmaſſe mehrere Jahreszeiten hintereinander in Beſitz genommen wird, ſo verſchmähen es die Vögel demungeachtet, in den nämlichen Neſtern ein zweites Mal zu bauen, ziehen es vielmehr vor, für jede neue Brut eine neue Wohnung herzuſtellen. Dieſer Gewohnheit gemäß verlaſſen die Vögel nicht, ſobald ſie die Dächer ganz und gar mit ihren Neſtern angefüllt haben, die Wohnung, ſondern erweitern das Dach und bauen eine

zweite Reihe von Nestern gerade wie die Honigscheiben der Wohnung einer Wespe oder Hornisse. Schichte auf Schichte wird so hinzugefügt, bis die Masse einen so ungewöhnlichen Umfang erlangt, daß Reisende diese Nester fälschlich für Häuser menschlicher Wesen gehalten haben und schwer getäuscht wurden, wenn sie so nahe waren, daß sie ihre wirkliche Beschaffenheit erkannten."

„Eine Jahreszeit nach der andern fahren die Webervögel fort, ihre Nester zu vergrößern, bis zuletzt der Zweig das Gewicht nicht länger zu tragen vermag und er krachend zur Erde herabstürzt. Dieses ereignet sich nicht häufig in den Brütemonaten, sondern findet meistens in der Regenzeit statt, weil alsdann das trocken gewordene Gras so viel Feuchtigkeit einsaugt, daß das Gewicht für den Ast zu schwer wird."

„Die Nestergruppe, die auf der Abbildung zu sehen ist, hat die mittlere Größe, wie man sich dessen durch ihre Form versichern kann. Im ersten Zustande ist die Nestmasse vergleichsweise lang und schmal, breitet sich aber allmälig, sobald die Zahl der Nester wächst, mehr aus, so daß sie zuletzt so weit und wenig tief ist, wie ein ausgebreiteter Regenschirm. Auf die Größe einiger dieser Baue kann man durch die Thatsache schließen, daß Le Vaillant an einem unvollendeten Bau, außer den verlassenen Nestern früherer Jahre, nicht weniger als dreihundert und zwanzig Nester zählte, von denen ein jedes von einem Vogelpaar besetzt war, das mit dem Aufziehen einer Brut von 4—5 Jungen in Anspruch genommen war."

Ein Nest enthält drei bis vier bläulichweiße, am stumpfen Ende mit kleinen braunen Tupfen versehene Eier.

---

Von den webenden Nestbauern Amerika's schildern wir als bedeutenden Künstler auch den zu den Rabenvögeln gehörenden Baltimorevogel (**Hyphantes Baltimore**). Seine Länge beträgt $7^3/_4$ Zoll. Das alte Männchen ist lebhaft gefärbt. Kopf, Vorderhals und Nacken, die Schwingen und großen Flügeldeckfedern nebst den mittelsten Steuerfedern sind schwarz; die Unterseite, der Unterrücken und die kleinen Flügeldeckfedern strahlend orangegelb, die Federn der Brust und des Rückens licht scharlachroth; die seitlichen Steuerfedern sind an der Wurzelhälfte schwarz, an der Spitzenhälfte orangefarbig, die Schwingen weißsäumig und die großen Oberflügeldeckfedern weiß zugespitzt.

Der Baltimorevogel ist ein Bewohner Nord-Amerika's und liebt die Flußufer des Hügellandes. Gewandtheit und Zierlichkeit zeichnen seine Bewegungen aus, namentlich ist er ein geschickter Kletterer. Vor allem anziehend ist die Schilderung seiner Thätigkeit beim Nestbau, welche Wilson gibt. Er sagt:

„Der Baltimorevogel wählt die hohen, herabhängenden Zweigspitzen und befestigt starke, feste Fäden von Hanf oder Flachs um zwei der beabsichtigten Weite des Nestes entsprechende Gabelzweige; aus den nämlichen Materialien, die mit lockerem Werge vermengt sind, webt oder fabrizirt er eine starke, feste Art Tuch, welches gewissermaßen der Substanz eines noch rohen Hutes gleicht

Digitized by Google

und das er zu einem ſechs bis ſieben Zoll tiefen Beutel geſtaltet; inwendig füttert er es reichlich mit verſchiedenen weichen und dem äußeren Netzwerk gehörig eingewebten Subſtanzen aus; das Ganze iſt gegen Sonne und Regen durch ein natürliches Wetterdach oder einen Blätterbaldachin geſchützt. Was die Oeffnung anlangt, welche der Vogel nach Pennant und andern Schriftſtellern auf der Seite für die Jungen ſowol zur Fütterung als Entfernung der Exkremente laſſen ſoll, iſt auf jeden Fall ein Irrthum. Ich meinestheils habe nie ein ſolches Loch in der Neſtwand des Baltimorevogels gefunden.

Der gehaubte Kaſſike (ſ. S. 419) und der Baltimorevogel.

Die Baltimorevögel unterſcheiden ſich eben ſo ſehr durch Styl, Sauberkeit und Ausführung ihrer Neſter, als durch ihre Stimme. Einige ſcheinen vor allen andern geſchickte Arbeiter zu ſein und wahrſcheinlich nehmen ſie an Kunſtfertigkeit eben ſo wie an Farbenpracht mit den Jahren zu. Ich habe jetzt eine Anzahl ihrer Neſter vor mir, ſämmtlich vollendet und mit Eiern angefüllt. Eins derſelben, das ſauberſte und netteſte, hat die Geſtalt eines Cylinders, iſt fünf Zoll weit, ſieben Zoll tief und am Boden rund. Die oben befindliche

Digitized by Google

Oeffnung ist durch einen horizontalen, ungefähr drittehalb Zoll breiten Deckel beschränkt. Die Materialien sind Flachs, Hanf, Werg, Haare und Wolle, welche sämmtlich zu einer vollkommenen Art Tuch verwebt sind, das Ganze ist überall sauber mit langen, mitunter zwei Fuß langen Roßhaaren durchnäht. Der Boden besteht aus dicken Kuhhaarflocken und ist ebenfalls mit Roßhaaren durchnäht. Das eben beschriebene Nest hing an der Spitze eines horizontalen Apfelbaumzweiges, nach Südost gerichtet; es war, obgleich im Schatten, in einer Entfernung von hundert Schritten sichtbar und das Werk eines sehr schönen und vollkommenen Vogels. Es befinden sich fünf weiße, schwach fleischfarbene, am breiten Ende mit purpurnen Flecken und an den übrigen Theilen mit langen Linien gezeichnete Eier darin, die Linien sind haarfein und durchschneiden sich in mannichfaltigen Richtungen."

Der Baltimorevogel ist zur Zeit seiner Nestbereitung so sehr auf geeignetes Material bedacht, daß das Garn auf der Bleiche gefährdet ist. Selbst von Pfropfreisern löst er das Garn ab und verwendet es zu seinem Neste. Der Vogel bequemt sich der Lage und den Verhältnissen der Oertlichkeiten an. Im Süden Nord-Amerika's wählt er das spanische Moos und baut alsdann das Nest locker und luftig, wendet auch keine wärmenden Stoffe im Nestinneren an; in den nördlichen Staaten dagegen sorgt er nicht nur für Erwärmung durch Sonnenstrahlen, denen er das Nest aussetzt, sondern er giebt ihm auch ein Wärmepolster. Die Jungen, vier bis sechs an der Zahl, schlüpfen nach vierzehntägigem Brüten aus den Eiern und klettern, wenn sie einigermaßen flügge geworden sind, außen um das Nest herum, schlüpfen dann wieder hinein und bereiten sich durch diese kleinen Exkursionen zum Ausfliegen vor.

Wood sagt über das Nest des Baltimorevogels: „Es ist immer ein Hängenest und findet sich mit dem Rand an der unteren Seite eines dünnen Zweiges, gewöhnlich in beträchtlicher Höhe über dem Boden aufgehängt. Es wird fast ganz aus Pflanzenfasern bereitet und ist so stark gebaut, daß es, obgleich von einem Diener einstmals in eine unförmige Masse auf dem Boden einer Kiste zusammengequetscht und mit Ruß und Staub bedeckt, dennoch seine Form behalten hat. Die Stoffe, aus denen das Nest besteht, sind äußerst mannichfaltiger Art, da der Vogel einen angeborenen Sinn für Nestbau hat und immer bereit ist, aus irgend einer neuen Entdeckung in der Baukunst Vortheil zu ziehen."

„Dieser Vogel ist sehr furchtlos und, wie nur irgend eine Art, ein Freund menschlicher Gesellschaft, der in Gemüse- und Obstgärten baut und seine weichen Töne sogar in den Straßen dem Summen und Rasseln des Stadtlebens zum Trotz pfeift. Dieser furchtlose Sinn setzt den Beobachter in die Möglichkeit, sein Verfahren sehr sorgfältig zu beobachten; in der Regel findet man, daß der Vogel damit beginnt, daß er die stärksten Fäden oder Bänder um einen gabeligen Zweig herumarbeitet, um so den Eingang zu bezeichnen und dann den übrigen Theil des Nestes auf die Bänder webt. Die Zierlichkeit und Stärke des Baues sind jedoch sehr wechselnd."

Digitized by Google

Von den Schwarzvögeln Amerika's (Cassici), den ſchönen, gewandten und lebhaften Vögeln, welche zum Theil unſere Raben vertreten, ſchildern wir nur den Japu oder den Haubenkaſſiken (Cassicus cristatus).

„Links vom Neſte des Baltimore-Oriole", fährt Wood weiter fort, „iſt ein ſehr merkwürdiger Bau dargeſtellt, der im Winde hin und her ſchwankt, lang, einem Geldbeutel ähnlich iſt und den Eingang an der Spitze hat. Dies iſt das Neſt des gehaubten Kaſſiken (Oriolen) und man ſieht den Vogel ſelbſt ſich an den unteren Theil des Neſtes anklammern. Es giebt mehrere Arten Kaſſiken, die alle Bewohner des tropiſchen Amerika ſind und Neſter von ähnlichem Bau verfertigen. Der gehaubte Kaſſike iſt der größte des Geſchlechtes, denn er kommt der gemeinen Dohle an Größe gleich und ſein Neſt iſt größer und auffallender, als das jeder anderen Gattung. Er liebt die höchſten Bäume, und man kann ihn da thätig und flink beim Aufſuchen ſeiner Nahrung hin und her ſchreiten ſehen, wobei er hier und da haſtig pickt, während er einhertrippelt oder in raſchem, ſtürmiſchem Flug von einem Baum zum andern hinüberfliegt, wobei er nach Inſekten ſchnappt, während er durch die Luft vorwärts ſtürzt. Wie die vorhergehende Art liebt er die menſchliche Geſellſchaft und baut ſein Hängeneſt dicht neben die Wohnungen der Menſchen, ſo daß man ſeine Eigenthümlichkeiten leicht beobachten kann."

„Das glänzend ſchwarze Gefieder des Haubenkaſſiken wird durch den dunkelrothbraunen Unterrücken und Steiß und die gelben ſeitlichen Steuerfedern unterbrochen. Auch der Schnabel iſt gelblich und das Auge hellbraun. Die Farben des Vogels fallen beſonders ſchön in die Augen, wenn der Vogel fliegt, namentlich wenn er eine ſcharfe Wendung in der Luft macht und ſeine Schwanzfedern ſchnell ausbreiten muß. Der Schnabel iſt ſehr merkwürdig; er ſtreckt ſich nämlich weit vor der Stirn vor. Der Kopf iſt mit einer langen ſpitzen Haube geziert, von der ſich ſein landläufiger Name „gehäubter Oriole" herſchreibt. An manchen Lieblingsplätzen kommen dieſe Vögel in großer Menge vor und bringen einen ſchönen Effekt hervor, da das bunte Gefieder unter dem Laub funkelt, während ſie mit eifrigem Suchen nach Nahrung beſchäftigt ſind."

„Das Neſt des gehaubten Kaſſiken iſt ſehr lang und hat, wie man aus der Abbildung erſehen kann, einen Eingang gleich der Oeffnung einer Taſche. Die Oeffnung iſt im Vergleich zur Größe des Neſtes ſelbſt etwas klein, und der Vogel taucht darum ſtets mit dem Kopf voran in ſeine Wohnung hinein, wobei ſein gelber Schwanz in einem letzten Goldſchimmer erglänzt, bevor er verſchwindet. Das Neſt iſt ſtark gebaut und die dazu verwendeten Stoffe ſind etwas grob und gleichen nicht im Mindeſten den zarten und zierlichen zugerundeten Faſern, aus denen die Neſter der Webervögel bereitet werden. Dieſe Neſter haben oft eine Länge von mehr als einem Yard (1 Yard = 3′ 36″) und fallen zu Folge ihrer Größe ſehr in die Augen, ſo oft ſie der Wind vom Zweige weg vorwärts und rückwärts treibt. Das Nämliche läßt ſich hinſichtlich der Neſter anderer Kaſſiken ſagen, und der Leſer, welcher ruhig zu Hauſe bleibt, wundert ſich ſo oft, warum der Reiſende nicht jeden Baum beſteigt, auf dem er ein Neſt gewahrt, um es herunter zu holen. Zwei Gründe ſind es, warum ſolche Neſter in europäiſchen Muſeen nicht ſo gemein ſind, als man ihrer

großen Anzahl nach denken sollte. Ein Grund ist der, daß die Bäume nicht leicht zu erklettern sind. Manche dieser Bäume gehen 80 und 100 Fuß in die Höhe ohne einen einzigen Ast, andere dagegen haben Stämme von bedeutendem Umfang, die zugleich merkwürdig glatt sind, so daß dieselben zu besteigen eben so schwierig ist, als einen geschälten und mit Fett oder Schmierseife bestrichenen Baum auf einem Jahrmarkte; wieder andere, die keine Schwierigkeiten zu bieten scheinen, haben die Stämme mit dornigen, ein bis zwei Zoll langen Stacheln besetzt, die so stark wie Nägel und so scharf wie Nadeln sind. Die meisten Vögel, namentlich die innerhalb der Wendekreise lebenden, haben die Gewohnheit, ihre Nester gerade auf die Enden der Aeste zu setzen, wo die Zweige nicht das Gewicht eines Aeffchens, geschweige das eines Menschen tragen würden. Solche Nester kann man nur dadurch bekommen, daß man ein Seil um den Zweig wirft, an welchem sie aufgehängt sind, ihn in die Höhe zieht und so nahe als möglich bei den Nestern abhaut und dann das Ganze auf die Erde herabläßt."

„Angenommen jedoch, die entgegenstehenden Schwierigkeiten seien glücklich besiegt, so findet man sich noch in einer sehr unbehaglichen Stellung wegen der zahlreichen Insekten, die auf tropischen Bäumen herumschwärmen und von denen die meisten entweder wild darauf losstechen oder beißen. Es finden sich dort viele Arten Wespen, die größer, grimmiger und leichter zu erzürnen sind, als das kleine gelb und schwarze Insekt, das uns in unserer Heimat so viel Schrecken einflößt, und diese Thierchen haben die Gewohnheit, ihre Nester in den Zweigen anzubringen, wo sie durch die Blätter verborgen sind. Aber die schlimmsten aller Feinde der Kletterer sind die Ameisen und Termiten, welche die Bäume in hohem Grade unsicher machen. Mitunter greifen diese letzteren den Kletterer so wüthend an, daß er genöthigt wird, eiligst den Baum herabzusteigen und sich in Rauch einzuhüllen, um sich seiner Gegner zu entledigen, oder der gemarterte Eingeborene ist, wenn ein Fluß unter den Zweigen herfließt, gezwungen, sich in denselben zu stürzen und die Myriaden Insekten, die ihre Kiefern oder Stacheln oder beides in sein Fleisch eingraben, zu ertränken. Die Beschwerden eines Naturforschers sind sehr angenehm im Hause zu lesen, aber nicht so angenehm auszuhalten und zu ertragen, die Aussicht, sich Fieber und Schlangenbisse zuzuziehen, und die Gewißheit, daß Tausende von Mosquito's, Sandflöhen und anderen geflügelten Plagern an einem saugen, wollen wir sogar bei Seite setzen."

## Die Lustlaubenfertiger.

Wir kommen nun zur Schilderung jener höchst merkwürdigen Gebäude, welche von zwei Vogelarten errichtet werden, die dabei einem Vergnügungstriebe folgen, über den wir Menschen eben so wenig Rechenschaft zu geben vermögen als sie sich selbst. Wir meinen die Lustlauben des Atlasvogels und des Kragenvogels. Von andern Rabenvögeln, vorzüglich von der Elster und dem Heher wissen wir aus Beispielen in ihrer Gefangenschaft, daß sie Gold-

Digitized by Google

und Silberſachen, überhaupt glänzende Gegenſtände forttragen und an einem heimlichen Plätzchen verbergen und anſammeln. Offenbar iſt dieſer Trieb derſelbe, welcher jene Erbauer der Luſtlauben bewegt.

Der Atlasvogel (Ptilonorhynchus holosericeus) erſcheint als Uebergangsglied zwiſchen den Glanzdroſſeln und den Pirolen im engeren Sinne Er bewohnt das Innere Auſtraliens und iſt erſt in neuerer Zeit zu einer hohen Berühmtheit gelangt, nachdem man ſeine intereſſanten Eigenthümlichkeiten in Erfahrung gebracht hat. Wir geben die Beſchreibung ſeines Aeußeren genau nach Brehm.

Der Atlasvogel.

„Sein Leib iſt kräftig, der Flügel kurz abgerundet, der Schwanz mittellang und abgeſtumpft, der Fuß ziemlich hoch, dünn und kurzzehig, der Schnabel kräftig, auf dem Oberkiefer ziemlich ſtark gewölbt, mit ſeichtem Haken über den unteren gebogen, vor der Spitze mit zwei leichten Einſchnitten verſehen, der Unterkiefer leicht gekrümmt. Das alte Männchen iſt ein prachtvoller Vogel. Sein wie Atlas glänzendes Gefieder iſt tief blauſchwarz; die Vorder- und Armſchwingen, Flügeldeck- und Steuerfedern ſind ſammtſchwarz, blau an der Spitze; die Iris iſt hellblau bis auf einen ſchmalen rothen Ring

welcher den Stern umgiebt, der Schnabel lichtbläulich-hornfarben, an der Spitze gelb, der Fuß röthlich. Das Weibchen ist auf der Oberseite grün, an den Flügeln und auf dem Schwanz dunkelgelbbraun, auf der Unterseite gelblichgrün, jede Feder hier mit dunkelbraunen Mondflecken nahe der Spitze, wodurch eine schuppige Zeichnung entsteht. Die Jungen ähneln den Weibchen."

„Vielleicht weist der ganze Bereich der Ornithologie", sagt Wood, „keine eigenthümlichere Erscheinung auf, als die Thatsache, daß sich ein Vogel ein Haus lediglich zum Vergnügen baut und es mit glänzenden Gegenständen ausschmückt, als wolle er damit seine Bestimmung bezeichnen. Ein derartiger Vorgang bezeichnet selbst unter Menschenrassen einen großen Fortschritt in der Civilisation. Der reine und einfache Wilde denkt nicht daran, sich einer größeren Arbeit zu unterziehen, wenn er sie vermeiden kann, und meint, daß wenn er seine Weiber dazu bringt, eine Hütte zu bauen, dies gerade so viel Arbeit sei, als er für gut findet, zu übernehmen. Die Eingebornen Australiens haben keine Vergnügungsplätze. Sie werden gewiß ihren Corrobory lieber an einer Stelle des Waldes tanzen als an einer andern, aber blos weil der Platz sich dazu eignet, ohne daß sie ihre Hände dazu anzustrengen brauchen. Der Buschmann hat keinen Versammlungsplatz, noch besitzt ihn der viel weiter geschrittene Zulu-Kaffer. Selbst der Neuseeländer, der noch das beste Exemplar eines Wilden ist, errichtet kein Gebäude lediglich zum Zwecke des Vergnügens und würde wol nicht begreifen, daß man eines solchen Gebäudes bedürfe. Eine derartige Arbeit bleibt den civilisirten Rassen überlassen, und es überrascht etwas unangenehm, wenn man findet, daß uns im Erbauen eines Ballsaales oder eines Versammlungssaales oder eines ähnlichen Gebäudes vor langer Zeit schon ein Vogel vorangegangen ist, der bis zu den letzten paar Jahren unbekannt war. Wahrhaftig, nichts ist neu unter der Sonne!"

Wir können uns unmöglich mit diesen Sätzen vollkommen einverstanden erklären. Gerade die zwecklose Tändelei bei Vergnügungsarbeiten ist urnatürlich und kindlich naiv, und so lange kein Grund aufgefunden wird, warum der Atlasvogel Lustlauben baut, kann seine Arbeit auch nicht mit den Fortschritten der civilisirten Völker im Vergleich zu den wilden in Verbindung gebracht werden. So lange Herr Wood ein Kind im wahren Sinne des Worts war, hat er ohne alle Reflexion seinen Vergnügungstrieb im Spiele befriedigt, damals war er eben ein Atlasvogel, vor dem es keine andere Zeit als die Gegenwart giebt. Aber die schönen Bilder seines Werkes sind nicht wie jene Lustlauben nur aus Vergnügen dargestellt worden, sondern mit dem civilisatorischen Zweck, zu belehren und zu beleben.

Mit Vergnügen führen wir übrigens Wood's Berichte über das Treiben des Atlasvogels in Folgendem an:

„Das Ballzimmer oder die Laube, die dieser Vogel baut, ist ein sehr merkwürdiges Gebäude. Die gewöhnliche Form desselben kann durch Hinweis auf die Abbildung wahrgenommen werden; aber das Verfahren, nach dem es errichtet wird, kann man nur dadurch kennen lernen, daß man den gefiederten Baumeister bei der Arbeit beobachtet. Zum Glück sind mehrere Exemplare dieses Vogels in den zoologischen Gärten vorhanden, und ich habe oft mit

Digitized by Google

größtem Intereſſe dieſem Vogel zugeſehen, wenn er in ſeine Arbeit vertieft war. Ob er in ſeiner Heimat lebhaft arbeitet oder nicht, kann ich nicht ſagen; ſicher aber beeilt er ſich in unſerer Heimat nicht. Er beginnt damit, daß er einen ziemlich feſten Fußboden von kleinen Zweiglein webt, der ausſieht, als habe der Vogel einen Verſuch gemacht, eine Thürmatte zu verfertigen und ſei beinahe damit zu Stande gekommen.

Laubenvögel beim Neſtbau.

Er ſchaut ſich dann nach einigen langen und etwas dünnen Zweiglein um und ſtößt deren untere Enden in den Fußboden hinein, arbeitet ſie feſt in die Maſſe und giebt ihnen eine ſolche Neigung nach innen zu, daß, wenn ſie auf den entgegengeſetzten Seiten des Fußbodens befeſtigt ſind, ihre Spitzen einander kreuzen und ein einfaches Gewölbe bilden. Da dieſe Ruthen (Zweige) auf beiden Seiten dem Fußboden entlang eingeſteckt werden, ſo macht der Vogel einen gewölbten Baumgang, der ſich ſowol in Länge wie in Höhe abweichend erſtreckt. Wenn die Laube vollendet iſt, zu welchem Zweck iſt ſie dann beſtimmt? wird der

Leſer fragen. Sie iſt kein Neſt, ja, ich glaube, daß das wirkliche Neſt noch nicht entdeckt worden iſt. Sie dient als Verſammlungsſaal, in welchem eine Anzahl Vögel ſich ihrem Vergnügen hingeben. Nicht nur benutzen ihn die Baumeiſter ſelbſt, ſondern viele Vögel beiderlei Geſchlechts kommen da zuſammen, rennen beſtändig durch und um die Laube herum und jagen einander in ſehr ſcherzhafter Weiſe. Während ſie ſich ſo die Zeit vertreiben, ſtoßen ſie einen ſonderbaren, tiefen und etwas zurückſchallenden Ton aus. In der That wurde meine Aufmerkſamkeit erſt durch dieſen Ton auf den lebenden Laubenvogel gerichtet. Zuerſt beſichtigte dieſer eine Anzahl Ruthen, die zu ſeinem Gebrauche hingelegt worden waren. Als er ſie eine Zeit lang betrachtet hatte, hob er eine Ruthe in die Höhe und ließ ſie fallen, als wäre ſie zu heiß, um ſie zu halten. Er wiederholte das Verfahren vielleicht 6—7 Mal mit derſelben Ruthe und ſtürzte dann plötzlich auf eine andere los, wog ſie ein bis zwei Mal im Schnabel, dann legte er ſie hin, wendete ſie nach einer andern Seite hin und ſah aus, als denke er gar nicht mehr an ſie. Einige Zeit darauf wurde jedoch der Zweig feſtgeſteckt, und darauf rannte der Vogel mehrmals durch die Laube, ſtieß ſeinen lauten Schrei aus und ſtürzte weg nach einem andern Zweige zu. Warum ſich der Vogel Mühe giebt, dieſe Laube zu machen, iſt ein bis jetzt ungelöſtes Räthſel. Hätte der Bau auf irgend eine Weiſe als Schutz vor dem Wetter gedient, ſo wäre ein in die Augen ſpringender Grund für ſein Daſein vorhanden, aber die ſich wölbenden Gerten werden ſo locker zuſammengeſetzt, daß ſie die Vögel nicht vor Wind oder Regen beſchützen können. Was aber auch der Zweck der Laube ſein mag, die Vögel ſind ſolche Freunde derſelben, daß ſie dort mehrere Stunden des Tags über beiſammen ſind, und eine gute Laube wird ſelten ohne einen zeitweiligen Bewohner gelaſſen. Auch Schmuck wird vom Laubenvogel verwendet, denn beide Eingänge der Laube werden mit hellen und glänzenden Gegenſtänden verziert. Der Vogel iſt durchaus nicht wähleriſch hinſichtlich der Gegenſtände, mit denen er ſeine Laube ſchmückt, wenn ſie nur ſchimmern und in die Augen fallen. Schnitzel gefärbten Bandes, Muſcheln, Papierfetzen, Zähne, Knochen, zerbrochenes Glas und Porzellan, Federn und ähnliche Gegenſtände werden ſehr geſucht, und Sachen, wie ein Damenfingerhut, eine Tabakspfeife, eine Streitart, ſind nahe bei einer ihrer Lauben gefunden worden. Wirklich ſuchen die Eingeborenen, ſo oft ſie einen kleinen, ziemlich tragbaren Gegenſtand verlieren, ſtets die Lauben der Nachbarſchaft auf und finden häufig, daß der fehlende Gegenſtand als eine Verzierung des Baues dient."

Nach Gould leben die Atlasvögel in Neu-Süd-Wales in dichtblättrigem Geſtrüpp. Im Frühjahr leben ſie paarweiſe, im Herbſte vereinigen ſie ſich zu kleinen Flügen. Ihre Nahrung ſind Körner, Früchte und wol auch Kerbthiere. Sie ſollen in dichten Theeſträuchern und ſonſtigem Gebüſch, gewöhnlich in Vertiefungen unweit ihrer Lauben brüten.

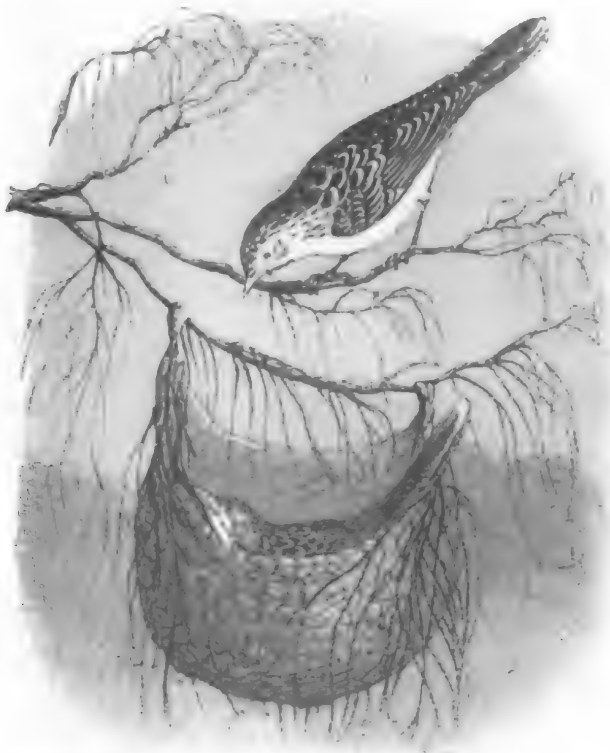
Ein naher Verwandter des Atlasvogels iſt der Kragenvogel oder wegen ſeines buntſcheckigen Gefieders auch geflecter Laubenvogel (Chlamydera maculata) genannt. Dieſe Art zeichnet ſich durch einen ziemlich langen, auf der Firſte erhobenen, nach der Spitze zu gebogenen, ſeitlich zuſammengedrückten

Digitized by Google

Schnabel mit einer Kerbe nahe der Spitze, durch spitze, lange Flügel, durch einen langen, abgerundeten Schwanz und durch ſtarke, vorn breit geſchilderte Läufe mit kräftigen Zehen und langen, gekrümmten Nägeln aus. Die Farbe des gefleckten Laubenvogels iſt warm braun, reichlich mit lederfarbenen Flecken getüpfelt und auf der Rückſeite des Halſes befindet ſich eine Art herabfallender Krauſe oder ein Halbkragen von langen Federn, die wie geſponnenes Glas ſchimmern und eine lieblich-roſenrothe Farbe haben.

Die von dieſem Vogel erbaute Laube iſt von vergleichsweiſe ſehr bedeutender Größe, da ſie mitunter drei Fuß in die Länge beträgt und das Gewölbe höher als die der vorhergehenden Art iſt. Langes Gras wird in großer Menge zwiſchen die Zweiglein verwebt, und die Verzierungen von Steinen, Muſcheln und Federn erſtrecken ſich bis zu einer beträchtlichen Entfernung von jedem der beiden Enden der Laube. Gould führt an, daß der Vogel die ſchwerſten Steine ſo aufſtellt, daß ſie die Zweige an ihrer Mitte halten und daß er ſogar die Schädel und Knochen der kleinen Säugethiere herbeibringt, um zur Verzierung ſeiner Laube beizutragen.

Coren theilt mit, daß er im Dezember ein Neſt des Kragenvogels mit drei Jungen gefunden habe, welches Aehnlichkeit mit dem der gemeinen europäiſchen Droſſel gehabt habe. Es wird tiefnapfförmig geſchildert und war aus dürren Reiſern erbaut, leicht mit Federn und feinen Gräſern belegt und ſtand auf den kleinen Zweigen einer Akazie über einem Waſſerpfuhle.



(Plectorhynchus lanceolatus. — Schlußvignette zu Seite 404.)

Digitized by Google

Der Kiefernkreuzschnabel.

## 4. Filzende Nestbauer.

### Kreuzschnäbel.

In der Nestbereitung der Kreuzschnäbel (Loxiae) aus der Ordnung der sperlingsartigen Vögel (Passeres) finden wir den Uebergang von den Webern zu den Filzenden. Das Filzgefüge ist aber vorherrschend, und nähert sich deshalb die Struktur des Nestes dieser Vögel derjenigen vieler Finken.

Sowol ihrem Aeußeren als ihrer Lebensweise nach sind die Kreuzschnäbel originelle Vögel und erregen in vieler Beziehung unser Interesse. Sie bilden Uebergangsglieder von den Papageien zu den Finken. Wie ihr Gefieder und der innere Leibesbau mit dem der letzteren übereinstimmt, so ähneln sie in der äußeren Gestaltung, dem Wesen, den Bewegungen und den Manieren vielfach den Papageien, ohne jedoch die hervorragend geistige Ausprägung dieser „befiederten Affen", wie sie Freund Brehm treffend nennt, zu bekunden. Sie sind nicht gerade dumm, eine Bezeichnung, welche gewöhnliche Beobachtung ihr beilegt, sondern zutrauliche, gemüthliche, harmlose Thiere, welche die Erfahrung wol klug zu machen vermag, Thiere, welche sich in der Gefangenschaft vermöge ihres vorherrschenden Gemüthslebens äußerst liebenswürdig an den Menschen zu schmiegen verstehen und deshalb zu den gesuchtesten Stuben-

vögeln gerechnet werden. Das Volk, welches so oft einen gesunden Blick in Anschauung und Vergleichung der Dinge bekundet, hat unsere Kreuzschnäbel, die Lieblinge der Gebirgsbewohner und die Verherrlichten der zartesten Sagen, mit dem sachgemäßen Namen „Tannenpapagei" getauft. Einzig in seiner Art ist ihr Schnabel, von dessen Bildung auch ihr Name herrührt. Von der Wurzel papageienartig dick und hoch auslaufend, verjüngt er sich bei runder Firste rasch in zwei spitzen und scharfen, nebeneinander gekreuzten, stark gebogenen Enden, wovon das obere bald rechts, bald links über das untere sich hinbiegt und wovon der Vogel entweder ein „Rechtsschläger" („Rechtsschnäbler") oder „Linksschläger" genannt wird. Mit dieser einseitigen Schnabelbildung des Unterkiefers steht die ungleichseitige Entwickelung der Beiß- und Bewegungsmuskeln, sowie der Knochen des Kopfes in Verbindung, dessen Stärke und Größe mit dem bedeutenden Schnabel ebenmäßig ist. In ähnlicher Weise wie bei den Papageien ist die obere Kinnlade da, wo sich das Zwischenkieferbein an das Quadratbein anlegt, mittels einer Art Band locker verbunden und daher etwas beweglich, was bei dem Gebrauch des Oberkiefers beim Klettern und Aufbrechen harter Zapfenfrüchte ebenso förderlich als sichtbar wird. Stark entwickelt ist der dicke, kurze Hals, sowie denn überhaupt den ganzen Vogel ein starker, wenngleich vermöge seines langen und hochkammigen Brustbeines hoher Leibesbau kennzeichnet. Seinem Kletter- oder Klammervermögen entsprechend ist seine Fußbildung, die bei etwas einwärts gerichteten Schenkeln und Schienbeinen derbe Fußwurzeln, Sohlen und Zehen mit gekrümmten starken und scharfen Nägeln aufweist.

Obgleich die Kreuzschnäbel, wie viele Sperlingsvögel, gesellig leben und gerade hinsichtlich ihres Aufenthaltes ausschließlich an das Nadelholz gewiesen sind, so behaupten sie doch vor allen Ordnungsverwandten eine ganz besondere Eigenthümlichkeit in ihrer Lebensweise. Es ist dies ihre Heimatlosigkeit. Zwar kann man als ihre vorzugsweise Verbreitung die nördlichen Erdstriche von Europa, Asien und Amerika betrachten, ohne daß gerade der Norden ihre ausschließliche Heimat zu nennen wäre, da sie auch in den südlichen Gegenden von Europa vorkommen. „Die Kreuzschnäbel", sagt Brehm treffend, „haben keine Heimat. Sie sind die Zigeuner unter den Vögeln; sie leben überall und nirgends." Ihr ganzes Auftreten, ihre Lebensgeschichte ist unstet und an keine Regel gebunden. Reiche Nadelholzsamen-Jahre ziehen sie mitunter an und lassen sie meteorartig in der Ebene wie in Gebirgen kommen und gehen; manche Jahrgänge bringen uns die Wanderer getreuer für einige Jahre hintereinander, in anderen verschwinden sie wieder, um in ganz andern Ländern sich niederzulassen. So geht es hin und her, meist ohne Rast und Ruhe, aber stets wie jenes unstete Völkchen orientalischer Abkunft an dem jeweiligen Aufenthalte sogleich eingewohnt. — Von den wenigen, bis jetzt bekannten, vielfach übereinstimmenden Arten, welche Europa, Asien und Amerika beherbergen, betrachten wir die beiden Arten, welche am häufigsten in unseren deutschen Wäldern herumziehen, den Kiefern- und den Fichtenkreuzschnabel.

Der erstere, auch der große Kreuzschnabel (Loxia pityopsittacus) genannt, ist der größte seiner Sippe, indem er 7 bis 8 Zoll in die Länge

und 11 bis 12 Zoll in die Breite mißt. Bei beiden Arten ist die Färbung des Gefieders nicht allein zwischen beiden Geschlechtern, sondern auch nach dem jeweiligen Alter verschieden. Die jungen zeigen auf hellgrauem Grunde dunklere, schmutziggrün geränderte Striche und schwarzgraue Schwingen. Während die älteren Weibchen bei blasserer Färbung ihres Unterkörpers oben auf dunkelgrauem Grunde grünlich gelbe Federränderzeichnung besitzen, erscheinen die drei- und mehrjährigen Männchen in einem schönen Kleide, worin mit Ausnahme der schwarzgrauen Schwung- und Steuerfedern und des lichtgrauen Bauches, Karminroth mit mehr oder weniger entschiedenem Hoch- und Gelbroth wechselt. Der Kiefernkreuzschnabel ähnelt mit seinem dicken, halbkreisförmig gebogenen Schnabel, dessen Spitzen in Haken auslaufen, am meisten den Papageien.

Seinen nahen Verwandten mit der fast gleichen Färbung, den Fichtenkreuzschnabel (Loxia curvirostra) oder Krünitz, macht außer seiner etwas geringeren Größe hauptsächlich nur der länglichere und schmächtigere Schnabel kenntlich. In beider Lebensweise herrscht so viel Uebereinstimmung, daß wir beide Vettern zugleich betrachten können.

Sobald die Locktöne des Kiefernkreuzschnabels „Göp, göp", „Gip, gip" und „Zook, zook" in der Luft oder von Bäumen zu unserem Ohre dringen, hat sich das Wandervölkchen in irgend einem Kiefern- oder Fichtenorte niedergelassen und bietet dem Forscher viel Unterhaltendes. Sein Kommen ist an keine Jahreszeit gebunden; meist erscheint er in unserem Vaterlande in guten Nadelholzsamenjahren, vielfach nach unseren Wahrnehmungen im Spätherbst und Winter nur durchziehend, zu mancher Zeit aber auch wieder bei einigermaßen günstiger Gelegenheit sich ansiedelnd. Selten sieht man ihn weite freie Strecken durchfliegen, sehr selten einzeln, gewöhnlich in kleineren oder größeren Flügen, ziemlich hoch und unter dem zeitweiligen Locken „Göp" von Waldort zu Waldort oder von einer Bergwand zur andern in stoßweisen Wellenlinien schnell hin- und herschweifend. Sind die Fichtenwipfel von dem Segen eines reichen Samenjahres mit Zapfen über und über gekrönt, so erschallt auch an geeigneten Orten das höhere und weichere „Gip, gip" des Fichtenkreuzschnabels aus der Luft, dem vom Walde her, wo ein Flug seinen Schmaus hält, das einladende „Zook, zook" antwortet. Hier erwacht nun ein buntes Leben, das wir mehrmals in Gebirgswaldungen zu belauschen Gelegenheit hatten und das in seinen Grundzügen so frappant mit einer im Aprilheft der „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung" von 1862 niedergelegten gründlichen Beobachtung übereinstimmt, daß wir uns veranlaßt finden, diese wiederzugeben, um so mehr dies, als sie im Septemberheft derselben Zeitschrift von 1862 eine Entgegnung erfahren mußte, die unter einer gewissen hohen Zuversichtlichkeit dennoch das Laienhafte an der Stirne trägt.

„Beugen sich" — so heißt es in der mit 274 chiffrirten beregten Schilderung — „die Fichtengipfel unter der Last ihrer Zapfen, dann hallt der Wald wieder von dem „Gip, Gip, Gip!" dieser munteren niedlichen Thierchen, und es ist kurzweilig anzusehen, wenn ein Schwarm auffällt und nach Papageiart mittels Füßen und Schnabels emsig und geschwätzig herumklettert, sich je eines Zapfens bemächtigt und damit an einen bequemen und, wie es scheint,

Digitized by Google

der größeren persönlichen Sicherheit wegen ziemlich freien Ort sich begiebt, um daselbst Mahlzeit zu halten. Ein weit unten stehender, starker, dürrer oder ziemlich kahler Ast einer Föhre, Buche, Eiche ꝛc. ist beliebt, wenn nicht zu weit davon zapfentragende Fichten sich befinden, und auf dem nämlichen Plätzchen, wo ein Zapfen ausgekernt wurde, werden stets wieder andere, selbst nach Jahren, ausgebeutet und dann zur Erde geworfen. Da die leeren Zapfen stets von dem nämlichen Punkte herabfallen und im schützenden Holzbestande durch Wind nicht leicht die Richtung modifizirt wird, auf einer Moos- oder Laubdecke die Zapfen auch selten zurückprallen, so sieht man oft viele Stücke — ich zählte einmal 116 — auf einem Häufchen beisammen liegen, die in Waldungen, wo sie weder gesammelt werden, noch Streunutzungen stattfinden, selbst aus verschiedenen Samenjahren herrühren. Um das Samenkorn zu bekommen, spaltet der Kreuzschnabel (hier der Fichtenkreuzschnabel) die Schuppen nach der breiten Seite von der Spitze gegen die Spindel, und dieses Merkmal tragen alle jene Zapfen mehr oder weniger vollständig an sich, welche von Kreuzschnäbeln auf Haufen gebracht sind. Ich glaube nicht den geneigten Lesern, welche längere Zeit in Nadelholzwaldungen wirkten, Neues (!) hiermit zu sagen; da ich mich jedoch schon wiederholt überzeugte und namentlich bei der Exkursion der 13. Versammlung süddeutscher Forstwirthe in Kempten durch den Oberdorfer Wald in's Werthensteiner Moos bei Schweizer Kollegen wahrnahm, daß die Lebensweise des Kreuzschnabels noch lange nicht so allgemein vollständig bekannt ist, als man glauben sollte, so habe ich mir erlaubt, diesen Gegenstand hier zur Sprache gebracht zu haben und nachstehend noch näher zu erörtern. Besagte Schweizer fanden es geradezu unmöglich, daß ein in ihren Augen so schwacher Vogel einen Fichtenzapfen sollte tragen können, und mit wenig verhaltenem Lächeln (!) nahm es W. G. (Dr. G. Gwinner?) hin, als ich ihnen erklärte, daß der Kreuzschnabel mit einem Fichtenzapfen in Schnabel und Klauen sogar eine Strecke fliege. Und doch ist es genau so. Hat der Kreuzschnabel in größerer oder kleinerer Gesellschaft — einzeln sah ich ihn nie — laut lockend auf einer samentragenden Fichte sich niedergelassen und etwas gesichert, so tritt er mit einem Fuß auf den ihm nächsten Zapfen, hält sich mit dem anderen an dem Zweig fest, an welchem jener hängt und trennt mit seinem Schnabel Zweig und Zapfen von einander. Der abgelöste Zapfen wird sofort in die Höhe gezogen, wobei, wie bei allen Verrichtungen, immer Schnabel und Füße zugleich thätig sind, mit dem Schnabel an der Spitze und mit den Füßen unten festgepackt und sofort in schiefer Richtung fliegend auf das zum Fraße ausersehene Plätzchen transportirt. Hier wird der Zapfen aufgelegt und mit einem Fuß gehalten, während der andere auf dem Aste steht, und die Mahlzeit begonnen. Der leere Zapfen ist kaum losgelassen, so stürzt er zur Erde, der Vogel ist aber schon vorher wieder auf dem Fichtengipfel, um sich einen zweiten Zapfen zu holen, ehe der erste am Boden ankommt, und im Augenblick eilt er mit der neuen Bürde genau wieder der Stelle zu, wo er das erste Mal schmauste. Mir scheint dies deshalb zu geschehen, weil sich an dem Orte vielleicht ein passender Stützpunkt für den Zapfen befindet, der die Arbeit erleichtert, und hierin mag es etwa auch liegen, daß nicht nur derselbe Vogel genau den einmal

Digitized by Google

gewählten Fraßplatz einhält, so lange es in der Nähe Zapfen giebt, sondern daß er auch in späteren Samenjahren von diesem oder einem andern Individuum seiner Art wieder eingenommen wird. Ich bemerke dazu übrigens ausdrücklich, daß der Kreuzschnabel mit Föhrenzapfen ebenso verfährt, wie von Fichtenzapfen erzählt wurde, und daß er bei ganz isolirten Bäumen die Zapfen selbst auf den Stämmen verzehrt, wo er sie abnahm. Wo ihm aber eine Wahl bleibt, verfährt er, wie oben erzählt; auch zieht er den Fichtensamen dem Föhrensamen entschieden vor. Nie sah ich ihn Tannensamen (den der Edeltanne) aufnehmen. Bei Futtermangel geht er auch die Fichten- und Föhrenzapfen schon vor ihrer Reife, oft noch im grünen Zustande, an."

Nach unseren eigenen Beobachtungen über den Fichtenkreuzschnabel ist dies Alles genau so. Ganz ähnlich beschreibt uns Ch. L. Brehm in seiner gründlichen Weise das Treiben des Vogels.

„Sehr schön sieht es aus, wenn ein Fichtenkreuzschnabel, ein so kleiner Vogel, einen mittelmäßig großen Fichtenzapfen von einem Baume auf den andern trägt. Er faßt ihn mit dem Schnabel gewöhnlich so, daß seine Spitze gerade vorwärts gerichtet ist, und fliegt mit geringer Anstrengung zehn, auch zwanzig Schritte weit auf einen benachbarten Baum, um ihn auf diesem zu öffnen; denn nicht auf allen findet er Aeste, auf denen er die Zapfen bequem aufbrechen kann." (Namentlich vermag er dies nicht auf den Wipfeln der Fichten, woran gewöhnlich die Zapfen hängen). „Dieses Aufbrechen wird auf folgende Weise bewerkstelligt. Der Kreuzschnabel reißt, wenn der Zapfen fest hängt oder liegt, mit der Spitze der oberen Kinnlade die breiten Deckelchen der Zapfen in der Mitte auf (bei den kleinen hat er dies nicht nöthig), schiebt den etwas geöffneten Schnabel darunter und hebt sie durch eine Seitenbewegung des Kopfes in die Höhe. Nun kann er das Samenkorn mit der Zunge leicht in den Schnabel schieben, wo es von dem Flugblättchen und der Schale befreit und verschluckt wird. Sehr große Zapfen öffnet er nicht. — Der über das Kreuz gebogene Schnabel ist ihm und seinen Gattungsverwandten beim Aufbrechen der Zapfen von höchster Wichtigkeit; denn einen solchen Schnabel braucht er nur wenig zu öffnen, um ihm eine außerordentliche Breite zu geben, so daß bei einer Seitenbewegung des Kopfes das Deckelchen mit der größten Leichtigkeit aufgehoben wird."

Anders verfährt hingegen der Kiefernkreuzschnabel bei diesem Geschäfte. Er hängt sich gewöhnlich an die herab geneigten Kiefernäpfel aufrecht oder verkehrt, wie es ihm gerade gelegen, mit Fuß und Schnabel an, und bricht die Zapfen an ihrer Stelle vermöge seines größeren Schnabels und seiner bedeutenderen Stärke mit Leichtigkeit auf, indem er gewöhnlich mehrere Zapfenschuppen auf einmal mittels der Spitze des Oberkiefers faßt und dann durch den nach der Basis des Zapfens angestemmten Unterkiefer heraushebt. Eine Gesellschaft leert so unter knisterndem Geräusch nach und nach einen Baum um den andern und läßt die ausgekernten Zapfen je nach der Sitzstelle zu Boden fallen. Das ist das Geschäft des großen Kiefernkreuzschnabels, den der Zweifler an der Wahrheit obiger Schilderung nicht einmal von seinem kleineren Vetter zu unterscheiden wußte und in seiner vermeintlich erläuternden Beobachtung, resp. Entgegnung seine ornithologische Unkenntniß nur um so sprechender an den Tag legte.

Digitized by Google

Unſere Kreuzſchnäbel werden von oberflächlichen Thierbeobachtern auch als die Urheber der „Abſprünge“ — die nach unſeren früheren Erläuterungen dem Eichhörnchen zuzuſchreiben ſind — betrachtet. In Förſt- und Jagdbüchern, vom alten Hartig bis zu Reum und Andern, figuriren ſie als Zerſtörer der Fichten-Blüten- und Blattknoſpen, welche ſie an den abgebiſſenen Zweigſpitzen herausfreſſen ſollen. Auch in den Köpfen ſo mancher Forſtbeamten heutigen Tages, die ſich von alten Vorurtheilen und Ueberkommenheiten nicht losſagen können oder wollen, ſpukt noch jene Anſicht. — Unſere Kreuzſchnäbel ſind hauptſächlich Holzſamenfreſſer; nur bei gänzlichem Mangel an ſolchem gehen ſie ölige Samen, wie Hanf- und Diſtelſamen, auch Rebs und zuweilen gern Blattläuſe und andere Kerbthiere an. —

Erheblichen Schaden thun die Vögel bei uns nirgends, da ſie in Deutſchland hauptſächlich nur in waldſamenreichen Jahren ſich niederlaſſen und dann nur den überflüſſigen Nadelholzſamen verzehren, ja durch Entlaſtung der von Zapfen überbürdeten Fichten- und Föhrenkronen noch nützen können. —

Eine merkwürdige Eigenheit nimmt das Fleiſch der Kreuzſchnäbel an, ſobald ſie ſich, wie gewöhnlich, ausſchließlich eine Zeit lang von Nadelholzſamen genährt haben. Es widerſteht dann der Verweſung. Brehm (Vater) berichtet von einem im höchſten Sommer erlegten Exemplare, das in den Federn ein Jahr unverweſt geblieben, ja von einer zwanzig Jahre alten Mumie. Der mit dem Genuß des Nadelholzſamens in den Körper geführte Harzgehalt iſt allein die Urſache dieſes Konſervirens, denn wie A. Brehm richtig bemerkt, zeigt der Körper von Kreuzſchnäbeln, welche ſich zeitweis von Kerbthieren genährt, dieſen Widerſtand gegen Verweſung nicht.

Die merkwürdigſte Eigenthümlichkeit unſerer Kreuzſchnäbel iſt ihre Fortpflanzung. Wir folgen hier, da wir dieſelbe nicht ſelbſt beobachtet haben, den bis jetzt beſten und ausführlichſten Aufzeichnungen des aufmerkſamen Ch. L. Brehm über dies Thema im I. Band ſeiner „Beiträge zur Vögelkunde“.

„Ueber die Zeit der Paarung läßt ſich durchaus nichts Beſtimmtes angeben, ſie iſt in verſchiedenen Jahren höchſt verſchieden; man kann mit Recht ſagen, der Fichtenkreuzſchnabel brütet in allen Monaten, vom Januar an bis zum Dezember. Dies iſt freilich den Behauptungen der Naturforſcher ganz entgegen, aber dennoch wahr. Gewöhnlich paaren ſich die Fichtenkreuzſchnäbel im Januar und brüten im Februar und im Anfange des März, ſo daß man zu Ende des letzteren Monats flügge Junge antrifft.“ — Aber der unermüdliche Forſcher verſchaffte ſich den ganzen Sommer hindurch bis zum Winter hinein Junge jeden Alters, an deren Jugendkleid er ihr Alter deutlich erſehen konnte und hierdurch alſo in Erfahrung brachte, daß der Fichtenkreuzſchnabel unter Umſtänden in jedem Monate des Jahres brüte. Mitten in der Mauſer ſah L. Brehm die Alten ihre Jungen füttern und gleich nach derſelben die Paarung der alten Vögel wieder eintreten; „denn dieſe fiel hauptſächlich in den November, ſodaß zu Ende Dezembers die Weibchen brüteten, obgleich die Kälte ſtreng war. Man ſieht hieraus, daß das Brüten auch der wilden Vögel nicht an das Frühjahr gebunden iſt, ſondern in jeder Jahreszeit ſtattfinden kann, und daß hauptſächlich ſchönes Wetter und reichliche Nahrung viele

Vögel zur Begattung treibe." Mit diesen Beobachtungen sind die Behauptungen vieler Naturforscher, daß der Fichtenkreuzschnabel nur im Winter brüte und daß die Mauser mit der Brut im Widerspruche stehe, vollständig widerlegt.

Zur Zeit der Paarung sind die Männchen der Kreuzschnäbel überaus erregt. Sie steigen dann in die Höhe, erhalten sich flatternd unter ihrem nicht unangenehmen Gesange eine Weile in der Luft und schweben wieder zu ihrer alten Stelle zurück. Dies muntere Spiel setzt sich fast den ganzen Tag fort. Inzwischen beginnt das Weibchen den Nestbau.

Ueber das Nest des Kiefernkreuzschnabels erfahren wir von Brehm (Vater) Folgendes: „Alle Nester, die ich sah, waren so gebaut, daß ein über sie gewachsener Ast dieselben bedeckte. Dieser Ast beschützte sie vollkommen gegen den herabfallenden Schnee." — Sie stehen auf Föhren oder Fichten in einer Höhe von 60 bis 100 Fuß hinaus gegen den Wipfel hin, gewöhnlich eine Strecke vom Stamme ab auf Seitenästen, die ebensowol dem Neste Schutz als eine sichere Grundlage bieten. Fast übereinstimmend sind sie aber halbkugeltief geformt, ruhen auf einer Grundlage zarten, moosbewachsenen Fichten- oder Kiefernreisigs, auf denen eine von Bartflechten, Baum- und Erdmoos, Grasblättern und Halmen zusammengefilzte Lage errichtet ist, welche meist noch mit Federn, Flechten, Grashalmen und zuweilen Kiefernnadeln zart, dicht und schön ausgelegt wird. Ihre Größe schwankt zwischen 4 und $5^1/_2$ Zoll im äußeren Durchmesser bei einer inneren Breite von $2^3/_4 - 3''$ und einer über 1 Zoll dicken Wandung. „Das Ganze" — sagt L. Brehm — „ist so schön, so dicht und fest an einander gewirkt, daß man kaum begreift, wie es dieser so ungeschickt aussehende Vogel mit seinem Kreuzschnabel hat fertigen können. Er verwendet aber auch darauf eine ganz außerordentliche Mühe. Ich hatte Gelegenheit, ein Weibchen während des Nestbaues zu beobachten. Zuerst brach es die dürren Reiser ab und trug sie an Ort und Stelle, dann lief es auf den Aesten der benachbarten Bäume herum, um die Bartflechten zu suchen; es nahm davon jedes Mal einen ganzen Schnabel voll, trug sie in das Nest und brachte sie in die gehörige Lage. Als die Rundung des Nestes fertig war, verweilte das Weibchen länger darin und brachte Alles durch Drücken mit der Brust und durch Drehen des Körpers in Ordnung. Es nahm fast alle Stoffe des Nestes von einem einzigen benachbarten Baum und war so emsig, daß es auch in den Nachmittagsstunden baute und in Zeit von zwei bis drei Minuten mit dem Herbeischaffen und Verarbeiten einer Tracht fertig war. Das Männchen blieb immer bei seinem Weibchen, betrat es alle Tage entweder auf den Aesten oder auf dem Neste, fütterte es, als es zu brüten oder doch das erste Ei zu wärmen anfing (denn sobald das erste Ei gelegt war, verließ es das Nest nicht mehr), sang beständig in seiner Nähe und schien es für die Beschwerden des Bauens und Brütens, die es nicht mit ihm theilen konnte, entschädigen zu wollen." —

„Das Nest des Fichtenkreuzschnabels findet man" — nach L. Brehm — „fast immer auf hohen Fichten. Es hat einen verschiedenen Standort; bald steht es auf einem weitvorgehenden Aste in einer Gabel, bald auf einem dicken Aste, oder am Stamme; bald nahe am Wipfel, bald weit von ihm, aber immer so, daß Zweige oder Aeste über dem Neste stehen, durch welche es gegen den

Digitized by Google

darauffallenden Schnee gedeckt und geschützt ist. — Da dies Nest von dichten Zweigen umgeben ist, oder auch dicken Aesten, und gewöhnlich hoch steht, so ist es äußerst schwer zu finden und wird fast immer nur zufällig beim Einsammeln der Fichtenzapfen entdeckt." —

Im Ganzen erscheint das Nest des Fichtenkreuzschnabels neben filzigerer Struktur von größerem Umfange als das des Kiefernkreuzschnabels, indem es bei einer gewöhnlich umfangreicheren Zweig- und Wurzelunterlage eine innere Weite von $2^1/_2 - 3''$ und eine Tiefe von $1^1/_3 - 1^1/_2''$ zeigt. Die Stoffe sind im Wesentlichen die der Nester vom Kiefernkreuzschnabel. L. Brehm giebt u. A. die Beschreibung eines charakteristischen Nestes dieser Art, welches er vom Thüringer Walde bekommen. „Es besteht äußerlich aus dürren Reisern und Heidekraut, hat eine zweite Lage von Erdmoos, Baummoos und Fichtenflechten, und ist inwendig mit Würzelchen, Grashälmchen und Fichtenflechten ausgefüttert. Es ist schön, inwendig glatt, sehr dicht und warm, dick und gut gebaut, und in der zweiten Lage durch Harzklümpchen hin und wieder noch fester zusammengefügt."

Die 3—4 Eier der Kreuzschnäbel sind verhältnißmäßig klein, auf grau- oder bläulich-weißem Grunde mehr oder weniger entschieden braun- und blutroth oder schwarzbraun gefleckt und gestrichelt, welche Zeichnung sich bald kranzartig um das stumpfe Ende verdichtet, bald mehr gleichmäßig über das ganze Ei verbreitet. Die Jungen werden nach Art der Finken von Anfang an mit Nadelholzsamen aus dem Kropf geätzt, bedürfen aber noch längere Zeit, als andere Sperlingsvögel, der Aetzung und Unterweisung der Alten, da ihre Schnäbel sich erst einige Zeit nach dem Ausfliegen zu kreuzen beginnen. Nach A. Brehm „halten sie sich nach dem Ausfliegen auf dichten Bäumen auf, am liebsten auf Tannen, immer in möglichster Nähe bei den Alten. Wenn diese den Samen ausklauben, sitzen sie neben ihnen, schreien ununterbrochen, wie unartige Kinder, fliegen den Alten eilig nach, wenn diese den Baum verlassen, oder locken so lange und so ängstlich, bis jene zurückkommen. Nach und nach gewöhnen die Alten sie an's Arbeiten. Zuerst werden ihnen deshalb halbgeöffnete Zapfen vorgelegt, damit sie sich im Aufbrechen der Schuppen üben; später erhalten sie die abgebissenen Zapfen vorgelegt, wie diese sind. Auch wenn sie allein fressen können, werden sie von den Alten noch eine Zeitlang geführt, endlich aber sich selbst überlassen. Sie bilden hierauf eigene Flüge oder schließen sich denjenigen Alten an, welche nicht durch die Brut in Anspruch genommen worden sind." — — „Der Fang ist, wenn man erst einen von ihnen berückte, noch leichter als die Jagd. In Thüringen nimmt man hohe Stangen, bekleidet sie oben buschartig mit Fichtenzweigen und befestigt an diesen Leimruthen. Die Stangen werden auf freien Blößen im Walde vor Tagesanbruch aufgestellt und ein Lockvogel im Bauer unten an ihnen befestigt. Alle vorüberfliegenden Kreuzschnäbel nähern sich wenigstens dieser Stange, um nach dem rufenden und lockenden Genossen zu schauen. Viele setzen sich auch auf den Busch und dabei gewöhnlich auf eine der Leimruthen. Auf diese Weise kann man oft viele von ihnen an einem Morgen fangen."



Digitized by Google

Der Edelfinke.

## Der Edelfinke (Fringilla coelebs).

Den Edelfinken oder Buchfinken zeichnet ſowol ſeine noble Haltung, als auch ſein feuriger Geſang, ſowie ein hervorragender Kunſtſinn beim Bau des Neſtes aus. So eintönig und unſcheinbar des Weibchens Färbung iſt, ſo mannichfaltig und lebhaft prangt der Farbenſchmuck des Männchens im Frühjahre. „Sein prangendes Frühlingskleid“, ſo ſchildern wir ihn in unſeren „Charakterzeichnungen“, — „leuchtet es nicht vom bläulichen, geſträubten Scheitel her wie eine Stahlhaube? Spricht nicht das Feuer ſeiner Seele aus dem Glanze der Augen unter der kriegeriſchen ſchwarzen Sturmbinde der Stirne? Sprechen nicht Liebes- und Kampfesluſt gleich mächtig aus dem lebhaften Rothbraun der Kehle und Bruſt? Und glänzt nicht die helle Zierde der Nobleſſe von dem ſchneeweißen Spiegel der dunklen Flügel und dem grünbraunen Hauche ſeines Oberkleides uns entgegen? Aber unter dieſem ſchmucken Kleide ſchlägt auch ein tüchtiges Herz voll ritterlichen Muthes und ſchallenden Geſanges. Seiner Bruſt entſtrömt ein ſolides, volles, zwar kurzes, aber ſehr prägnantes Lied, ein heiterer, ſchmetternder Frühlingsgruß, der oft ſchon an ſchönen Februartagen das Vorgefühl des Lenzes in uns weckt.“

Digitized by Google

Die Liebe zu den Weibchen, welche ſich ſchon frühe bei den feurigen Hähnen regt, entflammt dieſe zu Wettgeſängen und Wettkämpfen. Raſend ſteigen im Fluge die Eiferſüchtigen vor einander in die Höhe und prallen laut gegen einander.

Schon im März ſchreitet das Weibchen zur Auswahl der Niſtſtätte und zum Neſtbau. Es ſucht ſich eine Stelle aus, an welcher mehrere Aeſte in einem Knotenpunkte zuſammenlaufen, und zwar iſt es faſt in allen Fällen auf ein feſtes, ſolides Fundament bedacht. Vorzugsweiſe liebt der Edelfinke zur Anlage ſeines Neſtes Aepfelbäume, Ulmen, Eichen, Buchen, Silbertannen und Erlen, ſelten aber nur Gebüſch. Das Neſt beſteht zunächſt aus einer äußeren Einfaſſung, welche aus feinen Sorten grünen Mooſes und kleiner Flechten, ſowie aus Spinnwebe, zarter Wolle und Rindenſchuppen, die hier und da eingefügt werden, und zwar in einer Weiſe gebildet iſt, daß Alles wie ein künſtlicher Filz ausſieht. Das Innere iſt ſorgfältig geglättet und enthält Wolle, worüber Federn und Pferdehaare, letztere ſchön im Kreiſe gelegt ſind. Trockne Grasſtengel geben dem Neſte eine größere Feſtigkeit, ſie werden von dem Vogel aber ſtets mit Moos und Wolle bedeckt. Die Eier ſind von weißbläulicher Grundfarbe und haben braune und ſchwärzliche Punkte.

Wir haben das Edelfinkenweibchen während ſeiner Bauthätigkeit genau beobachtet, namentlich bot ſich dem Einen von uns in dieſem Frühjahre Zeit und Gelegenheit, die ſtufenweiſe Arbeit und die intereſſanten Eigenthümlichkeiten des kunſtſinnigen Vogels wahrzunehmen. Ein zutrauliches Edelfinkenpaar hatte ſich nämlich am 28. März in ſeinem Eheleben meinen Blicken verrathen. Ich ſah es dem Edelfinkenmännchen an der gekrümmten Haltung und an den geſenkten Flügeln an, und ſeine feinzirpenden Töne beſtätigten es, daß es der glückliche Gatte des ſtilleren Weibchens war, welches in ſeiner Nähe auf dem Knotenpunkte dreier anderthalb Zoll dicker Aeſte eines jungen Zwetſchenbaumes in anderthalb Manneshöhe zu bauen anfing. Die Stelle war wahrſcheinlich erſt am frühen Morgen oder Tags zuvor von ihm auserwählt worden, denn kaum meinem ſcharfen Auge bemerklich, hatte das Weibchen einen Anfang zum Neſte durch Anheften einiger glatten Flechten gemacht. Der Vogel nahm von mir, wie es ſchien, keine Notiz, obgleich ich mich ihm auf kaum fünf Schritte näherte und an den Stamm eines Baumes mit dem Rücken anlehnte. Eben war der Finke mit ſeiner Arbeit fertig geworden, und ich ſah ihn auf einen alten Aepfelbaum fliegen, wo er von den dicken Aeſten und dem Stamme, an welchen er ſich flatternd anklammerte, feine Flechtenblättchen ablöſte und zur Niſtſtätte brachte. Mit einem fröhlichen „Ju!“ kam er an und ſetzte ſich in die für das Neſt ſehr geeignete Vertiefung des Quirls (Knotenpunktes). Doch erhob er ſich ſogleich wieder, beugte ſich mit dem Kopf und Vorderleib über den Aſtrand gerade nach mir zu und heftete mit geſträubten Kopffedern unter nicht zu verkennender Anſtrengung das Baumaterial, ſoweit er hinunterreichen konnte, an, öffnete mit eigenthümlich vibrirender Bewegung des Kopfes den Schnabel, drückte denſelben ſeitlich an und ſtrich ſchmierend über die Flechten hin, wie etwa ein Buchbinder das Falzbein zum Glätten anwendet. Dies dauerte einige Sekunden, worauf ſich der Vogel in derſelben



Digitized by Google

Weiſe, wie vorher, entfernte und von demſelben Baume, ja ſo ziemlich denſelben Stellen neue Flechten holte. Um Alles untrüglich wahrnehmen zu können, nahm ich einen guten Operngucker zu Hülfe. Nach Ablauf von zehn Minuten unterbrach der Finke ſeine Thätigkeit und ließ ſich, Futter ſuchend, im Raſen nieder. Das Männchen that desgleichen und hüpfte ſcheinbar theilnahmlos, viele Schritte von dem Weibchen entfernt, umher. Allein ich ſah deutlich, daß deſſen Nähe erregend auf den Hahn einwirkte, und als ſich die Gemahlin erhob, um wieder an die Arbeit zu gehen, flog er auf einen benachbarten Baum, als wolle er Wache halten und Zeuge von dem weiblichen Fleiß ſein. Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß unſer Baukünſtler andere Bäume und bemooſte Mauern beſuchte. Siehe, nun kam er zurück, bald mit Moos, bald mit Flechten, bald mit Inſektengeſpinnſten verſehen, welchen letzteren Stoff er über erſtere hinzog und an die Baumrinde anhängte oder um junge Triebe ſchlang. Daß der Speichel, den der Vogel anwendete, nicht von der Zunge auf das Baumaterial übermittelt wurde, konnte ich daran ſehen, daß ſie beim Oeffnen des Schnabels ſich nirgends anlehnte, ſondern frei gehoben wurde. Vielmehr floß nach meiner Vermuthung der Speichel an den Mundwinkeln hervor, wovon das ſeitliche Andrücken und Glätten eine natürliche Folge war. Bei jeder neuen Zuthat unterſuchte der ſich niederſetzende, mit den Flügeln arbeitende und nach verſchiedenen Richtungen hin ſich wendende Künſtler die Grundlage des Neſtes. Am Mittage unterbrach er ſeine Thätigkeit, und das Paar entfernte ſich ſo weit von dem Neſte, daß ich es ſtundenlang nicht zu Geſicht bekam. Am nächſten Morgen um neun Uhr ging ich wieder zur Stelle und fand, daß ein fingerdick hoher Rand ringsum gebildet war. Je weiter nun der Baumeiſter fortſchritt, deſto mannichfaltiger zeigte er ſich im Beſuche von Oertlichkeiten, wo er Material aufnahm. Aus Mauerlöchern holte er Spinnewebe, in dem Hofe nahm er dünne Kortel und Zwirnsfäden auf, welche er ebenfalls als Heftemittel nebſt Wolle verwendete, theilweiſe aber auch planlos einfügte. Schmale Baſtſchnürchen waren zu gleichem Zweck beſtimmt und wurden in ziemlicher Menge im Neſtinnern eingeflochten. Gewahrte das aufmerkſame Thierchen eine es ſtörende Unebenheit, ſofort war der geſchäftige Schnabel bereit zu ordnen, niederzudrücken und zu glätten. Kam es mit neuem Bauſtoff, ſo bemerkte ich keine Verlegenheit an ihm in Hinſicht der Stelle, wo er angebracht werden ſollte, es war vielmehr, als habe der Vogel den Plan hierzu ſchon vorher beim Wegfliegen entworfen, oder als überſehe er bei der Ankunft mit einem einzigen Blick alle Mängel und Bedürfniſſe. Das Hinzutragen des Bauſtoffs geſchah je nach dem leichteren oder mühſameren Auffinden deſſelben unter Zwiſchenräumen von einer bis zwei Minuten. Von Zeit zu Zeit ſtellte ich eine kleine Leiter an, um den Stoff genauer zu unterſuchen. Dies that ich jedoch nur dann, wenn der Vogel eben das Neſt verlaſſen hatte. Mehrmals zankte das Männchen und lockte, mich umflatternd, das Weibchen herbei, allein ſobald ich die Leiter wieder weggeſtellt und meinen Beobachtungsſtandpunkt eingenommen hatte, beruhigte ſich das Paar, und das Weibchen nahm ſeine Geſchäfte wieder auf. An ſeinen Mundwinkeln waren einzelne kleine Federn naß. Es mag ſein, daß dies vielleicht von dem Thau herrührte, den die Sonne noch

Digitized by Google

nicht überall weggeleckt hatte; auch konnte der Umstand Antheil haben, daß der Vogel aus feuchten Mauerlöchern Spinnewebe hervorholte. Ich will mich durch keine vorgefaßte Meinung zu verwegenen, unsicheren Schlüssen hinreißen lassen, ich will auch meine Beobachtungen und Untersuchungen noch nicht für geschlossen erklären. So viel aber bleibt zweifellos, daß die anstrengende seitliche Bewegung des geöffneten Schnabels, das Hin- und Herschmieren und das Andrücken des Baustoffs mit zitternder Bewegung des Kopfes auf Absonderung von Speichel hindeutet.

In der Nacht vom zweiten auf den dritten Tag fiel Schnee, der erst vor den Blicken der aufgegangenen Sonne schmolz. Die rauhe Witterung verursachte, daß der Finke seine Thätigkeit öfters unterbrach und mehr der Nahrung nachging. Dennoch waren gegen Mittag die Fortschritte sichtbar.

Am vierten Morgen um neun Uhr hatte der Nestrand die Höhe von doppelter Fingerdicke erreicht. Ich sah nun, daß der Künstler beim Aufsuchen von Material vielseitiger und wählerischer sich zeigte, auch mitunter entlegenere Orte, als früher, besuchte und nicht so rasch von seinen Exkursionen zurückkehrte. Während des Bauens schien er sich jetzt auch mehr Besonnenheit und ordnenden Kunstsinn zur Aufgabe zu machen. Flügel und Leib arbeiteten mehr, er drehte sich öfter im Neste herum, und ich bemerkte, daß er zuweilen ein vielleicht zu rauhes Moos- oder Flechttheilchen in dem Schnabel prüfend hin und her bewegte und schließlich fallen ließ. Insektengespinnste brachte er jedes Mal, wenn er mehrere Male anderen Baustoff herzugetragen hatte, und überzog mit denselben den Nestrand und dehnte die Fäden bis an einen Ast aus, wo er sie an der rauhen Rinde einen halben Fuß hoch anhängte. Verließ er das Nest, so geschah es jetzt mit einem lauten „Pink!" Da, wo das Nest auf der Grundlage der Aeste aufgerichtet oder an dieselben angelehnt war, verwendete der Finke am wenigsten Sorgfalt auf den Bau, dagegen erschien der zwischen den Aesten erbaute Theil in schöner Wölbung und durchaus solid. Da die Aeste an sich schon eine Wandung bildeten, so wurden sie nur sehr dünn mit Baustoff überzogen.

Am fünften Morgen wurde das Nest beinahe zu seiner vollkommnen Höhe weitergebaut, und der Rand neigte sich in bedeutender Wölbung nach innen. Außer dem bisher gebrauchten Stoff kamen schmale Papierstreifchen spärlich in Anwendung, welche nebst dünnen Stengelchen in die innere Nestwand eingeflochten wurden. Auch bediente sich der Künstler fein zerschlissener Hälmchen und zarter Würzelchen zum Flechtwerk. Der Vogel kam mir erregter und eifriger als an dem vorhergehenden Morgen vor, ab und zu ließ er das „Ju pink!" hören, während das ihn nicht selten begleitende Männchen ihm antwortete. Sein Verweilen im Neste war von längerer Dauer. Ich sah von erhöhtem Standpunkte aus, daß das Anschmiegen der Brust und des Leibes mit über den Rücken zur Höhe gerichteten Flügeln geschah, deren Federn dadurch auseinander zu stehen kamen. Die Bewegungen des Vogels erschütterten das ganze Nest, und beim Andrücken an die Wände schloß er die Augen bis zur Hälfte.

Gespinnste trug er viertelstundenlang ausschließlich herzu, und nach allen Richtungen hin wurden die Fäden gezogen. Bisweilen hob er sich, sprang

auf den Neſtrand, faßte ein loſes, von der Zugluft entführtes Ende mit dem Schnabel und zog es an den Ort ſeiner Beſtimmung zurück.

Am ſechſten Morgen um neun Uhr war das Neſt fertig bis auf die innere Auspolſterung. Auf den Grund des Inneren legte der Vogel Flechten und Moos und drückte ſie mit Füßen und Leib nieder. Mitunter überzog und glättete er mit Speichel noch den Neſtrand. Das Verhältniß zwiſchen Männchen und Weibchen hatte ſich inniger geſtaltet. Das bewegte Spiel der Minne von Seiten des erſteren begann unter Verfolgung und Neckerei, ſo daß das bauende Weibchen viel ſeltener das Neſt beſuchte, ja einige Male ſogar von dem hitzigen Männchen in ſeiner Arbeit geradezu geſtört wurde.

Am ſiebenten Morgen kamen die Pferdehaare an die Reihe, welche neben und unter feinen Hälmchen eingeflochten und mit Geweben und Wolle vom Neſtrande aus überzogen wurden, wobei ſich Frau Finke hinten hob, um mit dem Schnabel im Inneren arbeiten zu können. Größere Beſorgniß gab ſich jetzt in ängſtlich wiederholtem „Pink“ kund, wenn ſich ein Raubvogel in nicht weiter Ferne zeigte und die ſeiner ſpottenden Bachſtelzen ihm in Bogen durch die Luft folgten, oder wenn eine lüſterne Katze daherſchlich. Die Liebe zum Neſte war mehr und mehr geſtiegen, während des ungeduldigen Männchens Zärtlichkeits-Erweiſungen noch immer mit einem Benehmen zurückgewieſen wurden, welches etwa zu verſtehen gab: Ich liebe dich ſehr, aber jetzt habe ich noch keine Zeit zum Schönthun und Koſen.

Der achte Tag erſchien als der Tag der Vollendung des Neſtes. Büſchel von Kuhhaaren und Federn gaben dem Polſter die erwünſchte Dicke und Wärme.

Ich muſterte das ſchöne, regelmäßig gebaute Neſt in ſeiner drei und einen halben Zoll meſſenden Höhe und ſeiner kugeligen Wölbung, welche am Neſtrande ſo ſtark nach innen geneigt war, daß die Weite der Oeffnung der mittleren Höhlung weſentlich nachſtand.

So lange das Weibchen die Jungen noch fortwährend warm halten muß, zeigt ſich das Männchen im Aufſuchen von Inſekten unermüdlich. Nachher aber übertrifft das Weibchen im Eifer das Männchen. Jede Annäherung entdeckter Gefahr bringt Beide außer ſich. Sie ſchreien unaufhörlich „Pink!“ und umflattern kreiſend den Feind, ja verfolgen ihn oft nachher noch weite Strecken. Die Anzahl der Jungen beläuft ſich gewöhnlich auf 4 oder 5. Die zweite Brut liefert eine geringere Anzahl.

Im Herbſte liebt der Edelfinke die Geſellſchaft ſeinesgleichen und auch anderer Vögel. Man trifft ihn da in Kartoffeläckern, in den Gärten und Stoppelfeldern unter Baumſtücken bei Goldammern und Sperlingen an. Seine Nahrung ſind verſchiedene Inſekten und ölige Sämereien.

Ein dem Edelfinken faſt ebenbürtiger Neſtbereiter und ein noch ſchönerer Vogel iſt der wohlbekannte Diſtelfinke oder Stieglitz (Fringilla carduelis), welcher wegen ſeines Farbenſchmucks und Geſanges als ſehr beliebter Stubenvogel in Stadt und Land gehalten wird. Sein Kopf iſt vorn karminroth und hat einen elfenbeinweißen Schnabel, glänzend weiße Wangen und hinten zwei ſammtſchwarze, halbmondförmige Bänder. Seine Flügel — wenn er ſie lüftet — welche Pracht entfaltet ſich da! Es glänzt der mittlere und obere citronen-

Digitized by Google

gelbe Streif auf den ſammtſchwarzen Flügeln. Der Rücken iſt vom weißlichen Genick an bis beinahe hinunter zum ſchwarzen Gabelſchwanze ſchön lichtbraun. Die eierförmigen Flecken auf der weißen Bruſt ſpielen vom Hellbraunen in's Gelbliche. Der Diſtelfinke iſt etwas kleiner, als der ſperlingsgroße Edelfinke.

Der Diſtelfinke oder Stieglitz.

Ebenſo raufluſtig und eiferſüchtig als dieſer, kämpft er im Frühjahre heftig mit Nebenbuhlern um den Beſitz des Weibchens, welches unbekümmert um die Zudringlichkeit unberufener Männchen und treu begleitet von dem einmal auserkorenen Gatten, eine geeignete Niſtſtätte auf einem Obſtbaume, einer Platane oder Linde, einem Roſenſtock oder auf dem ſchlanken Zweige des hohen Gebüſches aufſucht. Man ſieht ihm an, daß es bei ſeinem Durchſuchen der mannichfaltigen Baumarten auf ein paſſendes Plätzchen wohlbedacht iſt, denn auf manchem Gabelzweige bleibt es ſitzen, drückt ſich, die Flügel lüftend, nieder und prüft unter ſeinem „Siſiſiſi" die Brauchbarkeit der Stelle. Unterdeſſen ſingt das Männchen auf einem hervorragenden Baumzweige. Es iſt gewöhnlich der Fall, daß ein zweites, ja ſogar ein drittes Männchen ein einziges Weibchen begleiten und daß dieſe erſt nach harten Kämpfen dem rechtmäßigen Eheherrn weichen. Uns ſcheint es, als gäbe es bei Weitem mehr

Digitized by Google

Männchen als Weibchen, woher es auch kommen mag, daß die Nebenbuhlerschaft so sehr unter ersteren an der Tagesordnung ist. Die hitzigen Männchen singen oft einen Theil oder auch das ganze Lied während des Fliegens. Hat das Weibchen seinen Bauplatz erwählt, so fliegt es, von dem Männchen stets begleitet, nach besonderen Oertlichkeiten, um Baustoff aufzunehmen. Zu Anfang des Mai sieht man die einzelnen Paare auf Hochstraßen, Feldwegen, Aeckern, insbesondere auch auf alten, gras- und moosbewachsenen Mauern, in Höfen und auf Gartenbeeten sich niederlassen. Während das Weibchen Material sammelt, unterhält das Männchen es oft durch seinen Gesang, sobald sich jenes aber erhebt, um dem Neste zuzufliegen, folgt ihm das Männchen, welches an der Bauthätigkeit auch nicht den geringsten Antheil nimmt, sondern sich nur als musizirender Kavalier und Zuschauer geberdet. Wie das feinste Polster klebt und stickt das Weibchen die Außenwand seines Nestes von Moos und Flechten zurecht und rundet es inwendig nett mit Thier- und Pflanzenwolle und mit Roßhaaren aus. Indessen haben wir Nester auf Holunderbüschen vor einigen Jahren gefunden, welche von der gewöhnlichen Art ihren Bestandtheilen nach wesentlich abwichen. Der Distelfinke hatte auswendig fast nur Blätter- und Obststengel verwendet, während das Innere mit feinen Wollflocken und die Seitenwände mit dem Flaum des Huflattigs (Tussilago farfara) und mit einigen Haaren und Federchen ausgekleidet waren. Andere Fälle kamen uns vor, wo das äußere Nest derbe und feine Grasstengel mit den Dolden in ziemlich unregelmäßiger Lage mit Pflanzenwolle verbunden, das Innere dagegen feinere Gräser und dichte Ausfütterung mit Pferdehaaren weißer und dunkler Sorte enthielt. In großer Masse verwendet das Distelfinkweibchen Raupengespinnste. Hat es ein großes, zu seinem Zweck ergiebiges Raupennest entdeckt, so fliegt es immer wieder, vom Männchen treu begleitet, dahin und zerrt die Gespinnste los, bis es eine entsprechende Menge im Schnabel angesammelt hat, die es sofort dem Neste zuträgt. Immer fliegt es voran und sein Männchen dicht hinter ihm her.

Sobald das Nest vollendet ist, bleibt es noch einige Tage lang leer, bis das erste Ei von dem Weibchen gelegt wird. Das Brütegeschäft übernimmt das Weibchen ebenfalls allein, während dessen füttert das Männchen es in ziemlich regelmäßigen Pausen von einer halben oder dreiviertel Stunde aus dem Kropfe, was allerliebst aussieht. Beide Vögel halten die Köpfe zur Seite, damit das mit etwas Anstrengung vom Männchen ausgebrochene Futter leichter übermittelt werden kann. Nach vierzehn Tagen schlüpfen die niedlichen Jungen aus, welche von den Eltern aus dem Kropfe gefüttert werden. Die Jungen entleeren sich nach einer bestimmten Richtung hin ihrer Exkremente, was man an der niedergedrückten Randstelle eines verlassenen Nestes sehen kann. Sie beschmutzen übrigens den Boden des Nestes auch, und man entdeckt in alten Nestern immer eine mit Sand vermischte Kothmasse, welche beweist, daß die Eltern zur Beförderung der Verdauung mit den Sämereien auch Sand aus dem Kropfe füttern. Die Kleinen wachsen unter treuer Pflege rasch heran und sehen, flügge geworden, klug und scheu den nahenden Menschen an. Die älteren nehmen des mangelnden Raumes wegen auf dem Nestrande oder auf

Digitized by Google

daran grenzenden Aestchen Platz und verlassen bei einigermaßen heftiger Erschütterung des Baumes das Nest ganz, indem sie nach verschiedenen Richtungen unter dem ängstlichen und drohenden Rufe der Eltern davonfliegen. Oft müssen die noch nicht des Fliegens völlig fähigen, waghalsigen Kleinen im Gebüsch auf dem Boden oder auch im Grase der Gärten und Wiesen noch einige Tage von ihren dem Lockton folgenden Eltern gefüttert werden, ehe sie sich auf die zu ihrer Sicherheit dienenden Bäume begeben können. Nach der zweiten Brut, welche oft erst im September zum Ausflug gelangt, sammelt sich das ganze Heer der alten und jungen Distelfinken, gemeinschaftlich die Salat-, Distel- und Schwarzwurzelbüsche heimsuchend oder die Mohn- und Hanfsamenpflanzungen zehntend. Im Winter wissen sie sich selbst bei tiefem Schnee und strenger Kälte durch ihre Wanderungen von Ort zu Ort vor dem Untergang zu schützen.

---

Der Bluthänfling (Fringilla cannabina) ist ein allgemein beliebter Stubenvogel, der Lieder pfeifen lernt und auch durch seinen schönen wilden Gesang ergötzt. Dieser in der Freiheit herrlich prangende Vogel hat eine Länge von 5 Zoll, einen gestreckten Leib, einen sogenannten Fischschwanz, der zur Hälfte von den spitzigen Flügeln bedeckt wird und einen kegelförmigen, vorn spitzigen, am Rande etwas eingebogenen Schnabel. Das mehrjährige Männchen ist am Vorderkopfe und auf der Brust schön blutroth, auf dem Hinterkopf, an den Kopfseiten, auf dem Nacken und am Hals aschgrau, auf dem Rücken rostbraun, am Vorderhals hellbräunlich, am übrigen Unterkörper wie am Bürzel weiß, an den Seiten lichtbraun. Den Weibchen fehlt das Blutroth ganz, ebenso den einjährigen Männchen.

Die Verbreitung erstreckt sich über ganz Europa und den größten Theil Nord-Asiens. Er zieht die Ebenen den hohen Gebirgsgegenden vor, liebt aber vor allen andern hügelige Länderstriche. Er nistet sowol im Nadel- als auch im Laubholz, an Waldrändern und Feldhölzern, in Feld- und Hausgärten, in dichtgeschlossenen Hegen, wie in Hecken, Lauben, Bosquets und in einzeln stehenden Fichtenbäumchen. Im Frühjahr lebt er paarweise. Männchen und Weibchen halten treu zusammen und fliegen in Gemeinschaft umher, Nahrung suchend. Sehr gern begeben sie sich an die Salzlaken. Bei Bad Nauheim überzeugten wir uns von ihrer Vorliebe für salzigen Boden. Sie lassen sich auf Feldwegen, Hochstraßen, Aeckern und auf den Ländern der Gärten, auf den Wiesen und Angern nieder, wo das Weibchen sich nach Wurzeln, Wolle oder Pferdehaaren umsieht, während das Männchen sich nach Art des Distelfinkenhahns benimmt und nur darauf bedacht ist, der fleißigen Gattin ein singender und wachehabender Begleiter zu sein. In gewandtem Bogenflug sieht man sie große Strecken dahineilen, vorsichtig und scheu mit gestrecktem Hals auf der Erde oder auf Bäumen und sonstigen erhabenen Gegenständen sich umschauen und bei Annäherung eines Feindes unter schmetterndem Lockton des Männchens, den das auffliegende Weibchen beantwortet, sich in die Luft schwingen, um einige hundert Schritte weiter an einem sicheren Platze wieder einzufallen. Oft wird das auf einer Baumspitze wartende Männchen ungeduldig, wenn das Weibchen zu lange mit dem Aufsuchen des Baustoffs sich

Digitized by Google

beschäftigt, darum lockt und mahnt es zum Wegfliegen, erhebt sich eine Strecke weit mit zögerndem Flug in die Luft, setzt sich auf einen andern Baum oder kehrt zur alten Stelle zurück, bis endlich das Weibchen dem Nistplatze zufliegt.

Das Nest steht gewöhnlich niedrig, selten über Manneshöhe, am liebsten auf solidem Fundament, also auf stärkeren Aesten und Zweigen, insbesondere nahe oder an dem Stamm des Busches oder Bäumchens. In Kiefernwäldchen haben wir jedoch zuweilen in einem Umkreis von 4—5 Morgen 12—15 Nester, fast sämmtlich in anderthalb Manneshöhe gefunden. Der Grund hiervon lag einzig darin, daß die Hänflinge, einmal seit vielen Jahren daran gewöhnt in diese Kiefern zu bauen, nun, da diese eigentlich zu den Nistzwecken ihrer alten Bewohner zu hoch geworden waren, sich doch nicht von den Gewohnheitsplätzen trennen mochten und in die veränderten Umstände sich fügten. Die äußere Nestumhüllung wird von Reiserchen, Würzelchen und Grasstengeln, sowie in Wäldern vorzüglich gern von Heidekraut gebildet. Darauf folgt eine zweite Lage von Würzelchen und feinen Halmen, und endlich das Innere oder Polster, das aus Wolle und Haaren, sehr oft aus Distel- und Pflanzenwolle besteht. Indessen bequemt sich auch dieser Vogel, wie die meisten nesterbauenden Vögel, den Umständen der Oertlichkeit an, indem er außer Schaf- und anderer Wolle Tuchläppchen und dergleichen einfilzt. Pferdehaare sind in Menge angebracht und sorgfältig in Kreisform verschlungen und an die Wand angedrückt. Ueberhaupt zeigt der Vogel durch sein regelmäßiges Flechtwerk einen nicht unbedeutenden Kunstsinn. In dem halbkugelförmigen Neste werden vier bis fünf weißbläuliche, mit helleren und dunkleren rothen und zimmetbraunen Punkten und Strichelchen gezeichnete Eier von dem Weibchen mit treuer Hingebung ausgebrütet. Ihre Liebe zu dem Brutgeschäfte bewirkt, daß die Blutfinkenzüchter die Eier der Blutfinken in das Nest legen dürfen, ohne daß es von dem brütenden Vogel verlassen wird. Während der Brütezeit füttert das Männchen sein Weibchen aus dem Kropfe mit Sämereien und singt in der Nähe des Nestes oft recht fleißig. Dabei steigt es, wie wir in jungen Fichtenhegen es wahrgenommen haben, bisweilen bald in schwebendem, bald in stürzendem und purzelndem, bald im Zickzack-Fluge in die Höhe und wieder nieder oder strebt gerade aus in's weite Feld hinein, nach wenigen Minuten wieder zurückkehrend. Während des Fliegens singt der unterhaltende Vogel ebenso schön wie beim Sitzen. Nach 13—14 Tagen schlüpfen die Jungen aus den Eiern und werden mit erweichten Sämereien aus dem Kropfe gefüttert. Groß ist die Liebe der Eltern zu ihnen. Melancholisch klagen sie in wahren Unglückstönen, wenn ein Feind dem Neste sich nähert. Lange bleiben sie noch den ausgeflogenen Jungen Ernährer und Führer, obgleich zwei, ja gewöhnlich sogar drei Bruten von einem Paare ausgeführt werden. Im Herbste besuchen alte und junge Hänflinge die Gemüsegärten und setzen sich da gern auf die Bohnenstangen, wo man die ausgeflogenen Jungen der dritten Brut unter Flügelschlägen und lautem Gedrill den Eltern sich nähern und von ihnen das Futter empfangen sieht. Im Spätherbste schon scharen sich die Hänflinge zusammen und ziehen den Winter hindurch mit Finken, Feldsperlingen und Ammern in Kreuz und Quere umher.

Digitized by Google

Der Pirol oder Pfingſtvogel.

Der Pirol oder Pfingſtvogel (Oriolus galbula) iſt im eigentlichen Sinne des Worts ein Sommervogel, denn er erſcheint erſt, wenn die Blüten des Mai und das zarte Grün unſere Bäume ſchmücken, weshalb ihm der Name Pfingſtvogel gegeben worden iſt. Seiner ſpäten Ankunſt entſpricht ſein Wegzug im Auguſt. Der Lieblingsaufenthalt des Pirol ſind Laubwaldungen, insbeſondere Eichen- und Birkenwälder, wenn das Stangenholz hier und da alte hohe Eichen birgt, auf denen er gern beim Vortrag ſeines weithin ſchallenden Flötenliedes Platz nimmt. Niederungen zieht er den Gebirgsgegenden vor, und vor Allem iſt er auf die Nähe des Feldes bedacht. Ein Paar nimmt immer einen bedeutenden Flächenraum zum Auf- und Abwandern in Beſitz, denn Unruhe iſt ein Hauptzug ſeines Weſens. Das Lied des goldgelben mit ſchwarzen Flügeln ausgezeichneten Männchens ertönt bis zum Mittag und auch Abends unaufhörlich, ebenſo unermüdlich iſt das Paar im neckenden Spiel, welches mit krähenden Tönen, aber auch mit dem ſanften „Bülow“ des Männchens begleitet wird. Da giebt es harte Kämpfe zwiſchen eiferſüchtigen Männchen. Von Baum zu Baum, um die Stämme und Kronen der hohen Eichen, über Lichtungen hin, oder tief durch das Stangenholz verfolgen und

Digitized by Google

ermüden ſie ſich. Hart ſchlagen ſie aneinander, weichen ſich in kühnen Flugwendungen aus, drücken ſich vor einander im Gezweig nieder, recken den Hals aus, öffnen den Schnabel und verfolgen ſich von Neuem. Wir ſind ein Mal zwei vom Kampf erſchöpften Männchen auf zehn Schritte nahe gekommen, nachdem wir ihnen vorher lange in ihrem erhitzten Streite zugeſehen hatten. Der Eine von uns ſchoß beide auf einen Schuß, und noch heute zieren die ausgeſtopften Pirole das Zimmer unſerer Schweſter. Der Unterſchied in der Färbung iſt erheblich. Der eine Pirol iſt hellgelb, der andere rothgelb. Auch iſt erſterer kleiner, ſein Kopf eckiger geformt, ſein Leib überhaupt ſchmächtiger. Unſerer Meinung nach liegt die Urſache von dieſen Erſcheinungen in der Verſchiedenheit des Alters. Die ein- und zweijährigen Männchen beſitzen noch nicht das Gefieder der älteren Männchen und ähneln den Weibchen, deren Oberkörper grüngelb iſt, wovon die großen Flügel- und Schwanzfedern ſchwärzlich abſtechen, während der Leib mattes Weißgelb mit länglichen dunkelgrauen Flecken und die Kehle Aſchgrau trägt. Das Grün der jüngeren Männchen verfärbt ſich zuerſt in dunkleres Gelb, und dieſes geht dann im höheren Alter des Vogels in blaſſeres Gelb über.

Sobald die Kämpfe der nebenbuhleriſchen Männchen beendigt ſind, begiebt ſich der ſiegende Theil zu dem Weibchen und wandert, nachdem das verwirrte Gefieder wieder geordnet iſt, in Geſellſchaft deſſelben von Baum zu Baum. Aber ſelbſt wenn der Neſtbau begonnen, hören die Zänkereien der Nachbarmännchen untereinander nicht auf.

Das Plätzchen, welches das Pirolweibchen zur Anlage des Neſtes auserſieht, iſt jedes Mal eine Zweiggabel eines ſchlanken Aſtes. In den meiſten Fällen wird ein hoher Baum gewählt, ſeltener ein niederer. Mehrmals fanden wir das Neſt an der Zweiggabel eines Reitels in 15 Fuß Höhe, ebenſo niedrig in einem Park auf einem alten Aepfelbaum und in einem Baumſtück. Zur Zeit des Bauens begiebt ſich das Pirolpaar oft auf den Boden, den es ſonſt äußerſt ſelten beſucht. Durch plumpe Sprünge beweiſen ſie da ihre Unbeholfenheit und daß ſie von Natur auf die Bäume angewieſen ſind, auf denen ſie Kerbthiere der verſchiedenſten Art zur Nahrung wählen und durch Vertilgung der Raupen und Schmetterlinge nützlich werden. Das Weibchen iſt beim Aufſuchen des Materials entſchiedener und zeigt weniger Vorſicht, als das Männchen. Oft wartet letzteres auf einem Zweige nahe der Erde, bis erſteres eine Zeit lang auf dem Boden umhergeſprungen iſt und ſein Bündelchen Moos, Grasblätter oder Halme aufgehoben hat, ehe es ſich beſtimmen läßt, ein Gleiches zu thun. Uebrigens werden die Orte von den unteren Zweigen der Bäume und des Stangengehölzes ausgeforſcht, wo die Pirole geeignete Neſtſtoffe vermuthen, und wenn ſie einmal an einen ſolchen geflogen ſind und einen guten Fund gethan haben, benutzen ſie dieſelbe Stelle, ſo lange es die Ergiebigkeit derſelben zuläßt und der Bau des Neſtes es erfordert. Die erſte Arbeit des Paares beſteht in dem Anheften von langen Fäden, Baſtſchnüren und Wollſtoffen. Sie bedienen ſich hierzu nicht blos der Inſektengeſpinnſte, ſondern auch des Speichels und wickeln die Enden der Fäden mehrmals um die Gabeläſte. Um die von dem einen Aſte der Zweiggabel herabhängenden Fäden

Digitized by Google

und Birkenschalen zu dem andern gegenüberstehenden zu führen, faßt das in schwebendem Fluge geschäftige Weibchen das herabhängende Ende der Schnur und trägt es nach oben, wo ihm das Männchen dieselbe in behülflicher Weise abnimmt und sogleich anheftet. So entsteht gleichsam eine Art Hängematte von den genannten Stoffen, innerhalb deren das eigentliche Nest erbaut wird. Von nun an betheiligt sich das Männchen am Baugeschäfte nicht mehr viel, sondern das Weibchen übernimmt die Hauptlast der Ausführung und Vollendung des begonnenen Gebäudes. Halbtrockne Grasblätter, Halme, Bündel von aufgefundener Wolle und Werg, Moos und manche ähnliche Stoffe, welche je nach Zufälligkeit oder örtlicher Beschaffenheit aufgegriffen werden, dienen dem Vogel zur künstlichen Verfilzung. Endlich wird von dem Weibchen die innere Auspolsterung des Nestes ganz allein vollzogen. Es wählt hierzu feine Grasrispen, Wolle und Federn, jedoch vermißt man zuweilen den einen oder andern der beiden letzten Stoffe in einem Neste. Die Form des Nestes ist tief napfförmig.

Das Brutgeschäft versieht das Weibchen Nachts und am Morgen, während das Männchen Mittags auf den Eiern sitzt. Nach 14 Tagen schlüpfen die Jungen aus vier bis fünf glatten und glänzend weißen mit grauen und röthlichschwarzbraunen Punkten und Flecken versehenen Eiern. Die Eltern lieben die Brut außerordentlich und zeigen sich bei nahender Gefahr wahrhaft kühn und verwegen. Wie scheu sie sonst sind und wie sehr darauf bedacht, dem Menschen aus dem Wege zu gehen, so wenig denken sie bei der Vertheidigung ihrer Jungen an ihre eigne Sicherheit. Wir haben ein Beispiel erlebt, daß bei heftigem Gewittersturm halb flügge Junge aus einem Pirolneste geschleudert wurden, als wir gerade unter dem jungen Eichbaume Schutz vor dem Wetter suchten. Kaum war der Sturm vorüber, so erschienen auf das Geschrei der von uns ergriffenen Kleinen die beiden Alten und umflatterten uns mit scharfem krähenden Geschrei. Eine lange Strecke längs des Waldweges, an welchem das Nest stand, verfolgten uns die Schreienden, nicht ahnend, daß wir ihre Jungen auf geschützte Plätzchen im Laubdunkel gesetzt hatten, wo sie sich krampfhaft anklammerten. Die Jungen mausern eigenthümlicher Weise im Neste und fliegen dann erst aus, ein Beweis, daß der Federwechsel sehr rasch von Statten geht. Wenn man sich in der Nähe gut verbirgt, so daß die alten Vögel ungestört füttern, so kann man an den Tönen der Jungen beim Empfang der Nahrung genau beobachten, wie oft jene mit neuer Beute ankommen, und man wird die rührende Sorgfalt wahrnehmen, mit welcher die kleinen Fresser gepflegt werden.

Schon im August entfernen sich die Pirole einzeln, indem sie langsam wandern. Man trifft sie um diese Zeit in der Nähe der menschlichen Wohnungen an, wo sie noch immer durch ihre melodischen Rufe ihre Anwesenheit verrathen. Der Federwechsel geht im Süden von Statten, so daß der schöne Vogel in seinem frischen Goldgefieder im jungen Jahre zu uns zurückkehrt.

Digitized by Google

Das Goldhähnchen

Die Sippe der Goldhähnchen (Regulus) erſcheint als Uebergangsſtufe der Laubſänger, von denen wir einige unter den flechtenden Neſtbauern geſchildert haben, zu den Meiſen. In ihrem Weſen erinnern ſie vielfach an erſtere, namentlich an den kleinen Weidenzeiſig. Flink und beweglich durchſchlüpfen ſie die Gezweige, ſchnellen gern die Flügel etwas vom Leibe, ſitzen mit etwas vorgebeugtem Oberkörper, werfen ſich gewandt und mit geſchickter Wendung fliegenden Inſekten entgegen und leſen die Kerbthiere ganz nach Art der Laubſänger von Blättern und Zweigen ab. Dagegen ähneln ſie andererſeits den Meiſen, indem ſie ſich an die Zweige anklammern und anhängen und ſich Sämereien aneignen, welche neben den Kerbthieren und deren Larven, Käferchen und Räupchen ihnen zur Nahrung dienen. Der Schnabel iſt dünn, gerade auslaufend und nur an der feinen Spitze des Oberkiefers ſanft gebogen, die Füße ſind hoch, dünn und die Zehen mit ſtark gebogenen Nägeln verſehen, die Flügel kurz, breit und abgerundet, weshalb ihr Flug keine große Fertigkeit und Ausdauer bekundet, der Schwanz iſt mittellang und etwas fiſchſchwanzartig, das Gefieder dicht und weitſtrahlig. Charakteriſtiſch erſcheinen die kammartigen Borſten über den Naſenlöchern und die Barthaare an den Mundwinkeln. Europa hat zwei verſchiedene Arten von Goldhähnchen, deren Zeichnung nur durch wenige Unterſchiede abweicht. Das ſafranköpfige (Regulus flavicapillus) iſt oben zeiſiggrün, unten hellgrau mit Ausnahme der weißlichen Kehle. Auf

Digitized by Google

dem Scheitel ſteht ein breiter von vorn nach hinten laufender ſafrangelber Streif, der zu beiden Seiten in's Goldgelbe übergeht und ſchwarz eingefaßt wird. Grauweiße Bändchen laufen quer über die Flügel. Seine Länge beträgt nicht ganz 4 Zoll. Das feuerköpfige Goldhähnchen (Regulus ignicapillus) dagegen trägt einen feuerrothen, nach beiden Seiten hin in's Gelbe ziehenden und von einem breiteren ſchwarzen Band eingefaßten Scheitelſtreifen und einen ſchwarzen Strich, der durch das Auge läuft, über welchem unmittelbar ein weißgrauer ſteht, der ſich zugleich um die Stirne dicht über dem Schnabel windet. Es hat nicht ganz die Größe des ſafranköpfigen Vetterchens. Da wir an der Unterſcheidung beider Arten ſind, ſo heben wir auch die Verſchiedenartigkeit des Geſanges, wenn man ihn ſo nennen darf, hervor. Das ſafrangelbe Goldhähnchen wechſelt nach Brehm's richtiger Bemerkung in der Mitte des Geſangs zwei Töne ab und bildet am Ende einen ordentlichen Schluß, während der Geſang des feuerköpfigen weiter nichts, als ein raſch hinter einander ausgeſtoßenes „Si" iſt. Beider Lockton iſt das einfache „Si" und „Siſiſi". Endlich heben wir noch hervor, daß das feuerköpfige Goldhähnchen den Winter über uns verläßt und erſt im März wiederkehrt, während das ſafranköpfige theils Stand-, theils Strichvogel bei uns iſt.

Die Goldhähnchen lieben vorzüglich die Nadelwaldungen, allein ſie durchwandern auch in Gemeinſchaft mit Meiſen verſchiedener Art die Laubwaldungen und unſere Gärten. Sicher aber iſt, daß eine Fichte in einem Garten ſogleich alle durchſtreichenden Goldhähnchen anlockt, ſobald ſie von ihnen bemerkt wird. Man ſieht es dem kleinen Völkchen gleich am Betragen an, wie ſehr ein ſolcher Baum ihrer Neigung entſpricht. Sie kommen oft ſo niedrig herab, daß man ſie deutlich muſtern und faſt mit der Hand greifen kann. Eine große Unruhe bildet den Grundzug ihres Weſens, namentlich iſt dies bei dem Regulus ignicapillus der Fall. Einen wirklich bewundernswürdigen Anblick bietet dieſes Vögelchen, wenn es die Kopffedern zu einem Häubchen ſträubt und nun gar die Sonne darauf ſcheint. Dies thut es beſonders zur Zeit der Paarung, wo beide Arten oft ihren Geſang erheben und ſehr hitzig werden. Das erregte Feuermännchen lüftet etwas die Flügel, ſträubt die Kopfkrone, richtet ſich hoch empor, trippelt um das Weibchen wie beſeſſen herum, folgt dem fliehenden und lockt es mit oft wiederholtem „Siſiſi" wieder herbei. Mehrere Männchen gerathen um dieſe Zeit öfters in heißen Minnekampf.

Im Mai findet die erſte Brut, im Juli die zweite ſtatt. Das Neſt wird faſt regelmäßig an Nadelbäumen, ſelten einmal an einem Eſchenzweige angebracht. Gewöhnlich wird es gut verborgen und von umgebenden und überhängenden Zweigen bedeckt. Mehrere Zweige zieht das Weibchen herbei, um ſie mit Moos und Raupengeſpinnſten mit dem Neſte zu verbinden, oder es vollbringt dieſes Geſchäft in ſchwebendem Fluge und durch Anklammern an die auserſehenen Zweige. Mit Baum- und wenig Erdmoos, welchem Flechten untermiſcht ſind, in einzelnen Fällen aber faſt nur aus Flechten, wirkt das Weibchen allein ein ballförmiges Neſt, deſſen Inneres Reh- und Eichhörnchenhaare und Federn enthält. Das Neſt, welches eben vor uns liegt, iſt mit grünem und geringen Theils mit abgeſtorbenem Moos erbaut, ſorgfältig und ſehr

haltbar gefilzt und überall mit Raupengespinnsten und Spinneweben durchwirkt. Viele kleine Fichtenflechtentheilchen sind unter das Moos gemengt. Wenige dürre Blätter sind unten an der äußeren Wand angeklebt, ebenso einige dürre Grasstengel. An mehreren Stellen der Wand sind Fichtenzweige mit Moos und Raupengespinnsten durch Umwickelung dergestalt befestigt, daß man mit Anstrengung reißen muß, um sie zu lösen, d. h um ein Stück aus dem Neste zu zerren. Der Nestrand ist so bedeutend nach innen gewölbt, daß die Oeffnung nur etwas über einen Zoll im Durchmesser hat, während das ganze Nest $4^1/_2$ Zoll breit und $2^1/_2$ Zoll hoch ist und die Dicke der Wand an einzelnen Stellen einen starken Zoll beträgt. Schon von der Hälfte der Wanddicke an beginnt die Auspolsterung durch ein Flechtwerk von Rehhaaren, welche in großer Masse verwendet sind, und deren Spitzen theilweise in das Nestinnere hervorragen. Verschiedenartige Federn kleinerer Vögel bis zur Schwarzdrossel hinauf und ein wenig Flaum von jungen Raubvögeln vollenden das Polster.

Sehr verschieden von diesem Neste ist ein zweites, welches vor uns liegt und von einer Fichte aus einer Höhe von 40 Fuß in einem Hausgarten geholt worden ist. Die aus grünem Moos und Gespinnsten gewirkten Wände sind kaum $^1/_2$ Zoll dick und lediglich an dürre Fichtenreiser angehängt. Das Innere enthält außer zwei langen weißen Pferdehaaren kein einziges Thierhaar, wol aber eine große Menge Federn von kleinen Vögeln und Hühnern, sowie mehrere fein zerschlitzte Pflanzenfasern von $1^1/_2$ Fuß Länge, in deren eine ein halb flügges, erdrosseltes Junges verschlungen ist.

Im Bade Salzhausen bei Nidda haben wir vor mehreren Jahren ein sehr kunstvolles und ungewöhnlich großes Nest auf einer Fichte in mäßiger Höhe gefunden. Der Filz bestand größtentheils aus glatten und krausen Flechten und war nur mit wenig grünem Moos hier und da bespickt, so daß die weiße Farbe vorherrschte.

Die Zahl der Eier der ersten Brut beträgt 8—10, die der zweiten 6—9. Sie sind sehr dünnschalig und zerbrechlich, gelblich grauweiß oder hellfleischfarben mit lehmgrauen, am stumpfen Ende angehäuften Punkten bedeckt. Die Eltern füttern die Jungen mit Sorgfalt und müssen sich dabei sehr abmühen. Das Weibchen ist besonders thätig und wird in der Regel von dem Männchen auf seinen Exkursionen nach Futter begleitet. Emsig werden die Zweige der Bäume und die Blätter durchsucht, und das spitze Schnäbelchen pickt geschäftig erst eine große Menge kleiner Kerfen und Kerbthiereier weg, um sie zu einem Klümpchen anzusammeln, ehe es dem Neste zufliegt. Bevor sich das Alte zu den Jungen begiebt, durchhüpft es erst einen Theil des Baumes, worauf das Nest steht und schlüpft dann gewöhnlich gedeckt ein. Oft habe ich die Eltern noch auf dem Baume ihrer Heimat zu den herzugetragenen Kerfen andere hinzufügen und hierauf das Angesammelte den Jungen abliefern sehen. Mit den ausgeflogenen Jungen durchstreichen die Alten große Strecken des Laub- und Nadelholzes, kehren aber immer wieder, namentlich Abends zu den beliebten heimischen Stätten zurück. Bald nach der Trennung der Familienglieder von einander fängt das Paar abermals zu bauen an. Im Herbste und Winter vereinigen sich mehrere Goldhähnchen und mischen sich unter umherziehende Meisen.

Digitized by Google

Zaunkönigpärchen mit Neſt.

Der Zaunkönig (Troglodytes parvulus).

Wir dürfen an ihm nicht vorübergehen, dem europäiſchen Charaktervogel, dem niedlichen Gnomen unſerer Vogelwelt, der mit unſerem Goldhähnchen die Krone der Zwergſchaft der befiederten Weſen unſeres Erdtheils mit allen ihren einnehmenden Eigenſchaften der Rührigkeit, Munterkeit und Anmuth theilt. Sein Aeußeres bedarf wol keiner Beſchreibung. Iſt er doch der einem Jeden ſchon aus der Fabel bekannte kleine König, der als ein ſchlechter Flieger den großen König der Lüfte durch ſeine charakteriſtiſche, kecke Liſt um einige Fuß Höhe überflog, und iſt er doch dem Sprenkel ſtellenden Knaben ein Gegenſtand ſehnlichſter Wünſche, die aber die Vorſicht und Schnelligkeit des Buſch-

Digitized by Google

ſchelmchens immer und immer zu Waſſer zerrinnen läßt. Und wie er dem Knaben entwiſcht, der zutrauliche und doch ſo ſchwer zu berückende Ueberall und Nirgends, ſo übt er die Kunſt des Entſchlüpfens auch in der Hand des Gelehrten, in deſſen Fachwerke der Syſteme er ſich nicht fügen will. Von den Motacillen ging er über zu den Sylvien; noch viel weniger hielt er Stand unter den Baumläufern und unter den Lärmdroſſeln, denn er wollte, trotz aller ſeiner Geſchicklichkeit im Durchkriechen und Durchſchlüpfen von Hecken und Geſtrüpp, weder im wahren Sinne des Wortes klettern, wie die Baumläufer, noch mit den ſchlankeren, langſchwänzigeren und überhaupt anders geſtalteten Lärmdroſſeln Kameradſchaft halten. Gefügiger hat er ſich Freund Brehm gezeigt, als wüßte der ungebundene Geſell, daß ihm dieſer freie Mann keinen Stubenzwang anthue, ſondern im Gegentheil für's erſte ihn richtig erkenne, wenn er ihn mit ſeinen amerikaniſchen Vettern in der Familie: Schlüpfer (Troglodytae) vereinigt, zum andern das edle Königlein, den Stubenhockern und Philiſtern gegenüber, zur gebührenden Ehre erhebe, indem er ihm ein ſchönes Denkmal unter den vaterländiſchen Sängern im „Thierleben" mit den folgenden Worten errichtet:

„Der Geſang iſt vortrefflich und höchſt angenehm. „„Er beſteht aus vielen, anmuthig abwechſelnden, hellpfeifenden Tönen, welche ſich in der Mitte der eben nicht kurzen Weiſe zu einem vortrefflichen, gegen das Ende im Tone ſinkenden Triller geſtaltet."" Dieſer Triller wird oft auch gegen das Ende des Geſanges wiederholt und bildet dadurch gewiſſermaßen den Schluß des Ganzen. Die Töne ſind ſo ſtark und voll, daß man erſtaunt, wie ein ſo kleiner Vogel ſie hervorbringen kann. Wie ſchon bemerkt, ſingt der Zaunkönig faſt das ganze Jahr hindurch, im Januar und Februar ſchon ſehr fleißig, am eifrigſten aber von Ende März bis zu Anfang Mai und am anhaltendſten in den Morgenſtunden. In den Wintermonaten macht dieſer Geſang einen außerordentlichen Eindruck auf das Gemüth des Menſchen. Die ganze Natur ſtill und todt, die Bäume entlaubt, die Erde unter Schnee und Eis begraben, alle andern Vögel ſchweigſam und verdrießlich, nur er, der kleinſte faſt, heiter und wohlgemuth und immer das eine Lied im Munde: „„Es muß doch Frühling werden"" — das ungefähr ſind die Gedanken, welche jedem kommen müſſen, ſelbſt dem erbärmlichſten, trockenſten Philiſter, der nie begreifen will, daß auch eine dichteriſche Anſchauung der Natur vollkommen berechtigt iſt. Wem im Winter beim Lied des Zaunkönigs das Herz nicht aufgeht in der Bruſt, der braucht von Gefühl überhaupt nicht zu reden; denn er hat keins und iſt nichts mehr, als ein trauriger, freudloſer Menſch!"

Beim Neſtbau entfaltet der Zaunkönig neben großem Kunſttalente alle ſeine Rührigkeit, Beharrlichkeit und Ausdauer. Er bekundet hier ſo recht ſprechend, daß ein Rieſe in dem Zwerge wohnt. Mit ſeinem herrlichen, an den Kanarienvogel-Geſang erinnernden Liede hat er ſchon früh im März die durch alle Hecken und Büſche erjagte Lebensgefährtin bezaubert, mit von Geſang gehobener Laune geht er auch mit ihr an den Neſtbau. Zwei, ja drei Bauten fängt der muntere Hochzeiter im ungeſtümen Drange voreilig an, läßt ſie aber, nur halb vollendet, unbenutzt ſtehen, bis ſich das Weibchen endlich

Digitized by Google

ganz heimlich eine Stelle gesucht, woselbst die eigentliche Wiege für die Nachkommenschaft gegründet werden soll. Es ist noch nicht ausgemacht, welchen Zweck diese unfertigen Nester der Männchen haben. Einige halten sie für Vergnügungsbauten. Dies mag nur in sehr beschränktem Sinne gelten. Wir sind kraft vielfacher eigener Beobachtungen anderer Meinung, obgleich wir dieselbe noch nicht als die allein richtige hinstellen wollen. Alle diese Nester sind unfertig, locker, oft nur halb gewölbt, entbehren regelmäßig der Auspolsterung mit Federn und sind viel kleiner als die eigentliche Nistwohnung. Dieser Drang zu bauen scheint nichts anderes zu sein, als eine wohlige Spielerei des minnebezauberten kleinen Wesens, so wie wir sie auch an dem vielfach erregten Mönche in dieser Zeit bemerken. Das liebeselige Männchen giebt sich offen und rückhaltlos dem Baugeschäft hin, daß man es oft mit der Hand fangen kann, wenn es mit Gesang in das Nest eingeschlüpft ist. Sind die Männchen wirklich gepaart und hat das Weibchen irgend eine Stelle zur Errichtung der Familienwohnung ausgesucht, so enden alsbald diese Belustigungen. Nur ungepaarte Männchen treiben diese Spielereien fort, wie wir es noch vor einigen Jahren an einem Beispiel erfahren haben, wo ein einsames Hähnchen im vergeblichen Drange nach der Seligkeit des Familienlebens zwei unfertige, lose Moosnester in Mauerlöchern anlegte. Niemals hingegen sahen wir beide Gatten gemeinschaftlich solche Bauten fertigen, auch niemals bei der größten Aufmerksamkeit, die wir dem Gegenstande widmeten, bis jetzt die Männchen diese angefangenen Nester etwa als Schlafstätten benutzen.

In diesem Frühjahre beobachteten wir in einer Scheune unseres Wohnorts aufmerksam das Treiben eines Zaunkönigpärchens beim Nestbau. Richtig hatte das Männchen im ersten Liebes- und Frühlingsrausche sein Scheinnest ganz offen auf einem niedrigen Balken der Scheune angelegt, und wir glaubten schon den Nestbau hier ausführlich beobachten zu können; als wir plötzlich, durch das Ab- und Zufliegen des Weibchens oben im sogenannten „Eulenloch" der Scheune aufmerksam geworden, den Anfang des eigentlichen Nestes unter dem Lehmverband des Strohdaches gewahrten. Alsbald im Stroh auf dem Gerüste verborgen, konnten wir unbemerkt ganz nahe sehen, wie das Männchen bereits seinen Scheinbau verlassen hatte und mit dem Weibchen mehrmals die gewählte Niststelle im Dache besuchte. Der uns schon aus unserer Jugendzeit wohlbekannte charakteristische Grundbau des Nestes war bereits weit vorgeschritten. Er bestand in einer zwei Zoll dicken Grundlage von Stroh, Aehren, dürren Blättern und Halmen, förmlich hineingedrängt und eingeflochten in einen schief herabhängenden Bündel Dachstroh, welches durch eine Ritze im Lehmgefach des Daches durchgebrochen war. Der herabhängende Bündel Stroh bildete mit der Dachfläche nach oben einen sehr stumpfen Winkel, zwischen welchem der Anfang des Nestes begonnen hatte. An die beschriebene Nestgrundlage schloß sich dachaufwärts ein nach oben verjüngter elliptischer Kranz oder Ring von Moos, Blättern und Stroh, welchen wir bewundernswerth fest fanden. Das Moos erschien in kleinen, rundlichen Büscheln förmlich ineinander gestülpt oder verfilzt, und außerdem waren die ganz dürren Blätter und Strohhalme in diese Masse geschickt eingewebt.



Digitized by Google

In unserer Jugend hatten wir mehrmals Gelegenheit, die Anfänge der Nestbereitung in dem sogenannten Burggarten der Stadt Friedberg, woselbst damals der Zaunkönig auffallend häufig vorkam, entstehen zu sehen. An dem Vorgewölbe einiger Keller in den Mauern der westlichen Seite des Gartens hefteten einige Pärchen regelmäßig im Frühjahre ihren Grundbau schwalbennestartig an. Auf einem schmalen Vorsprunge begannen ihn die Thierchen mittels einer Grundlage von Moos, dürren Ahornblättern und Geniste und errichteten nun von diesem Punkte aus, rechts und links aufsteigend, den eiförmigen, nach oben sich verjüngenden Ring, der sich stets an die Gewölbdecke anschloß. Eins der Vögelchen hängte sich an die Mauer, um die Anheftstelle zur Anklebung des Baustoffs mit Speichel zu bestreichen, während das andere alsbald mit kleinen Partien Moos oder einem beliebten Blatt der Platane oder des Ahorns im Schnabel erschien, welches Material nun zuweilen von beiden Gatten in kleineren Partien verarbeitet und angeklebt wurde. Manchmal übersprangen die Thierchen eine Strecke, um an besonders unebenen Stellen der Mauer ihr Kittwerk bündelweise anzubringen und dann erst die Zwischenräume von beiden Enden der angefangenen Punkte aus allmälig auszufüllen. Merkwürdig ist es, wie die Vögel dem Ringbau die fast regelmäßig elliptische Form zu geben vermögen, ohne hier einen besonderen Maßstab an ihren Gliedmaßen zu haben. —

Sehr begierig, wie wir waren, den Fortgang des Nestbaues in der Scheune zu beobachten, verfügten wir uns — da es zur Zeit, als wir das angefangene Nest daselbst entdeckten, schon gegen Abend ging und die Vögel zu bauen aufhörten — des andern Morgens frühe wieder in unser Versteck in der Scheune. Höchst anziehend war das emsige Treiben der netten Geschöpfe bei ihrer Arbeit. Eins um das andere hängte sich rechts und links an den Grundbau, nachdem sie in höchst komischem Aufzuge mit einem Bündel Materials von der eigenen Größe im Schnabel erschienen, das nun von der Grundlage aus allmälig den Ringansatz hinauf als Filz angeklebt wurde. Sobald der Grundbau aber einmal die Höhe von drei Zoll erreicht hatte, begannen die Vögel von innen zu bauen. Abwechselnd setzten sie sich in mehrerwähnter Weise in das Innere der Grundlage und formten mit den herbeigetragenen Stoffen rasch durch Drehen und Andrücken der Flügelchen das Gewölbe nach und nach über sich, während ihr spitzer, länglicher Pfriemenschnabel beständig das Filzgeschäft mittels Verschlingens großer Moosballen mit anderem Material bewirkte. Charakteristisch ist dabei die Kontrole, welche die Thierchen immer nach einem gewissen Anwachsen der Wölbung ausübten. Sie hängten sich dann außen an die Wandung und halfen durch Einfilzung und Verflechten, wofür sie immer Blätter, Halme, Würzelchen und mehrmals Hobelspäne verwandten, mit dem Schnabel überall nach. Offenbar nahmen die Vögel nunmehr den Speichel viel spärlicher oder gar nicht mehr zu Hülfe. Nur bei der Verfilzung der Wandung mit dem Ringansatze und bei der Bildung des Fluglochs verwandten sie ihn nicht allein, sondern entwickelten während letzterer auch erneute Thätigkeit und Kunst. Das Flugloch entstand am dritten Tage folgendermaßen. Nachdem die Erhöhung der Wandung von unten bis zu der Stelle vorge-

Digitized by Google

ſchritten war, an welcher der untere Rahmen des Fenſters angebracht werden ſollte, filzte das Pärchen vom Ringe an der Lehmwand aus allerſeits an, ſo daß nach Vollendung einer unvollſtändigen, lockeren Mooskuppel eine ziemlich unregelmäßige, hin und wieder unterbrochene, flache Oeffnung von 1½ bis 2 Zoll im Durchmeſſer blieb.

Das Zaunkönigspärchen.

Nun wurde eine Art Vor- oder Anbau von Blättern, Hobelſpänen und Moos vor und zwiſchen der Oeffnung angefilzt und Stengel und Stroh mittels der Schnäbelchen, theils bogenförmig, theils nach unten eingeknickt, lagenweiſe angeflochten und verklebt, wodurch eine zollbreite, beſonders nach unten trichterförmig erweiterte Oeffnung mit einem 1½ Zoll langen, kugelrunden Gang entſtand. Die Halme wurden theils nach außen, theils von innen angebogen und befeſtigt, wobei die Thierchen eine anmuthige Emſigkeit und Geſchicklichkeit entwickelten. Jeden Halm zogen ſie wiederholt und ſo lange durch die Schnäbelchen, bis er ſich geſchmeidig und nett in die Rundung fügte. Blätter und Moos wurden dazwiſchen gefilzt, und im Gange nahm das Moos immer mehr zu. Nach dieſer Herrichtung ſchlüpften die Thierchen lange Zeit mit zarteren Moosbündeln im Schnabel in's Innere, um daſſelbe mit dieſem Materiale auszupolſtern. Zwei Tage darauf, alſo am fünften unſerer Beobachtung (wir waren an dem fortgeſetzten Beſuche der

Scheune verhindert), fanden wir bei unserer Ankunft am Nachmittage fast das ganze Innere bereits mit Hühner- und Entenfedern zart und glatt belegt und das Weibchen nur höchst spärlich mit Eintragen von Federn beschäftigt, während das Männchen im nahen Grasgarten die Vollendung des zwanzigfach die eigene Größe übertreffenden Kunstbaues in schmetterndem Gesang feierte. Glücklich brachten die Eltern in dieser Wohnung 9 ihrer Zwergnachkommenschaft zum Ausflug.

Die Rückseite des Nestes war und blieb sehr lückenhaft und lose mit einigen Moosbündeln belegt, während die übrige Wandung glatt, dicht und fest erschien.

Ein Holzhauer zeigte uns eines Tags das Nest eines Zaunkönigs, das unter dem Rain einer alten Steinkaute sehr künstlich angebracht war. Es hing fast frei als ein 6 Zoll langer, ovaler Beutel an der überhängenden wurzelreichen Lehm- und Steinwand des Raines. Da es von den Jungen verlassen war, nahmen wir es vorsichtig ab. Die obere Wölbung und ein Theil der Rückseite war theils an den steinigen Lehm fest und breit angeklebt, theils an einige Wurzeln des Ueberhanges mittels Schafwolle und Bast geflochten. Die Hauptstoffe bildeten Moos mit durchflochtenen Grashalmen und Bastschnüren, hin und wieder mit einigen dürren Blättern von der Buche und Eiche verfilzt. Offenbar war das Nest von der Kuppel abwärts gebaut. Das zeigte deutlich das Gefüge. Dachziegel- oder dütenförmig lag nach außen eine Mooslage über der andern, so daß die obere immer über die untere hervorragte. Halme und Bast hatte der Vogel entweder ganz oder nahezu wagerecht in Schnüren eingeflochten und so immer vermehrte Anheftepunkte für den Fortbau nach unten erhalten. In merkwürdiger Weise erschienen im Boden des Nestes die Bastschnüre und Halme den horizontalen, reifartigen an den Seiten gerade entgegengesetzt als senkrecht bogenförmiges Gerüste, in welches Moos und starke Blätter sehr dicht und fest eingefilzt waren. Das Innere bestand theilweise aus gekrümmten, sehr auffallend hellgelb gefärbten Hahnenfedern, ein Umstand, dem schon der Finder des Nestes seine Aufmerksamkeit zugewendet und eine Deutung gegeben, die sich durch unsere Untersuchung als vollständig richtig bewährte. Wo hatten die Vögelchen diese Hahnenfedern an der einsamen Waldhalde, die von der nächsten Ortschaft mindestens eine halbe Stunde Wegs entfernt war, hergenommen? Dies war die Frage, die sich unwillkürlich aufwarf. Durch den philosophirenden Waldbruder auf den „hellgelben Gickel" in dem nächsten Orte aufmerksam gemacht, verfügten wir uns mit lebhaftem Interesse in das bezeichnete Bauerngehöfte und fanden den gelben Hahn richtig in der Hofraithe. Die sichtliche Uebereinstimmung der bogigen Federn am Grunde seines Schwanzes mit den Nestfedern ließ gar keinen Zweifel über den Ursprung und Erwerb der letzteren. So weit waren die schlecht fliegenden Zaunkönige, die sich sonst niemals über so große freie Strecken, wie hier nothwendig, wagen, gewandert, um ein paar Federn im Hofe oder in den anstoßenden Grasgärten zu sammeln! Gewiß eine merkwürdige Entfaltung des Bautriebes und eben wol eine sprechende Thatsache, daß der Zaunkönig für die Auspolsterung der eigentlichen Familienwohnung vorzugsweise, unter Umständen ausschließlich, Federn wählt!

Digitized by Google

Soeben (Anfang Juni) finden wir ein Zaunkönigneſt mit beinahe flüggen Jungen außen unter dem Dache eines Stalles hängen, das ſeiner originellen Befeſtigungsweiſe halber erwähnenswerth iſt. Bei ausnehmend ſchönem Filzgefüge und netter Form erſcheint es mit ſeiner hinteren und oberen Wand in die Halme eines Bündels Stroh geſtülpt und verflochten, während der Napf oder Boden durch ein künſtliches Gehänge, wie in einer Matte, feſtgehalten wird. Die Zaunkönige haben Strohhalme aus der Spitze des Bündels gezogen, ſie bogenförmig um den Boden des Neſtes geführt und an der andern Seite gegenüber in das Stroh wieder ſehr feſt eingeflochten. Wer ſähe in dieſer ſinnreichen Vorrichtung nicht ein erfinderiſches Talent, ein überlegtes Handeln der Thierchen? Das gleichſam zu Einer Maſſe zuſammengefilzte Neſt von Moos und Stroh mit Federnpolſter iſt wie verwachſen mit dem Strohbüſchel und ſtimmt mit ſeiner Umgebung faſt ganz überein.

Durchſchnittlich ſucht der Zaunkönig irgend eine Unterlage, und ſei es der kleinſte Stützpunkt, für den Boden ſeines Neſtes. Wo er jedoch eine ſolche Stütze am gewählten Orte nicht findet, hängt er ſeine Wohnung, wie im obigen Falle, mit ihrem oberen Theile an und baut ein vollſtändiges Hängeneſt. Aber ſelbſt der Kunſt, ſeinen Bau an eine ſenkrechte Wand ohne jede Stütze anzukleben, iſt unſer kleiner Baumeiſter gewachſen. Wir fanden ein ſehr umfangreiches Neſt von Moos und Platanenblättern einſt an einem ſenkrechten Brückenbalken überall frei an das etwas verwitterte Holz angeklebt, woran es ſeinem Ausſehen nach ſchon über ein Jahr gehangen haben mußte.

Wie ſich nun unſer Zwerg in ſeinem Baugeſchäfte als ein Rieſe an Ausdauer, Fleiß und Kunſtfertigkeit bethätigt, ebenſo vielſeitig und gewandt erſcheint er wiederum bei der Wahl ſeines Niſtplatzes und der Bauſtoffe. Auf der Erde wie im Wipfel der Bäume findet ſich ſein Neſt; hier giebt er im Frühlinge dem wurzelverſchlungenen Raine, der Mauerniſche, dem Strohdache der Scheune, dem Balken des Holzſchuppens, einer Pumpenröhre, der Wand einer Köhlerhütte und eines Bergwerksſtollens, dem Reiſighaufen oder der Holzklafter den Vorzug; dort heftet er es ingleichen in der blätterloſen Jahreszeit in den immergrünen Wachholderbuſch und in das gleiche Epheugeranke, oder an den Stamm, die Aeſte oder das Gezweig einer Fichte, während er im blätterreichen Vorſommer es der Deckung des Laubes ſchon mehr im Freien anvertraut. In alle Lagen und Räumlichkeiten weiß er ſich zu ſchicken, ja es ſcheint, als wenn er bei der Wahl der Niſtſtelle zuweilen einer gewiſſen Laune folge. Wir haben in Garben Stroh und an den Stangen einer Bohnenrabatte ſeine Wohnung gefunden, und ein Forſcher hat ſie auf einer alten Mütze entdeckt, die als Vogelſcheuche unter Erbſen angebracht war, eine ſprechende Art Satyre des geweckten Kleinen auf den Popanz! Ebenſo wechſelt das Material des Baues. Zwar ſind Moos und Blätterwerk die vorherrſchenden, beliebteſten Stoffe des Außenwerks, Federn die der inneren Wohnungs-Bekleidung. Aber meiſt weiß ſie der Baukünſtler der Umgebung gemäß zu wählen. An Mauerwerk, Wänden und Bäumen wird er immer Moos und vorherrſchend dürre Blätter verwenden, im Nadelholzgebüſch vorzugsweiſe Moos. Die von uns in Strohgebunden bemerkten Neſter waren regelmäßig der Umgebung angepaßt

Digitized by Google

durch häufige Einfilzung von Strohhalmen, und ebenso zeigt der beschriebene Nestbau die Uebereinstimmung mit dem Lehm- und Strohwerk des Daches. In fast allen Fällen erscheint das Nest einhellig mit der jeweiligen Niststelle und ist für ungeübte Blicke schwer zu entdecken. Trotzdem müssen es des Vögelchens vielfache Feinde oft auszuspüren wissen, da seine Vermehrung nicht mit seiner Fruchtbarkeit im Verhältnisse steht.

Aus den 6 bis 8, zuweilen 10 bis 14 derb ovalen, weißen Eiern mit mehr oder weniger kranzförmig um das stumpfe Ende stehenden braunrothen und rothen Tupfen schlüpfen gewöhnlich ebenso viele Jungen am dreizehnten Tage aus. Beim ersten Stoßen der Kiele bemerkt man schon die eigenthümliche Stellung, die der charakteristische Schwanz, dieses bewegliche Steuerruder des munteren Kleinen, dereinst nehmen wird. Die Steuerfedern stehen in ihren Kielen schon aufgerichtet und auffallend hoch auf dem Steiße. Aeußerst niedlich und anmuthig sehen die kleinen ausgeflogenen Dinger mit den stumpfen Schwänzchen aus, wenn sie in einer Reihe dicht nebeneinander auf einem Scheunenbalken oder in einem Dornbusche mit ihrem schnarrenden „Zrrrr" oder „Grrrr" dem Kerbthierfutter harren, das ihnen die überaus emsigen und besorgten Eltern von Morgens frühe bis Abends spät zutragen. Und dennoch singt dazwischen das ebenso muntere als rüstige Männchen hell wie ein Silberglöckchen. Manchmal jedoch verweilen die Jungen für die Geduld der Alten allzulange im Nest, und gewaltsam oder durch Anlockungskünste werden sie dann von denselben wie eine kleine Karawane Mäuschen in die niederen Hecken geführt. Hier verbleiben sie noch geraume Zeit vereinigt und halten sich still verborgen in ihrem Sommerleben. Erst der Nachsommer und Herbst zerstreut sie nach allen Orten, in die Hecken und an die Hohlwege; von den Holzschuppen und den Reisighaufen des Hofes bis an die Köhlerhütten und die Holzstöße in den Halden und Wäldern, überall trifft man unser ewig bewegliches, munteres Bürschchen auf der heimatlichen kleinen Wanderschaft. Wenn die Hollunderbeeren reifen, vernimmt man zuweilen in den heimlichen Gebüschen die ersten Anfänge des Liedes, das Dichten der jungen Zaunprinzchen, um im Winter schon mit dem fertigen, lieblichen Gesange uns die Ahnungen des Frühlings vorzuzaubern. Als echter Charakter- und Standvogel der Heimat bleibt er allzeit in derselben, sich treulich an den Menschen und seine Stätten anschließend. Dem deutschen Gemüthe ist er überall ein theures Thierchen, und noch jetzt nach manchen Jahrzehnten taucht bei seinem Anblick und seinem lieblich schmetternden Liede die unvergeßliche Zeit herauf, wo uns sein Besitz mehr dünkte, als alle Schätze der Welt. Diesem Zauber, den das reizende Wesen auf das Herz der Knaben ausübte, ist das ruhigere, aber warme Interesse der Männer gefolgt, und diesem allein haben wir die nahe Kenntniß von des Thierchens Lebensgeschichte auch zu verdanken.

Digitized by Google

Von der Sippe der Schwanzmeiſen (Orites) iſt ein Mitglied in Deutſchland allbekannt, welches ſchon wegen ſeines ungewöhnlich langen Schwanzes, der um einen halben Zoll die Körperlänge von $2^1/_2$ Zoll übertrifft, auffällt. Es iſt dies die Schwanzmeiſe (Orites caudatus), eine Bewohnerin der Laub- und Nadelwälder, ſowie unſerer Obſtbaumgärten und Feldgehölze, welche einigermaßen umfangreich ſind und neben junger Hege höhere Bäume enthalten. Das Männchen iſt im Ganzen dunkler und ſchärfer gezeichnet als das Weibchen. Die ſchwarzen Bänder auf Kopf, Nacken und Rücken über die Oberflügel, ſowie der braunrothe Anhauch an Unterſeiten und After und das Braun zwiſchen den Bändern ſind ſtärker. Im Uebrigen ſtimmt die Färbung beider Geſchlechter vollkommen überein. Der weiße Kopf, die breiten weißen Ränder der hinteren Schwingen, die ſchwarzen Steuerfedern, deren drei äußerſte auf jeder Seite weiß gefleckt ſind, alle dieſe Merkmale ſind bei Männchen und Weibchen in gleicher Weiſe hervortretend.

Schwanzmeiſen.

Die Grundzüge dieſes kleinen Vögelchens ſind Beweglichkeit und Unruhe, mit denen eine gewiſſe Anmuth und Grazie in Verbindung ſtehen. Beim Niſten zeigt es auch eine gewiſſe Vorſicht, die ihm ſonſt nicht eigen zu ſein ſcheint. Von Zweig zu Zweig ſchwingt es ſich, als ſei es elaſtiſch, bald in aufrechter, bald in hängender Stellung die Zweige umklammernd, einem fliegenden Federbällchen in ſeiner ewigen Rührigkeit vergleichbar. Auch das Haſchen nach Inſekten in der Luft wird mit anmuthigem Schnellen, zuweilen mit Purzelbäumen ausgeführt, wobei der Schwanz die Rolle eines luſtigen Balanzirſtäbchens übernimmt. Ein Griff in das Neſt verurſacht Senſation bei dem die geringſte Verſchiebung oder Veränderung merkenden Paare, welches dann das Einſchlüpfen in's Neſt fürchtet, ſcheu hineinlugt und vor Schreck dabei den Bauſtoff aus dem Schnabel fallen läßt. Bei Annäherung eines Raubvogels oder auch nur beim Warnrufe der Schwalben ſitzt die Schwanzmeiſe meſſerſpitz mehrere Minuten lang bewegungslos, ein zartes Vogelminiaturbild.

Digitized by Google

Während des Nistens werden kleine sich nahende Vögel mit Entschiedenheit zurückgewiesen, indem die Schwanzmeise muthig auf sie eindringt. Im Uebrigen ist der Charakter des Vögelchens sanft und friedlich.

Der Nestbau beginnt zu Anfang April und dauert in der Regel drei volle Wochen, ja selbst während des Eierlegens wird noch geordnet und geflickt an Stellen der Außenseite des Nestes und ausgepolstert mit feinen Federn im Innern. Zur Anlage des Nestes sucht sich das Paar eine Astgabel aus, auf Obstbäumen da, wo sich der Stamm in Aeste theilt. In Wachholdersträuchen wird es häufig gefunden, aber immer stehend auf der Gabel, nicht etwa zwischen dieselbe angehängt. Die Vögel fangen natürlich mit Auftragen der unteren Lage, die man einen locker verfilzten Rost nennen kann, an, indem sie emsig Thierwolle und Spinneweben an die vorhandenen Flechten- und Mooslagen auf der Rinde der Aeste ansetzen und hierin die herzugetragenen Baustoffe verfilzen. Fehlt der Niststelle die natürliche rauhe borkige oder Flechten-Umgebung, wie es bei feineren Zweiggabeln in Büschen der Fall ist, so befestigen die kleinen Baumeister sowol die Unterlage als die Seiten des Nestes dadurch, daß sie mittels Wolle und Spinneweben, wol auch feiner Grashalme die Zweige umwickeln. Der äußere Aufbau der Wände und die Bildung ihrer Wölbung geschieht von innen aus; jedoch helfen von Zeit zu Zeit die Vögel auch von außen nach. Namentlich geschieht die schöne kunstvolle Ueberkittung der Außenseiten und des netten zirkelrunden Fensterchens oder Fluglochs mit Flechten nur von außen, wobei der Künstler — wie bei der Umwickelung der Zweiggabel — seinen Speichel mit zur Befestigung gebraucht. Nun folgt der Aufbau der feineren Zwischenbekleidung im Inneren des Nestes und hierauf die Auspolsterung des Nestes mit Federn, die sich das Pärchen oft weit in die Waldungen hinein holen muß. Gewöhnlich lösen sich die Gatten Eines um das Andere bei diesem Geschäfte regelmäßig ab; zuweilen reicht Eins dem Andern Baustoffe, namentlich Federn, durch die Oeffnung in's Nest. Alle diese Arbeiten werden mit Behagen und Wohlgefallen verrichtet, ja die Ausbesserung, namentlich die Auspolsterung dauert nicht blos fort, während das Weibchen Eier legt, sondern wir haben sogar gesehen, daß das Männchen selbst beim Brüten des Weibchens hin und wieder noch eine Feder anbrachte.

Die kleinen Baumeister sind am fleißigsten von frühe bis 10 oder 11 Uhr Morgens. Das Zutragen des Materials geschieht alle 5—8 Minuten; es entscheidet hierbei selbstverständlich der Umstand, ob das Material näher oder weiter her geholt werden muß und ob nicht zufällige Umstände ein Zögern veranlassen. Ueber Büchsenschußweite entfernt sich nur ausnahmsweise das Paar von dem Nistplatze. Bisweilen und besonders um die Mittagszeit erholen sich die Geschäftigen durch stilles Sitzen, oder sie machen Toilette und suchen alsdann Nahrung, die lediglich in kleineren Arten von Kerbthieren besteht. Untersuchen wir nun die Bestandtheile und die Struktur des Nestes, so finden wir, daß es eine durch und durch mit Spinnenfäden, Puppengehäusen und Schafwolle gefilzte, elastische Lage hat, die von der jeweiligen Umgebung möglichst angepaßten, gelben, grünen und grauweißen Flechten überkittet, hin und wieder auch mit Moos, Würzelchen und Halmen quer verflochten ist.

Digitized by Google

Diese Bestandtheile bilden das Aeußere. Nun folgt eine Mittellage, gefilzt aus Moos und Grasstengeln, mit der äußeren Lage zusammengehalten von äußerst fein zertheilten und durchwirkten Thierwollefäden und Spinnegeweben. Das Innere ist bis oben hin dicht mit Federn gepolstert, bei welchen die meist nach unten gekehrte Spindel in die mittlere Mooslage eingeheftet ist. Die untere Lage auf den Aesten ist mehrere Zoll dick verfilzt, hingegen das Nest seitlich, wo es die Aeste oder Zweige berührt, eingeschnitten und dünner. Der Untersatz oder Rost, namentlich wenn er in starken Astgabeln steht, wird bei Regen oft feucht, welche Beobachtung wir Ende April und Anfang Mai 1866 an zwei Nestern gemacht haben. Die Form des Nestes ist je nach der Beschaffenheit der Gabel unten mehr oder weniger breit. Die immer etwas zugespitzte Wölbung über dem einen knappen Zoll im Durchmesser betragenden runden Eingang neigt sich etwas nach vorn. Im Ganzen gleicht das Nest einem Ei, dessen Spitze nach oben steht. Seine Höhe beträgt 6—7, seine Breite $3^1/_2$—4 Zoll. Der seitliche Eingang ist gewöhnlich gegen Osten hin angebracht. Die Eier sind klein, stumpf oval und haben auf weißlich fleischfarbenem Grunde am stumpfen Ende feine hellrothe Punkte, welche daselbst mit spärlichen dunkelbraunen Punkten untermischt sind. Manche Weibchen sollen ganz weiße Eier legen. Die Anzahl schwankt zwischen 9 und 12 und steigt selbst bis zu 15. Das Weibchen brütet allein, während das Männchen ihm alle 10—15 Minuten Nahrung zuträgt. Die Insekten werden von Zweigen und Blüten abgelesen oder in der Luft gefangen. Das Weibchen steckt sein Köpfchen zum Eingangsloch heraus und empfängt so das Futter. Regelmäßig um 10 Uhr Morgens und Nachmittags gegen 2 Uhr verläßt das Weibchen 10—15 Minuten das Nest, mehr in der Absicht sich auszuspannen, die Federn zu ordnen und eine kleine Erholungsreise zu machen, als Nahrung zu suchen. Nachmittags gegen 5 Uhr haben wir dieselbe Beobachtung mehrmals gemacht. Ein charakteristisches Kennzeichen des Weibchens fällt zur Zeit der Brut stets in die Augen, nämlich der vom Sitzen in dem elliptisch gewölbten Neste zur Seite gekrümmte Schwanz. Die Brütezeit dauert 13 Tage, und wenn die Jungen ausgekrochen sind, hat sich das Weibchen in dem engen Nestinnern noch mehr einzuschränken und in Acht zu nehmen, daß keines der zarten, zahlreichen Geschöpfe Noth leide. Je flügger die Kleinen unter der emsigen Verpflegung von Seiten der Eltern werden, desto mehr Ursache haben sie, sich in dem Neste Platz zu verschaffen. Sie drücken sich hart gegen die Nestwand an und verderben dadurch die schöne Form desselben, oder sie brechen gar Löcher in den Boden, durch welche sie alsdann ihre langen Schwänze hindurchstecken. Sie unterscheiden sich in der Färbung von den Eltern durch die mattschwarze Farbe an den Kopfseiten, auf dem Rücken und den Flügeln und durch die weißliche Unterseite. Sehr unterhaltend ist es, den ausgeflogenen Jungen zuzusehen, wie sie, geführt und gefüttert von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum wandern und dann wieder echt geschwisterlich sich nebeneinander setzen und der Ruhe pflegen. Der Lockton der alten Schwanzmeisen ist ein „Si! Si!“, besonders im Affekt. Das „Zirri“ und „Terr“ hört man stets im Herbste und Winter, wenn sie unter anderen Meisenarten und Goldhähnchen hastig dahinziehen.

Digitized by Google

Die Beutelmeisen (Aegithalus), welche als Verbindungsglieder der Goldhähnchen mit den Meisen gelten, sind durch die Bauart ihrer Nester von großem Interesse. Die im Osten Europa's und in Asien weithin verbreitete Beutelmeise (Aegithalus pendulinus) ist ein kleiner Vogel, dessen Länge kaum mehr als 4 Zoll beträgt und der mit angenehmen, wenn schon nicht sehr glänzenden Farben gezeichnet ist. Seine Oberseite ist mit Ausnahme des Kopfes und Nackens rostgrau, die Unterseite an der Brust rosenröthlich, im Uebrigen weißlich. Von der Stirne läuft ein schwarzer Streifen durch das Auge und spitzt sich nach dem Ohre hin zu. Die schwarzgrauen Schwung- und Steuerfedern haben blassere Umsäumung. Der Flügel ist kurz und stumpf, der Schwanz mittellang, etwas ausgeschnitten, und das Gefieder ähnelt in seiner Bildung demjenigen des Goldhähnchens. Der Schnabel hat die Pfriemenform und wie die etwas helleren Füße schwarze Färbung. Das Weibchen ist unbestimmter gezeichnet. Der Aufenthalt dieser Meise beschränkt sich auf sumpfige Gegenden, in denen sie im Röhricht lebt. „In ihren Gewohnheiten", sagt Wood, „hat sie mit der bärtigen Meise Englands Aehnlichkeit, wohnt an den Ufern der Flüsse und lebt von dem Samen der Wasserpflanzen sowol als den verschiedenen Insekten, Larven und kleinen Weichthieren, die sich in so großer Menge im Wasser finden."

Mit großer Gewandtheit, Unruhe und unter scharf ausgestoßenem Locken, das wie „zitt" klingt, klettert sie im Rohre umher und weiß sich selbst beim Fliegen gut zu decken.

„Das Hauptinteresse", bemerkt Wood weiter, „konzentrirt sich um das Nest dieses Vogels, das die Form einer Flasche hat und meistens am äußersten Ende eines Zweiges schwebt und über das Wasser herabhängt. Weiden und andere Wasser liebende Bäume sind Lieblings-Aufenthaltsorte des kleinen, merkwürdigen Vogels. Das breitere Ende des Nestes hängt niederwärts, so daß es in geringer Entfernung einer ungeheuren Birne mit etwas langem Stiele gleicht. Der Stoff, aus dem das Nest besteht, ist der baumwollartige Flaum der Weide und der Pappel, und die Oeffnung ist immer auf der Seite. Der Vogel wählt nicht unabänderlich ein Mal wie das andere Mal das Ende eines Zweiges, da man das Nest zuweilen unter dem Schilf findet, dessen dicke Stengel es vor Beobachtung bewahren."

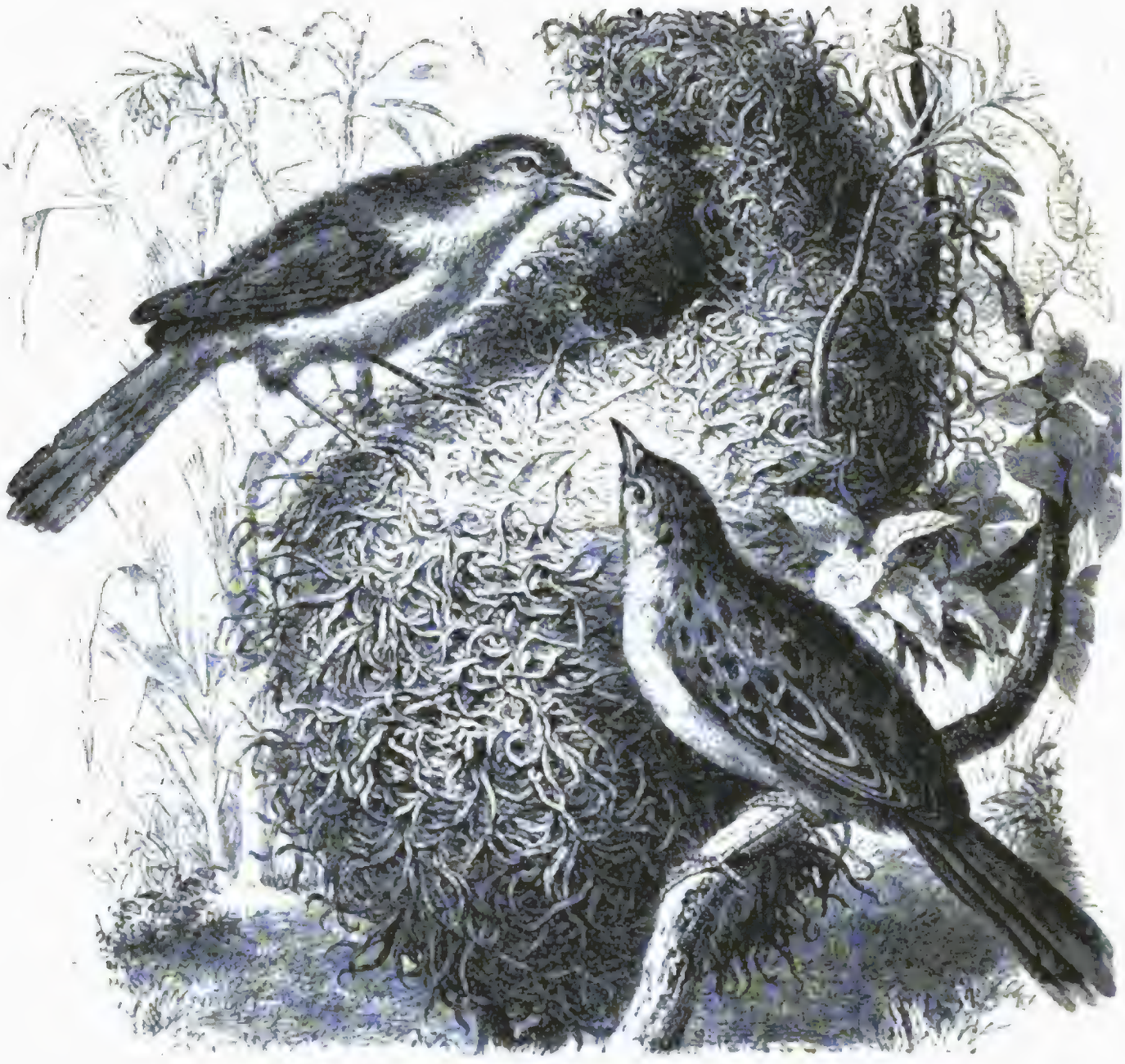
Baldamus, der den ganzen Gang der Arbeit des bauenden Vogels beobachtet hat, sagt in einer exakteren und eingehenderen Beschreibung: „Das Nest fand ich im weißen Moraste nur an den äußersten Zweigspitzen der dort vorherrschenden Bruchweide. Obwol stets Wasser und Schilf in der Nähe ist, ersteres wenigstens zur Zeit des Anlegens der Nester, so befanden sich doch nicht alle unmittelbar über dem Wasser und keines so im Rohrdickicht, daß es dadurch irgendwie verdeckt worden wäre. Im Gegentheil waren die in geringer Höhe angelegten stets außer dem Bereiche des Rohrwuchses, die meisten am Rande des Rohrwaldes, an und über freiem Wasser, alle leicht aufzufinden. Sie hingen in einer Höhe von 12—15 Fuß über dem Boden; nur zwei waren 8—10 und wenige 20—30 Fuß, eines auch nahe am Gipfel einer hohen Buchweide aufgehängt."

Digitized by Google

„Beide Gatten bauen gleich eifrig, und man sollte es kaum für möglich halten, daß ein so reicher Bau in weniger als 14 Tagen beendet werden kann. Zwar giebt es auch hier flüchtigere und ordentlichere Baumeister, geschicktere und ungeschicktere, indeß wird der liederlichere Nestbau wol vorzugsweise durch die vorgerückte Jahreszeit bedingt, wenn, wie es häufig vorkommt, die ersten Nester durch Unfälle, besonders durch die Diebereien der ungemein häufigen und frechen Elstern zerstört worden sind. In diesen Fällen werden sogar die Eier in noch nicht zur Hälfte vollendete Nester gelegt und der Bau bis zum Brüten fortgeführt. Ich fand zwei solche korbförmige Nester mit Eiern. Bezüglich der Nistzeit bindet sich die Beutelmeise nicht an den Rohrwuchs, wie andere im Rohre nistende Vögel, denn sie beginnt mit dem Nestbau bereits im April; aber man findet viele Nester auch erst im Juni und Juli."

„Was den Gang der Arbeit betrifft, so windet der Vogel immer Wolle, seltener Ziegen- und Wolfs- oder Hundehaare oder Bast- und Hanffäden um einen dünnen herabhängenden Zweig, der sich meist einige Zoll unter dem oberen Anknüpfungspunkte in eine oder mehrere Gabeln spaltet. Zwischen dieser Gabelung werden die Seitenwände angelegt, die daran ihren Halt finden. Der Vogel setzt sodann die Filzwirkerei so lange fort, bis die über die Gabelspitzen herabhängenden Seitenwände unten zusammengezogen werden können und einen flachen Boden bilden. Das Nest hat jetzt die Gestalt eines flachrandigen Körbchens, und solche Nester sind es, welche man sonst als Vergnügungsnester der Männchen angesehen hat. Zunächst wird nun der äußere Boden des Nestes durch Verfilzung mehr gefestigt. Der hierzu gebrauchte Stoff ist Pappel- oder Weidenwolle mit eingewirkten Bastfäden, Wolle und Haaren; die Samenwolle wird durch den Speichel geballt und ineinander gezupft. Das Nest hat jetzt die Gestalt eines Körbchens mit dickerem abgerundeten Boden. Nun beginnt der Bau der einen Seitenöffnung, die bis auf ein kleines rundes Loch geschlossen wird. Währenddem wird auch die andere Seite von unten heraufgeführt. Die eine der runden Oeffnungen wird nunmehr mit einer Röhre, welche einen bis drei Zoll lang ist, versehen, während die andere noch geöffnet bleibt und nur am Rande geglättet nnd verfilzt wird. Sodann wird die eine Oeffnung geschlossen; doch sah ich auch ein Nest mit doppelter Röhre. Zuletzt wird der innere Boden des Nestes noch mit lockerer, ungeballter Blütenwolle zolldick ausgelegt, und nun endlich ist der Bau vollendet."

Das Gelege besteht aus 7 Eiern, deren Schale dünn, feinkörnig und wenig glänzend ist und veranlaßt, daß die schneeweiße Farbe durch den durchscheinenden Dotter einen röthlichen Schimmer erhält. In das Brutgeschäft theilen sich die Gatten.



Der Pink-Pink.

Der Pink-Pink (Drygmoica textrix) ist einer der kleinsten Vögel Afrika's, denn er überschreitet nicht die Größe unseres Zaunkönigs. Er verdankt seinen Namen seinem Rufe: „pink pink pink." Sein Nest, gewöhnlich in den Zweigen der Mimose, hat im Innern nur 3 — 4 Zoll im Durchmesser, während sich der äußere Umfang auf einen Fuß beläuft. Wie das des Capocier besteht es aus feinem und warmem Flaum, der von verschiedenen Pflanzen kommt, auswendig nachlässig angehäuft, inwendig aber künstlich zusammengereiht ist. Eine Besonderheit dieses Nestes ist, daß es von außen einen engen Ausgang hat, der dem Vogel zum Eingang dient, und daß auf dem Grunde dieses Ausgangs eine Art kleiner Nische angebracht ist, welche so ziemlich einem ganz kleinen Neste gleicht, das auf das große gebaut ist.

„Die Wohnung des Pinkpink", sagt Wood, „hat einen festen Bau, da sie aus Pflanzenfasern bereitet wird, die so stark und sorgfältig miteinander verwebt werden, daß eine dichte, filzartige Masse dadurch entsteht. Der

Eingang zum Neſte erhält dadurch eine röhrenförmige Geſtalt und ragt einen bis zwei Zoll hervor, ſo daß er wie eine Schnauze ausſieht, und nahe am Eingang wird eine abgerundete Hervorragung erbaut, auf der ein Vogel ausruhen kann. Es denken Manche, das Männchen benutze dieſe wie eine Vogelſtange und ſtelle ſich am Eingang auf, um als Schildwache zu dienen und über die Inſaſſen Wache zu halten. Es iſt jedoch wahrſcheinlicher, daß die Hervorragung dem Männchen nicht ſowol als Ruheplatz, als vielmehr als Aufſitzſtange dient, auf der ſich der Vogel niederlaſſen kann, bevor er in den röhrenartigen Eingang hineingeht. Dieſe Vermuthung wird durch die Thatſache beſtätigt, daß ſich mehrere dieſer Aufſitzſtangen auf jedem Neſte finden, ſo daß der ganze Bau ein ſchwerfälliges und unregelmäßiges Ausſehen erhält."

Aehnlich dem Pink-Pink baut der Capocier (Drygnoica maculosa). Vaillant, der ein Pärchen dieſer Vogelart durch ausgeſtreute Lockſpeiſe ſo zutraulich gemacht hatte, daß es täglich in ſein Zelt kam, theilt uns ſeine Beobachtungen über das Familienleben des Capocier in folgender lebendiger Schilderung mit: „Im Winkel eines entlegenen und verwilderten Gartens wuchs hart an einem kleinen Brunnen unter dem ſchützenden Laubdach des einzigen Baumes, welcher dieſe einſame Stelle zierte, eine hohe Pflanze, welche die Koloniſten auf dem Kap Capok-boſche nennen. In dieſem Strauche hatte bereits das Pärchen mit Moos einen Theil der Grundlage gemacht und die zur Aufnahme des Neſtes gewählten Aeſtchen waren bereits damit überbettet. Die erſten Materialien wurden am 11. Oktober gelegt, das Werk des folgenden Tages beſtand in Anhäufung einer rohen, ungefähr vier Zoll dicken und fünf bis ſechs Zoll breiten Maſſe. Dies war die Grundlage des Neſtes, welche aus Moos und Flachs und damit verwebtem Gras und Baumwollenbüſcheln beſtand."

„Ich brachte den zweiten Tag ganz in der Nähe des Neſtes zu, welches das Weibchen vom frühen Morgen an, wo meine Fenſter geöffnet wurden, bis ziemlich gegen zehn Uhr und von fünf bis ſieben Uhr Abends nicht ein einziges Mal verließ. Am Morgen des 12. Oktober kam das Männchen neunundzwanzigmal und während des Abends nur ſiebenzehnmal in mein Zimmer. Es leiſtete dem Weibchen beim Niedertrampeln und Zuſammenpreſſen der Baumwolle mit dem Körper, um ſie zu verfilzen, den eifrigſten Beiſtand."

„Wenn das Männchen mit Moos- oder Baumwollenbüſcheln ankam, legte es ſeine Ladung entweder auf dem Neſtrande oder auf Zweigen im Bereiche des Weibchens nieder. Es machte jedesmal fünf kleine Reiſen dieſer Art ohne Unterbrechung, und half dann ſeiner Gattin bei der Ausführung des Werks."

„Dieſe angenehme Beſchäftigung wurde oft durch unſchuldige und luſtige Sprünge unterbrochen, allein das Weibchen ſchien ſo emſig und ängſtlich mit dem Bau beſchäftigt zu ſein, daß es weniger Theil an Spiel und Scherz zu nehmen ſchien, als das Männchen; ja dieſes wurde ſogar für ſeinen Muthwillen mit derben Schnabelhieben von jenem beſtraft. Allein es kämpfte ſeinerſeits auch, hackte in das Werk, welches der weibliche Vogel gefördert, zerrte es herab und verhinderte ſeine Gattin in der Fortſetzung ihrer Arbeit, mit einem Wort, es ſchien ihr zu ſagen: du weigerſt dich, mein Spielkamerad zu ſein, weil du mit dieſer Arbeit beſchäftigt biſt, allein du ſollſt ſie mir doch

unterlassen. Man wird mir kaum glauben, daß ich mich hinsichtlich dieser kleinen Zänkereien über das Weibchen bald wunderte bald ärgerte. Um jedoch das Werk vor Zerstörung zu schützen, hörte es auf zu arbeiten und flog von Busch zu Busch, blos in der Absicht, das Männchen zu necken. Bald darauf waren sie indeß wieder versöhnt, das Weibchen kehrte zu seiner Arbeit zurück, und das Männchen sang mehrere Minuten hindurch mit den lebhaftesten Tönen."

„Nach Beendigung des Gesanges fing es abermals an, sich mit dem Werke zu beschäftigen und trug mit erneuter Thätigkeit solche Materialien herbei, welche seine Gefährtin bedurfte, bis der Hang zu Scherz und Kurzweil wieder in ihm erwachte und eine ähnliche Scene wie die eben mitgetheilte erfolgte. Ich habe acht Unterbrechungen dieser Art an einem einzigen Morgen beobachtet."

„Am dritten Tage machten sich die Vögel an die Errichtung der Seitenwände des Nestes, nachdem sie dem Boden durch öfteres Zusammenpressen der Materialien vermittelst der Brust und dadurch, daß sie sich auf demselben nach allen Richtungen herumdrehten, die gehörige Festigkeit verliehen. Zuerst bildeten sie einen schlichten Rand, den sie später zustutzten, und auf diesen häuften sie Baumwollenbündel, die sie durch Schlagen und Pressen mit Kopf und Schultern in den Bau hineinfilzten, wobei sie Sorge trugen, jede vorspringende Kante vermittelst des Schnabels in das Gewebe einzuwirken und dieses um so fester zu machen. Die nächsten Zweige des Busches wurden mit dem Fortschreiten des Werks in die Seitenwände eingearbeitet, jedoch ohne die kreisförmige Aushöhlung im Innern zu verletzen. Dieser Theil des Nestes erforderte manche Materialien, so daß ich über die Menge, welche sie verbrauchten, staunen mußte."

„Am siebenten Tage war das Werk vollendet. Jetzt ging mein ganzes Bestreben dahin, das Innere zu untersuchen; ich führte daher meinen Finger ein, fühlte aber bald ein Ei, welches wahrscheinlich erst denselben Morgen gelegt worden war, denn Abends vorher hatte ich deutlich sehen können, daß sich keins darin befand, da das Nest nicht völlig bedeckt war. Dieses schöne Gebäude, welches dem Schnee an Weiße nichts nachgab, hatte, äußerlich gemessen, neun Zoll Höhe, obgleich die Tiefe der Höhlung nur fünf Zoll betrug. Seine äußere Gestalt war wegen der Zweige, womit es die Vögel zu umgeben für nöthig erachtet, sehr unregelmäßig. Das Innere glich aber vollkommen einem mit seinem schmalen Ende aufwärts gestellten Hühnerei. Sein größter Durchmesser betrug fünf und sein kleinster vier Zoll. Der Eingang war, wenn man das Nest von außen betrachtete, zwei Drittel oder auch wol etwas darüber vom untersten Ende entfernt; allein inwendig reichte er fast bis an die Wölbung der Decke."

„Das Innere des Nestes war so sauber gearbeitet und zusammengefilzt, daß man es für ein Stück feinen, etwas abgetragenen Tuches hätte halten können, und das Gewebe war so derb und dicht, daß es unmöglich gewesen wäre, etwas von den Materialien zu entfernen, ohne das ganze Filzwerk in Stücke zu zerreißen, und doch war alles blos durch das beschriebene Verfahren bewirkt worden; ich muß in der That gestehen, daß das Nest die höchste Bewunderung verdiente, sobald man die Werkzeuge der kleinen Künstler berücksichtigt."

Digitized by Google

Der Einſiedler unter den Kolibris und ſeine Familie.

Kolibris.

Ueber den Bau der Kolibrineſter ſagt Burmeiſter im Allgemeinen Folgendes: „Ihre Grundlage iſt ein weicher baumwollenähnlicher Stoff, aber gerade keine echte Baumwolle, und mit ihm ſind andere feſte Pflanzentheile, namentlich Baumflechten, trockene, zarte Pflanzenſtoffe und die braunen Schuppen der Farrenkrautwedel verwebt. Solche Lagen kommen mitunter an einem und demſelben Neſte zugleich vor, bei andern dagegen nur dieſe oder jene. Die Flechten ſind ſehr verſchiedener Art; nur ſcheint eben jede Art von Kolibris eine beſondere Art derſelben und keine andere bei ihrem Bau zu verwenden."

Den Bau des gemeinen Kolibri (Trochilus colubris) beſchreibt Wilſon ſo ausführlich, daß wir ſeine Schilderung voranſtellen wollen.

„Die äußerliche Bekleidung beſteht aus kleinen Stückchen einer bläulichgrauen Lichenart, welche an alten Baumſtämmen und Pfählen vegetirt und mit dem Speichel des Vogels, wodurch das Ganze Feſtigkeit und Haltbarkeit erlangt und die Feuchtigkeit abgehalten wird, dick aufgeleimt iſt. Innerhalb

Digitized by Google

dieſer äußeren Hülle ſind dick zuſammengefilzte Schichten aus den feinen Flügeln gewiſſer fliegender Samen dicht aneinander gelegt; das Ganze endlich iſt mit der flaumartigen Subſtanz der großen Königskerze und den Stengeln des gemeinen Farrenkrauts ausgekleidet."

„Nebſt dem Bau", bemerkt Burmeiſter, „iſt zugleich die Lage der Kolibrineſter und ihre Stellung verſchiedenartig. Manche Arten binden ſich hierin an beſtimmte Punkte. So ſteht z. B. das Neſt des weißhalſigen Kolibri, welches man ſchon bei Rio de Janeiro in den Gärten der Vorſtädte findet, immer nur auf einem wagerechten Gabelaſte. Es iſt hier gleichſam in die Gabel von oben her eingeklemmt, ſo daß die Gabeläſte neben ihm wagerecht fortlaufen oder ſeltener ſchief aufſteigen. Ich habe ſelbſt mehrere dieſer Neſter gefunden und glaube bemerkt zu haben, daß die Wahl des Baumes mit Bedacht geſchieht, indem der Vogel womöglich auf dieſem oder jenem, aber auf keinem andern Baume zu bauen ſucht. Eine andere Art befeſtigt ihr Neſt immer nur zwiſchen den mächtigen, in großen Bogen überhängenden Wedeln von mannshohen Farrenkräutern, welche auf ſchlechtem Boden an Bergen wuchern und weite Strecken verlaſſenen Ackerbaugrundes zu überziehen pflegen. Unter dieſen Wedeln, nach der Spitze, pflegt der kleine Vogel durch feſtes Verbinden der ſich berührenden Blattheile ſein Neſtchen zu gründen. Es ſteht hier wie in einer grünenden Taſche. Die meiſten Arten hingegen klemmen das ihrige zwiſchen ſenkrecht ſtehende Halme oder feine Zweige ein. Ich beſitze mehrere, welche zwiſchen die ſteifen Rohrſtengel der wilden Gräſer eingelaſſen ſind und nun die verſchiedenen Stengel durch Umbauen derſelben als Stützen oder Träger des Baues vereinigen. Einige dagegen ſind auch ſehr locker und ohne große Auswahl der Stelle angebracht. Das Neſt einer andern Art beſteht größtentheils aus feinen Wurzelfaſern und iſt lichter als das andere gewebt."

Alle Kolibris legen nur zwei Eier von weißer Farbe, länglicher Geſtalt und unverhältnißmäßiger Größe. Nach den von Salvin gemachten Erfahrungen liegt dem Weibchen ausſchließlich die Sorge ob, die Jungen groß zu ziehen. Er ſchildert die eben ausgekrochenen Jungen als kleine, ſchwarze, formloſe Weſen mit langen Hälſen und nur einem Anſatz von Schnabel, die aber raſch heranwachſen und von der Mutter nicht wie andere zarte Vögelchen erwärmt und vor Sonnenſchein und Regen beſchützt, ſondern den Witterungseinflüſſen preisgegeben werden.

Nach Audubon vereinigen ſich die ausgeflogenen Jungen bald mit andern und umſchwärmen gemeinſchaftlich die Bäume und treten die Wanderung in Geſellſchaft an.

Wir laſſen die Angabe Wood's, wie ſie in dem Abſchnitt ſeines Buchs über die Kolibris enthalten iſt, wortgetreu folgen, da die Beſchreibung der Neſter der einzelnen Arten bei keinem andern Schriftſteller ſorgfältiger iſt.

„Auf beigegebenem Bilde (Seite 468) kann man Darſtellungen der von drei verſchiedenen Gattungen der Kolibris verfertigten Neſter ſehen, von denen jedes wegen ſeiner Eigenthümlichkeit im Bau merkwürdig iſt, obſchon alle Hängeneſter ſind."

Digitized by Google

„Das erste dieser Nester ist das von dem weißseitigen oder weißflankigen Hügelstern (Oreotrochylus leucopleurus) verfertigte. Dieser Vogel ist in den Anden von Aconcagua zu Hause und bewohnt ein Gebiet von sehr bedeutender Höhe; denn selten sieht man ihn niedriger als zehntausend Fuß über der Meeresfläche. Abgesehen von der hellen, smaragdgrünen Kehle ist es ein Vogel von etwas matter Färbung; seine vorherrschende Farbe ist braun. Das Nest hat etwas Aehnlichkeit mit einer Hängematte und wird nicht an einen Zweig oder ein Blatt oder an einen Ast, sondern an die Seite eines Felsens befestigt, wobei es so mit der einen Seite aufgehängt wird, daß alles Uebrige frei bleibt."

„Wie es bei den meisten Nestern der Kolibris der Fall ist, werden Spinngewebe verwendet, um den Bau an den Gegenstand, an welchem er hängt, zu befestigen. Die Stoffe, aus denen das Nest bereitet wird, sind hauptsächlich Moos, wolliger Flaum und Federn, von denen letztere überreichlich in der Außenseite befestigt werden."

„Dies ist nicht der einzige Kolibri, der sein Nest an Felsen aufhängt; denn der liebliche Sappho-Komet (Cometes sparganurus), der auch mitunter den Namen querstrichenschwänziger Kolibri wegen der dunklen Querstriche, die über seinen Schwanz hingehen, führt, hat eine ähnliche Gewohnheit. Dieser prachtvolle Vogel bewohnt Bolivia und ist ein sehr kirres und kühnes kleines Thierchen. Das Nest wird hauptsächlich aus Pflanzenfasern und Moos bereitet und mit einem langen Anhängsel versehen, das denen ähnlich ist, die von so vielen Kolibris verfertigt werden, für die man aber keinen ausreichenden Grund weiß. Das Nest wird mit Haar, wahrscheinlich dem der Viscacha, einer Lamaart, gefüttert und an der Seite eines Felsens oder einer Mauer aufgehängt. Mitunter wird es unmittelbar an der Mauer befestigt, gewöhnlich aber an einem Zweig oder einer herabhängenden Wurzel aufgehängt. Der Vogel sucht sich immer ein Plätzchen aus, wo das Nest durch ein überhängendes Felsenriff geschützt ist, wahrscheinlich weil die sehr lockere Bauart des Nestes eine derartige Vorsicht nöthig macht. Der Theil, welcher an der Wand ruht, ist immer lockerer, als der übrige Bau. Im Neste befinden sich zwei Eier, deren Länge etwa einen halben Zoll beträgt."

„Der Chimborasso-Hügelstern (Oreotrochylus Chimborazo) hängt sein Nest ebenfalls an senkrechte Felsen an. Dieser eigenthümliche Vogel zieht wie der weißkehlige Hügelstern hohe Lagen vor und läßt sich selbst noch in bedeutenderen Höhen antreffen. Man hat Exemplare desselben nie niedriger als 12,000 Fuß über der Meeresfläche und oft in der erstaunlichen Höhe von 16,000 Fuß gefunden, wo solche trotz der äußersten Kälte, die beständig dort herrscht und die prachtvoll blühenden Pflanzen, die sich gegen den Fuß des Berges in so großer Menge finden, in ihrer Entwickelung zurückhält, sich wohl befinden. Er ist auf dem Chimborasso zu Hause und lebt von dem Safte (?) der gelben Chuquiraqua insignis, einer Alpenpflanze mit großen Blüten. Es ist kein Vogel mit glänzenden, prächtigen Farben, vielmehr sind die Grundfarben ein blasses düsteres Grün, das durch einen glänzenden Smaragdflecken auf der Brust gehoben wird. Das Nest wird vorzugs-



Digitized by Google

weiſe aus Flechten verfertigt und an den Seiten eines ſenkrechten Felſens aufgehängt, wo es durch eine darüber hervorragende feſte Schicht geſchützt wird. Es giebt noch einen andern Hügelſtern, der mit dieſer Art große Aehnlichkeit hat, aber nicht mit dem grünen Fleck an der Kehle verſehen iſt. Dieſe Art bewohnt ebenfalls einen vulkaniſchen Berg und iſt auf einen engen Umkreis von etwa 200 Yards beſchränkt. Es iſt eine merkwürdige Thatſache, daß, obgleich dieſe Gattung, die ihren Namen Pichjnchian-Hügelſtern von dem Gebirge führt, auf dem ſie zu Hauſe iſt, nur 30 engl. Meilen ($7\frac{1}{2}$ deutſche Meilen) vom Chimboraſſo-Hügelſtern vorkommt, keine von beiden Arten ſich jemals auf dem Berge zeigt, der ſeinen Gattungsverwandten angewieſen iſt."

Der Sägenſchnabel-Kolibri. Die braſilianiſche Waldnymphe. Die weißſeitige Bergnymphe.

Es giebt noch ein ſehr merkwürdiges Neſt, von einem dieſer Vögel verfertigt, der den Namen Sägenſchnabel-Kolibri (**Grypus naevius**) führt, weil der dünne Schnabel wie eine Säge an den Rändern beider Kinnladen ausgekerbt iſt. Dieſe Einkerbungen gehen nicht den ganzen Schnabel entlang, ſondern reichen nur bis zu einer kurzen Entfernung von der Spitze. Seine ganze Erſcheinung iſt nicht ſo auffallend ſchön wie die vieler Kolibris, und er iſt hauptſächlich wegen ſeiner röthlichen, weißgetüpfelten Kehle, die ein ſchwarzes Kennzeichen unterhalb ihres Mittelpunktes hat, merkwürdig. Es giebt mehrere Kolibris, die ausgeſägte Ränder an den Kinnladen und demgemäß Sägeſchnäbel haben; aber die vorliegende Art iſt mit Hinſicht auf ihr Neſt die merkwürdigſte. Sie findet ſich nur im ſüdlichen Braſilien. Das Neſt des Sägeſchnabels wird aus zarten Pflanzenfaſern bereitet, die ſo verwebt werden, daß ſie wie ein Geldbeutel mit weiten Maſchen ausſehen. Die Außenwände werden ſo locker gemacht, daß die Eier und das Futter ſichtbar ſind. Blätter, Mooſe und Flechten werden auch in das Neſt hineinverwebt und unterhalb der Eier etwas dicht zuſammengefilzt. Der Rand wird jedoch immer locker gelaſſen. Das Neſt wird am Ende eines Blattes, gewöhnlich an dem der Palme aufgehängt."

„Herr Gould führt an, daß ſich dieſer Vogel inmitten jungfräulicher

Wälder findet und etwa dreißig englische Meilen von Nova Fribergo in den Monaten Juli, August und einem Theil des Monats Oktober in größter Menge vorkommt. Man sieht ihn gewöhnlich pfeilschnell um die Orchideen-Pflanzen herumfliegen, die in jenem fruchtbaren Klima so reichlich blühen. Er ist ein etwas lärmender Vogel, der laute und durchdringende Schreie hervorstößt und mit seinen Flügeln einen starken schwirrenden Ton hervorbringt, wenn er durch die Luft schießt. Er beweist beim Fliegen Stärke und thatkräftige Ausdauer, und man sieht nur selten, daß er sich niederläßt. Daß der Sägenschnabel sich von Insekten nährt, ist hinlänglich durch das Vorhandensein kleiner Käfer im Schlunde eben getödteter Vögel erwiesen."

„Obschon es unmöglich ist, nur ein Zehntel der interessanten, von Kolibris gebauten Nester zu beschreiben, so muß ich doch flüchtig noch eins oder zwei der merkwürdigsten Exemplare erwähnen. Einer dieser Vögel ist die brasilianische Waldnymphe (Thalunania glaucopis). Die Federn auf dem Wirbel des Kopfes und der Vorderseite des Halses sind von der lieblichsten himmelblauen Farbe und werden von den Insassen mehrerer Klöster in Rio Janeiro zu den schönen Federblumen verwendet, welche die Nonnen mit Geschicklichkeit verfertigen. Tausende dieser Vögel werden lediglich wegen ihrer Haube und ihres Halses abgeschlachtet; aber sie sind so fruchtbar und wissen ihre Nester so gut zu verstecken, daß langjährige Verfolgung kaum ihre Zahl vermindert hat. Das Nest der brasilianischen Waldnymphe ist ganz besonders hübsch und hängt an der Spitze eines dünnen Zweiges, gewöhnlich an den kriechenden Pflanzen, die ihre langen Stengel weithin über die Aeste der großen Waldbäume ziehen. Die Wände des Nestes werden aus Pflanzenfasern bereitet, die gewöhnlich von der Frucht einer Palme genommen werden. An der Außenseite befinden sich viele Stückchen flacher Flechten, so daß das ganze Nest, das im Vergleich zu seiner Weite sehr lang ist, leicht dem Auge entgeht.

„Auf der folgenden Abbildung befinden sich die Nester zweier anderer Arten des Kolibri. Das sonderbar gestaltete Nest, das den oberen Theil der Zeichnung einnimmt, wird von dem feurigen Topas (Topaza pyra) gemacht, einem der prachtvollsten dieser lieblichen Vögel. Wirklich nennt ihn Prinz Lucian Bonaparte den schönsten der Trochilidae und man kann sich kaum einen Vogel vorstellen, der ihn an Glanz und Pracht überstrahlen könnte. Der Leib ist feurig scharlachroth, der Kopf sammtschwarz, die Kehle smaragdglänzend mit einem karmoisinrothen Fleck im Mittelpunkt; die niederen Theile des Rückens sind ebenfalls grün, und die langen, dünnen, gekreuzten Schwanzfedern sind purpurn mit grünem Schiller. Ein so prachtvoller Vogel kann nur wenige Nebenbuhler haben, und es ist nur eine Gattung, die ihm sogar an Schönheit nahe kommt. Dies ist der Karmoisin-Topas (Topaza pella), ein Vogel, der ihm nahe verwandt ist und in der Grundfarbe sehr gleicht. Die Farbe des Leibes ist jedoch nicht scharlach-, sondern karmoisinroth. Es ist sonderbar, daß der liebliche Vogel, wiewol er mit glänzenden Farben geziert ist, welche das Tageslicht erfordern und die hellsten Strahlen der Sonne zurückwerfen, zu den Nachtwanderern gehört und sich selten sehen läßt so lange die Sonne über dem Gesichtskreis steht, es vorziehend, sich seine

Digitized by Google

Nahrung zu ſuchen während die Welt in Dunkelheit gehüllt iſt. Das vom feurigen Topas gebaute Neſt iſt wirklich ein wunderbarer Bau. Es hat eine merkwürdige, auf dem Bilde gut wiedergegebene Form. Mit äußerſter Sorgfalt wird es an den Zweig befeſtigt, wie dies ſeiner Grundform wegen nöthig iſt. Das Merkwürdigſte am Neſte iſt jedoch der Stoff, aus dem es bereitet wird. Als es zuerſt entdeckt wurde, wußte Niemand, wie der Vogel einen ſo ſeltſamen Bau zu Stande gebracht haben könnte. Es ſah aus, als ob es von ſehr grobem Büffelleder gemacht worden wäre, und ſeine Farbe war der der Zweige, die es umgaben, ſo ähnlich, daß es mehr einem natürlichen Auswuchſe als einem Vogelneſte ähnlich ſah. Es war aus einem natürlichen Auswuchſe gemacht worden und glich darum demſelben. Wenn der feurige Topas ein Neſt bauen will, ſo fliegt er weg nach Bäumen und ſucht nach einem Schwamme, der zu dem Geſchlechte **Boletus** gehört, und aus dieſem eigenthümlichen Stoffe macht er ſeine Wohnſtätte. Es iſt zäh, lederartig, dick und weich, und der Vogel verſucht in eigenthümlicher Weiſe den offenbar unbiegſamen Stoff zu der auf dem Bilde dargeſtellten Geſtalt umzuformen."

Der Topas-Kolibri und der Eremit.

„Die weiter unten befindliche Figur auf dem nämlichen Bilde ſtellt das Neſt eines andern Kolibri (**Phaetornis eurynome**) vor, der zu der hübſchen kleinen Gruppe gehört, deren Vertreter gewöhnlich **Eremiten** genannt werden, und die man an der eigenthümlichen Geſtalt des Schwanzes, der gewöhnlich ſtufig iſt, während die zwei mittleren Federn jedoch viel länger als die übrigen ſind, erkennen kann. Sie ſind Bewohner Venezuela's."

„Alle Eremiten ſind der Schönheit ihres Gefieders wegen ausgezeichnet, und die genannte Art wird erwähnt, weil ſie ein gutes Beiſpiel für Neſtbau bietet. Das Neſt iſt immer lang und trichterförmig und hängt entweder an einem Blatt oder an dem dünnen Zweig eines Baumes, je nach Umſtänden. Die Stoffe, aus denen das Neſt verfertigt wird, ſind ziemlich mannichfaltig und beſtehen aus Pflanzenfaſern, namentlich jenen flaumigen, baumwollartigen Fäden, welche ſo viele Pflanzen, kleine Kräuter und Spinnweben liefern.

Digitized by Google

Kolibri-Paar.
Nach Freeman.

Wohnungen in der höhern Thierwelt. S. 465.   Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Digitized by Google

Die letzterwähnte Substanz dient dazu, die Stoffe zusammenzubinden und wird dazu gebraucht, das Nest an der Stütze, an welcher es hängt, zu befestigen."

Wir schalten hier ein, was Burmeister als überraschende Merkwürdigkeit beim Brüten des Sonnenkolibri hervorhebt.

„Unter der Brutwärme des Vogels entwickelt sich aus der Flechte der ihr eigenthümliche Farbestoff und färbt die Eier lebhaft karminroth, was dem Kenner eine sehr sonderbare Ueberraschung verursacht. Es bleibt nämlich merkwürdig zu sehen, wie gleichmäßig und schön dieser Farbestoff sich über die Eier verbreitet. Weder ein Wölkchen noch ein dunkler Fleck läßt sich bemerken, und doch liegt die Flechte nicht als gleichmäßige Auskleidung auf der Oberfläche der Nestmulde; sie steckt vielmehr ebenso wie bei den andern Arten blos mitten in dem Moosgewebe und liegt wagrecht in demselben, so daß die eine Seite der Fläche freibleibt, indem sie einen schuppenförmigen Lappen, die Außenfläche des Nestes bedeckt."

„Es giebt noch eine andere Gattung dieser schönen Gruppe", fährt Wood fort, „der rubinkehlige Kolibri genannt, der gewöhnlich als die typische Gattung angenommen wird. Dieser liebliche Vogel ist in vielen Theilen Amerika's zahlreich und wird zuweilen bis Canada wahrgenommen. Sein gewöhnlicher Name schreibt sich von den Halsfedern her, die glitzern, als seien sie aus glänzend gemachtem Metall bereitet, und mit den wechselnden Farben „Rubin" und „Orange" glühen. Die Grundfarbe des Leibes ist grün und die Flügel sind purpurbraun. Die beiden Geschlechter sind auf die nämliche Weise gefärbt, mit Ausnahme des Rubin-Halskragens, der nur dem Männchen angehört, den es aber erst im zweiten Jahre erhält. Da er ein sehr kleiner Vogel ist, dessen Länge nur drei und einen halben Zoll beträgt und er sehr schlank gebaut ist, so muß sein Nest nothwendiger Weise klein sein. Aber während wir auf der einen Seite finden, daß kleine Vögel große Nester bauen, so bemerken wir hier, daß das Nest dieses Kolibri sogar kleiner ist, als die geringe Größe seines Insassen zu erfordern scheint. Es ist rund, zierlich gebaut, hat dicke Wände und eine kleine Oeffnung. Der Vogel weiß mit Geschicklichkeit sein Nest zu verbergen, das nur von einem geübten Nestjäger entdeckt werden kann; so genau gleicht es einem Astknoten. Auch ist das Weibchen so für seine Wohnung besorgt, daß es nicht gerade auf dieselbe losfliegt, sondern sich hoch in die Luft erhebt und dann mit solcher Schnelligkeit unter die Zweige herabstürzt, daß das Auge seinen Bewegungen nicht folgen kann und es bereits in seinem Neste sitzt, ehe der Zuschauer genau weiß, welche Richtung es eingeschlagen hat."

„Das Nest des rubinkehligen Kolibri scheint ziemlich veränderlich in Form, Stoff und Stellung zu sein, hat aber immer einen eigenthümlichen Charakter, der den erfahrenen Beobachter befähigt, es zu erkennen. Nach Wilson wird es zuweilen auf dem oberen Theile eines wagrechten Zweiges befestigt. Zuweilen sieht man es auf dem Stamme eines Baumes, mit der Seite an der Rinde desselben befestigt, und in wenigen seltnen Fällen hat man es in einem Garten an einem Kraut mit starken Stengeln hängend gefunden. Gewöhnlich sucht sich der Vogel jedoch ein weißes Eichstämmchen aus, wenn

Digitized by Google

er in den Wäldern baut und einen Birnbaum, wenn er einen Garten vorzieht. Das winzige Nest ist kaum mehr als einen Zoll breit und ebenso tief, so daß sein Umfang im Vergleich zur Größe der Insassen sehr gering ist, deren vollständige Länge, wenn sie ausgewachsen sind, mehr als drei Zoll beträgt. Die Stoffe, aus denen das Nest bereitet wird, sind hauptsächlich die zarten, baumwollartigen, flaumigen Federchen, welche die Flügel gewisser Samen, wie derjenigen der Disteln bilden und welche mit solcher Sorgfalt zusammengewebt werden, daß sie eine ziemlich starke Mauer bilden. An dieser Wand wird eine hellgraue Flechte, die sich an alten Zäunen und Bäumen vorfindet, befestigt, so daß das Nest von außen dem des Zweiges, auf dem es sich befindet, sehr ähnlich ist. Die Ausfütterung wird aus den feinen Haaren bereitet, welche die Stengel des Wollkrautes und der Farren, sowie anderer weichhaariger Pflanzen bekleiden und bildet ein dichtes, weiches Bett, auf welchem die zwei zierlichen perlichten Eier ruhen. Das Nest wird nicht blos auf dem Zweige angebracht; denn alsdann würde es entschiedene Umrisse zeigen und vergleichsweise leicht zu erkennen sein; im Gegentheil setzt sich die Grundlage des Nestes zum Theil um den Zweig herum fort, so daß sich das ganze Werk allmälig vom Zweige erhebt, als wäre es ein natürlicher Auswuchs. So lange die Jungen noch im Neste sind, werden sie in der Weise gefüttert, daß sie ihre Schnäbel in die offnen ihrer Eltern stecken und daraus den Vorrath an flüssigen süßen Säften, die aus den Blumen gesammelt worden sind, herausnehmen."

„Es giebt noch eine andere Gattung dieser Gruppe, die ein sehr hübsches Zweignest baut. Das ist der Eisenkraut (Verbena)-Kolibri, Mellisuga minima (kleinster Honigsauger), eines der kleinsten unter den gefiederten Thieren. Von der Spitze seines Schnabels bis zum Ende seines Schwanzes mißt er zwei und dreiviertel Zoll, so daß er, wenn er seiner Federn beraubt ist, mehr einem Insekt, als einem Vogel ähnlich sieht. Sein volksthümlicher Name schreibt sich von seiner Vorliebe für die westindische Verbena her, die ein auf vernachlässigten Weiden sehr gemeines Unkraut mit dünnem Stengel und blauer Blüte ist und eine durchschnittliche Höhe von einem Fuß erreicht. Wo nur diese Verbena in großer Menge vorkommt, da trifft man gewiß auch den Kolibri an, der hier und da pfeilschnell fortschießt, sich dann vor einer Blume hin und her wiegt und ihre verborgensten Stellen mit der langen, dünnen Zunge untersucht, sich darauf mehrere hundert Fuß hoch in die Luft erhebt und alsdann in diagonaler Richtung herabschießt, als wäre er aus einer Büchse nach der Blume hin geschossen worden, von der er aufstieg und sich vor ihren blauen Blättern schwenkt, als hätte er seinen Platz nicht verlassen. Das Nest dieses Vogels ist verhältnißmäßig klein und schön, aus Pflanzenfasern bereitet und, wenn die Eier gelegt sind, nur gerade weit genug, sie und den Körper des Mütterchens einzuschließen. Wenn die Jungen jedoch größer geworden sind, so vergrößern die Eltern die Wände des Nestes, welches nach und nach seine Gestalt vollständig ändert. Anfangs gleicht es gar sehr dem Näpfchen einer unreifen Ahornfrucht; aber wenn die Jungen flügge geworden sind, so hat es die Tiefe eines gewöhnlichen Kaffeeschälchens. Dieses hübsche Vöglein ist in Jamaika allgemein."

Digitized by Google

## 5. Mauernde und kittende Nestbauer.

Die Elster (Pica caudata) gehört jener Familie an, welche man zum Unterschiede von den auf's Engste mit ihnen verwandten anderen Raben Baumkrähen oder Heher (Garruli) genannt hat. In Vielem tritt bei ihr noch ganz die echte Rabennatur hervor. Obgleich schlanker an Bau, würde sie doch, wenn der 10 Zoll lange stufige Schwanz, die höheren Füße, der kürzere, mehr gebogene Schnabel und die kleineren, abgerundeten Flügel sie nicht wesentlich unterschieden, als vollkommener Rabe gelten müssen. Aber auch die Lebensweise stimmt in Vielem nicht mit der anderer Raben überein. Sie ist mehr auf die Bäume, als auf den Boden angewiesen, ob sie gleich auf letzterem ihre Hauptnahrung sucht. Ihr Flug ist schwerfälliger und bietet durchaus keine Abwechslung dar, weil er nur durch fortwährendes Arbeiten mit den Flügeln unterhalten werden kann. Der Gang, schrittweise, wie beim Raben, wird durch trippelnde Sprünge häufig unterbrochen. Dabei wird der Schwanz hoch gehalten und häufig emporgeschnellt. Auch meidet sie, der Neigung der Raben im Allgemeinen entgegengesetzt, größere Gesellschaften anderer Vögel und lebt am liebsten familienweise. Das Gefieder ist im Grunde nur zweifarbig, aber doch durch den mannichfachen Schiller mit Ausnahme der weißen größeren Hälfte der Unterseite und der ebenfalls weißen Schultern ausgezeichnet durch Schönheit und gegen das Gefieder anderer Raben auffallend.

Dieser allbekannte Vogel von anderthalb Fuß Länge ist über Europa ganz und über Nord-Asien größtentheils verbreitet. In kleineren Waldungen, an Waldrändern, in Feldgehölzen und in baumreichen Gärten, sowie vorzüglich gern in Parkanlagen, welche hohe Bäume enthalten, nistet die Elster. Sie zeigt sich, einmal heimisch geworden, als hartnäckiger Gewohnheitsbrüter und benutzt womöglich jährlich dasselbe Nest. In Parks haben wir die Liebe der Elstern zu ihren Niststätten so groß gefunden, daß die ernstlichsten Nachstellungsversuche nicht fruchteten. Scheu und vorsichtig zogen sich die Verfolgten weg und beobachteten von Bäumen der Umgegend und aus hoher Luft, die sie über dem Park durchsegelten, die unsicheren Orte, und sobald sie sich überzeugt hatten, daß keine Gefahr mehr vorhanden war, kehrten sie zu ihren Nestern zurück. Sie blieben wol auch ganze Tage lang aus und besuchten die beliebten Stellen nur am frühen Morgen, um ihr Nest herzurichten oder auszubessern. In solcher Bedrängniß vereinigen sich die Paare eines Ortes, um im Einverständniß ihre Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Wir haben uns sogar überzeugt, daß schon Ende Februar nistende Paare, fortwährend beunruhigt und bedroht, die Belaubung der Bäume abwarteten, um dann um so heimlicher und sicherer dem Brutgeschäfte obliegen zu können. Erheiternd ist der Anblick der um alte Nester streitenden Paare. Mit Erfolg werden die jüngeren Eindringlinge von den alten Besitzern in die Flucht geschlagen. Man sieht sie an schönen Märztagen unter der Wirkung der Sonnenstrahlen zuweilen bis zu 8 Stück auf einem Baume vereinigt, schäkernd, neckend und einander

Digitized by Google

verfolgend. Hier wippt ein hitziges Männchen mit dem langen Schwanze und macht der Auserwählten unter Bücklingen die Cour, läßt dabei seine rauhe Lachstrophe ertönen oder folgt der ausweichenden Spröden mit einer kühnen Bogenschwingung in der Luft, die man sonst an ihm nicht zu sehen gewohnt ist. Dort entspinnt sich ein ernster Kampf zwischen Rivalen, denn es dauert oft lange Zeit, bis ein zweites, weibloses Männchen von seiner Mitbewerbung abläßt. Plötzlich verursacht eine verdächtige Erscheinung Mißtrauen und Furcht. Der scharfe Warnruf: „Schack" bewegt die ganze Gesellschaft zur Flucht.

Verfolgen wir nun die Arbeit eines bauenden Elsterpaars. Gewöhnlich wird der Wipfel eines hohen Baumes ausgesucht. Zunächst eignen sich die Bauenden dürre Reiser und Dornen an, welche sie als Grundlage für das Nest benutzen und in wirrem Durcheinander kreuz und quer zwischen die Aeste und Zweige legen. Am frühen Morgen begeben sie sich in das Gebüsch, an Hecken und Reiserhaufen, um das Material zu holen; um diese Zeit wagen sie sich dicht an die Häuser auf den Boden, wenn sie sich daselbst einen passenden Fund versprechen dürfen. Sobald aber das bewegte Treiben ihr Mißtrauen weckt, unterbrechen sie lieber gleich ihre Arbeit und verschieben sie auf einen ruhigern Zeitpunkt, als daß sie sich muthwillig der Gefahr aussetzten. Das eigentliche Nest, welches man aus der Reiserunterlage herausheben kann, ist auf künstlichere Weise gefertigt, als es von ferne den Anschein trägt. Dasjenige, welches eben vor uns liegt, ist 8 Zoll hoch und 1 Fuß breit, hat am Boden eine 3 Zoll dicke Wandung, während dieselbe nach oben ungleich um 1 oder 2 Zoll dünner wird. Das Aeußere besteht aus einer Menge von Queckenwurzeln und dünneren und stärkeren Reisern. Lehm ist in Masse unter und über dieses Geflecht bis zur Auspolsterung hin geklebt und zwar theilweise in kleinen, mit dem Schnabel geformten Klümpchen eingeknetet, zum Theil aber auch über die Reiser und Wurzeln geschmiert und auf ziemlich rohe Weise geglättet. Das Polster ist einen Zoll dick und bildet ein schönes Geflecht von feinen Würzelchen. Thierhaare oder sonstige Stoffe sind im Polster nicht vertreten. Das Nest ohne Dach und Unterlage wiegt etwas über 5 Pfund. Es liegen 7 Eier darin, die auf grünlichem Grunde ölgrau gefleckt sind. Einige davon haben eine dunklere, andere eine hellere Farbe. Ihre Form ist sehr spitz.

Das Nest wird von den Elstern mit einem Dach oder einer Haube von Dornen und dürren Reisern versehen und das Flugloch seitlich angebracht. Daß dieses Dach nicht gegen Witterungseinflüsse dienen soll, beweist außer der Rauhheit und Unempfindlichkeit der Vögel selbst der Umstand, daß es durchsichtig, mithin nicht regendicht ist. Es soll eben nur die Sicherheit der Brut gegen feindliche Angriffe mehren. Es sind Beispiele vorgekommen, daß Elstern in einen Busch gebaut haben. Einen solchen Fall berichtet ein englischer Geistlicher John Hall.

„Auf der Straße zwischen Huntley und Portsoy bemerkte ich zwei Elstern, welche in einem kleinen Gärtchen in der Nähe eines ärmlich aussehenden Hauses auf eine eigenthümliche Weise um einen Stachelbeerbusch hüpften und in demselben aus und ein flogen."

Digitized by Google

Elſternpaar und Neſt.

„Ich begab mich auf die Seite, um zu ſehen, was ſie vornehmen würden, und erfuhr von den armen Hausbewohnern, daß dieſe Elſtern mehrere Jahre nacheinander in jenem Buſch ihr Neſt erbaut und ihre Jungen aufgebracht hätten; um nicht durch Füchſe, Katzen, Stoßvögel u. ſ. w. beunruhigt zu werden, hatten ſie nicht allein ihr Neſt verbarrikadirt, ſondern auch den

Digitized by Google

Busch mit Stachel- und Dornreisern auf eine so furchtbare und so vollkommene Weise umgeben, daß es selbst einem Fuchse, so listig er ist, einige Tage Arbeit gekostet haben würde, um in das Nest zu gelangen. Die Materialien im Innern des Nestes waren weich, warm und bequem, aber äußerlich war Alles stark und fest mit dem Busche verflochten. Sie fütterten die junge Brut mit Fröschen, Mäusen, Würmern oder anderem Ungeziefer, welches zu überwältigen in ihrer Macht stand. Einmal traf sich's, daß, als eine der alten Elstern eine Ratte ergriffen hatte, die sie nicht tödten konnte, ein junger Vogel aus dem Neste zu seiner Mutter eilte, um ihr jene tödten zu helfen, was sie aber beide nicht im Stande waren, bis der Vater mit einer todten Maus herbeikam und ebenfalls Hülfe leistete. Diese Elstern hatten mehrere Sommer hindurch treu und einig miteinander gelebt; sie vertrieben ihre Jungen ebensowol, als jeden andern Vogel, der Besitz von ihrem Neste zu nehmen versuchte. Letzteres besserten sie jedes Frühjahr von Neuem aus und befestigten es durch stachelige Reiser und Stöcke, die sie bisweilen mit vereinten Kräften herbeitrugen, indem jeder ein Ende angefaßt hatte, und wenn sie nicht vermögend waren, ein solches Material vom Boden aufzuheben, so zerrten sie es fort."

Die Brütezeit dauert drei Wochen. Die Jungen werden mit großer Zärtlichkeit von den Alten gefüttert und behütet. Kerbthiere, Würmer, Schnecken, Frösche, Eidechsen, Mäuse u. s. w. bilden die Nahrung. Mit der größten Vorsicht nahen sich die Eltern dem Neste, um es dem Feinde nicht zu verrathen. Wie sie durch Blendwerke zur Zeit des Bauens zu täuschen suchen, so versuchen sie auch durch List den Verfolger über den Stand ihres Nestes irre zu leiten. Eine große Schärfe des Blicks, eine nie nachlassende Wachsamkeit und ein tiefgewurzeltes Mißtrauen, verbunden mit Klugheit — diese Eigenschaften zeichnen überhaupt die Elster aus. Sie gehört zu denjenigen Vögeln, die von andern nicht abhängen mögen, sondern ihre eignen Wege gehen, sich auf die Grundlage ihrer Selbständigkeit verlassend. Nur die Glieder einer Familie bleiben gern bis in den Winter hinein vereinigt. Vermöge ihrer Aufmerksamkeit und ihres Scharfsinns findet sie die Nester in Wäldern, Gärten und Fluren, so daß selbst die Eier des Rebhuhns im Klee oder im Rasen des Rains ihr nicht immer verborgen bleiben. Schlau benutzt sie die sie umgebende Vogelwelt, namentlich den scheuen, schreienden, die Gefahr anzeigenden Eichelheher zur Wahrung ihrer Sicherheit. Zu diesen hervortretenden Eigenschaften gesellt sich noch ihr Diebessinn, namentlich ihre Vorliebe für alles, was glänzt. In der Gefangenschaft stiehlt sie silberne Löffelchen, Ohr- und Fingerringe, Brochen und dergleichen mehr und trägt sie an eine verborgene Stelle zusammen. Will man die vermißten Sachen wiederfinden, dann legt man ihr irgend ein verlockendes Blendwerk in den Weg, das sie alsbald wegnimmt und es zu den andern gestohlenen Sachen trägt.

Unser Endurtheil bezüglich des Charakters der Elster ist somit folgendes: Schlauheit im Bunde mit Perfidie, Lüsternheit, Feigheit, ein auf den Ruin Anderer, aber zugleich ängstlich auf Selbsterhaltung gerichtetes Bestreben, endlich große Fertigkeit in der Verstellungskunst.

Digitized by Google

Rauchſchwalben. Haus- oder Mehlſchwalbe Thurmſchwalbe.
Uferſchwalbe.

Die Haus- oder Mehlſchwalbe.

Die Schwalben (Hirundines), mit den Kolibris vorzugsweiſe Luftthiere, gehören zu der Ordnung Sperrvögel (Hiantes) und ſind ſämmtlich ausgezeichnet durch ihre nette Geſtalt und bedeutende Flugfähigkeit. Die ſchmalen, langen und ſpitzen Flügel weiſen ihnen beſonders das weite Luftreich zum Aufenthalte an. Hier ſetzt ſie der weite Rachen mit dem kurzen, glatten, an der Wurzel breiten Schnabel in den Stand, das fliegende Inſekt mit Leichtigkeit aufzuſchnappen. Die kleinen und ſchwachen Füße eignen ſich nur ſchlecht zum Gehen, und darum fußen ſie auch nur auf dem Boden, wenn es nöthig iſt. Dieſe Eigenthümlichkeiten haben alle Schwalben gemein. Nicht

Digitized by Google

ſo iſt's mit der Art und Weiſe ihrer Neſtbereitung. Wir haben bereits verſchiedene Arten kennen gelernt, von denen die einen als echte Gräber unterirdiſcher Höhlen erſcheinen, die andern vorhandene Höhlen und Löcher benutzen. Ganz und gar verſchieden von dieſer Neſtbereitung treten diejenigen Schwalbenarten auf, welche künſtliche Neſter bauen, und hier haben wir es zum Theil mit ſolchen zu thun, welche durch ihren Aufenthalt an den Wohnungen der Menſchen längſt unſere Zuneigung gewonnen haben.

Wir erwähnen zunächſt die Haus- oder Mehlſchwalbe (Hirundo urbica). So lange im Frühjahre die Schwalbe zurückbleibt, traut der Landmann der wärmeren Witterung nicht; ſo lange ſie noch jenſeit des Mittelmeeres an den Ufern des Senegal nach Mücken ſchnappt oder über den italieniſchen Seen erſt ihre Schwingen ausbreitet, machen uns die Nächte noch Sorgen.

Als Freudenbotſchaft geht darum der Ruf durch Stadt und Dorf: Die Schwalbe iſt da! Doch mit Recht wendet das Sprüchwort ein: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.“ Aber bald folgen andere nach, und nun zieht auch der Sommer mit ſeiner Wärme und Freundlichkeit ein. Willkommen, ihr Schwalben! Euer Flügelſchlag über unſern Häuptern iſt der Segen einer milder geſtimmten Macht, iſt ein warmer duftender Anhauch ſüdlicher Atmoſphäre. Willkommen, ihr Vögel in dem unſcheinbaren Gewande! Beſitzet ihr auch kein Organ, womit ihr die unter euch wandelnde Menſchenwelt rühren und erheben könntet, ſo habt ihr doch unermüdliche Schwingen und die für den ewigen Flug nothwendigen Athmungswerkzeuge, ſo daß ihr dem Aufblickenden als hochſtrebende Vorbilder erſcheint. Nicht mühſam habt ihr zu ringen, um eure luſtigen Bahnen zu beſchreiben; euer Flug iſt ein leichtes Schweben, ein ſanftes Hingleiten auf den Aetherwellen. Die Luft iſt eure Wiege, in der ihr ausgebreitet lieget. Könntet ihr ſchwebend eure Eier ausbrüten, ſchwebend eure Jungen erziehen, ſchwebend dem Frühroth entgegenſchlummern, ihr würdet nie begehren, die Erde zu berühren! —

Mit bewundernswerther Sicherheit hat die heimgekehrte Schwalbe die Gegend wieder gefunden, wo ſie im vorigen Jahre geniſtet oder das Licht der Welt erblickt hat. Ein unerklärliches Etwas bewegt die kleine Seele, führt und lenkt das Thierchen ſicher über Meer, Berg und Thal. Was bedeutet dagegen eine Reiſe mit dem Kompaß? Bald nach Ankunft bezieht das Schwalbenpaar das Neſt vom vorigen Jahre her. Der alte Koth wird daraus entfernt, die defekt gewordenen Stellen werden ausgebeſſert, und neue Stoffe zur weicheren Unterlage der Eier erſetzen die beſchmutzten alten. Wenn aber das alte Neſt verunglückte, dann ſchicken ſie ſich an, womöglich an der alten beliebten Stelle oder in der Nähe derſelben ein neues zu bauen. An den Wänden der Häuſer ſuchen ſie am liebſten ſolche Plätzchen aus, welche durch einen Vorſprung von oben Schutz haben und durch rauhere Fläche einen beſſeren Halt für den kittenden Vogel und ſein Neſt bieten. Dieſe Rückſicht veranlaßt ſie auch in Kolonien ſich anzuſiedeln und ihre Neſter dicht an- und ſelbſt aufeinander zu bauen, wozu natürlich noch als bewegender Grund die geeignete Lage der Niſtſtätte überhaupt hinzukommt. An ſonnenhellen Morgen beginnt das Schwalbenpaar mit Herbeiſchaffung des Materials für den Neſtbau. Sie fliegen zuſammen an

Digitized by Google

irgend eine feuchte Stelle, an eine Pfütze oder an sehr seichte Stellen der Bäche und Gräben, nicht selten vom Thierurin feuchte Stellen und besonders Gossen. Hochaufgeschürzt, damit ihre Federn nicht beschmutzt werden, laufen sie unbeholfen ein wenig voran, wenn sie nicht sogleich an die rechte Stelle geflogen sind, und nehmen nun mit dem Schnabel so lange feuchte Erde auf, bis sie ein etwa bohnengroßes Klümpchen angesammelt haben. Hiermit vereinigen sie öfters Strohhälmchen und fliegen dann empor und klammern sich mit den Füßen an der Niststätte an, indem sie den Schwanz als Stützpunkt gebrauchen. Sie kleben mit seitlicher vibrirender Bewegung des Kopfes die Erde an die Wand, indem sie dieselbe mit der zur Haftbarkeit nöthigen Menge von Speichel aus ihrem Munde vermischen. Zu dem ersten Klümpchen gesellen sich in rascher Folge andere, die, nebeneinander gefügt, zunächst die Grundlage des Baues bilden. Die Schwalben benutzen eine und dieselbe feuchte Stelle immer wieder, und oft sieht man sie zu Dutzenden hier vereinigt, um Baumaterial aufzunehmen. Sobald jene Grundmauer so dick geworden ist, daß die Schwalbe darauf sitzen kann, nimmt sie Platz, indem sie den Schwanz seitlich an die Mauer- oder Wandfläche, woran sie gerade baut, andrückt und mit dem Kopf sich dem Nestrande zuwendet, um so in Halbkugelwölbung weiter zu mauern. Je mehr sich der Bau der Vollendung nähert, desto mehr wechselt die Schwalbe ihre Stellung. Bald sitzt sie innerhalb, bald auf dem Nestrande, bald hängt sie sich außen an, bald klammert sie sich zur Seite an die Wand, je nachdem es gerade das Bedürfniß mit sich bringt. Die Beschaffenheit der Oertlichkeit bedingt die Form des Nestes wesentlich. Die gewöhnlichste ist die Halbhohlkugelform, allein oft macht ein Balken, ein Bret oder eine sonstige Erhabenheit den völligen Ausbau der Halbkugel unnöthig oder unmöglich, und so entsteht manche Formveränderung. Auch dann ist dies der Fall, wenn mehrere Nester an- und aufeinander gebaut werden. Stets wird zur Seite ein Flugloch offen gelassen. Eine interessante Begebenheit theilt Wood in folgender Schilderung über die abnorme Wahl eines Schwalbenpaars bei dem Bau seines Nestes mit: „Unter der Dachtraufe eines Hauses, das nicht so hoch ist, daß es sich außerhalb des Bereiches eines bösen Buben, der sich eine Stange verschaffen oder einen Stein schleudern könnte, befände, hatte eine Hausschwalbe ihr Nest gebaut, das mehr als einmal zerstört worden war. Ohne Zweifel würden diese Vögel unter gewöhnlichen Verhältnissen sich daran gemacht haben, ihre Wohnung an derselben Stelle und in derselben Weise zu bauen, wenn sie sich selbst und ihren eignen Hülfsmitteln überlassen gewesen wären, wenn auch schon, wie bekannt, in solchen Fällen irgend eine wichtige Veränderung in der Bauart eingetreten sein würde. Aber im gegenwärtigen Falle waren die Bewohner des Häuschens nicht damit zufrieden, die Arbeiten ihrer Günstlinge stets vernichtet zu sehen, sondern sie überlegten, auf welche Weise sie dieselben vor Beeinträchtigung schützen wollten."

„Ihr Verfahren bestand darin, ein rundes Körbchen unter die Dachtraufe an die Stelle zu bringen, wo sich das Nest befunden hatte, zum Schutze vor Beschädigung von unten; aber es war von dem Uebelstande begleitet, daß der Henkel (Griff) hinderlich war, um es dicht an den Stein anzudrücken, während

Digitized by Google

die Breite des Körbchens immerhin so bedeutend war, daß die von der Dachtraufe herabtröpfelnde Feuchtigkeit in die Höhlung desselben hineinfiel. Um diesem letzten Hinderniß entgegenzutreten, wurde ein flaches Stückchen Bret als Deckel auf das Körbchen aufgelegt, mit der Vorsorge jedoch, nicht auf der Vorderseite, sondern daneben eine Oeffnung für die Vögel zu lassen, um hineinzukommen, falls sie auf diesen neuen, zu ihrem Besten in's Werk gesetzten Plan eingehen sollten. Den wohlwollenden Gesinnungen ihrer Freunde aber erwiesen sie dadurch Anerkennung, daß sie auf den Plan, jedoch in einer von ihnen selbst erfundenen Weise, eingingen. Sie begannen damit, daß sie eine Einfassung von ihrem gewöhnlichen Mörtel um den Korb herum an dem Rande der Stelle anbrachten, wo das betreffende Bret auf demselben ruhte, aber während sie so den Korb sicher und auf jeder Seite verschlossen machten, beobachteten sie die Vorsicht, auf der Seite ein kleines Loch zu lassen, durch welches sie einfliegen konnten. Aus dieser Flechtarbeit bildeten sie eine Wiege, um ihre Brut aufzuziehen."

Wir selbst sahen im Jahre 1865 ein Schwalbennest am Kurhause im Bad Salzhausen in der Wetterau, welches rund um den winkligen Mechanismus des Zuges der Hausglocke unter der östlichen Einfahrt des Gebäudes fast ganz kugelförmig gebaut war. Die Vögel benutzten hier die große Adhäsion des Eisens für Erdstoffe und formten in dieser ungewöhnlichen Weise ihr Nest zu einer bis zur Decke der Halle reichenden, beinahe ganz zugewölbten kugligen Gestalt.

Der Bau des Schwalbennestes schreitet aus leicht begreiflichen Gründen langsam vor. Denn erstlich arbeiten die Schwalben nur Morgens und unter günstigen Witterungsbedingungen, dann aber steht ihnen sicherlich täglich nur ein bestimmtes Maß von Speichel zu Gebote, und mit der Absonderung desselben ist, wie man sich durch Beobachtung der eigenthümlich zitternden Bewegungen von Kopf und Hals, einer Art Würgens beim Baugeschäfte überzeugen kann, für den Vogel Anstrengung verbunden. Endlich erfordert das Gelingen des Baues ein allmäliges Verfahren, weil die an- und aufeinander geklebten Erdklümpchen gehörig austrocknen müssen, um nicht durch die Schwere einer zu großen feuchten Masse herabgedrückt zu werden. Es vergehen deshalb mitunter nahezu vierzehn, bei günstiger Witterung nur acht bis zehn Tage, ehe ein Schwalbenpaar mit dem Nestbau vollständig fertig wird. Auf Entfernung oder Ausgleichung der Unebenheiten des Baues ist die Schwalbe nicht bedacht, „sie berappt" es vielmehr, wie Renie treffend bemerkt, „grob, indem sie die kleinen abgerundeten und mit Speichel angefeuchteten Kothklümpchen so, wie sie sie bringt, anklebt". Auch im Innern glättet sie die Wohnung nicht aus, wohl aber trägt sie Hälmchen von Stroh und Gras, Federn, zuweilen auch etwas Wolle und sonstige weiche, zufällig aufgegriffene Stoffe ein. Auf diese legt das Weibchen vier bis sechs dünnschalige, ganz weiße Eier, welche es ohne Hülfe des Männchens in einem Zeitraume von dreizehn Tagen ausbrütet. Es hängt die frühere oder spätere Zeitigung der Eier von der Witterung ab, denn an naßkalten Tagen fällt es dem Männchen schwer, für sich selbst genügende Nahrung zu finden, wie viel schwerer also noch die brütende Lebensgefährtin gehörig zu versorgen. Da muß denn diese die Eier verlassen und das Brutgeschäft unterbrechen, um sich selbst nach Kerbthieren in der Luft umzusehen.

Digitized by Google

Es dauert lange, bis die jungen Schwälbchen ausfliegen, und auch auf ihre frühere oder spätere Ausbildung wirkt wesentlich die Witterung ein, welche, wenn sie rauh oder naßkalt ist, den Eltern das Herbeischaffen der Kerbthiere zur Befriedigung der vorhandenen Bedürfnisse sehr erschwert. Die erste Brut wächst darum auch in der Regel schneller heran, als die verspätete zweite. Die Jungen empfangen unter Zirpen die zugetragene Nahrung, und wenn sie flügge geworden, schaut das eine und andere zum Flugloch heraus, zirpt und verfolgt mit Blicken den Flug der erwarteten Eltern. Abends und Nachts kann man noch dieses Zirpen der Jungen hören, wenn die Ruhe der Familie durch das Bestreben einiger Mitglieder, ihre unbequeme Lage zu verbessern, gestört wird. Zu solcher Zeit ist mancher Bau der Gefahr ausgesetzt, zertrümmert zu werden. Die Insassen üben weniger durch ihre Schwere, als durch ihre Unruhe und ihr Stemmen gegen die Wände einen Druck aus, und wenn dann noch der Wind den Regen längere Zeit an das Nest schleudert, so sind die Bedingungen gegeben, unter welchen dasselbe plötzlich gesprengt, zerbröckelt und hinabgeworfen wird. Wir haben solche zerstörte Nester mit nackten oder erwachsenen, aber noch nicht völlig flugbaren Jungen mehrmals gesehen. Die alten Schwalben fliegen in solchen Fällen angstvoll und schreiend um die verwaiste Stätte. Das Nest wimmelt von kleinen Schmarotzerinsekten. „In einem Lehmklümpchen", sagt Wood, „das ungefähr so groß wie eine Walnuß war, habe ich so viele Parasiten wahrgenommen, daß sie im Stande zu sein schienen, alle diese kleinen Vögel aufzuzehren, und wenn man bedenkt, daß jeder Theil des Nestes ebenso besetzt ist, so muß man wirklich erstaunen, wie die Insassen nur eine einzige Nacht überleben können. Ihre Größe ist geradezu unheilverkündend und schauderhaft; denn sie stehen zu den Vögeln, auf und von welchen sie leben, in demselben Verhältniß wie vollständig ausgewachsene Frösche zu Männern. Die meisten Insekten sterben alsbald, wenn sie den Geruch von Terpentin einathmen, aber ich habe eine Anzahl jener Parasiten in einer Zinnbüchse, in die etwas Terpentinspiritus gegossen war, eingeschlossen gehalten und fand sie nach 36 Stunden noch am Leben."

Nachdem die jungen Schwalben ihr Nest verlassen und den Lüften sich anvertraut haben, werden sie noch von den Eltern in der Luft gefüttert. Die alte Schwalbe trägt der jungen das Futter entgegen, beide steigen ein wenig vor einander in die Höhe, und zirpend nimmt letztere die dargebotene Nahrung im Augenblick eines kurzen Stillstandes ersterer aus dem Schnabel. Nicht selten kommt es jedoch auch vor, daß junge Schwälbchen sich zu frühe aus dem Neste wagen und alsdann entweder auf dem Boden umkommen oder auf den Dächern der Gebäude sitzen und sich füttern lassen müssen. Abends kehren die Jungen sammt den Eltern zum Neste zurück und drängen sich, wie auch Naumann beobachtet hat, dicht zusammen, um in dem engen Raume unterzukommen. Hier setzt es oft ernstliche Zänkereien ab, und da, wo mehrere Nester an einer Wand angebracht sind, kann man die ganze Nacht hindurch das unruhige Treiben der Familien vernehmen. Die zweite Brut findet nach vollständigem Selbständigwerden der ersten statt; oft schreiten die Schwalben aber erst im Spätsommer, selbst im September noch zur zweiten Brut, welche in dem alten



Digitized by Google

Reſte vor ſich geht, ſo daß Fälle vorgekommen ſind, wo junge Schwälbchen von den Eltern verlaſſen wurden, weil die vorgerückte Jahreszeit den Wandertrieb weckte. Uns ſind Beiſpiele bekannt, daß Schwalbenpaare ſich ihrer noch nicht ausgeflogenen Jungen wegen im Oktober noch ſo lange zurückhalten ließen, bis dieſe ihnen folgen konnten. Die Spätlinge unter den jungen Schwalben können zum Theil die weite Reiſe nicht unternehmen, werden von dem früh eintretenden Froſt überraſcht und verfallen in Folge deſſen in einen Erſtarrungsſchlaf. Aus unſerer Knabenzeit iſt uns ein Ereigniß bekannt, daß wir in Gemeinſchaft mit mehreren Mitſchülern zufällig im Winter in dem Wandloch eines rundgemauerten Ziehbrunnens zu Friedberg eine erſtarrte Mehlſchwalbe fanden. In's Zimmer in die Wärme des Ofens gebracht, kehrte das ſchlummernde Leben inſoweit zurück, daß die Schwalbe, mit ausgebreiteten Flügeln ſich ſtützend, aufrecht ſitzen konnte. Sie friſtete jedoch nicht lange ihr Leben.

Wir können nicht umhin, einen Bericht von Waldeck in dem Aprilhefte der „Allgemeinen Forſt- und Jagdzeitung" vom Jahrgang 1863 wiederzugeben, der von einem Beiſpiele handelt, wo im hohlen Stamme einer rothfaulen Eiche, welche in Gegenwart des Oberförſters Langenbach zu Laſphe gefällt wurde, drei Stück Hausſchwalben (Hirundo domestica) und eine Haſelmaus (Mus nitela) in erſtarrtem Zuſtande aufgefunden worden ſind.

„In einer Höhe von etwa 15 Fuß hatte die Eiche ein Aſtloch, vor deſſen Ausgang, ungefähr einen Fuß abwärts, die drei Schwalben ihr Winterlager gewählt hatten und zwar ſo, daß eine Schwalbe in der Mitte, die beiden andern dieſer rechts und links zur Seite lagen, gleichſam unter den Flügeln der mittleren ſteckten. Die Haſelmaus fand ſich in dem hohlen Raum des Stammes nahe dem Boden. Herr Oberförſter Langenbach brachte die Thiere zu dem Feuer, das die Holzhauer in der Nähe unterhielten, und ſah nach etwa zehn Minuten mit freudigem Erſtaunen, daß die augenſcheinlich todten Thiere in's Leben zurückkehrten, die Augen öffneten und ſich zu bewegen anfingen. Aber alle Verſuche, die Schwalben zu größerer Lebensfähigkeit zu bringen, waren vergeblich: ſie blieben in agone, in einem Zuſtand zwiſchen Leben und Tod."

„Die Haſelmaus erwachte am ſpäteſten und verhielt ſich in gleicher Weiſe wie die Schwalben." — „Muthmaßlich war die damals herrſchende Kälte (8° R.) auf die völlige Wiederbelebung dieſer Thiere nicht ohne ſtörenden Einfluß geblieben."

Schon zu Anfang des September ſammelt ſich das alte und junge Volk der Schwalben auf Dächern, Thürmen und den Telegraphendrähten der Eiſenbahnen, um gemeinſchaftliche Flugübungen anzuſtellen. Sie halten ihre Herbſtmanöver. Sie putzen geſchäftig ihre Waffen, die langen, ſpitzen Schwingen, blank, und ohne beſonderes Kommandowort eilt die Schaar hinaus und kehrt nach wenigen Minuten aufgelöſt wieder zurück. Unter dieſen wiederholten Proben wächſt manchem kaum ausgeflogenen Schwälbchen der Muth. Ob dieſe Ausflüge wirklich geordnete Uebungen oder ob ſie nicht vielmehr die unwillkürliche Folge einer mächtig wirkenden Vorempfindung ſind, die ſie in Scharen zuſammenführt und zu gemeinſamen Zügen antreibt? Gewiß iſt es die Wanderluſt, die ſich ſchon in ihnen regt und allmälig dem Zeitpunkte entgegenreift, wo keine noch ſo zärtlich an ſie gerichtete Bitte ſie zurückhalten würde.

Digitized by Google

Eine nahe Verwandte unserer Hausschwalbe, aber einer andern Sippe, nämlich derjenigen der Edelschwalben angehörig, ist unsere Rauchschwalbe (Cecropis rustica). Sie übertrifft an Flinkheit, Gewandtheit und Flugkraft die Hausschwalbe, ist auch nicht so zärtlich, erscheint darum auch früher als diese und verläßt uns später. In der Nestbereitung weicht sie ebenfalls hinsichtlich der Form und der Wahl des Ortes von ihr ab. In Ställen, Hausfluren der Bauern, Scheunen, Böden und andern alten Gebäuden, in Schornsteinen, unter Thorwegen, ja selbst innerhalb gemauerter Ziehbrunnen wählt sie sich einen Platz unter einem Balken oder einem sonstigen Vorsprung aus und heißt ein Bret oder eine Unebenheit der Wand als Stützpunkt für ihr Nest willkommen. Das Material, welches sie wählt, stimmt mit demjenigen des Mehlschwalbennestes überein, nur daß sie die Beimischung von Halmen als Bindemittel neben dem Speichel noch mehr liebt. Das Paar baut immer gemeinschaftlich. Männchen und Weibchen lassen sich an geeigneten Stellen der Straßen oder Wege nieder, fliegen lieber, wenn sie nicht gleich an der rechten Stelle fußten, ein Stückchen näher hinzu, als daß sie mit ihren kleinen Füßchen sich zu dem ihnen schwer fallenden Gehen anschicken, und nehmen feuchte Erde und zugleich auch Hälmchen mit dem Schnabel auf. Nun fliegt die eine der Schwalben dem Neste zu, während die andere vor dem Stalle so lange wartet, bis erstere ihr Platz macht. Der Bau wird in derselben Weise begonnen, wie wir bei Beschreibung des Hausschwalbennestes geschildert haben. Da jedoch wo das Nest an die Wand geklebt ist, sind die Wände desselben dicker und steigen auch etwas mehr in die Höhe. Die vollendete Form bildet ungefähr den vierten Theil einer Hohlkugel. Das Nest ist etwa acht Zoll breit und vier Zoll tief. Nach unseren Beobachtungen bauen diese Schwalben mindestens acht Tage lang, und wenn das Wetter ihre Arbeit nicht begünstigt, dauert dieselbe einige Tage länger. Ein und dasselbe Nest wird von dem Paare oft mehrere Jahre hinter einander benutzt, und die ganze Arbeit besteht dann nur im Reinigen, Ausbessern etwaiger Mängel und Eintragen eines neuen Polsters, das aus zarten Hälmchen, Federn, Haaren und weichen Stoffen anderer Art gebildet wird. Montbeillard irrt darum sehr, wenn er sagt, daß die Rauchschwalbe das nämliche Nest nur einmal benutze, indem sie jedes Jahr ein neues baue und, wenn die gewählte Stelle es verstatte, dasselbe gerade über dem vorjährigen befestige. Wohl haben auch wir bemerkt, daß ein Rauchschwalbenpaar mehrere Nester über einander gebaut hat, und wir konnten uns die Ursache nicht erklären, warum nicht das alte Nest des vorigen Jahres immer wieder gewählt wurde, da wir eine besondere Beschädigung daran nicht ausfindig machen konnten, allein in den meisten Fällen haben wir beobachtet, daß das vorjährige Nest benutzt worden ist. Möglich ist's, daß, wenn das alte Paar verunglückt, ein neues Paar jedesmal auch ein neues Nest neben oder über das alte baut. Uebrigens nisten auch mehrere Paare an einer und derselben Wand und bilden eine kleine Kolonie. Montbeillard bemerkte unter mehreren Nestern in einem Schornstein einen Unterschied in Bezug auf Größe und Form. „Die größten", sagt er, „glichen einem flachen Halbcylinder, waren oben offen, einen Fuß hoch und an die

Wände der Esse befestigt; die kleinsten hingen in den Winkeln des Schornsteins und bildeten blos einen Viertelcylinder oder fast einen umgekehrten Kegel. Das erste Nest, welches das unterste war, zeigte im Boden dieselbe Tertur wie in den Seitentheilen; aber die beiden oberen Reihen waren von den untersten blos durch ihre Auskleidung getrennt, welche aus Stroh, verwelkten Kräutern und Federn bestand. Von den kleinen Nestern in den Winkeln des Schornsteins fand ich blos zwei in einer Reihe, und ich folgerte hieraus, daß sie jungen Paaren angehörten, weil sie nicht so fest gebaut waren als die größeren."

Ueber das Nisten der Rauchschwalbe in Schornsteinen schreibt White Folgendes: „Sie wählt gern einen solchen Schacht, der mit der Küche in Verbindung steht, ohne den beständig durch diesen aufsteigenden Rauch zu achten. Fünf oder sechs Fuß von der oberen Oeffnung des Schornsteins abwärts, oder auch wol noch weiter herab, beginnt das kleine Thier gegen die Mitte des Mai sein Nest zu bauen, welches gleich dem der Haus- oder Fensterschwalbe in einer Kruste oder Schale besteht, die ebenso, wie jene, aus Koth oder Lehm und in diese zur Vermehrung der Festigkeit und Dauerhaftigkeit eingekneteten Strohhälmchen zusammengesetzt ist; nur mit dem Unterschiede, daß das Nest der Fensterschwalbe fast hemisphärisch ist, während das letztere sich nach oben öffnet und einer halben etwas tiefen Tasse gleicht. Innerlich ist es mit dünnen Grashalmen und zarten Federn gefüttert, welche der Vogel oft mitten im Fluge, wenn er in der Luft schwebt, einsammelt. Bewundernswürdig ist die Geschicklichkeit, welche das behende Thierchen an den Tag legt, indem es den ganzen Tag über mit Sicherheit durch einen so engen Paß auf und ab steigt. Wenn die Rauchschwalbe über der Oeffnung des Schornsteins schwebt, verursacht die Einwirkung der schwingenden Flügel auf die eingeschlossene Luft ein donnerähnliches Gepolter. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Mutterschwalbe ihren Aufenthalt in dieser unbequemen Lage so tief in der Esse wählt, um ihre Brut gegen Raubvögel und insbesondere gegen Eulen zu sichern, welche häufig in den Rauchfang herabfallen, vielleicht bei einem Versuch, dieser Nester habhaft zu werden."

Wenn dieser Forscher von der besonderen Geschicklichkeit der Rauchschwalbe beim Aus- und Einfliegen durch den Schornstein redet, so finden wir noch weit mehr Ursache, ihre Flugfertigkeit zu bewundern, wenn es sich darum handelt, durch eine zerbrochene Fensterscheibe eines Stalles ein- und auszufliegen. Ja, dieses Flugloch ist oft nicht weiter, als daß die fliegende Schwalbe gerade hindurch geht, und dennoch wie fein und ohne allen Anstoß schwingt sie sich ein und aus!

Was die Wahl der Niststätte betrifft, so kommen hier und da Ausnahmsfälle und Sonderbarkeiten vor. So berichtet White von einem Schwalbenpaar, welches in den Schacht eines alten Brunnens, durch welchen früher Kalk zum Düngen heraufgezogen worden war, gebaut hatte. Renie hat Nester in Kohlenschachten gefunden. — Im Mai findet man vier bis sechs dünnschalige Eier in dem Neste, deren blendendweißer Grund mit grauen und röthlichbraunen Punkten bedeckt ist. Das Weibchen brütet allein, wird von dem Männchen gefüttert, an rauhen Tagen aber genöthigt, sich theilweise selbst zu versorgen,

Digitized by Google

und erzielt nach zwölf oder dreizehn Tagen das Auskriechen der Jungen. Diese wagen sich gewöhnlich etwas früher, als die jungen Hausschwalben, aus dem Neste und kehren allabendlich in dasselbe zurück. Sie sitzen am Tage in der Nähe der Niststätte, „wid wid!“ lockend und mit Flügelschlägen und mehrmals schnell hinter einander ausgestoßenem „Wid“ die zugetragnen Insekten entgegennehmend. Gern hocken sie auf Kanteln, Eisenstäben, Schornsteinen, Thürkanten, Balken und dergl., mehr in einer Reihe dicht zusammengedrängt. Die Eltern geben das Futter im Fluge ab, indem sie einen Augenblick vor den Jungen auf einer Stelle flattern. An warmen Regentagen haben wir öfters die Beobachtung gemacht, daß alle Rauchschwalben eines Ortes, alte wie junge, sich auf den äußersten Baumzweigen niederließen und ein sichtliches Wohlbehagen an dem Regenbade verriethen, welchem sie ausgesetzt waren.

Im Herbste, wenn die stets weniger zahlreiche zweite Brut flugbar geworden ist, sammeln sich die Rauchschwalben in Schaaren im Rohr an Strömen und Teichen, auf Dächern und Thürmen und ziehen plötzlich des Nachts von uns weg. Einzelne Nachzügler sieht man wol hier und da noch hin- und herjagen, und ihre Unruhe verräth den unwiderstehlichen Trieb, den vorangezogenen Brüdern und Schwestern zu folgen.

## Der Ariel (Chelidon Ariel).

Dieser Vogel, welcher über ganz Süd-Australien verbreitet ist, wo er im August ankommt und im Februar wegzieht, ist mit den Schwalben und Mauerschwalben unserer Heimat nahe verwandt. Seine Länge beträgt nur $3\frac{1}{2}$ Zoll. Er ist mannichfaltiger als unsere Hausschwalbe gefärbt, auf dem Scheitel rostroth, auf dem Rücken dunkelblau, auf Flügeln und Schwingen tiefbraun, an der Kehle dunkelrostroth gestrichelt, am Bauch weiß, an dessen Seiten rosteröthlich, am Bürzel braungelblich. — Brehm nennt diesen Vogel Drosselstelze, weil er ebenso viel Aehnlichkeit mit einer grauen Bachstelze als mit einer Drossel hat. Ersterer ähnelt er im Bau und in der Färbung, letzterer im Bau soweit die Stelzenähnlichkeit nicht vorwiegt. Er ist ein rechtes Mittelding zwischen Beiden, seine systematische Stellung deshalb sehr schwer. Beim Männchen sind Oberkopf, Nacken, Rücken, Kehle, wie Brustlatz, die Schwingen und die Schwanzspitze schwarz, die Augenbrauen, die Halsseiten, die Oberflügeldeckfedern, der Bürzel und die ganze Unterseite, auch die Wurzelhälfte der Schwanzfedern weiß, der Schnabel gelb. Das Weibchen unterscheidet sich dadurch, daß bei ihm auch die Stirn und ein Kehlflecken weiß sind. Die Größe ist ebenfalls die einer Amsel. Die Droselstelze ist in ihrem Nestbau ein echter Maurer, wie unsere nachfolgende Abbildung (Seite 486) zeigt.

Die merkwürdigen Nester der in Gesellschaft lebenden Schwalben findet man gewöhnlich auf Felsen, und zwar nahe den Flüssen, aber auch an menschlichen Wohnungen unter die Dächer angeklebt, sowie in hohlen Bäumen. Sie stehen zu 40—50 dicht neben einander und werden in Gemeinschaft von den Ansiedlern verfertigt, so daß ein halbes Dutzend dieser Baukünstler an einem und demselben Neste arbeitet, indem viele Männchen einem bauenden Weib-

chen Material zutragen. Die Form des Neſtes ähnelt der einer Flaſche oder Retorte, ſeine Größe jedoch iſt ſehr verſchieden, da die Länge der flaſchenhalsähnlichen Eingangsröhren, welche bald nach oben, bald nach unten, bald ſeitlich gewendet ſind, von ſieben bis zu zehn Zoll und der Durchmeſſer des dicken eigentlichen Neſttheiles von 4 — 7 Zoll abweicht.

Neſtkolonie des Ariel. Droſſelſtelze und ihr Neſt.

Der Lehm, welchen die Vögel zum Neſtbau verwenden, trocknet an der Sonne ſehr hart ein. Bei trockener Witterung und an ſonnenhellen Tagen bauen ſie nur Morgens und Abends, weil die Sonnenſtrahlen den Lehm zu feſt backen, als daß er von den zarten Schnäbeln bearbeitet werden könnte, dagegen ſind ſie an Tagen, wo die Luft mit Feuchtigkeit erfüllt iſt, unaufhörlich an ihren Neſtern beſchäftigt und vollenden ihre Arbeit bald. Im Innern des Neſtes, welches geglättet iſt, werden vier bis fünf Eier ausgebrütet, welche auf weißem Grunde rothe Punkte haben. Die zweite Brut erfolgt alsbald nach dem Ausflug der Jungen der erſten.

Dem Neſte des Ariel ſehr ähnlich erſcheint dasjenige einer amerikaniſchen Schwalbenart, nämlich der rothhalſigen Schwalbe (Hirundo fulva), welche ebenfalls aus Schlamm baut, jedoch ihrem Neſte einen viel kürzeren

und weiteren Hals als Eingangsröhre giebt. Wegen ihrer Neigung zur Geſelligkeit wird ſie auch „die republikaniſche Schwalbe“ genannt. Wo ſich nur ein günſtiges Plätzchen findet, wie z. B. ein Fels mit überhängendem Riff, werden die Neſter in ſo großer Anzahl und ſo dicht aneinander gebaut, daß die Felswand von ihnen überdeckt erſcheint. Audubon giebt uns von dieſen Schwalben folgende Schilderung:

„Gegen Sonnenuntergang beginnen ſie ſich in Schaaren zu ſammeln, zu welchem Zwecke ſie ſich einander locken. In kurzer Zeit bieten ſie den Anblick von Wolken, die nach den Seen von der Mündung des Miſſiſſippi hinziehen, wenn ihnen gerade Wind und Wetter zuſagten. Ihre Schwenkungen in der Luft, bevor ſie ſich niederlaſſen, ſind wahrhaft ſchön. Es ſcheint zuerſt, als ob ſie die Stelle auskundſchaften wollten, worauf ſie ſich plötzlich in den Wirbel eines offenbaren Durcheinanders ſtürzen und ſich in einer Spirallinie mit erſtaunlicher Schnelligkeit herablaſſen, ſo daß ſie die größte Aehnlichkeit mit einer Trombe oder Waſſerhoſe haben. Sind ſie noch wenige Fuß von den Wachsbäumen entfernt, ſo zerſtreuen ſie ſich nach allen Richtungen und laſſen ſich einige Minuten ſpäter auf dem Boden nieder. Ihr Zwitſchern und die Bewegung ihrer Schwingen werden jedoch die ganze Nacht hindurch vernommen.“

„Sobald der Tag zu dämmern beginnt, erheben ſie ſich, fliegen niedrig über die Seen hin, wobei ſie eine Zeitlang das Waſſer faſt berühren, dann aufſteigen und ſich allmälig entfernen, um ihre Nahrung aufzuſuchen. Dabei trennen ſie ſich nach verſchiedenen Richtungen. Die Jäger, welche hierher kommen, tödten eine große Zahl von ihnen dadurch, daß ſie dieſelben mit leichten Rudern, die ſie brauchen, um ihre Kähne vorwärts zu treiben, niederſchlagen.“

Verwandt durch die Bauart iſt mit dem Neſte der rothhalſigen Schwalbe dasjenige der rothbauchigen (Hirundo erythrogastes). Sie befolgt das Beiſpiel des Ofenvogels bei der Auswahl der Stoffe, indem ſie die Schlammwände ihres Neſtes mit feinem Heu verſtärkt. Merkwürdig iſt das angebaute Stück, welches dem Männchen zum Ruheplätzchen dient, während das Weibchen brütet, und worauf erſteres häufig ein anhaltendes Gezwitſcher hören läßt. Die Dicke der Neſtſchale wird ungefähr einen Zoll gerechnet. Der mit Heu gemengte Schlamm bildet regelmäßige Schichten, welche nach und nach aufgeführt werden, ſo daß das Neſt erſt nach Ablauf von acht Tagen vollendet wird. Die Form wird als umgekehrter Kegel geſchildert, der an dem Theile, welcher an die Wand oder an den Felſen anſtößt, abgeplattet iſt. Dicht an einander gedrängt ſtehen viele Neſter an einer und derſelben Wand- oder Felſenfläche.

Ein Vogel, der in Bezug auf Bauart ſeines Gleichen nicht hat, iſt der gemeine Ofen- oder Töpfervogel (Furnarius fuliginosus = berußter Bäcker), welcher mit unſerem Baumläufer in naher Verwandtſchaft ſteht. Von der Größe einer Lerche, ſchlankem Bau, brauner Farbe, lebhaftem, kühnem Ausdruck des Blickes und aufrechter Haltung, erſcheint er ſtets als behender, ſchnell laufender und von Buſch zu Buſch flatternder Inſektenfreſſer, zugleich aber auch als harmloſer, zutraulicher Vogel.

Er bewohnt die Ufer der ſüdamerikaniſchen Flüſſe, wo er das Material zu ſeinem merkwürdigen Neſte ſammelt, das der Hauptſache nach aus Schlamm

und Lehm beſteht, wozu der Baukünſtler noch Gras, Pflanzenfaſern und Stengel zur Herſtellung der größeren Feſtigkeit ſeines Werkes wählt und untermiſcht. Die Hitze der Tropenſonne durchglüht die Beſtandtheile des Neſtes der Art, daß es eine unſeren Backſteinen annähernde Feſtigkeit erhält. Der Vogel iſt in der Wahl des Platzes für ſein Neſt nicht gerade eigenſinnig, da man daſſelbe ebenſowol auf Balken der Nebengebäude und auf Zaunpfählen, als auf Baumzweigen und Büſchen findet, und zwar immer ohne die hervortretende Abſicht zu erkennen, daſſelbe vorſichtig zu verbergen. Männchen und Weibchen bauen mit Emſigkeit an dem mühſamen Bau und wiſſen mit großer Fertigkeit mittels des Schnabels die Materialien in Schlammkugeln von Haſelnußgröße zu verkneten, und, oft in zwei Tagen, aufzuſchichten. Naht ſich ein fremder Vogel zufällig oder gar in der Abſicht zu ſtören, ſo wehren ſie durch kühne Angriffe ab und ſtoßen ſchrille Töne aus. Sie geben dem Neſte eine kugelförmige Geſtalt, es mit zolldicken Wänden zurundend, mit ſeitlichem, noch einmal ſo hohem als weitem Eingang verſehend; es mißt 6—7 Zoll im Durchmeſſer. Zertheilt man es mit Vorſicht, ſo entdeckt man im Innern eine Scheidewand, welche faſt bis zur Spitze reicht, es in zwei Kammern theilt und die Feſtigkeit des Gebäudes vermehrt. Die hintere Kammer wird von dem brütenden Weibchen, die vordere von dem Männchen als Ruhe- und Schlafſtätte eingenommen. Die auf weißem Grunde röthlich punktirten Eier, gewöhnlich vier an der Zahl, liegen auf weichem Federbett.

Der Ofen- oder Töpfervogel.

Dieſen Angaben Wood's fügen wir Burmeiſter's Beſchreibung des Neſtes vom Ofenvogel ſchließlich noch bei.

„Die Stelle, wo er daſſelbe anlegt, iſt gewöhnlich ein völlig wagerechter oder mitunter ſelbſt ſchwach anſteigender Theil eines drei Zoll oder darüber ſtarken Baumzweigs. Sehr ſelten gewahrt man das Neſt an andern Punkten, auf Dächern, hohen Balken, Kreuzen der Kirchen u. ſ. w. Beide Gatten bauen

gemeinſchaftlich. Zuerſt legen ſie einen wagerechten Grund aus dem in jedem Dorfe häufigen Lehm der Fahrwege, welcher nach den erſten Regengüſſen, die um die Zeit ihrer Brut ſich einſtellen, als Straßenkoth zu entſtehen pflegt. Dieſelben bilden aus demſelben runde Klumpen, wie Flintenkugeln, und tragen ſie auf den Baum, hier mit den Schnäbeln und Füßen ſie ausbreitend. Gewöhnlich ſind auch zerfahrene Pflanzentheile mit eingeknetet. Hat die Grundlage eine Länge von acht bis neun Zoll erreicht, ſo baut das Paar an jedes Ende deſſelben einen aufwärts ſtehenden, ſeitwärts ſanft nach außen geneigten Rand, welcher am Ende am höchſten (bis zwei Zoll hoch) iſt und gegen die Mitte der Seiten ſich erniedrigt, ſo daß die Ränder von beiden Enden her einen hohlen Bogen bilden. Iſt dieſer Rand fertig und gehörig getrocknet, ſo wird darauf ein zweiter, ähnlicher geſetzt, der ſich ſchon etwas mehr nach innen zu überbiegt. Auch dieſen läßt der Vogel zuvörderſt wieder trocknen und baut ſpäter in derſelben Weiſe fort, ſie von beiden Seiten zu einer Kuppel zuſammenſchließend. An der einen Langſeite bleibt eine runde Oeffnung, welche anfangs kreisförmig erſcheint, ſpäter aber durch Anbauen von der einen Seite her zu einem ſenkrecht ſtehenden Halbkreis verlängert wird. Sie iſt das Flugloch. Das fertige Neſt gleicht einem kleinen Backofen. Seine Lehmwand hat eine Stärke von $1-1^1/_2$ Zoll, die innere Höhle umfaßt alſo einen Raum von vier bis fünf Zoll Höhe, fünf bis ſechs Zoll Länge und drei bis vier Zoll Breite."

## Die Salangane (Collocalia nidifica).

Schon in Rückſicht auf den bedeutenden Handelsartikel, welchen die oſtindiſchen eßbaren Vogelneſter bilden, verdienen dieſelben unſere Aufmerkſamkeit, wenngleich ihr Genuß nur den Feinſchmeckern zugänglich iſt und, wie viele andere ſogenannte Leckerbiſſen, der Einbildung, mehr aber noch der enormen Koſtſpieligkeit ihren geprieſenen Werth verdanken. Mehr, als der einträgliche Handel mit dieſen Neſtern, zieht uns jedoch der wiſſenſchaftliche Werth dieſes Kunſtproduktes und des kleinen Baumeiſters an, der durch die Wahl des Bauſtoffs einzig in ſeiner Art daſteht und in ſeiner Originalität lange und vielfach verkannt worden iſt.

Collocalia nidifica findet ſich in ganz Oſt-Indien bis China und Japan, ſowie auf Java, Sumatra, Borneo und Malakka. Bernſtein ſagt von ihrem Aeußeren: „Sie iſt im Allgemeinen graulich biſterbraun, an den unteren Theilen heller, in's Schmutzig-Graubraune übergehend, Schwingen und Schwanz ſchwärzlich. Aeltere Exemplare zeigen auf dem Scheitel und beſonders den kleinen Flügeldeckfedern einen ſchwachen, in's Grauliche ſpielenden Metallglanz, der übrigens im Leben ſtärker iſt, als nach dem Tode des Thieres. Vor dem Auge befindet ſich ein weißer Fleck." Die vier Zehen ſind, wie bei den Seglern, nach vorn gerichtet. Die Länge des Vogels beträgt 5 Zoll 6 Linien, der Flügel 5 Zoll 8 Linien, der Schwanz 2 Zoll 4 Linien.

Man unterſcheidet jetzt unter der Gattung Collocalia überhaupt ſechs Arten, nämlich C. esculenta, C. nidifica, C. fuciphaga, C. linchi, C. tro-

glodytes und C. francica. Wir werden am Schluß unſerer Abhandlung dem Neſte der C. fuciphaga neben dem der C. nidifica auf Grund der Bernſtein'ſchen Beobachtungen die nöthige Aufmerkſamkeit zuwenden.

Die Lebensweiſe der Salangane (C. nidifica) iſt bis jetzt noch ſehr unvollkommen beobachtet, und was hierüber bekannt geworden iſt, läßt ſich kurz zuſammenfaſſen. Sie lebt geſellig, oft in ungeheueren Zügen vereinigt an der Küſte, wo ſich in Felſen die Neſtkolonien befinden. Hier ſchießt ſie wie ein Pfeil dahin, in allerlei Wendungen und Bögen ihre Flugfertigkeit bekundend und in dem ſpritzenden Schaum der Brandung nach Nahrung ſuchend, die in kleinen Kerbthieren und Würmchen beſteht. Sie verſteht es meiſterhaft, ſelbſt im Dunkel durch enge Felſenritze zu fliegen, ohne anzuſtoßen, und genau die Zeit der Flut und Ebbe zu berückſichtigen, um darnach ihren Aus- und Einflug aus den und in die am Strande gelegenen Höhlen zu richten, in welchen ſie nicht blos ihr Brutgeſchäft verrichtet, ſondern auch außer der Brutzeit übernachtet. Fern vom Meere, im Innern des Landes niſtet ſie ebenfalls, und es hindert ſie dies nicht, für ſich und ihre Jungen am Meeresſtrande die beliebten Inſekten zu holen, da ſie ſelbſt bedeutendere Strecken mit unglaublicher Schnelligkeit zurückzulegen im Stande iſt. Das Neſt dieſes merkwürdigen Vogels hat ſeit Jahrhunderten die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher in Anſpruch genommen, aber erſt Dr. Bernſtein iſt es gelungen, mit aller Beſtimmtheit durch eigene Beobachtung feſtzuſtellen, daß das Material nichts anderes ſei, als Speichel vom Vogel ſelbſt, deſſen Speicheldrüſen, wie die genaueſte Unterſuchung ergeben hat, zur Zeit des Bauens ganz beſonders entwickelt ſind und bei geöffnetem Schnabel des Vogels als zwei große, zur Seite der Zunge gelegene Wülſte erſcheinen. Ehe Bernſtein ſeine Unterſuchungen und Beobachtungen veröffentlichte, gingen die Anſichten der Forſcher ſehr auseinander, und die Stelle wahrhaft begründeter Behauptungen mußten natürlich allerlei Vermuthungen vertreten, weil man ſich durch voreilige Schlüſſe oder auch zum Theil durch die mit eingehenden Beobachtungen verbundenen Schwierigkeiten von genaueren Unterſuchungen abhalten ließ. Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, alle die irrthümlichen Anſichten früherer Schriftſteller über die Subſtanz des Salanganenneſtes umſtändlich wiederzugeben; wir wollen nur im Allgemeinen hervorheben, daß man bald in der Annahme des eingetrockneten Saftes eines Baumes, Calambone genannt, das Räthſel gelöſt glaubte, bald den Seetang, den der Vogel zum Theil verdauen und dann wieder ausbrechen ſolle, in Verdacht nahm, ja ſogar in Salzwaſſertheilen, welche auf dem Grunde der Höhlen, in denen die Vögel niſten, ſich finden, das Material des Neſtes erblickte. Alle dieſe Annahmen wurden durch mikroſkopiſche Unterſuchungen des Mageninhaltes ſowol, als auch durch chemiſche Analyſe der Neſter als irrig dargethan.

Schon Buffon denkt an eine Abſonderung von Seiten des Vogels, ohne ſich auf ein genaues Wie einzulaſſen, ebenſo Home, der Neſter unterſuchte, welche ihm Raffles ſchickte. Renie ſagt: „Da Wilſon gewiß zu ſein ſcheint, daß die zähe leimartige Subſtanz, deren ſich die amerikaniſche Rauchſchwalbe zur Verbindung der Materialien ihres Neſtes bedient, von Drüſen

Digitized by Google

herrührt, die ſich ſowol durch ihre Lage, als auch durch ihre Verrichtung von den gewöhnlichen Speicheldrüſen unterſcheiden, ſo dürften wir vielleicht zu der Annahme berechtigt ſein, daß der Kopf der mit dem Namen Salangane bezeichneten Schwalbe mit ähnlichen Drüſen verſehen iſt."

Die Salangane.

Dr. **Bernſtein**, der dem Neſtbau der Salangane und der Ergründung der Subſtanz ihrer Neſter die größte Aufmerkſamkeit gewidmet hat, giebt uns

in folgenden Worten den besten Aufschluß über das, was wir über diesen Vogel noch zu berichten haben. Er sagt:

„Sie scheiden in reichlicher Menge einen dicken, zähen Schleim ab, der sich im vorderen Theile des Mundes, in der Nähe der Ausführungsgänge der genannten Drüsen unterhalb der Zunge ansammelt. Dieser Schleim, oder eigentlich Speichel, hat viel Aehnlichkeit mit einer konzentrirten Lösung von arabischem Gummi und ist, gleich diesem, so zähe, daß man ihn in ziemlich langen Fäden aus dem Munde herausziehen kann. Bringt man das Ende eines solchen Schleimfadens an die Spitze eines Hölzchens und dreht dieses langsam um seine Achse, so läßt sich auf diese Weise die ganze Masse des augenblicklich vorhandenen Speichels aus dem Munde, selbst aus den Ausführungsgängen der genannten Drüsen, herausziehen. An der Luft trocknet er bald ein und ist dann in Nichts von jenem eigenthümlichen Neststoff verschieden. Auch unter dem Mikroskop verhält er sich wie dieser. Zwischen Papierstreifen gebracht, klebt er diese wie arabisches Gummi zusammen. Ebenso kann man Grashalmen damit überziehen und dann zusammenkleben, ganz wie das bei den Nestern der C. fuciphaga der Fall ist."

„Wenn nun die Vögel mit der Anlage ihres Nestes beginnen wollen, so fliegen sie, wie ich dieses öfters beobachtet habe, wiederholt wider die hierzu gewählte Stelle an und drücken hierbei mit der Spitze der Zunge ihren Speichel an das Gestein. Dies thun sie oft zehn bis zwanzig Male hinter einander, ohne sich inzwischen mehr als einige Ellen zu entfernen. Mithin holen sie den Baustoff nicht jedes Mal erst herbei, sondern haben ihn in größerer, sich schnell wieder ansammelnder Menge bei sich. So beschreiben sie zunächst eine halbkreis- oder hufeisenförmige Form an der erwähnten Stelle. Die anfangs dickflüssige Masse verdunstet bald und bildet so eine feste Grundlage für das weiter zu bauende Nest. C. fuciphaga bedient sich hierzu verschiedener Pflanzentheile, die sie mehr oder weniger mit ihrem Speichel überzieht und verbindet, C. nidifica dagegen fährt mit dem Auftragen ihres Speichels allein fort. Sie klammert sich dann, jemehr der Nestbau fortschreitet, an denselben an, und indem sie unter abwechselnden Seitwärtsbewegungen des Kopfes den Speichel auf den Rand des schon bestehenden und verhärteten Nesttheiles aufträgt, entstehen jene unten erwähnten wellenförmigen Querstreifen. Bei dieser Gelegenheit mögen dann wol auch die einzelnen kleinen Federn, die wir an den Nestern finden, an dem halb eingetrockneten Speichel kleben bleiben und als zufällige Bestandtheile der Neststubstanz beigefügt werden. Auch mag wol der Reiz, den die angeschwollenen Drüsen verursachen, die Thiere veranlassen, sich des Sekretes derselben durch Drücken und Reiben zu entledigen. Hierbei mag es denn geschehen, daß diese Theile wund gerieben werden, und somit Veranlassung gegeben wird zum Austritt einiger Blutstropfen. Diesem Umstande dürften wol die kleinen Blutspuren, die man bisweilen an den Nestern wahrnimmt, ihre Entstehung verdanken. Uebrigens muß ich noch erwähnen, daß die Sekretion des Speichels, sowie vieler Drüsen, in geradem Verhältniß zur Menge der aufgenommenen Nahrung steht. Wenn ich meine, einige Tage lebend unterhaltenen Vögel gut gefüttert hatte, trat alsbald eine reichliche

Digitized by Google

Speichelabscheidung ein, die hingegen sehr gering war, wenn die Thiere einige Stunden gehungert hatten. Und hiermit stimmen andere Beobachtungen überein, zumal daß zu manchen Zeiten die Vögel ihre Nester schneller bauen, und diese schöner und größer sind, als zu andern. Im ersteren Falle hatten die Thiere höchst wahrscheinlich Ueberfluß an Nahrung, im letzteren Mangel."

Bernstein fragt hierauf: „Warum erreichen die Speicheldrüsen gerade zur Zeit des Nestbaues eine so ungewöhnliche Entwickelung?"

Er weist auf andere Vögel, z. B. Picus und Jynx und die Gattung Arachnothera hin, welche jene Organe ebenfalls in besonderer Ausbildung zeigen, deren Entwickelung aber nicht an gewisse Zeiten gebunden sei, sondern stets dieselbe bleibe, weil sie in Beziehung zur Lebensweise der Vögel und besonders der Funktion der Zunge stehe. „Gerade diese periodische Anschwellung", fährt er dann fort, „und die profuse Sekretion der Speicheldrüsen der Collocalien zur Zeit, wenn sie ihre Nester bauen, weist deutlich darauf hin, daß sie in naher Beziehung hierzu stehen."

Ueber die Form der eßbaren Schwalbennester bemerkt Bernstein, indem er sich mit den Beschreibungen einiger älteren Schriftsteller einverstanden erklärt: „Sie haben im Allgemeinen die Gestalt eines seiner Längsachse nach getheilten Ellipsoids oder lieber des vierten Theiles einer Eischale, wenn man sich diese ihrem Längsdurchmesser nach in vier gleiche Theile getheilt denkt. Von oben sind sie offen, während der Felsen, an dem sie befestigt sind, zugleich die hintere Wand des Nestes bildet. Dieses selbst ist äußerst dünn, doch breitet sich sein oberer, freier Rand nach hinten, da, wo er sich an den Felsen anlegt, auf beiden Seiten in einen flügelförmigen Anhang von verschiedener Stärke aus, welche, indem sie mit breiter, platter Basis mit dem Gestein verbunden sind, die hauptsächlichsten Stützen für das Nest selbst bilden. Dieses besteht aus einer bei der Dünnheit der Nestwände meistens durchscheinenden, weißlich oder bräunlich gefärbten leimartigen Substanz, bei der man schon bei oberflächlicher Betrachtung eine deutliche Querstreifung wahrnimmt. Diese Querstreifen verlaufen wellenförmig, mehr oder weniger parallel mit einander und sind offenbar durch das schichtenweise Auftragen der Nestsubstanz entstanden. Sie sind die einzige Spur einer Struktur, die man selbst mit Hülfe des Mikroskops an diesen Nestern wahrnehmen kann. Die dunkleren, bräunlichen, im Handel wenig geschätzten Nester halte ich für ältere, in denen Vögel ausgebrütet und aufgezogen worden sind, die weißen, theueren dagegen für neuangelegte. Andere glauben sie zwei verschiedenen Vögelarten zuschreiben zu müssen, allein da ich noch keinen auf einem braunen Neste gefangenen Vogel habe bekommen können, kann ich die Sache nicht entscheiden. Die vielfältigen Uebergänge von ganz braunen zu völlig weißen Nestern, sowie ihr vollkommen gleicher Bau sprechen für eine Art. Manche Nester zeigen, zumal an ihrer inneren Seite, eine zell- oder maschenähnliche Bildung, die offenbar eine Folge ist der beim Verdunsten der ursprünglich feuchten Substanz eintretenden Verdickung und Zusammenziehung derselben. Endlich finden sich noch hier und da einzelne kleine Federn als Beimengung in und an der Nestsubstanz. In dieses Nest nun legt der Vogel ohne weitere Unterlage seine beiden glänzend weißen, ziemlich

langen und ſpitzen Eier. Bisweilen findet man deren auch drei, doch iſt zwei die gewöhnliche Zahl."

Was nun das Neſt der C. fuciphaga anlangt, ſo unterſcheidet ſich daſſelbe der Form nach faſt gar nicht von dem der vorhergehenden Art, wol aber in Hinſicht des Materials, welches aus Pflanzenſtengeln, Pferdehaaren und Grashalmen gebildet iſt, die beinahe parallel aufeinander und übereinander liegen, ohne unter ſich verflochten zu ſein, und mit jener leim- oder hornartigen Maſſe überzogen und verbunden ſind, welche der Vogel durch die Speicheldrüſen ausſcheidet. Das Bindemittel wendet die Schwalbe am hinteren Theile des Neſtes in größerer Menge an, weil es da zur Befeſtigung deſſelben an der Felswand dienen muß. Die Eier der Collocalia fuciphaga ſind kleiner als diejenigen der Collocalia nidifica, dieſen aber im Uebrigen vollkommen ähnlich. Gewöhnlich finden ſich in einem Neſte zwei Eier, bisweilen trifft man ſogar nur ein einziges darin an.

Eßbare Schwalbennester.

Digitized by Google

Die Schwarzamſel und ihr Neſt. Nach A. & K. Müller's „Charakterzeichnungen“.

Die Schwarzamſel und die Singdroſſel (Turdus *s.* Merula vulgaris *s.* ater Mülleri und Turdus musicus).

Die beiden Engverwandten aus der Familie der Droſſeln (Turdi), die unſere deutſchen Wälder belebenden Sänger von hervorragender Begabung, wollen wir, die erſte als mauernde Baukünſtlerin, die andere als charakteriſtiſche Vertreterin der Kittenden, näherer Betrachtung unterwerfen.

Schon an ſonnigen Februartagen dringt zu des Wanderers Ohr ein tiefer, ſanftflötender Geſang in feierlichem Andante vom Walde her. Mancher mag die anſprechende Weiſe mit dem wehmüthigen Anhauche wohl öfters hören, ohne die Urheberin deſſelben je zu ſehen oder zu kennen. Heimlich verſteckt im Dämmer eines fernen Fichten- oder Buchendickichts, ſitzt der mohrenſchwarze Vogel — dem wir deshalb die obige Kunſtbenennung Turdus ater zu geben uns erlaubten — mit dem goldgelben Schnabel und den gleichfarbigen Augenrändern. Wer ſollte es meinen, daß dieſe äußerſt ſcheue, vorſichtige Waldeinſiedlerin, unſere Schwarzamſel, gerade der populärſte, zutraulichſte Stubenvogel werden könnte? Vermöge ſeiner Klugheit und Vielſeitigkeit hat er ſich jedoch, mit unſerem Staare, jenes Bürgerrecht des Hauſes erworben. Aber nicht im Palaſt, ſondern in der niederen Hütte finden wir ihn eingebürgert: er iſt im wahren Sinne des Wortes ein Vogel des Volkes. — Doch betrachten wir ihn vorerſt in ſeinem Urzuſtande, ſein Leben und Treiben in der Waldwildniß.

Digitized by Google

Schon frühe im Jahre, oftmals schon bei günstigem Wetter Ende Februar, in der Regel jedoch Anfang März, geht der Vogel an den Nestbau. Hierin ist unsere Schwarzamsel nächst der Singdrossel eine Meisterin und verdient auch in dieser Richtung unsere volle Aufmerksamkeit. Aber nur äußerst schwer belauscht man unseren Vogel in den Geheimnissen seiner Maurerkunst: denn er ist sehr scheu und vorsichtig und kann nur aus der Ferne und gewöhnlich unter sehr erschwerenden Umständen in seinem Nestbaue beobachtet werden. Beschrieben sind die Nester der Vögel den Stoffen und hin und wieder auch dem Gefüge nach in vielen Werken; der Mühe, des Vogels Nistweise zu beobachten, haben sich bis jetzt noch Wenige hingegeben, und es ist wol hoch an der Zeit, hierin einmal durchgreifend etwas Anderes zu thun, als die todte Beschreibung des Objekts immer wieder im alten Schlendrian zu wiederholen.

Nur zwei Mal hatten wir das Glück, diese Amsel in ihrem Baugeschäfte hinlänglich belauschen zu können. Das erste Mal geschah dies zufällig bei der Schnepfensuche in einem Buchendickicht, woselbst wir dem Vogel eine Weile unbemerkt zusahen, wie er seinen Kunstbau sehr niedrig über der Erde zwischen den Lohden eines Buchenstocks aufführte; in diesem Vorsommer beobachteten wir das zweite Mal ein Paar, welches sein Nest auf zwei Seitenästen einer jungen Eiche hart an deren Stämmchen etwa mannshoch in einem Stangenorte baute, in welchem wir uns zur besseren Beobachtung an manchen Stellen mühsam eine schmale Durchsicht von unserem Standpunkte auf einer vorgewachsenen Eiche aus bis zum angefangenen Neste gebrochen hatten. Im ersteren Falle, um die Mitte des März, sahen wir nur das Amselweibchen beschäftigt, wie es auf die vollendete Unterlage von Heidewurzeln und den niederen Seitenaufbau von dürren Blättern, Moos- und Wurzeln feuchte lehmige Erde in verhältnißmäßig großen Klumpen, mit Geniste und halbverwester Blattsubstanz vermischt, dem Nistorte zutrug und daselbst in einer halbzolldicken Schicht nach und nach, theilweise zugleich mit der äußeren Bekleidung von Heidewurzeln und Moospartien, auftrug. Bei der jüngsten Beobachtung verfuhr das Amselpaar, von welchem das Männchen, wiewol seltener und zurückhaltender als das Weibchen, sich ebenfalls betheiligte, etwas anders. Der Anfang des Baues, welchen wir beim Durchsuchen des Gehölzes nach einem solchen Neste auf der jungen Eichenstange entdeckten, bestand hier in einer knapp zolldicken Grundlage von Thon, mit allerlei Geniste, worunter Blattrippen, Fichtennadeln und feinere Wurzel- und Moosstückchen, zu einem festen Mörtel gemengt, der die beiden zweizölligen, dicht nebeneinander gewachsenen Seitenäste etwas wulstig verband. Nachdem wir uns in gehöriger Entfernung von der Niststelle und gut verborgen zurückgezogen, sahen wir mittels unseres Fernrohrs die Arbeit der Vögel folgendermaßen sich entwickeln. Das Weibchen trug in kurzen Zwischenräumen mehrmals noch erdiges Material in großen Klumpen herzu, verarbeitete dasselbe umständlich mit dem Schnabel, so daß angenommen werden darf, daß hierzu, neben der Feuchtigkeit der Erdstoffe, sein Speichel verwendet wurde. Hierbei drückte es den geöffneten Schnabel beim Aufsetzen eines Theils des Mörtels hart an die bestimmte Stelle und vertheilte dann die Masse nach allen Richtungen mit dem Oberschnabel,

Digitized by Google

mitunter nach Art des Schnabelwetzens der Vögel. Einmal brachte das Männchen ebenfalls einen Klumpen feuchten Thones herbei, ließ denselben aber von der Gefährtin auf die beschriebene Art zum Nestbau verwenden. Diese Beschäftigung mochte etwa eine gute Viertelstunde gewährt haben, als das Weibchen anfing, große Moosbüschel sowie Heidewurzelbündel herbeizutragen und diese, vorher in dünne Lagen zerwirkt, fest an den Rand der Mörtelunterlage anzusetzen. Der Vogel setzte sich dabei in den Mittelpunkt der Grundlage, klebte einen Bündel um den andern an und befestigte dieselben unter einander durch Verflechtung mit Wurzeln und Strohhalmen, indem er diese wiederholt durch den Schnabel zog und, so gefügiger gemacht, in die richtige Lage und Verschränkung mit dem Moose führte. Dieser Aufbau — bei welchem das Männchen der Gattin von Zeit zu Zeit Baustoffe auf das Nest zutrug, einigemal bei Abwesenheit des Weibchens aber auch die herbeigebrachten Bündel ohne besondere Mühe hier und da ansetzte, um sie dann von der sorgfältigeren Hälfte gehörig ordnen und fügen zu lassen — förderte ungemein schnell, so daß die äußere Wandung in einigen Stunden schon drei Zoll Höhe erreicht hatte. Die Wand war bei allem lockeren Aufbau doch regelmäßig rund und ziemlich glatt, was der Vogel durch beständiges Andrücken des Materials zwischen Brust und Schnabelwurzel, sowie durch sein Umdrehen im Neste bewirkte. Des andern Tages frühe hatte schon von dem Erdgrundbau aus dessen Fortsetzung in Form einer halbfingerdicken Thonwand begonnen. Hierzu verwendete der Vogel beständig feuchte, lettige Walderde, trug sie in dünnen Lagen in der oben bezeichneten Weise auf und zerwirkte sie sorgfältig und sehr künstlerisch theils mit dem Material der Außenwand, theils mit in Begleitung der Erde aufgerafften, sehr feinen dürren Blättern, Geniste, Wurzel- und Rindenstückchen zu einem äußerst festen und ziemlich glatten, $3^1/_2$ Zoll tiefen und gut 4 Zoll breiten, oben am Rande eingebogenen Napf. Hin und wieder fügten die Vögel selbst den Erdklumpen anhängende Steinchen in die Wandung ein. Diese Arbeit hatte das Paar am dritten Tage in der Frühe schon vollendet, und begann an demselben Morgen das Weibchen bereits mit dem Ausflechten des Innern, dem eigentlichen Nestpolster. Bei Beginn dieser Arbeit war die Erdlage des Nestes trotz der Tageswärme hier und da noch merklich feucht, so daß der Vogel begreiflicherweise die innerste Lage von sehr feinen Grashalmen, Blättern und einzelnen Moosklümpchen, unten in der Mulde etwa gut zolldick und bis zum Rande allmälig dünner verlaufend, sehr fest und glatt in vorherrschend horizontal und parallel liegendem Gefüge bilden konnte. Hier wie zu dem Rande des Nestes, welchen das Weibchen meist allein sehr sorgfältig und glatt durch seinen Speichel mit Heidewurzeln, Moos und Halmen verflicht, gebraucht die Amsel vorzugsweise die Spitze ihres Schnabels, durch welche sie das Material zieht und mittels deren sie es zurecht biegt.

Die etwas abweichende Nestbereitung in den beiden geschilderten Fällen bewies uns sprechend, wie sich der Vogel damit je nach den Umständen richtet. Im ersten Falle hatte die Amsel an der natürlichen Vertiefung des Wurzelstocks mit seinen gleichmäßig ihn umstehenden dicken Lohdenästen überall



Digitized by Google

Anhaltspunkte für die Errichtung der Erdwand, zu welcher sie, auch ohne den ganzen Aufbau der Außenwand wie im zweiten Falle vollendet zu haben, schon vorher schritt, um sogleich das Anmauern an den Aesten zu bewirken. Man bemerkt überhaupt in allen Fällen, wo das Nest der Amsel mehr im Geäste und Gezweige von Büschen und Bäumen steht, überall an demselben tiefe Einschnitte und die Erdschichte fast immer unmittelbar an der Ast- oder Zweigumgebung angemauert, die Form des ganzen Nestes, der Umgebung gemäß, aber auch lange nicht so regelmäßig rund, wie an den mehr freistehenden Nestern.

Manche Nester zeigen in den Stoffen ihrer äußeren und inneren Bekleidung vorherrschend Moos, bei andern ist die Heidewurzel mit Stengeln, Stroh und Reisern mehr vertreten. Die Moosnester finden sich häufig in Nadelholzdickichten in einer Höhe von 4 bis zu 6 und mehr Fuß, während wir die mit Heidewurzeln gefertigten meist in Reisighaufen und auch im Laubholz bis nahezu auf dem Boden entdeckten. Doch scheint sich die Amsel in der Wahl der Baustoffe hauptsächlich nach dem Materiale zu richten, welches sie in der Umgebung ihres Nistplatzes gerade am meisten und bequemsten erlangen kann. In Parken und Gärten nahe bei menschlichen Wohnungen erbaut sie das Nest nicht selten in ansehnlicher Höhe auf Bäumen, sobald sie sich im Nisten von Menschen oder Thieren beeinträchtigt sieht. Nicht alle Nester sind mit gleicher Sorgfalt und Kunstfertigkeit, wie die beschriebenen, gebaut, namentlich erscheint in den unvollkommneren die mittlere Erdschichte dünner, ungleichmäßiger und nie ganz bis zum Rande geführt, wogegen die schöneren und vollkommneren diese Wandung in einer unten zolldicken und allmälig bis in das obere Randgeflechte dünner verlaufenden Lage sehen lassen. Sie mögen vorzugsweise Gebilde älterer Vogelpaare sein. Das Gelege besteht im März aus 5, später gewöhnlich nur aus 4 auf schmutzig- oder graugrünem Grunde mehr oder weniger entschieden zimmtroth vollgetupften, übrigens in Form, Größe und Färbung nicht selten sehr abweichenden Eiern, die 14 bis 16 Tage von beiden Gatten — vom Männchen gewöhnlich in den Mittagsstunden — abwechselnd bebrütet werden. So scheu, klug und vorsichtig die Schwarzamsel sonst auch ist, die Liebe zu den Jungen läßt sie diese Eigenschaften vielfach ablegen, so daß sie sich dem ihrem Neste Nahenden durch Angst- und Warnrufe, sowie ihr unruhiges Betragen verräth. Das anfänglich leis ausgestoßene „Tack, tack" wird mit zunehmender Gefahr immer vernehmlicher, rascher und zuweilen mit der eigenthümlichen Schreck- und Lärmstrophe eingesetzt, die ungefähr wie „Griiiiiii — gick, gick, gick" schrillend und gellend klingt, und der das ängstliche und erregte „Bick, bick" oder „Bir, bir" angehängt wird, wobei sie gewöhnlich aus den Büschen fliegt. Wird sie von einem Fuchse oder Hunde bei den Jungen auf dem Neste oder in dessen Nähe überrascht, so greift sie nach unseren eigenen Wahrnehmungen zu der von Feldhühnern, Grasmücken, Laubvögeln u. a. gebräuchlichen Verstellungslist, indem sie wie flügellahm mit dem angegebenen Geschrei an der Erde hinflattert und das nahende Thier durch dies Manöver fast regelmäßig von Nest und Jungen abführt. Ein der Lärmstrophe der Alten ziemlich ähnliches Geschrei stoßen die überraschten flüggen Jungen aus, mit

Digitized by Google

welchen sie aus dem Neste oder den Verstecken huschen. Schon als Nestlinge unterscheidet der Kenner unter den Weibchen die dunkler gefärbten Männchen, so daß der Vogelliebhaber niemals alle Jungen dem sorglichen Elternpaare zu rauben braucht. Ein Männchen, im März aus dem Neste als ein Vogel genommen, an dem die Fähnchen schon aus den Kielen stoßen, und Anfangs an der Ofenwärme gehalten, bringt die einfachste Kost — in Wasser oder Milch eingeweichte und wieder ausgedrückte Semmel, sogar Brot — empor; obgleich ihn frische oder alte eingequollene Ameiseneier, zuweilen gesottenes Ei und gekochtes Rinderherz zu einem viel kräftigeren und schöneren Thiere heranbilden. Ist der Pflegling flügge geworden und schickt er sich an, allein zu fressen, so beginnt seine Lehrzeit. In stiller Kammer und an einem Orte, der keinen Blick in's belebte Freie gestattet, hängt der Lehrmeister nun das Gebauer mit dem Lehrling und pfeift ihm die Weise, am besten eine faßliche Volksmelodie, vor, Anfangs nur in der Abenddämmerung, wann der Vogel ruhig auf seiner Stange sitzt. Nach und nach wählt man die Morgen- und Mittagsstunden zur Lehrzeit und wahrt im Vorpfeifen überhaupt eine gewisse Ordnung und die Regel, den Vogel nie zu ermüden. Ein einmaliger, deutlicher Vortrag, der mit musikalischem Verständniß den Charakter des Liedes wiedergiebt, genügt für jede Lektion, welcher eine kleine Vorbereitung und Ermunterung mittels freundlicher Ansprache an den Lehrling vorausgeht. Bei der Wahl der Melodie braucht auf den Umfang und die Lage derselben nicht so ängstlich geachtet zu werden, wie z. B. bei dem Blutfinken, weil die Schwarzamsel ein viel umfassenderes Stimmorgan besitzt, als der Dompfaffe. Triller und Läufe giebt die Amsel viel deutlicher, runder und gewandter wieder, als sie ihr von dem menschlichen Munde oder der Spieldose vorgetragen werden. Es liegt eine erquickende Tiefe und Frische in allen Tönen, die an die Wiege des Vogels, die Waldnatur, lebhaft gemahnen und die mit ihrer Urkraft sich durch alle Stubenpflege hindurch wunderbar erhalten. Strenge beachten muß man hingegen bei dem Vorpfeifen, daß man das Lied stets aus derselben Tonart — nöthigenfalls unter Kontrole der Stimmgabel — und regelmäßig von Anfang bis zu Ende vorträgt, auch während des Vortrags nicht die geringste körperliche Bewegung macht. Des Zöglings Aufmerksamkeit soll sich einzig und allein in dem musikalischen Gehör vereinigen. Von vortrefflicher Wirkung ist deshalb ein öfteres Vorpfeifen von einer dem Auge des Vogels verborgenen Stelle, etwa von einer benachbarten Kammer aus oder von dem Vorplatz zur Thüre her. Niemals trete man übrigens rasch, und ohne den Zögling vorher auf die Ankunft entsprechend vorzubereiten, zur einsamen Kammer herein, um ihn etwa nicht im Einüben seines Liedes zu stören oder zu erschrecken.

So eine Zeit lang geschult, übt sich der Vogel in der Stille Anfangs ganz leise, allmälig lauter und bestimmter ein, bis eines Tages sich einzelne Partien und endlich das ganze Lied aus dem Chaos von Gezwitscher und Tönen heraushebt. Nun muß nur noch in den Morgen- und Abendstunden täglich nachgeholfen werden, bis die Melodie dem Vogel ganz geläufig geworden. Von jetzt ab ist keine Schule mehr nöthig, verderblich aber jedes



Digitized by Google

Nachhelfen etwa da, wo der Vogel in der Weise aus irgend einem Grunde aufhören sollte. Ist er gelehrig — talentvoll, so wird das Erlernte fest in seinem Gedächtnisse haften. Ist er ein Stümper, so bringt ihn der beste Lehrmeister zu keinem deutlichen, ununterbrochenen Vortrage. — Ein zu beachtender Zeitabschnitt ist noch die Mauser. Hier schweigt der Vogel und vergißt mitunter Stellen seines Liedes. Nach einer jeden Federung ist deshalb eine kleine musikalische Repetition ebenso rathsam, als ein Verwahren des Vogels vor Zugluft und Darreichung kräftiger Nahrung geboten.

Eine zweite Lehrweise ist die, die junge Amsel zu einer schlagenden Nachtigall zu hängen. Hier lernt sie oft überraschend ganze Strophen der Meistersängerin wiedergeben, und es ist diese Lehrmethode bei manchen Vogelhändlern im Schwung. Wir selbst haben eine solche treffliche Nachahmerin durch die Schule unserer besten Nachtigall geführt, leider aber die Talentvolle nicht lange besessen. Eine zweite Künstlerin der Art fesselte uns einst in einer Straße zu Frankfurt am Main durch die wundervolle Wiedergabe einiger Nachtigallenstrophen. —

Das Gegenstück der Amsel als Stubenvogel ist unsere liederreiche, Echo weckende Singdrossel, die Königin des Waldgesangs. Wir entwerfen ihr Bild deshalb mehr in einzelnen Lichtpunkten aus der Waldwildniß heraus, in der sie leibt und lebt und eigentlich allein gehört zu werden verdient. Etwas später als die Amsel, aber oft schon in der zweiten Hälfte des März fängt sie ihren Nestbau an. Dieser ist ein wahres Kunstwerk, seine Erbauerin bei dessen Herrichtung aber noch lange nicht aufmerksam genug beobachtet. Wir heben deshalb auch das Baugeschäft der Singdrossel ausführlicher hervor, sowie wir es im Walde dem scheuen Vogel mühsam abgemerkt haben.

Mit dürrem, quergelegtem Gezweige bilden, nach unseren früheren Beobachtungen, die Drosselweibchen als alleinige Nestbereiterinnen, wie wir aber kürzlich in einem Falle deutlich gewahrten, beide Gatten eine rostartige Grundlage auf der Zweig- oder Astgabel eines Laub- oder Nadelholzstämmchens oder eines Busches; dann erfolgt ein 2 Zoll hoher Aufsatz von Ast- und Laubmoosen, welchen der Vogel schichtenweise blos mit dem Schnabel auf die Unterlage andrückt und hin und wieder nur mit dieser verflicht. Auf dies Fundament errichtet er nun allmälig die Wand, welche er zur größeren Festigkeit mit Grashalmen und Heidewurzeln, bei der zweiten Brut auch mit Strohhalmen durchflechtet. Bei dieser Arbeit dreht sich die Drossel in ähnlicher Weise wie die Schwarzamsel, inmitten des Baues sitzend, zur Kontrole der Dimensionen und der regelmäßigen Formbildung des Nestes abwechselnd im Kreise, wobei ihr der eigene Körper, namentlich die Partie vom Knie an bis zur Schnabelwurzel, zur Richtschnur dient. Als einen Zirkelschenkel gebraucht sie den Hals und greift mit dem senkrecht nach unten gerichteten Schnabel bei jedem Anbau eines Büschels Material wie mit einem Haken über die Wandung, diese zwischen Schnabelwurzel, Brust und Hals klemmend und zurecht rückend. Will sich eine Partie Baustoffs in die Form nicht fügen, so wird sie, vorher mit dem Schnabel gehörig geschmeidig verarbeitet, mittels Speichels an die Wandung geklebt oder an einen Zweig befestigt. So entsteht um den Vogel herum allmälig eine über halbkugeltiefe Wölbung, welche an dem oberen

Digitized by Google

Rande etwas dichter und breiter verflochten wird, wodurch der Saum eine korbähnliche Bauchung oder Verbrämung nach innen erhält, die ſpäter ſehr nett und feſt mittels Speichels verflochten wird. Mit dieſem innerhalb weniger Tage, zuweilen in noch kürzerer Zeit entſtandenen Aufbau iſt das äußere Neſtgerüſte errichtet. Jetzt geht der Vogel — meiſt das Weibchen — an die Herſtellung des Innern. Um dieſe Zeit ſondern die Speicheldrüſen des Mundes den zäheſten Speichel ab, denn man ſieht dieſen während des Baugeſchäfts zuweilen in Fäden ſich vom Schnabel des Vogels ziehen, und wiederholt haben wir ſeine friſche Anheftung an den eben eingeklebten Stoffen wahrgenommen.

Die Singdroſſel. Nach A. & K. Müller's „Charakterzeichnungen".

Mit dem Schnabel werden jetzt — nach einer unſerer früheren Wahrnehmungen — aus altem, ausgelaugtem Kuh- und Pferdemiſt und dünnen, zurechtgebiſſenen Blättchen faulen Holzes kleine Partien mit Speichel zu einem Kitte verarbeitet, der vom Mittelpunkte des Neſtbodens aus in einer Lage von nur einigen Linien Dicke allmälig auf dem Außengerüſte aufgeklebt und bis nahe an den oberen Rand des Neſtes fortgeführt wird. Dieſes Aufkleben geſchieht unter halb zitternden, halb würgenden Bewegungen der Kopf- und Halspartien, denen ein vielſeitiges Andrücken und Beſtreichen mittels des Schnabels folgt. Die oben erwähnte Randausbauchung bildet nun die Schlußarbeit des Kunſtwerks. — Bei einem in dieſem Vorſommer beobachteten Neſtbau der Droſſel bemerkten wir, daß eine ganz dünne Lage Thon, in welchen einzelne Kuhhaare und feines Geniſte zu vermehrter Befeſtigung in den Mörtel gebracht

wurden, als erſter dünner Auftrag auf der Innenſeite des Gerüſtes entſtand, um ſodann von der Mulde aus noch mit einer zweiten Lage des oben beſchriebenen Kittes von Holzblättchen und trockenem Pferdemiſt — in deſſen Ermangelung aber auch ſehr feines Geniſte von Halmen und Blattzellgewebe genommen wird — überklebt zu werden. Der erſte Ueberzug, womit die Droſſel die innere Mooslage bekleidet, wird von dem Oberkiefer des Vogels dergeſtalt ausgebreitet, daß er vom Mittelpunkt der Mulde aus bis zum oberen Rande eine nur einige Linien dicke Lage bildet. Die ziemlich glatte innere Verkittung von Pferdemiſt und Holz erhärtet ſchnell zu einer feſten und dauerhaften Schutzmauer für die erſte junge Brut gegen die oft noch rauhe Aprilluft und iſt mit der Thonſchicht zuſammen nicht dicker als ein grober Pappdeckel, mit deſſen Gefüge und graugelber Farbe die innere Bekleidung des Neſtes auch ſehr viele Aehnlichkeit hat. Die Wohnung der Singdroſſel iſt, mit der der Schwarzamſel verglichen, netter, kleiner und viel leichter, indem ihr äußerer Umfang zwiſchen 5 und 6 Zoll Breite und $4^1/_2$ bis 5 Zoll Höhe ſchwankt, die innere Mulde von der Form einer tiefen und großen Taſſe aber nur bei 3 Zoll Breite eine Tiefe von $2^1/_2$ Zoll hat.

Rennie hat Unrecht, wenn er behauptet, daß die Singdroſſel zur inneren Bekleidung ihres Neſtes niemals Thon oder Lehm nähme. Wir haben uns nicht allein während des Baugeſchäfts der Vögel durch Beobachtung, ſondern auch durch Unterſuchung vieler fertiger Droſſelneſter von dem Verbrauch des Lehms als Mörtel zu der Zwiſchenwandung der Neſtmulde klar überzeugt. Es kann vorkommen, daß, wie in dem angegebenen Falle unſerer erſten Beobachtung, der Vogel zu Zeiten und unter Umſtänden, vielleicht auch vermöge individueller Eigenheit, manchmal den Kitt für die Ausklebung der Neſtmulde ausſchließlich von verwittertem Pferde- und Kuhmiſt mit Holzblättchen bereitet; in der Regel aber nimmt er ſeine Zuflucht zu feuchter Erde, die ihm offenbar auch das Geſchäft der Verkittung weſentlich erſpart.

Das Gelege beſteht je nach der Jahreszeit aus 4 bis 5, zuweilen 6 Eiern, welche auf meergrünem Grunde dunkelbraune oder ſchwarzbraune Punkte zeigen. Wie die Amſel niſtet auch die Singdroſſel in der Regel jährlich zweimal; die erſte Brut erſcheint im April, im Vorſommer die zweite. Bei der 13 bis 14 Tage dauernden Brütung löſen ſich die Gatten ab. Das Männchen verſorgt das emſiger brütende Weibchen fleißig mit Nahrung, betheiligt ſich auch bei der Pflege und Erziehung der Jungen.

Das Hervortretendſte im Leben der Singdroſſel iſt ihr Geſang. Er iſt die Seele unſerer Waldungen. In ſprechender, recitativiſcher Weiſe hallt er im Gebirge wieder und miſcht ſich in das Frühlingswehen und Rauſchen der Quellen wunderbar erfriſchend für das Ohr. Erſtaunend abwechſelnd ſind die Strophen des Schlags; ja die Sängerin ringt oft im Sprudel ihrer Touren wie nach neuen Formen. Gleich der Nachtigall halten wir auch die Singdroſſel in ſolchen Augenblicken zu neuer muſikaliſcher Erfindung fähig. Für die Stube iſt dieſer Schlag viel zu ſtark und mächtig. Will man den Vogel im Käfige halten, ſo gehört derſelbe vor das Fenſter, woſelbſt er in Städten ganze Straßen belebt.

Digitized by Google

Außer dem lauten Geſange beſitzt die Singdroſſel noch ein angenehmes Gezwitſcher, das uns im Winter manche Stunde bei der Stubenarbeit verkürzt. —

In der Freiheit hält ſich die Singdroſſel außer in der Paarzeit, wo ſie im Wonnerauſch der Liebe und des Geſanges oft ganz in der Nähe des anſtehenden Jägers ihr Waldkonzert auf einem Baumwipfel ausführt, wie die Amſel und unſere andern Droſſeln ſehr heimlich. Sie iſt die ſchnellſte Seglerin unter ihren Verwandten. Während die Amſel mit ihren kurzen, runden Flügeln nur äußerſt ſelten über Baumeshöhe, gewöhnlich tief an der Erde her von einem Dickicht zum andern huſcht, zeigt ſich unſer flinker Vogel öfters im Lichten, ſtreicht nicht ſelten auch über größere freie Strecken, auf Blößen, an Bachufern hin und her, Kerbthiere und deren Larven, Würmer, Strauch- und Baumbeeren aller Art ſuchend. In großen Sprüngen ſieht man ſie mit ihrer ſchwarzen Schweſter Abends und Morgens an Waldrändern und verborgenen Wieſen beſonders nach warmem Regen Regenwürmer erbeuten. Im Herbſte, wie einige Zeit nach dem „Wiederzug“ im Frühjahre, geſtaltet ſich ihr Sommerleben um. Zu Ende Oktobers ſchlägt ſie ſich mit Ihresgleichen und auch wol mit der Weindroſſel zu Flügen zuſammen und zehntet mit dieſer zuweilen nicht unbeträchtlich die Weinberge. Aber die Edle verfällt leider in der Geſellſchaft dieſer Gefräßigen nur zu oft auf den verderblichen „Dohnenſteigen“ dem Henkertode, ſowie dem Fang auf dem „Herde“; obgleich der deutſche Vogelfänger oft Mitleid mit der lieben „Zippe“ hat und die unter das Garn Gerathene wieder fliegen läßt. Hier böte ſich der Forſtpolizei ein ſchönes Feld der Fürſorge gegen jede verderbliche Ueberſchreitung vernünftig gezogener Grenzen der Hege. Mag die Forſtverwaltung immer den Fang auf Herden wie die Jagd einem Pachte unterwerfen, wenn ſie nur ſtrenge davon die Erbeutung der eigentlichen Singvögel ausſchließt.

## 6. Wallfertiger oder Wallniſter.

Allgemein bekannt iſt es, daß der Strauß nicht ſelbſt ſeine Eier ausbrütet, ſondern dieſes Geſchäft der afrikaniſchen Sonnenglut überläßt. Die wenigſten Laien dagegen werden wiſſen, daß die in vielfacher Beziehung anomale Vogelgruppe der Megapodiden (Großfüßer) unter der Ordnung der hühnerartigen Vögel (Gallinacei), deren Heimat Auſtralien und verſchiedene Inſeln des Archipels ſind, ebenfalls die Ausbrütung ihrer Eier äußeren mechaniſchen und chemiſchen Einwirkungen überläßt. Während jedoch die Vorrichtungen des Straußes zur Zeitigung ſeiner Eier nicht den geringſten Beweis von vorhandenem Kunſtſinn des Vogels geben, zeichnen ſich die Megapodiden hierin durch Errichtung von eigenthümlichen Erdhügeln aus, in welchen der hohe Grad von Wärmeentwicklung nach und nach die Jungen aus den Schalen lockt, die dann merkwürdiger Weiſe mit Ausbildung ſelbſt des Gefieders auskriechen und im Stande ſind, ſich aus dem verſchloſſenen Erdhaufen ohne Hülfe der Mutter hervorzuarbeiten und ihrer Nahrung nachzugehen.

Auſtralien herbergt drei Arten der Megapodiden, den Geſtrüpptruthahn oder Talegalla (Talegalla Lathami), den auſtraliſchen Dſchungelvogel (Megapodius tumulus) und die Leipoa (Leipoa ocellata), deren Bauwerke zum Zweck ihrer Fortpflanzung wir auf Grund der neueſten Forſchung ſchildern wollen.

Talegalla Lathami bewohnt den nördlichen Theil von Auſtralien, wo er das dichteſte Gebüſch aufſucht, um ſich zu verbergen, und in demſelben mit einer unglaublichen Schnelligkeit davonzulaufen vermag.

Der Bau ſeines Neſtes, um welchen es uns hauptſächlich zu thun ſein muß, iſt von beträchtlicher Größe und dehnt ſich, da er Jahre lang dem Vogel immer wieder von Neuem dient, durch Ausbeſſerung und friſche Zuthaten mehr und mehr aus. Seine Geſtalt iſt kegelförmig und das Ergebniß der Anſtrengungen mehrerer Hennen, welche ſich zuſammenſchlagen und in friedlichem Verein das Werk unternehmen, das zu benutzen ſie auch alle Anſprüche machen. In dem Prachtwerke Gould's über die auſtraliſchen Vögel finden wir die Art und Weiſe der Neſtbereitung dieſer Vögel angegeben.

Sie beginnen, indem ſie einen Kreis von beträchtlichem Halbmeſſer beſchreiben, um denſelben herumzuarbeiten, wobei ſie beſtändig mit ihren großen Füßen Blätter, Gräſer und abgeſtorbene Zweige, die auf dem Boden herumliegen, ergreifen und ſie einwärts nach dem Mittelpunkt zu ſchleudern. So oft ſie ihren Kreislauf vollenden, verengen ſie ihren Kreis, ſo daß ſie in kurzer Zeit einen großen kreisrunden Gürtel wegräumen, aber im Mittelpunkte noch einen niedrigen, unregelmäßigen Haufen haben. Dadurch nun, daß ſie das nämliche Verfahren öfters wiederholen, vermindern ſie jedoch den Durchmeſſer des Hügels in dem Maße, als ſie ſeine Höhe bedeutender machen, und zuletzt iſt ein großer und roh kegelförmiger Erdhügel gebildet.

Das nächſte Verfahren iſt das, die Mitte des Haufens wegzuſcharren, bis eine Höhlung von faſt zwei Fuß gebildet iſt, in welche die Eier ſorgfältig auf die beſondere, oben erwähnte Weiſe gebracht werden. Sie werden dann überdeckt und durch die Wirkungen der Gärung, welche vermöge der ſtark auf einander gehäuften Stoffe wie in einem Düngerhaufen entſteht, ausgebrütet.

Das Männchen wacht mit großer Sorgfalt über den Eiern, da es mit einem wunderbaren Naturtrieb begabt iſt, der ihm mittheilt, welcher Wärmegrad für dieſelben geeignet iſt. Zuweilen bedeckt das Männchen die Eier mit einer dicken Lage Blätter und zuweilen legt es ſie faſt blos. Dieſe Hantirungen wiederholen ſich mehrmals an einem und demſelben Tage.

Zuletzt werden die Eier durch die beſtändige Fermentation in dem Miſthaufen ausgebrütet, aber wenn der junge Vogel aus dem Ei hervorkriecht, verläßt er nicht ſogleich den Erdhügel, ſondern bleibt wenigſtens noch 12 Stunden darin. Selbſt nachdem er die freie Luft genoſſen hat, zieht er ſich gegen Abend in den Hügel zurück, und wird gleich den Eiern, jedoch nicht bis zu ſolcher Tiefe, zugedeckt. Ein faſt walzenförmiges Loch wird in allen Fällen in der Mitte des Erdhügels offen erhalten, welches ohne Zweifel die Beſtimmung eines Schornſteins erfüllt, durch welchen die Hitze gemäßigt wird und die durch die Gärung entſtandenen Gaſe entfliehen können.

Digitized by Google

W. i. d. h. Th. S 504. Leipzig: Otto Spamer.

Neſterbau des Talegalla-Huhns.

Digitized by Google

Die Eier des Talegalla ſind ſehr wohlſchmeckend, und darum werden ſie von Eingeborenen ſowol, wie von Anſiedlern aufgeſucht. Die großen Löcher, welche die Vögel nach Art unſerer Hühner in den Erdboden ſcharren, ſind die beſten Führer zu den Neſtern.

Der auſtraliſche Dſchungelvogel (Megapodius tumulus) bewohnt den nördlichen Theil Auſtraliens und ſoll noch größere Erdhügel bauen, als die vorhergehende Art. Wood behauptet, die Meſſung eines ſolchen Erdbaues habe 15 Fuß ſenkrechter Höhe und 20 Fuß Durchmeſſer ergeben.

Die Hügel werden immer an einem geſchützten Orte angebracht und ſind manchmal ſo in Blätter eingehüllt, daß man ſie ungeachtet ihrer bedeutenden Größe kaum entdecken kann. Die Stoffe, aus denen ſie gebildet werden, ſind, wie beim Neſte des Talegalla, hauptſächlich Laub, Gras und ſonſtige Pflanzenſtoffe.

Die Eier werden in beträchtlicher Tiefe und in großer Menge gelegt. Der Vogel kratzt ſich einen Weg in den Haufen, legt ein Ei und füllt die Lücke auf ſeinem Rückweg wieder aus. Solche Gänge ſind mit den Händen durch Befühlen nicht ſchwer ausfindig zu machen, weil die Stoffe da locker angehäuft ſind. Oft nimmt die Höhlung eine von der geraden Linie abweichende Richtung, welche durch einen Stein oder ein ſonſtiges Hinderniß veranlaßt wird.

Zuweilen legt Megapodius tumulus den Erdhügel in der Nähe des Meeres an, und ein beſonderer Fall wird hervorgehoben, wo man ein Neſt auf der Küſte nur gerade über der Hochwaſſerſtandslinie entdeckt hat.

Ueber Leipoa ocellata führen wir die von Richard Schomburgk gemachten Erfahrungen und Beobachtungen an.

„Die Gattung Leipoa zeichnet ſich durch einen ſtarken, dicken, oben zuſammengedrückten und gegen die Spitze gekrümmten Schnabel aus. Am Kopfe zeigt ſie keine nackten Hautſtellen, und Stirn und Oberkopf ſind mit verlängerten, eine Haube bildenden Federn bedeckt. Die Füße ſind ſehr ſtark, die Zehen geſpalten und mit ſchmalem Hautſaum eingefaßt.“

„Leipoa ocellata iſt an Kopf und Haube dunkelbraun, an Hals und Schultern dunkelaſchgrau gefärbt. Der Vorderhals iſt vom Kinn bis zur Bruſt mit einer Reihe lanzettlicher, ſchwarzer, am Schaft weißſtrichiger Federn bedeckt. Rücken und Flügel ſind mit dunkelbraunen, augenartigen, ſchwarz geſäumten Mondflecken und drei graulichweißen Querbändern geſchmückt. Die Vorderſchwingen ſind braun, an der Außenfahne mit dunkelbraunen Zickzacklinien verſehen. Rumpf und Oberſchwanzdecken ſind braungrau, letztere nächſt der Spitze wieder durch zwei bis drei Zickzacklinien ausgezeichnet. Die ganze Unterſeite iſt ledergelb, die Seitenfedern ſind mit ſchwarzem Bande geſäumt. Der Schwanz iſt ſchwärzlich braun, breit, ledergelb geſpitzt. Die Iris iſt nußfarben, der Schnabel ſchwarz, die Beine ſchwärzlich braun. Das Weibchen iſt dem Männchen völlig gleich; nur die Federn der Haube ſind kürzer. Die Länge des Vogels mißt 1 Fuß $9^1/_2$ Zoll. Die Farbe der Eier iſt röthlich und ihre Länge mißt $3^1/_2$ Zoll, ihre Breite $2^1/_2$ Zoll.“

„Der Lieblingsaufenthalt dieſer eigenthümlichen Vögel ſind die Skrubgegenden. Der Anblick des Skrubs, von einer Höhe geſehen, iſt wahrhaft

dämoniſch. So weit das Auge reicht, ſieht man nichts als eine dunkelbraune Maſſe von Büſchen gleicher Höhe, je nach Beſchaffenheit des Bodens oft mannshoch, oft niedriger oder höher. Man glaubt ein wogendes Meer mit dunklen Wellen vor ſich zu haben, aus denen hier und da ein Baum (gewöhnlich die ſchöne Callitris prisii, die für ſich niemals Wälder bildet) das Buſchwerk überragt. Der Boden dieſer melancholiſchen Oede beſteht gewöhnlich aus gelbem Sande oder Kalk und iſt der unfruchtbarſte und unbrauchbarſte Boden Auſtraliens, den nur nothgedrungen der Menſch betritt."

„In dieſer unwirthlichen Einöde beginnen während der Regenzeit, im Juli oder Auguſt, die Vögel beider Geſchlechter vereint hauptſächlich auf ſandigen Erhebungen die Anlage ihres Neſtes, welches ſie mehrere Jahre hindurch benutzen. Zu dieſem Behufe ſcharren ſie eine beinahe runde, 18 bis 24 Zoll tiefe, 3 Fuß im Durchmeſſer haltende Grube, füllen dieſe mit abgeſtorbenen Blättern und anderen auf der Erde liegenden Pflanzentheilen aus und formen von demſelben Material über der Erdoberfläche einen Hügel von ungefähr 2 Fuß Höhe. Dann beginnen ſie den Sand viele Fuß im Umkreiſe aufzuſcharren und nach dem Haufen zu werfen, und formen ſo um denſelben herum einen ringförmigen Wall von 3 bis 4 Fuß Höhe. Die Weiſe, in der ſie das Material zu ihren Neſtern zuſammenſcharren, beſteht darin, daß ſie abwechſelnd mit einem der Füße die Erde ergreifen und dieſe weit hinter ſich werfen, ohne mit dem andern Fuß ihre Stellung zu ändern. Die Kraft und Schnelligkeit, mit der dieſes geſchieht, iſt bewundernswürdig, beſonders aber die Kraft, wenn man bedenkt, daß ſie oft ihre Neſter auf ſteinigem Boden anlegen und Steine von großem Umfange herauskratzen. Alte, ſchon benutzte Neſter werden alljährlich um dieſelbe Zeit geöffnet und neue vegetabiliſche Stoffe zu den ſchon vorhandenen hinzugefügt. Die Neſter bleiben ſo lange offen, bis die Pflanzenlage von dem Regen gehörig durchnäßt worden iſt und der Zerſetzungsprozeß der Pflanzenſtoffe ſich eingeſtellt und die nöthige Brutwärme ſich entwickelt hat. Nachdem noch eine keſſelförmige Vertiefung in den vegetabiliſchen Haufen geſcharrt iſt, wird das Neſt mit der herumliegenden Erde geſchloſſen und mit dem größten Kunſtſinn domartig geformt. Dieſe Hügel erreichen oft eine Höhe von 4 bis 5 Fuß bei einem Umkreiſe ihrer Baſis von 44 bis 50 Fuß."

„Die Legezeit beginnt Ende Septembers oder Anfang Oktobers. Die Eier werden in die keſſelartige Vertiefung ungefähr 2 bis 3 Zoll über die Pflanzenlage gelegt, nicht neben einander, ſondern in Kreisform in einer Entfernung von 3 bis 4 Zoll von einander, aufrecht mit dem breiten Ende nach oben. Das Legen der Eier geſchieht vor oder kurz nach Sonnenaufgang in Zwiſchenräumen von 3 bis 4 Tagen. Ich unterſuchte 5 Wochen hinter einander jeden Sonnabend ein ſolches Neſt und fand nur immer 2 Eier darin, die ich bei jedesmaligem Beſuche raubte. Bei jedesmaligem Legen eines Eies öffnen ſie das Neſt, wobei das Männchen Beiſtand leiſtet. Es muß Bewunderung erregen, daß ſie die leeren Stellen, wo noch keine Eier liegen, ſo genau auffinden, da dieſe in ganz ſymmetriſcher Entfernung von einander, kreisförmig, ja man kann behaupten „zirkelrund" ſtehen, ohne die gelegten aus ihrer Lage zu bringen.

Digitized by Google

Das Talegalla-Huhn oder der auſtraliſche Dſchungelvogel.

Durchſchnitt des Neſtes des Dſchungelvogels

Digitized by Google

Nach dem Legen eines Eies wird das Nest sogleich mit der bewundernswürdigsten Genauigkeit wieder geschlossen. Die Legezeit dauert, wird das Nest nicht gestört und der Eier beraubt, bis Dezember. Die Eier können in einer Fortpflanzungsperiode 2 — 3 Mal geraubt werden, der Vogel legt immer wieder; dann erstreckt sich die Legezeit sogar bis Februar. Die Zahl der Eier, wenn nicht gestört, beträgt 8 — 10. Nicht selten werden aber 16 — 18 Eier, in zwei Reihen über einander, in einem Neste gefunden, dann haben wahrscheinlich zwei Weibchen in ein und dasselbe Nest gelegt."

„Leider ist es mir bis jetzt noch nicht gelungen, zu erfahren, wie lange Zeit die Eier dieser elementaren Brütung ausgesetzt bleiben müssen, bevor die jungen Vögel auskriechen. Die Eingeborenen behaupten, daß vom Beginn des Nestbaues bis zum Auskriechen des letzten Vogels, wenn das Nest nicht gestört wird, vier Monate verstreichen."

„Daß die Sonnenwärme zur Ausbrütung der Eier beitrage, bezweifle ich, da sich oft Nester in den geschlossensten Dickichten befinden, wohin selten ein Sonnenstrahl durchdringt. Vielmehr werden die Eier nur durch die Wärme (28 — 30° R.), welche der Zersetzungsprozeß der Pflanzenstoffe hervorbringt, entwickelt."

„Einige erwähnenswerthe Eigenthümlichkeiten der Eier bestehen noch darin, daß beide Enden derselben ziemlich von einer und derselben Stärke sind. Die dünne, zerbrechliche Schale derselben ist Ursache, daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist, die Eier durch zahmes Federvieh ausbrüten zu lassen, da sie von demselben immer zertreten werden. Die Farbe der frisch gelegten Eier ist, wie oben erwähnt, „röthlich", geht aber in ein schmutziges Weiß über, sowie sich der Vogel im Ei zu entwickeln anfängt, so daß man, wenn man ein Nest öffnet, die zuletzt gelegten Eier von den schon angebrüteten leicht unterscheiden kann."

„Ein Nest enthält, wie schon erwähnt, 8 — 10 Eier, und öffnet man diese, so findet man die jungen Vögel in verschiedenen Entwicklungsstadien. Sie kriechen daher nicht zu gleicher Zeit, sondern vereinzelt aus, sind auch nicht, wie andere junge Vögel, mit Daunen, sondern mit völlig ausgebildeten Federn bedeckt, und besitzen schon so viel Stärke, daß sie sich ohne alle Hülfe aus dem Erdhaufen herausarbeiten und ihre Nahrung ohne Beistand der Mutter allein suchen. Da die Natur dieses Mittel der Reproduktion gewählt hat, so hat sie auch den Jungen die Kraft verliehen, sich selbst in der frühesten Periode zu erhalten."

„Während der Legezeit findet man die Vögel paarweise, sonst aber vereinzelt. Sie sind ungemein scheu und lassen sich selten beschleichen. Mit der größten Leichtigkeit und Schnelligkeit laufen sie durch das dichteste Buschwerk, und nur durch den Beistand eines guten Hundes, welcher die Vögel aufsucht, gelingt es, ihnen beizukommen, denn von dem Hunde bedrängt, fliegen sie auf die nächsten Zweige eines Baumes oder Strauches. Der Hund zeigt dann durch Bellen die Gegenwart des Vogels an, und während letzterer keinen Blick von dem Hunde abwendet, gelingt es dem Jäger mit Leichtigkeit, sich in die unmittelbare Nähe des Vogels zu schleichen, welcher dann ein sicheres Ziel seiner Flinte wird."

Digitized by Google

„Ihre Nahrung besteht in Samen, Beeren und Insekten; ihre Stimme, die sie selten hören lassen, klingt traurig, ähnlich der der Tauben. Die Nacht bringen sie auf baumartigen Sträuchern oder Bäumen zu."

„Obgleich Leipoa in Bewegung und Sitten den Haushühnern sehr ähnlich ist, hält sie sich doch, wenn sie in gezähmtem Zustande auf dem Hühnerhofe gehalten wird, streng abgesondert von den andern Hofbewohnern. Ihr Trieb zum Nestbau verläßt sie auch in der Gefangenschaft nicht, trotzdem sie keine Eier legt. Hier kann man beobachten, auf welche Weise sie das Material zu ihren Nestern zusammenscharren; denn ungeachtet meiner vielen Nachfragen habe ich bis jetzt doch noch Niemanden gefunden, der die Vögel im wilden Zustande bei dem Bauen des Nestes überrascht hätte. Wahrscheinlich geschieht dies auch nur vor oder kurz nach Sonnenaufgang."

„Nicht allein von den Eingeborenen, sondern auch von den Kolonisten wird dem Vogel seines schmackhaften Fleisches, noch mehr aber seiner noch schmackhafteren Eier wegen nachgestellt. Hierdurch wird seine Anzahl derartig vermindert, daß der Zeitpunkt nicht fern zu liegen scheint, wo dieser höchst interessante Vogel gleich der Dronte, der Moa und dem Nestorpapagei zu den ausgestorbenen Arten gehören dürfte." —

## 7. Schneidernde oder heftende Nestbauer.

### Die Schneidervögel.

Mit Recht nennt man diejenigen Vögel, welche es verstehen, auf eine bewundernswürdige künstliche Weise zur Bereitung ihres Nestes den Schnabel als Nadel und Fäden als Zwirn zu gebrauchen, Schneidervögel. Unter ihnen tritt eine Gruppe der Buschsänger, die eigentlichen Schneidervögel (Orthotomus), als vorzügliche Künstler auf. Sie charakterisirt der gestreckte Leibesbau, der lange, schwache, von der breiten Wurzel bis zur feinen Spitze gerade auslaufende Schnabel, der hohe und doch starke, mit kurzen Zehen versehene Fuß, der stufige, meistens kurze, aus schmalen Federn bestehende Schwanz, der rundliche Flügel und das glattanliegende augenfällig gefärbte Gefieder.

Wir nennen vor allen den Orthotomus longicaudata, das bewundernswerthe Vögelchen von $6^1/_2$ Zoll Länge, das auf dem Mantel gelblicholivengrün, auf dem Scheitel röthlich, im Nacken grauröthlich, auf der Unterseite weiß mit einem vertuschten schwarzen Flecken auf jeder Seite der Brust ist, und dessen Schwingen braun mit grünen Säumen, dessen Steuerfedern braun, grünlich überflogen und von denen die äußersten an der Spitze weiß sind.

Ein Bewohner Ostindiens und dort allbekannter Bürger und Schneider, zeigt er sich meist paarweise oder auch zuweilen in Gesellschaft in Gärten, im Rohrdickicht und seltner in Waldungen heimisch. Hier hüpft er munter im Gezweig umher, öfters lockend und rufend, und nährt sich von Ameisen und Insektenlarven. Sein Nest näht er sich aus einem oder zwei Blättern zu-

Digitized by Google

sammen. Zu diesem Zwecke sucht er sich ein passendes Blatt aus, gewöhnlich ein solches, welches am Ende eines dünnen, schwanken Zweiges herabhängt. Dieses Blatt durchbohrt er mit seinem spitzen Schnabel an vielen Stellen der Ränder, so daß zuletzt Reihen von feinen Löchern, freilich in ziemlich unregelmäßiger Stellung, entstehen. Dann erst sucht sich der Vogel entweder schon fertige Fäden, welche auf dem Boden liegen oder hier und da an erhöhten Gegenständen hängen geblieben sind, oder er benutzt die lange Faser irgend einer Pflanze und bereitet sich selbst einen dienlichen Faden. Durch die Löcher zieht er nun dieses Heftemittel und zieht die Ränder des Blattes an einander, so daß eine Art hohlen Kegels gebildet wird, dessen Spitze nach unten zu gekehrt ist. Besitzt das auserwählte Blatt die nöthige Breite, so begnügt er sich mit diesem einen, wenn nicht, so näht er zwei an einander, selbst wenn er genöthigt sein sollte, ein zweites aus einiger Entfernung, nachdem er es losgebissen, herbeizuholen und mit den Fasern an das erste zu heften. Den Schneiderfaden spinnt sich der Vogel aber auch oft aus roher Baumwolle. Die innere Auskleidung des Nestes besteht aus weichem, weißem Flaum, der kurzer Baumwolle gleich ist. Das Weibchen legt drei bis vier weiße Eier mit braunröthlichen Flecken. Die Vögel sind wohl darauf bedacht, das Nest im Schutz des Laubes gut zu verbergen, wiewol die höhere oder tiefere Lage desselben weniger in der Absicht des Vogels, den Nachstellungen zu entgehen, als vielmehr in reinen Zufälligkeiten ihren Grund haben mag.

Wir führen schließlich noch die Mittheilung Rennie's über das Nest des Schneidervogels nach Angaben eines Beobachters dieses Vogels an:

„Der Schneidervogel sucht zuerst eine Pflanze mit großen, breiten Blättern auf und sammelt alsdann Baumwolle vom Strauche, diese spinnt er vermittelst seines langen Schnabels und seiner dünnen Beine zu einem Faden und näht zuletzt die Blätter mit dem ersten, wie mit einer Nadel, sauber zusammen, so daß sein Nest ganz darin versteckt ist."

Aus dieser Angabe schließt Rennie auf die Unwahrscheinlichkeit, daß der Vogel ein todtes Blatt an ein lebendiges annähe, allein ohne den Bericht zu bezweifeln, glauben wir an Fälle, wo zu diesem Mittel geschritten wird.

---

Als Vertreter des ostindischen Schneidervogels erscheint in Europa der Cistensänger (Cisticola schoenicola), ebenfalls zu den Buschsängern gehörig, welcher sich von jenem durch den sanft gebogenen Schnabel, die langen Zehen und den weniger abgerundeten Schwanz unterscheidet.

Der Cistensänger ist auf der Oberseite ölbraun und dunkelbraun gefleckt, während sich an Kehle und Unterleib reines Weiß, an den übrigen unteren Theilen dagegen Rostgelb befindet. Drei schwärzliche und zwei hellgelbe längliche Flecken zeichnen den Kopf, ein rostgelber Saum die Außenfahne der grauschwarzen Schwingen, ein weißer Rand die äußeren Schwanzfedern aus. Die Füße sind röthlich, der Schnabel ist hornfarben und das Auge bräunlichgrau. Die Länge des Vogels beträgt $4^1/_4$ Zoll. Sein Aufenthalt dehnt sich über Algier und Indien, Mittel- und Südspanien, Süditalien, Sardinien und

Digitized by Google

Griechenland aus. Er liebt feuchte, mit hohem Schilf bewachſene Landſtriche, Bachufer, ſumpfige, mit Binſen bewachſene Stellen in der Nähe des Meeres, Tiefebenen ſowol, als auch höher gelegene Orte, wenn nur hier und da eine feuchte, ſchilfige Stelle vorhanden iſt. Sein Standort iſt ein ſehr beſchränkter, denn er bewegt ſich, vorzüglich Käfer, Raupen und Schnecken ſuchend, innerhalb eines kleinen Umkreiſes von Büſchen, Getreide oder Schilf, wo er ähnlich dem Zaunkönig und den Rohrſängern auf- und abklettert und ſich ſehr geſchickt zu verbergen weiß. Auch läuft er auf dem Boden im Gras ſehr behende umher.

Der indische Schneidervogel.

In der Bereitungsart des Neſtes finden wir eine große Uebereinſtimmung zwiſchen dem Ciſtenſänger und dem Schneidervogel Oſtindiens. Wir geben die Beſchreibung deſſelben durch Savi wieder.

„In dem Rande jedes Blattes ſticht der Ciſtenſänger eine kleine Oeffnung, welche durch einen oder mehrere Fädchen zuſammengehalten wird. Dieſe Fäden ſind aus dem Gewebe der Spinnen oder aus Pflanzenwolle gefertigt und nicht ſehr lang; ſie reichen höchſtens zwei oder drei Mal von einem Blatte zum andern. Ihre Dicke iſt ungleich; ſie ſind hin und wieder aufgezaſert, an anderen Stellen auch in zwei oder drei Abzweigungen getheilt. Beim innern Theil des Neſtes herrſcht die Pflanzenwolle vor, und die wenigen Spinnwebenfäden, welche ſich darunter befinden, dienen lediglich dazu, die andern Stoffe zuſammenzuhalten. An den ſeitlichen und oberen Theilen des Neſtes ſtoßen die beiden Wände, die äußere und die innere, unmittelbar an einander,

aber an dem unteren befindet sich zwischen ihnen eine mehr oder weniger dichte Schicht, aus kleinen dürren Blättern oder Blütenkronen bestehend, welche den Boden des Nestes, auf dem die Eier ruhen sollen, dicht und weich macht. Im oberen Drittel der Wand ist das runde Eingangsloch angebracht. Der ganze Bau hat die Gestalt eines länglich runden oder eiförmigen Beutels. Er steht in der Mitte eines Gras-, Seggen- oder Binsenbusches, der Boden höchstens einen halben Fuß über der Erde, an die tragenden Blätter genäht und auf andere, welche untergeschoben werden und so gleichsam Federn bilden, gestellt. So gewähren die wankenden Halme dem Neste hinlängliche Festigkeit und ausreichenden Widerstand."

Wood giebt an, der Cistensänger verfahre nicht ganz so wie der Schneidervogel beim Zusammennähen der flachen Halme des Röhrichts, indem er, anstatt die Fäden ununterbrochen durch die Löcher hindurch zu stechen und auf diese Weise die Blätter zusammenzunähen, sehr viele Fäden nehme und am Ende eines jeden einen Knoten mache, um zu verhindern, daß er durch das Loch hindurchgerissen werde.

W. Päßler theilt in „Cabanis Journal", Jahrgang 1857, Folgendes über die Nestbereitung des Cistensängers mit:

„Rohrstengel und Schilfblätter werden eng mit einander verwebt, die Blätter mit dem Schnabel durchstochen und mit Pflanzenseide zusammengenäht. Das Aeußere hat die Form eines länglichen Beutels, der unten zuweilen zugespitzt ist und frei schwebt. Der Eingang ist entweder oben oder oberhalb auf der Seite."

Die Farbe der Eier ist unter den verschiedenen Gelegen der Nester sehr abweichend. Auf blaugrünlichem oder grünlichweißem Grunde stehen braune, ziegelrothe, schwarze, fleischfarbene oder braunrothe Flecken und Punkte. Brehm fand in Spanien in einem Neste fünf Eier, welche gleichförmig lichtblau waren.

W. Päßler schildert die Eier des Cistensängers als ungleichhälftig, von der allmälig zugerundeten Basis sanft nach der stumpf zugespitzten Höhe abfallend, bald kurzgestaltet, bald gestreckter.

Nach Tristan's Beobachtung baut das Männchen am Neste noch fort, wenn bereits Eier von dem Weibchen hineingelegt worden sind, ja sogar bis zur Zeit des Ausschlüpfens der Jungen. Es kommen drei Bruten während des Sommers vor, im April, Juni und August. Die Eltern lieben ihre Brut sehr, und die Jungen empfangen das ihnen von denselben dargereichte Futter unter großer Zudringlichkeit und Gier.

Digitized by Google

Der Ciſtenſänger.

Digitized by Google

## 8. Neſtloſe und Schmarotzer.

### Unſer Kukuk.

Wir verbreiten uns in dieſem Abſchnitte hauptſächlich auf die Naturgeſchichte unſeres Kukuks (Cuculus canorus s. europaeus), weil wir gerade in ihm nicht allein den hervorragendſten Vertreter der Neſtloſigkeit in der befiederten Thierwelt erblicken, ſondern auch deſſen Lebensgeſchichte aus eigenen Beobachtungen zu geben vermögen.

Er gehört in die Familie der Kukuke (Cuculi) unter der Ordnung der Leichtſchnäbler. Mit ſeinen Verwandten im engeren Sinne, d. h. mit der Sippe der Kukuke, deren Fortpflanzungsgeſchichte mit der ſeinen weſentlich übereinſtimmt, theilt er im Ganzen auch die charakteriſtiſchen Merkmale der Geſtalt und Lebensweiſe. Betrachten wir nun die Kennzeichen ſeiner Art.

Er iſt ein ſchlanker, 14 bis 15 Zoll langer Vogel, deſſen geſtreckte Leibesgeſtalt durch den $7^1/_2$—8 Zoll langen, abgerundeten Schwanz ſcheinbar noch vermehrt wird. Sein beinahe kopflanger, ſchwacher Schnabel iſt nach der Spitze hin ſanft gebogen, an der Wurzel aber bedeutend verbreitert und erweitert, und erſcheint der Rand der ſehr dehnſamen Mundwinkelhaut an dem Unterkiefer nach oben bogig zuſammengelegt. Er zeigt deshalb ein ungemeines Oeffnungsvermögen, was ihm bei ſeinem Fortpflanzungsgeſchäfte, wie wir ſpäter zeigen werden, ſehr zu Statten kommt. Die kurzen Füße ſind bis unter das Ferſengelenk befiedert, und die äußere Zehe iſt nach hinten wendbar, weshalb er u. A. von Pöppig unter die „Wendezeher", eine Gruppe der „Jochzeher", geſtellt wurde. Seine Färbung unterſcheidet ſich bei den Geſchlechtern im Alter wenig, in der Jugend auffallend. Der männliche Kukuk iſt oben mehr oder weniger dunkelaſchgraublau, unten bis über die Schenkel weißlich mit queren braungelben oder ſchwärzlichbraunen Wellenlinien verſehen oder „geſperbert", Kehle, Hals und Unterbruſt tragen ein reineres und helleres Aſchgrau, während die ſeidenartigen Schwungfedern matt ſchwarzgrün, an der Innenfahne weißgefleckt, die Steuerfedern tiefer gefärbt mit Querpartien weißer Flecken und weißen Endſpitzen und die Flügeldeckfedern weiß und ſchwarzbraun gezeichnet erſcheinen. Der Rachen iſt orangefarben, der Augenring hoch- oder feuergelb, der Rand um das Auge gelb, desgleichen der Fuß. Das allzeit kleinere Weibchen unterſcheidet ſich, je jünger, deſto entſchiedener vom Männchen durch eine ſchwachröthliche oder roſtgelbe Wellenfärbung am Halſe, ferner durch den braunen Anflug auf Unterrücken und Steiß, auf Schwungfedern und Oberflügeln, ſowie die mehr gelbliche Grundfärbung auf Hinter- und Unterleib, welcher bräunlich gewellt erſcheint. Vielfache Uebergänge von Aſchgrau in Braun kommen je nach Alter und Aufenthalt des Vogels vor, ja die braune Farbe ſoll immer entſchiedener hervortreten, je ſüdlicher der Vogel wohnt, ſo daß auf dieſen Farbenunterſchied hin mit großem Unrecht zwei Arten, der aſchgraue (C. canorus) und der rothbraune Kukuk (C. rufus), zu bilden verſucht worden iſt.

Digitized by Google

Das Kleid des jungen Kukuks trägt im Ganzen ſchon die charakteriſtiſchen Merkmale der Eltern, indem es die geſperberte und Wellenzeichnung aufweiſt. Doch haben Kopf und Rücken überall bräunliche Federnränder, und am Hinterkopfe machen ſich gewöhnlich zwei weiße Flecken von Erbſengröße (mitunter auch nur einer) bemerklich, das eigenthümliche Zeichen der Kindheit unſeres Vogels. Dieſer iſt aber als Neſtvogel im Vergleich zu den Eltern nicht immer vorherrſchend braun in der Farbe, ſondern es giebt auch deren, bei welchen das Schwarzgrau vorherrſcht, wovon wir uns noch im verfloſſenen Sommer überzeugten.

Seine verhältnißmäßige Leichtigkeit und ſeine langen, ſpitzen Flügel bilden den Kukuk zu einem gewandten Flieger, welcher Eigenſchaft auch die innere Einrichtung ſeines Leibesbaues entſpricht, namentlich das bedeutende Bruſtbein mit ſeinem ungemein hervorſpringenden, bogigen Kamme oder Kiele und ſeinen entſprechend entwickelten großen Bändermuskeln, ſowie die außerordentliche Luftführung ſeiner Knochen und der Luftzellen in der Bruſthöhle zwiſchen dem deutlich an dem Bruſtbein eingelenkten Gabelbein.

Sehr eigenthümlich erſcheint — wie Dr. F. M. Eduard Opel im VI. Jahrgang von Cabanis „Journal für Ornithologie“ richtig hervorhebt — des ſo ungemein ausgebildeten Bruſtbeines zufolge die wagerechte Lage der ſchichtenartig zuſammengepreßten, im Alter verwachſenen Bruſtbeinrippen (ossa sternocostalia), auf welchen die fünf wahren, ebenfalls zuſammengedrückten Rippen faſt rechtwinklig eingelenkt ſind. Sein etwas bogenförmiger, breiter Rücken zeigt in ſeiner Ausmündung, dem Steiße, eine auffallende Ausprägung, indem der ſiebente (letzte) Schwanzwirbel bedeutend verbreitert erſcheint und durch ſeine — mit Opel zu reden — pflugſcharähnliche ſeitliche Zuſammendrückung ſich der Steißknochenbildung der Spechte nähert. Am merkwürdigſten gebildet iſt der Magen. Der muskulöſe, kropfloſe Schlund führt hinter der ganz vorn am Halſe herlaufenden Luftröhre in den drüſenreichen Vormagen durch eine förmliche „Einſtülpung“, wie ſich Opel richtig ausdrückt, indem er „weit in den Vormagen hineinreicht und nicht am oberen Rande unmittelbar mündet, ſondern ſich in die Muskelhaut einſchiebt und einige Linien tiefer in faſt triangulärer Form wieder austritt.“ Mit einer ähnlichen Einſtülpung geht der Vor- oder Drüſenmagen in den Muskelmagen über. Dieſer, von rundlicher Form, iſt einer ungemeinen Ausdehnung fähig, hat an der Innenwand dünne Längs-Muskelbündel mit Furchen, in welchen ſich bekanntlich die Haare der Bärenraupen einhaken. Auch wir können nach unſeren wiederholten Unterſuchungen von Kukuksmagen die Angabe Opel's nur beſtätigen, daß die in den Furchen der Magenmuskeln jeweilig ſtehenden Raupenhaare meiſt vereinzelt, höchſtens bündelweis vorhanden ſind, wol aber nur in ſeltenen Fällen die ganze Magenwand ununterbrochen wie mit einem Pelze erfüllen. Entſcheidend bei dieſen Unterſuchungen iſt die Jahreszeit, in welcher der Vogel erlegt wurde. Im Nachſommer geſchoſſene Exemplare zeigen meiſt einen Magen, der durch den reichlichen, faſt ausſchließlichen Fraß der Bärenraupen jene pelzartige Behaarung ſehen läßt. Wir haben uns erſt jüngſt von dem dichten Stande ſolcher Haare an einem Kukuksmagen im Beſitze unſeres Freundes Dr. Roll in Frankfurt am Main überzeugt, und Profeſſor



Digitized by Google

Leuckart in Gießen theilte uns mit, daß er Gleiches bei der Unterſuchung von Kukuksmagen gefunden habe. Bei dieſer eigenthümlichen Einrichtung des Magens, welche die außerordentliche Verdauungskraft des Vielfreſſers bekundet, fällt weiterhin ſeine Lage auf. Er wird nämlich durch die ſelbſt zwiſchen Muskeln und Haut weitausgedehnten Luftzellen nach dem Unterleibe gedrängt und erſcheint, dicht unterhalb der Bauchdecken liegend, ſehr nach außen gedrückt, ſobald er wie gewöhnlich mit Speiſe vollgepfropft iſt. Auf dieſe beſondere Lage legte ſchon Hériſſant ein beſonderes Gewicht und ſuchte hierdurch die Unmöglichkeit für den Kukuk darzuthun, nicht brüten zu können, weil das Sitzen auf den Eiern Druck auf den Magen und den Eierſtock ausüben und Schmerzen oder Krankheit verurſachen müſſe. Opel, auf die Hinweiſung Hériſſant's und weitere gründliche anatomiſche Unterſuchungen fußend, zieht nun folgende Endſchlüſſe zur Begründung der Fortpflanzungsart des Kukuks a. a. O.:

„1) Bei dem großen Umfange und der eigenthümlichen Lage des Magens wird während anhaltenden, durch Brütung hervorgebrachten Druckes auf den Eierſtock ein Gegendruck ausgeübt, der Krankheit dieſes Organs zur Folge hat. 2) Kann bei dem überwiegenden Umfange des Magens, welcher ein Zurückbleiben der Genitalien an entſprechender Ausbildung verurſacht, die Größe der gebildeten Eier mit der des Vogels in keinem Verhältniſſe ſtehen. 3) Muß bei zu geringer Ausſcheidung des Eiweißes im Eileiter das Ei eine ſo lange Zeit zu ſeiner vollſtändigen Umhüllung in Anſpruch nehmen, daß ſeine Brütung durchaus unmöglich iſt, indem die kurze Zeit, die der Kukuk in unſeren Gegenden verbleibt, nur für die Legung, nicht aber für die Brütung hinreicht."

Opel ſcheint übrigens bei einem ſeiner Schlüſſe, den er aus der einzigen Unterſuchung zieht, nach welcher er in dem Magen eines männlichen Kukuks Ueberbleibſel eines Vogeleies gefunden, daß der Kukuk nämlich Neſteier freſſe, ganz zu vergeſſen, wie der Vogel ja durch einigermaßen häufigen Genuß von Neſteiern nothwendig einen Reichthum an Eiweißſtoff in ſeinen Körper und folglich auch durch den Lebensprozeß in ſeinen Eileiter führen müßte. Er empfinge alſo das Proteïn (Eiweißſtoff) auf ſolchem Wege in gehöriger Menge. Der Grund für die langſame Entwicklung des Kukukseies, welchen Opel übrigens richtig in der nachgewieſenen geringen Eiweißſekretion im Eileiter des Kukuks findet, ruht aber auf irrigen Vorausſetzungen, wie ſchon F. H. Snell nachgewieſen. Opel meint nämlich, daß das Proteïn von dem thieriſchen Körper namentlich aus dem Pflanzenreiche aufgenommen werde, und daß deshalb Pflanzenfreſſer reich, Fleiſchfreſſer arm an ſolchen Stoffen ſein müßten, folglich auch der Kukuk als ein entſchiedener Kerbthierfreſſer ebenfalls wenig Eiweiß in ſeinem Körper entwickle. Nun enthalten aber bekanntlich gerade umgekehrt die thieriſchen Nahrungsmittel weit mehr und weit löslicheren Eiweißſtoff als die pflanzlichen aus Körnern, Beeren u. ſ. w.; auch zeigt ſich kein Unterſchied an Gehalt von Proteïn in den Körpern von Fleiſch- und Pflanzenfreſſern, da den letzteren durch die bedeutendere Verdauungskraft ihrer Magen die unlöslichen Mengen Eiweißſtoffs in der pflanzlichen Nahrung dennoch aufgeſchloſſen werden.

Digitized by Google

Der junge Kukuk und seine Pflegemutter.

So berechtigt wir anatomische und physiologische Untersuchungen halten, wenn sie Hand in Hand gehen mit thatsächlichen Beobachtungen in der Natur, so unsicher und schwankend, ja werthlos sind Theorien, welche dieser wesentlichen Stütze entbehren, noch dazu in einer Wissenschaft, die Beweise nur mit der Thatsache, mit der Erfahrung und Beobachtung führen darf. So sehr wir auch die trefflichen Untersuchungen Opel's achten, soweit sie uns anatomische Aufschlüsse geben, so verfehlt halten wir die meisten derselben gegenüber der Erfahrung.

Digitized by Google

Aehnlich — so will es uns bedünken — ist es mit der Theorie Opel's, den Kukuk als ein Uebergangsglied von den Insektenfressern zu den Fleischfressern, respektive Raubvögeln zu betrachten, wenn wir als einzigen Beleg solcher Ansicht angeführt finden — die aufgefundenen Reste eines Eies im Magen eines männlichen Kukuks. Mit demselben Rechte könnten wir den fleischfressenden Marder zu einem Pflanzenfresser, insbesondere Pflanzensamenfresser stempeln, weil wir in einem Falle in seinem Magen bedeutende Quantitäten Mehl, ein naturkundiger Freund von uns in einem andern eine Menge Leinsamen, und wir in einem dritten — Erbsen gefunden! Noth lehrt — Alles fressen. Und daß der Kukuk bei seiner vorwiegenden Kerflarven-Nahrung während kalter und nasser Witterung in Noth geräth — welchem aufmerksamen Beobachter der Thiere des Waldes wäre das entgangen? Wie oft sahen wir das gegen Kühle und anhaltende Nässe so sehr empfindliche Thier mit gesträubten Federn und traurigem Wesen von Busch zu Busch niedrig an der Erde und selbst auf derselben herumflattern und kriechen, den sichtlich bitteren Hunger zu stillen. Es wäre nichts Auffallendes, wenn in solchen Fällen der sonst unbestritten entschiedene Kerbthierjäger in seinem Heißhunger sich einmal über ein Vogelnestgelege hermachte. Aber das wären Ausnahmen und solche Ausnahmen berechtigen noch lange nicht zu Annahmen der erwähnten Art. Ueberdies sollten wir Gelegenheit haben, deutlich zu sehen, daß es sogar den hungernden männlichen Kukuk nicht nach Eiern gelüstet. An besonders anhaltend kalten Tagen dieses Frühjahres beobachteten wir nämlich ein hungriges Kukuksmännchen durch's Fernrohr, wie es gerade vor dem Nest eines Edelfinken mit sechs Eiern auf einer Buche eines Waldsaumes fußte, beim Einblick in das Nest aber gar keine Miene machte, dasselbe seines Inhaltes zu berauben und gleichgiltig wieder wegflog, um unweit nur einige traurige, halblaute Rufe herauszuzwängen. — Es wird hiernach gerechtfertigt sein, wenn wir vorerst die Theorie Opel's — obgleich sie mit einer Wahrnehmung, die Päßler bei einem Eier aus einem Nest werfenden Kukuksweibchen gemacht haben will, zusammenfällt — auf sich beruhen und statt derselben andere Thatsachen und Erfahrungen sprechen lassen. Wir werden dann unsere Leser überzeugen, daß auf dem rein empirischen Wege der Forschung doch für die Sache nach und nach eine sicherere Grundlage gewonnen ist, als auf dem einseitiger Stubentheorien.

Geben wir, ehe die noch vielfach im Dunkel schwebende Fortpflanzungsgeschichte unseres Thieres nach unseren neuesten Versuchen und Beobachtungen in gedrängter Zusammenstellung ihre weitere Erörterung finden wird, eine kurze Lebensgeschichte desselben.

Der Vogel kommt bei uns aus dem Süden, den er in seinem stürmischen Zuge wahrscheinlich vielfach bis über den Gleicher hinaus durchwandert, Mitte oder Ende Aprils an, sogleich seine Ankunft mit seinem selbstverherrlichenden Rufe verkündend. Seine Verbreitung ist eine ausgedehnte und erstreckt sich namentlich hoch hinauf nach Norden, indem er in der Lappmark und Finnmarken jenseits des Polarkreises, im ganzen nördlichen Asien vorkommt, auch in den mehr südlicheren Gebirgen Norwegens bis zu 4000 Fuß Meereshöhe

Digitized by Google

hinaufgeht. Seine Lieblingsorte ſind verwahrloſte, von Triften, Weiden, Wieſen, ſchilfbewachſenen Flüſſen und Teichen unterbrochene Wälder mit vielen Oberſtändern, auf welchen ſich die Gauche in ihrer alsbald nach der Ankunft erfolgenden Paarungszeit ſtürmiſch herumtummeln und in einer wahren fieberhaften Liebeswuth heiſer ſchreien. Das „Kukuk“ verſagt dann nicht ſelten bei überſchnappender Stimme oder wird in der Hitze zu einem mehrſilbigen „Kukukuk“, welchem ſich öfters ein heiſeres „Gwawawawa“ oder „Wawawawach“ geſellt, dem das Weibchen mit einem halblauten „Kiwiwiwi“ antwortet. Bei jedem Rufe erfolgt ein Fächern und Aufſchnellen des Schwanzes bei hängenden Flügeln und unter ungeſtümen Bücklingen. Dies Treiben und Jagen geht beſonders des Morgens vor ſich und verwandelt ſich beim Begegnen von mehreren Männchen in hitzigen Streit, bei welchem die eiferſüchtigen Kämpen an einander fliegen und heftig mit Flügeln und Schwänzen ſchlagen. — Etwa alle 8 Tage wird ein Ei bei dem Weibchen reif, welches letztere nun unruhig hin- und herzieht, auch am Boden, in Sträuchern und dem Schilfe der Bäche und Teiche, ſowie in Gärten und ſogar an Wohnungen nach Neſtern ſucht, um ſich ſeines Eies zu entledigen. Die Entſtehung der 6 bis 8 Eier fällt in die Zeit von Anfang Mai bis zu Ende des Juni. Jedes Männchen hält ein beſtimmtes, ziemlich umfangreiches Revier inne, in welchem es kein anderes duldet. Es durchfliegt dieſes Revier, immer unſtet und ſtürmiſch, äußerſt ſchnell und läßt gewöhnlich von einer erhabenen Stelle aus ſeinen Ruf erſchallen. Seine gewöhnliche Nahrung ſind Raupen und zwar vorzugsweiſe behaarte Baumraupen, wie die des Prozeſſions- und Pappelſpinners, der Nonne, die große Kiefernraupe u. a. m. Dieſen geht der Vogel vornehmlich bei beſtändiger, guter Sommerwitterung nach und hängt ſich beim Ableſen derſelben ſchief an die Stämme und Aeſte. Sobald es kühl und regneriſch oder gar kalt iſt, wie nicht ſelten bei ſeiner Ankunft, flattert er am Boden her, durchſucht die herabhängenden Baumäſte oder das Geſträuch und nimmt die verſchiedenſte Nahrung von Kerfen, ja ſogar Wachholderbeeren auf. Ebenſo wird die Tiefe von ihm beſucht im Nachſommer, wo wir ihn ſehr oft ſtunden-, ja halbe Tage lang auf Wieſen nach Bärenraupen und Heuhüpfern Jagd machen ſahen. Nicht ſelten ſchart er ſich auch in Waldungen, welche vom „Raupenfraß“ befallen ſind, zuſammen und vertilgt bei ſeiner ungemeinen Freßgier eine erſtaunliche Menge dieſer von keinem andern Vogel angegangenen Waldverheerer. Auf dem Boden geht er ungeſchickt, papageienartig oder hüpft, wiewol ſelten, unbeholfen kurze Strecken einher. Sein Element iſt aber die Höhe, außer der drängenden, treibenden Paarzeit mehr die ſchattigſten, mittleren Stellen der Bäume, weniger deren Kronen und Spitzen: denn er iſt im Ganzen ein ſehr ſcheuer Vogel, der ſich gern den Blicken entzieht und ſchon auf weite Strecken vor dem Jäger flieht. Sein Flug iſt leicht, ſchwebend, ungemein ſchnell und in einem fortgehend, ähnlich dem des Sperbers; weshalb man ihn mit dieſem Raubvogel oft verwechſelt und die Fabel erdichtet hat, er verwandle ſich gegen den Herbſt in den letzteren. Wegen ſeines ungeſtümen Weſens iſt er unangenehm als Stubenvogel, überhaupt ſchwer zu halten und dauert ſelten in der Gefangenſchaft aus. Sein Fleiſch iſt zart und

Digitized by Google

wohlschmeckend. Es ist meist von bedeutendem Fettansatze begleitet und ein süßlicher Geruch ihm eigenthümlich. — Schon im August beginnen die alten Kukuke ihren Zug nach Süden, während die jüngeren oft noch bis Ende Septembers verweilen.

Wenden wir uns nun zur Ergründung der Fortpflanzungsgeschichte des geheimnißvollen Vogels.

Was ist hierin nicht Alles schon seit Aristoteles und Plinius gefaselt und gefabelt worden! Kaum hat eine neuere Naturforschung sich bemüht, den Lebenslauf des Kukuks von dem märchenhaften Zwielichte zu befreien, so taucht schon wieder der Dämmer abenteuerlicher Ansichten und Behauptungen auf. Nur der Vogel oder die Vogelwelt selbst, in ihrem beiderseitigen lebendigen Thun und Treiben, sollen uns hier allmälig über sich selbst aufklären.

Wir fangen mit dem Ei an. Um uns von dem Verdacht der Einseitigkeit zu befreien, nehmen wir gerade in warmer Anerkennung der verdienstvollen anatomischen Untersuchungen Opel's dessen Resultate über die Bildung des Kukukseies. Er fand den traubenförmigen, übrigens viel höher als den männlichen Zeugungsapparat sitzenden Eierstock — der bekanntlich bei den Vögeln im Gegensatze zu den übrigen Wirbelthieren sich auf der linken Seite der Cloake allein normal ausbildet — „in der verhältnißmäßig engen und durch den im gesättigten Zustande aufgetriebenen Verdauungsapparat noch mehr beschränkten Bauchhöhle einen ziemlichen Raum für sich in Anspruch nehmen;" derselbe „kann unter Umständen dem Magen sich so nähern, daß ein leiser Druck des Fingers an die Bauchdecken dazu gehört, um beide Organe in unmittelbare Berührung zu bringen."

Der kleine Raum, der den Eierstock in der Bauchhöhle umschließt, begründet demnach die verhältnißmäßig geringe Größe des Kukukseies. Dieses entwickelt sich, sobald es sich als Dotterkugel vom Eierstock getrennt hat und in den Eileiter getreten ist, nach Opel's Meinung in Folge der spärlichen Eiweißausscheidungen des Eileiters sehr langsam. Es kann hiernach auch „keine so hohe Brutwärme erzeugt werden als bei anderen selbstbrütenden Vögeln" — ein selbstredender Umstand, demgemäß der Vogel in seiner Fortpflanzungsgeschichte handelt.

Die Kalkschale des Kukukseies ist sehr dünn, zart und zerbrechlich, woraus Opel mit Recht schließt, daß der Kukuk nicht im Stande sei, es unverletzt weite Strecken im Schnabel tragen zu können und woraus wir wol mit demselben Rechte folgern, daß dem Vogel auch die gehörige Ausscheidung von Kalk im Eileiter mangele, daß er hingegen — wenn er ein Vogeleierräuber gerade in der Zeit seiner Fortpflanzung wäre — diesen Kalkgehalt durch den Genuß von Vogeleiern vermöge seiner außerordentlichen Verdauungskraft in beträchtlichem Maße assimiliren müßte. Doch dem sei, wie ihm wolle; genug: der Kukuk schiebt sein dünnschaliges, verhältnißmäßig kleines Ei vielen unserer kleineren und kleinsten Vögel unter. Daß er sich desselben in gar vielen Fällen nicht durch unmittelbares Ablegen über dem Neste entledigen kann, ist einleuchtend, da er es so oft Höhlenbrütern und in zugewölbten Nestern nistenden Vögeln, wie Bachstelzen, Rothkehlchen, Laub-

Digitized by Google

vögeln, Zaunkönigen u. a., in die Wohnungen bringt. Es iſt äußerſt ſchwer, das Kukuksweibchen über dem Geſchäfte des Eiablegens zu beobachten. Wir hatten das ſeltene Glück, einen ſolchen Fall zu erleben, und haben denſelben im VII. Jahrgange des „Zoologiſchen Gartens“ von 1866 mitgetheilt. Wir beobachteten Folgendes. „Der Kukuk ſaß eben mit etwas geſträubtem Gefieder auf einem Wildbirnſtämmchen an einem Raine im freien Felde, und um ihn her flog abwechſelnd ein Pärchen weißer Bachſtelzen (Motacilla alba), dem Anſcheine nach beunruhigt. Plötzlich fußte der Kukuk auf dem Raſen unter dem Raine, mit ſonderbarem Gebahren, Nicken des Kopfes und Schlagen der Flügel und des Schwanzes, auf einer kleinen Stelle herumtrippelnd. Mit einem Male überkam den Vogel ein kaum bemerkbares Zittern, er ſenkte die etwas ausgebreiteten Flügel und verharrte dabei eine Weile in niedergedrückter Stellung. Zu meinem Erſtaunen bemerkte ich bei dem nunmehr erfolgenden Aufrichten des Vogels deutlich ein friſch gelegtes Ei unter demſelben, welches er alsbald mit weitgeöffnetem Schnabel bei etwas ſchief zur Erde geneigter Lage des Kopfes aufnahm und mit ähnlichen Kopfbewegungen wie zuvor und unter ſeinem eigenthümlichen papageiartigen Gange den Rain aufwärts — wie ich nun deutlich gewahrte — an eine vom Raſen überhangene Stelle trug. Einen Augenblick darauf war der Vogel wieder auf eine niedere Birke geſtrichen, ſchüttelte ſich daſelbſt und flog, von den beiden Bachſtelzen und einigen Meiſen verfolgt, dem nahen Walde zu. — Von dem größten Intereſſe beſeelt, eilte ich zu der Stelle am Raine und fand hier mein lebhaftes Vermuthen beſtätigt: in dem Neſte der Bachſtelzen lag bei drei Bachſtelzeneiern das neugelegte im Grunde milchweiße, wenig am ſtumpfen Ende und den Seiten mit dunkelrothbraunen und grauen Punkten und Strichen gezeichnete Ei des Kukuks. Es war übrigens merklich größer als die Eier der Bachſtelzen, auch im Ganzen von länglicherer Form und faſt in der Größe eines Singdroſſeleies. Inmitten der drei Bachſtelzeneier liegend, war ſein ſtumpfes Ende nach oben gerichtet, ſo daß es faſt auf der Spitze ſtand. Ich konnte ſchlechterdings weder an Neſt noch Eiern irgend eine beeinträchtigende oder gar zerſtörende Spur, die der Kukuk etwa zurückgelaſſen hätte, finden: Alles war wie unberührt. Auch das kurze Verweilen des Kukuks an dem unter einem wurzelreichen Raſenüberhange und einem Steine verſteckten Neſte mit einem Eingangsloche von der Größe, welche dem Kukuke das Einſchlüpfen in die Höhle unmöglich machte, ließ ſchon vermuthen, daß der Vogel nichts weiter an dem Neſte verrichtet, als daß er ſein Ei in der beſchriebenen Lage hineingeſchafft hatte.“

Ueber das Eiablegen des Kukuks, ſowie über Verſtändniß des Vogels beim Aufſuchen paſſender Neſter iſt viel in Auseinanderſetzungen a priori philoſophirt worden. Gloger, dem wir ſein Verdienſt um die Schonung der Höhlenbrüter z. B. nicht ſchmälern wollen, iſt einer derjenigen geweſen, bei welchen das verderbliche Theorienweſen wahrhaft wuchert. So hat z. B. das Zeugniß eines Forſtmannes im Februarheft der „Allgemeinen Forſt- und Jagd-Zeitung“ von 1860 das wahrhafte Gewäſch Gloger's über den „trefflichen Inſtinkt“ des Kukuks in den Aufſätzen: „Die Neſterwahl unſeres

Kukuks" und „Einzelnes zur Naturgeschichte unseres Kukuks" in den Jahrgängen 1853 und 1854 von Cabanis „Journal für Ornithologie" gründlich widerlegt. Es lautet folgendermaßen: „Am 17. Juni 1854 fand ich ein Nest von Rothkehlchen mit 4, eben dem Ei entschlüpften Jungen und 3 Eiern, wovon eins unbefruchtet war. Hierbei lag ein gar noch nicht gebrütetes Kukuksei." — Ch. L. Brehm sagt in seinen „Beiträgen" I. Bd. Seite 478 und 479 hierüber folgendes: „Ob das Nest, in welches er (der Kukuk) sein Ei einschieben will, verlassen sei, oder nicht, weiß er durchaus nicht zu unterscheiden. Hiervon ist mir ein merkwürdiges Beispiel vorgekommen. Vor zwei Jahren bekam ich ein Nest der schwefelgelben Bachstelze, das zwei Eier dieses Vogels und ein Kukuksei enthielt. Ich wunderte mich sehr darüber, daß das Bachstelzennest ganz modrig aussah. Als ich das Kukuksei ausblies, fand ich es so frisch, daß es nur vor einigen Tagen gelegt sein konnte; die Bachstelzeneier aber waren faul und so stinkend, daß ich sie kaum ausblasen konnte, als ich Löcher in sie machte. Dieses Nest war also schon lange verlassen, und gewiß schon modrig gewesen, als der Kukuk sein Ei einschob, und er hatte es nicht gemerkt." — Ebenso wenig merkt er aber auch — obgleich Ch. L. Brehm irrig das Gegentheil behauptet — daß die Eier eines Nestes angebrütet sind. Dies beweist sowol der oben angeführte Fall, als die beiden nachfolgenden. Am 12. Juni 1866 fand unser Hühnerhund ein Rothkehlchennest, worin unter vier halbflüggen Rothkehlchen ein ausweislich näherer Untersuchung durch Oeffnen noch wenig bebrütetes Kukuksei von der Länge eines Singdrosseleies lag. — Ein Förster entdeckte Ende Mai 1866 in dem Nest eines Baumpiepers, in welchem der Brutvogel schon längere Zeit brütete, plötzlich ein Kukuksei. Es entstanden einige Tage darauf junge Pieper in dem Neste, während das Kukuksei ungezeitigt blieb und kurze Zeit nach dem Ausschlüpfen der Jungen aus dem Nest verschwunden war. — Solche und ähnliche Fälle, deren es gewiß mehr giebt, als man deren entdeckt und annehmen mag, beweisen zur Genüge, daß der Kukuk mindestens unbedingt nicht zu unterscheiden weiß, ob das Gelege, zu dem er sein Ei legt, frisch oder schon bebrütet, sowie überhaupt daß sein Unterscheidungsvermögen beim Aufsuchen der Nester nicht sehr scharf ist.

Gehen wir über zu der Färbung, überhaupt zu der Beschaffenheit der Kukukseier. Hier stoßen wir nun sogleich wieder auf Ansichten und Behauptungen, welche mit der Erfahrung vielfach im Widerspruch stehen. So soll mit der Größe der Nesteier das dazu gebrachte Kukuksei nach vielfachen Behauptungen übereinstimmen. Das ist in den meisten Fällen grundfalsch. Es ist nichts weiter wahr an der ganzen Sache, als daß das Kukuksei im Verhältniß zur Größe des Muttervogels klein ist. Es hat im Mittel die Stärke eines Goldammereies oder besser die des Eies eines rothrückigen Würgers; es übersteigt diese Größe aber auch nicht selten merklich, wie wir aus eigenen und vieler Anderen Erfahrungen bestätigen können. Aber auch in seiner Mittelgröße übertrifft es bedeutend die Eier der kleineren und kleinsten Vögel, denen es der Kukuk erfahrungsmäßig am meisten unterschiebt. Es zeichnet sich also

Digitized by Google

schon der Größe nach in der Regel vor dem eigentlichen Nestgelege merklich aus.

Hinsichtlich der Färbung hat E. Baldamus die Behauptung aufgestellt, daß die Natur jedem Kukuksweibchen die „Fähigkeit" verliehen habe, den „Eiern des Vogels ähnlich gefärbte Eier zu legen, dessen Nest es je nach den Lokalitäten vorzugsweise benutzt." Dies ist eine jeder unmittelbaren Beobachtung und Thatsächlichkeit entbehrende Annahme. Sie wird also nicht durch Beweise direkter Erfahrungen unterstützt und läuft auf ein bloßes Theorem hinaus, für das der Aufsteller auch nie den Beweis beibringen kann. Denn dieser müßte in dem Nachweise bestehen, daß erstlich ein und dasselbe Weibchen immer gleichgefärbte Eier lege und daß es zweitens diese in der Regel Einer Sängerart unterschiebe. Ein solcher Nachweis ist aber der Natur der Sache nach unmöglich.

Um die Baldamus'sche Theorie völlig zu entkräften, bedarf es nur des Nachweises, daß unsere kleineren und kleinsten einheimischen Vogelarten jedes fremde, auch noch so verschieden gefärbte und gezeichnete Ei, das sie einigermaßen zu bedecken im Stande sind, annehmen, sofort bebrüten und zeitigen. Diesen Nachweis haben wir bereits durch vielfache Versuche in der Natur für Jedermann überzeugend beigebracht und deren Beschreibung im Oktober- und November-Heft des „Zoologischen Gartens" von 1867 niedergelegt. Angesichts dieser Thatsachen bedarf es also gar keiner besonderen Fähigkeit des Kukuksweibchens, um — wie Baldamus rein gedankenmäßig aufstellte — („typische") Eier von gleicher oder ähnlicher Färbung wie die derjenigen Vogelart zu legen, in deren Nest es das seine bringe, damit diese untergeschobenen den Nesteigenthümern nicht auffallen sollten. Jedes untergeschobene Ei, und sei es den Nesteiern noch so ähnlich, wissen die Brutvögel aber augenblicklich von den ihrigen wohl zu unterscheiden. Das zeigt deutlich ihr ausdrucksvolles, sprechendes Verfahren in solchen Fällen, das wir zum Oefteren beobachteten. Auch das Einschieben des Kukukseies wird sofort von den Nistvögeln bemerkt, wovon wir bei der oben angeführten Beobachtung an dem Kukuksweibchen Augenzeuge waren. Die weibliche Bachstelze sträubte beim Einblick in das Nest sogleich die Kopffedern und stutzte einen Augenblick in dem Eingangsloche zum Neste, ehe sie sich in die Wohnung begab. — In der That! in der Annahme und dem Bebrüten des Kukukseies von Seiten der Brutvögel kann eine nüchterne Beobachtung nur den natürlichen Hang der Thiere, dem Brutgeschäfte obzuliegen, erblicken. Die obige Erklärung von Baldamus fällt also vor dem Thatsächlichen in der Natur in Nichts zusammen.

Ueber den Umstand, daß der junge Kukuk in der Regel allein in dem Neste der Pflegeeltern gefunden wird, finden wir in den Schriften ebenfalls nicht blos Theorien, sondern wir stoßen auch auf Mittheilungen, welche als wirkliche Beobachtungen figuriren. So soll der Kukuk beim Unterschieben seines Eies das Nestgelege zerstören, nach Einigen, indem er nach und nach die sämmtlichen Eier bis auf das seinige aus dem Neste werfe, nach Andern, indem er die Eier verzehre. Päßler will bemerkt haben, daß das

Digitized by Google

Kukuksweibchen nach dem Ablegen seines Eies das betreffende Nest noch im Auge behalten, wiederholt zu demselben zurückgekehrt sei und Eier wie Junge bis auf den jungen Kukuk herausgeworfen habe. Ja, Bechstein ist so weit gegangen, zu behaupten, der Brutvogel werfe seine eigenen Eier aus dem Nest, um das Kukuksei besser bedecken zu können. In neuerer Zeit hat Rawley hin und wieder beobachtet, daß ein oder das andere Ei durch das Kukuksweibchen vor dem Ablegen seines Eies aus dem betreffenden Neste geschafft wurde, nicht aber das ganze Gelege der Nesteigenthümer. In manchen Fällen sei das Herauswerfen solcher Eier aber nur Folge von Kämpfen zwischen Kukuk und Nesteigenthümern. Wir können erstlich solchen Behauptungen gegenüber laut allen unseren eigenen Wahrnehmungen die thatsächlich begründete Aussage Ch. L. Brehm's nur lebhaft bestätigen: „Ueberhaupt habe ich nie ein Kukuksei in einem Neste gesehen, aus welchem die ihm eigenthümlichen herausgeworfen gewesen wären." Zum andern sind wir aber auch durch vielfältige Versuche an den Nestern unserer Sänger zu der Ueberzeugung gekommen, daß die meisten der eben angeführten Behauptungen als irrige, leichtfertige Annahmen und falsche, oberflächliche Anschauungen zu verwerfen sind. Jeder Sänger der Wildniß, und sei er der standhafteste Brüter, verläßt sofort sein Nest, wenn man ihm seine Eier, gleichviel ob nach und nach oder auf einmal, sämmtlich bis auf das untergeschobene fremde wegnimmt oder im Neste verletzt. Kein Brutvogel läßt sich durch das übriggebliebene fremde Ei täuschen; er bebrütet es nur aus Liebe zu den seinigen, so lange es unter ihnen liegt, sowie er an dem ausgeschlüpften Fremdling aus einem natürlichen Gefühle Elternpflege übt. Zerstörte also das Kukuksweibchen das Gelege, zu welchem es sein Ei gebracht, so erreichte es durchweg seinen Zweck nicht. Es muß also der Thatsache, daß der junge Kukuk in der Regel allein in dem Neste gefunden wird, ein anderer Grund unterliegen. Und dieser ist wieder ein ganz einfacher, weil natürlicher. Schon Brehm, Vater, hat auch hier wieder das Richtige getroffen in der Annahme, daß ein und das andere der Sängereier nur in seltenen Fällen wegen des beträchtlich größeren Umfangs des unter ihnen liegenden Kukukseies ausgebrütet würde. Durch praktische Versuche an Vogelnestern sind wir zu der Gewißheit gelangt, daß diese Annahme Brehm's vollkommen richtig und naturgemäß ist. Eine Klappergrasmücke brütete das zu ihren vier Eiern gelegte Singdrosselei allein aus und entfernte nach dem Ausschlüpfen der jungen Singdrossel alle ihre eigenen ungezeitigten Eier aus dem Neste; während eine weiße Bachstelze von ihren fünf eigenen Eiern bei einem untergelegten der Nachtschwalbe nur ein einziges ausbrütete, und gewiß auch dies Eine nur darum, weil das Gelege schon stark bebrütet war, als das Nachtschwalbenei dazu kam. —

Der bekannte englische Arzt Jenner will ferner beobachtet haben, daß der junge Kukuk gleich in den ersten Stunden nach seiner Entstehung seine Stiefgeschwister und die noch ungezeitigten Eier seiner Pflegeeltern herauswerfe, ja einmal sogar ein ganz junger Kukuk einen gleichzeitig in demselben

Digitized by Google

Neſte ausgebrüteten nach längerem Bemühen aus dem Neſte herausgeworfen habe. Das Letztere iſt nach unſerer neueſten Erfahrung inſofern wahr, als der junge Kukuk nach etwa 6 bis 8 Tagen ſeiner Entſtehung je nach Individualität mehr oder weniger geneigt und auch bemittelt iſt, Seinesgleichen oder zufällig neben ihm ausgebrütete Stiefgeſchwiſter aus dem Neſte zu ſchieben.

Der neſtſuchende Kukuk, von den Neſtvögeln ausgeſchimpft. Zeichnung von R. Kretſchmer.

Nach unſeren obigen Beobachtungen und Verſuchen mit Gelegen anderer Neſter, denen wir ein größeres Ei zugeſellten, ſowie mit jungen Kukuken, die wir zu ganz gleichalterigen andern Vögelchen in die Neſter brachten, ſcheint uns das Naturgemäße in der Fortpflanzungsgeſchichte des Kukuks Folgendes zu ſein.

Jedes größere, friſch gelegte Vogelei, zu kleineren Eiern von demſelben Alter gethan, kommt durch ſeine Größe vor den andern in unmittelbare

Berührung mit dem Leibe des Brutvogels, empfängt hierdurch die bei weitem meiste, sowie eine gleichmäßigere Brutwärme und wird in Folge dessen nicht allein früher als das Gelege, sondern auch in der Regel ganz allein gezeitigt. Bei dem Kukuksei mag die Zeitigung wegen seiner besonderen Dünnschaligkeit noch ausschließlicher vor den Nesteiern bewirkt werden, besonders wenn dasselbe den Mittheilungen eines uns bekannten, aufmerksamen Vogelfängers zufolge nur 12 Tage zu seiner Ausbrütung bedürfe. Ein Analogen für diese Aussage findet sich in den Beobachtungen Allen's, welche Brehm in seinem „Thierleben" auszüglich giebt und richtig kommentirt. „Aus Allen's Beobachtungen", sagt Brehm, „geht hervor, daß auch die jungen Straußkukuke immer ihren Stiefgeschwistern in der Entwicklung vorauseilen. Sie waren schon ziemlich befiedert, die jungen Nebelkrähen aber noch gänzlich nackend, und so scheint es, daß die Eier des Straußkukuks früher gezeitigt werden als die Kräheneier; denn Allen's Annahme, daß der weibliche Kukuk sich stets ein Krähennest mit unvollständigem Gelege aussuche, ist meinen Beobachtungen zufolge wenigstens nicht immer richtig." — Die allfällig neben dem jungen Kukuke noch auskommenden Vögelchen werden von dem stärkeren Kukuk — geradeso wie die schwächlichen sogenannten Nesthüter von den älteren stärkeren Geschwistern in allen Nestern — alsbald zurück- und untergedrängt, erhalten hierdurch dürftige und zuletzt gar keine Nahrung vor dem obenauf sitzenden, Alles verschlingenden Stiefbruder und verkommen so in den meisten Fällen. Die Leichname werden, wie vorher die ungezeitigten und faulen Eier, von den Nistvögeln aus dem Neste entfernt, welches der Kukuk zuletzt in der Regel allein behauptet. Daß derselbe, wie oben bemerkt, seine Stiefgeschwister auch aus dem Neste drängen mag, soll hier ebenso wenig in Abrede gestellt werden, als daß die Fortpflanzungsgeschichte unseres mystischen Sommervogels immerhin noch mancher aufklärenden Beobachtung bedarf.

Fassen wir das Wesentlichste unserer Beobachtungen und Versuche, sowie der anderer aufmerksamer Forscher zusammen, so ergiebt sich folgende Uebersicht der Fortpflanzungsgeschichte unseres Kukuks, wobei alles dasjenige, was noch nicht im Vorhergehenden gesagt worden ist, als Beleg an betreffender Stelle nach unseren Mittheilungen im „Zoologischen Garten" von 1867 Erwähnung findet.

1. Der Kukuk schiebt sein Ei einer Menge unserer kleinsten und kleineren Singvögelarten unter.
2. Das Kukuksei ändert sehr in Farbe und Zeichnung ab, ist aber bei aller Veränderlichkeit stets gezeichnet, auch in den gewöhnlichen Fällen auf den Charakter von zwei Grundfärbungen zurückzuführen, auf den gräulichen oder bläulichen und gelblichen oder gelbröthlichen. Eine rein weiße Grundfärbung, sowie Einfarbigkeit kommt entweder gar nicht oder nur höchst selten vor.
3. Bei der nicht geringen, ja bisweilen den Kukukseiern ganz gleichen Veränderlichkeit der Eier anderer Vögel, denen der Kukuk sein Ei

Digitized by Google

unterſchiebt, iſt deren Aehnlichkeit mit manchen Kukukseiern hin und wieder möglich, bei dem grauen oder gelblichen Grundtone vieler Sängereier eine entfernte Aehnlichkeit mit denen des Kukuks eben nicht anders als — natürlich.

4. In der Regel iſt das Kukuksei in Größe, Farbe und Korn von den Gelegen, wobei es gefunden wird, verſchieden, oft genug auffallend verſchieden.

5. Das Kukuksweibchen ſucht oder findet vorzugsweiſe Neſter mit Gelegen.

6. Sein Spürſinn und Verſtändniß beim Aufſuchen und Benutzen der Neſter iſt bisweilen nicht ſonderlich rühmenswerth. Man findet das ungezeitigte, ſelbſt friſchgelegte Ei bei ſtarkbebrüteten Gelegen, ſelbſt bei Neſtvögeln, ſogar zwei Kukukseier von verſchiedener Färbung in Einem Neſte, auch nach Brehm, Vater, das friſche Kukuksei in einem verlaſſenen, ganz alten Neſte.

7. Nicht immer findet das Ei des Kukuks eine günſtige Aufnahme von Seiten des Brutvogels, welcher je nach ſeiner Individualität und Art das untergeſchobene entſchieden feindlich behandelt.

Zum Beleg diene folgende im „Zoologiſchen Garten" angeführte Beobachtung von uns:

Am 19. Mai 1866 bekam ich die Nachricht, daß ein Kukuksei außerhalb eines Goldammerneſtes gefunden worden ſei. An demſelben Tage unter Führung des Neſtfinders an Ort und Stelle gekommen, finde ich das Kukuksei vor dem Neſte liegen, den Ammer aber auf ſeinen fünf Eiern ſitzen. Er hatte offenbar zu brüten begonnen. Das Kukuksei war merklich größer als die Ammereier, auch entſchieden anders gefärbt, indem es auf weißgelbem (hellwachsfarbenem) Grunde nur ſpärliche ölfarbene, nach dem dickeren Ende zu graue breitere Punkte und über dieſer Färbung hin und wieder ſchwarzbraune kleinere Tüpfeln und Kritze zeigte. Obgleich ich, auf analoge Fälle der Erfahrung gerade beim Goldammer geſtützt, keinen Augenblick zweifelte, daß der Brutvogel das Herausſchaffen ſelbſt vollbracht hatte, machte ich doch einen Verſuch, dieſen Vorgang mit meinen eigenen Augen zu ſehen. Es war aber an dem von Heide, Wachholder und Ginſter bewachſenen Orte dies nicht in angemeſſener Entfernung zu bewerkſtelligen ohne bedeutende Wegräumung des Strauchwerks, was den Vogel hätte ſtören können. Mein Führer und ich ſtellten uns alſo in gehöriger Entfernung vom Neſte an. Das Ammerweibchen flog alsbald demſelben zu. Nach einer guten Stunde ſchlich ich mich in die Nähe deſſelben und fand richtig wieder das Kukuksei vor demſelben liegen; es war aber diesmal an einer Stelle eingedrückt. Der Schluß iſt leicht zu ziehen: Der Brutvogel hatte es entweder mit Schnabel oder Füßen herausgeworfen. Es iſt dies dieſelbe Erfahrung, welche ich bei einem andern Goldammerneſte, ſowie an dem Neſte einer fahlen Grasmücke machte, wo in beiden Fällen ein untergeſchobenes Hausſperlingsei am andern Tage aus den Neſtern entfernt war.

Das in das Neſt des Goldammers eingebrachte Ei war ſpurlos verſchwunden, während ſich das aus dem Neſte der fahlen Grasmücke geworfene Ei auf der Erde im Gebüſch unweit des Neſtes vorfand. Dieſe Erſcheinungen bekunden auf das Unwiderleglichſte, daß die Niſtvögel fremde, ihnen untergeſchobene Eier von ihren eigenen Gelegen wohl zu unterſcheiden vermögen, ſowie insbeſondere, welches Schickſal dem Kukuksei je nach der Individualität der kleineren Brutvögel werden kann.

8. Das Kukuksweibchen übergiebt ferner ſein Ei erfahrungsmäßig nicht ſelten Pflegeeltern, bei deren Fütterung der Kukuk entweder ſchlecht oder gar nicht gedeiht, oder bei deren Kleinheit der ungemein Gefräßige und Vielbedürftige nicht im Stande iſt, zur gehörigen Ausbildung zu gelangen und bei dem Minimum von Nahrung verhungert.

Ein Förſter fing voriges Jahr einen jungen Kukuk, der, von Grünlingen geätzt, äußerſt ſchmächtig und krank war. — Ich ſelbſt haſchte vor Jahren einen gleichen unter ſeinen Stiefgeſchwiſtern am Neſte ſeiner Pflegeeltern, eines Fitispärchens, der erſt unter meiner Fütterung mit Ameiſeneiern wieder ſichtlich gedieh.

Am Nachmittage des 12. Juni ſuchte mich ein Förſter meines Dienſtbezirks auf, der mir die Kunde brachte, daß er am frühen Morgen in einem zugewölbten Neſte auf der Erde einen jungen, noch nicht ganz flüggen Kukuk entdeckt habe, der von kleinen Vögelchen geätzt würde.

An Ort und Stelle fand ich das Neſt des kleinen Weidenzeiſigs (Sylvia rufa) vom Kukuke verlaſſen, denſelben aber mit Hülfe meines Hühnerhundes alsbald etwa 30 Schritte vom Neſte auf einem Steine mitten auf der Waldblöße, woſelbſt das Neſt ſtand, vor großer Entkräftung nur noch matt zippend. Nachdem der Kukuk wieder in das Neſt gebracht war, ſtellte ich mich mit dem Förſter drei lange Stunden gut verborgen an, um zu erforſchen, ob das Laubvogelpärchen ſich des Pfleglings annähme. Obgleich die Vögelchen zu wiederholten Malen auf der Waldblöße ſich hören und blicken ließen, brachte doch keines davon dem Kukuke Atzung. Derſelbe, bis zum Sterben matt, überhaupt ſehr abgemagert und auffallend klein für ſein Alter, wurde nun einem ganz in der Nähe aufgefundenen Neſte einer Singdroſſel mit kaum bekielten Jungen übergeben, nach verzweifelter Oppoſition und unter Schnabelhieben beſonders von Seiten des Männchens vom ſanfteren Weibchen endlich dennoch als Pflegling angenommen, geätzt und ſogar beim Bedecken der Neſtlinge theilweiſe von der Pflegemutter erwärmt, des andern Morgens aber vom Förſter unter dem Neſte am Boden todt gefunden. Ich hatte vorher ſchon die Umgebung des Laubvogelneſtes unterſucht. Dicht vor demſelben lag unter alten ein noch friſches charakteriſtiſches Exkrement des Kukuks und daneben im Heidengeſträuch drei Eier des Laubvogels, wovon eines entzwei und, von Ameiſen und Käfern umgeben, halb verzehrt war. Ich fand in den zwei unbeſchädigten noch nicht vollſtändig entwickelte Embryonen, das dritte zerbrochene war ein faules Ei.

Digitized by Google

9. Bei der Wachſamkeit der Niſtvögel und der Gewohnheit der kleineren Vögel, den Kukuk zu verfolgen und auszuſchimpfen, kommt das Kukuksweibchen ſelten unbemerkt von den Betheiligten zum Unterſchieben ſeines Eies. Es macht ſich ohnedies durch ſein unruhiges Hin- und Herflattern beim Neſterſuchen und beim Ablegen ſeines Eies auffallend genug bemerklich. Es kommt deshalb nicht ſelten nach Rowley's Erfahrung dabei zu Raufereien zwiſchen dem Kukuk und den Beſitzern der Neſter, wobei ein und das andere Ei herausgeworfen oder zerſtört wird.

Rowley entdeckte laut Bericht über ſeine „Thatſachen in der Haushaltung des Kukuks," beſprochen im III. Hefte von Cabanis' „Journal für Ornithologie" von 1866, mehrere intereſſante Fälle, welche aus ſeiner tabellariſchen Ueberſicht vom Jahre 1864 hier Platz finden mögen. Am 24. Mai enthielt das Neſt einer Braunelle ein zerſchlagenes nicht ausgeſogenes Ei der Beſitzerin; „das Moos war zerriſſen, aber das Kukukſei geſund und friſch." Am 14. Juni bemerkte Rowley in einem Neſte der **Salicaria arundinacea** (Rohrſchilfſänger) ein Kukukſei, an welchem ein Theil eines anderen Kukukseies genau von derſelben Farbe und Zeichnung klebte. Der Finder ſchließt hieraus „auf einen Kampf zwiſchen den beiden Vögeln, wobei alle Eier zerbrochen wurden mit Ausnahme eines Kukukseies, vielleicht desjenigen des Siegers."

10. Die Kukukseier entſtehen im großen Ganzen von Mitte Mai bis zur Hälfte oder zu Ende des Juni (obgleich ſich die Legezeit des Vogels nach Rowley in ihren beiden Extremen vom 5. Mai bis 19. Juli erſtrecken kann). Der Kukuk findet alſo bei dem Ablegen ſeines Eies durchſchnittlich eine beträchtliche Anzahl Neſter mit friſchen Gelegen, namentlich die der zweiten Brut der weitaus meiſten einheimiſchen kleineren Vögel.

11. Die ſo häufige unpaſſende Neſtwahl des Kukuksweibchens (Nr. 6 und 8), ſowie das Schickſal, welches ſein Ei nicht ſelten erfahren mag (Nr. 7), verurſachen mit die thatſächlich geringe Vermehrung des Kukuks ebenſoſehr, als ſie die ſo verſchiedene Größe und zuweilen auch Färbung des Vogels im Falle Nr. 8 bedingen mag.

12. Hinſichtlich der Niſtweiſe des Kukuks der Natur einen beſonderen Zweck oder Plan, behufs der Erhaltung der Kukuksart zuſchreiben, oder vielmehr dies gleichſam als Dogma einer Zweckmäßigkeitslehre aufſtellen zu wollen, führt zu Widerſprüchen — zu Nichts als dem — „Buch mit ſieben Siegeln."

Warum ſoll ſie den Schmarotzer-Kukuk mit ſpießbürgerlich-wohlgefälligem Konſervatismus erhalten, während ſie die unſchuldige Dronte, die Zahntaube, die beiden Neſtorpapageien, die acht Thierarten auf den Inſeln Martinique und Guadeloupe u. a. m. unbarmherzig dem Untergang bereits verfallen ließ oder ſichtlich entgegenführt?

13. Es bedarf keiner beſonderen Fähigkeit des Kukuksweibchens, Eier beſtimmter Färbung, oder nach der myſteriöſen Anſicht und Aus-

drucksweise des Dr. Baldamus „typische“ Eier hervorzubringen, um sie homogenen Nestgelegen beizugesellen: da die meisten kleineren friedlichen Brüter ohne Weiteres einigermaßen entsprechende, ja selbst ganz heterogene fremde Eier unwiderleglich annehmen, ausbrüten und die ausgeschlüpften Jungen pflegen und erziehen.

14. Der junge Kukuk ist nicht boshaft, sondern lebt im Gegentheil äußerst friedlich und verträglich mit seinen Stiefgeschwistern. Er vertheidigt das Nest aber durch Emporrichten seines Körpers und Picken und Schnellen mit dem Schnabel gegen urplötzlich ihm Naherückendes oder fremde Erscheinungen, wie es ähnlich die Jungen mancher Erdnister, z. B. die Rothkehlchen, außerdem auch manche Taubenarten, besonders die jungen Ringeltauben, thun. Daß er sogar in den ersten Stunden nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei seine Stiefgeschwister auf den Rücken nähme und aus dem Neste werfe, ist eine Fabel.

Es findet das eben Gesagte in der Wiedergabe mehrerer meiner a. a. O. niedergelegten Beobachtungen, sowie in der Aussage Ch. L. Brehm's Bestätigung.

Am 8. Juni 1865 erhielt ich einen jungen Kukuk, welchen einer der Forstwarte meines Dienstbezirks aus dem Neste einer Heidelerche (Alauda arborea) genommen hatte. Bei dem Kukuke brachen eben die Fähnchen aus den Federscheiden hervor. Das unbeholfene, schwarzgraue Ding bot einen etwas wüsten Anblick, da die Federn zu den Seiten des Halses und auf dem Kopfe bereits aus den Kielen gestoßen, der hintere und untere Theil des Halses an den Wirbeln herab aber noch kahl war und hierdurch der Vogel gewissermaßen ein geierähnliches Aussehen bekam. Dabei riß der ewig Zirpende den verhältnißmäßig breiten und großen Schnabel mit dem tief orangefarbenen Rachen bei der leisesten Bewegung um ihn weit auf.

Ich that den Hungrigen in das Nest eines Hausrothschwanzes (Sylvia erithacus) an meiner Wohnung zu vier etwas jüngeren Rothschwänzchen, postirte mich in eine benachbarte Scheune, in deren Wand ich gerade dem Neste horizontal gegenüber ein Loch bohrte, wodurch mir eine ganz nahe Beobachtung ermöglicht wurde.

Das Weibchen des Rothschwanzpärchens kam zuerst mit Futter im Schnabel an das Eingangsloch, prallte aber beim Anblick des kleinen Ungeheuers im Neste sofort zurück, ließ das Futter fallen, schwebte ein paarmal um das Nest und verschwand. Ueber ein Weilchen kamen beide Gatten; schnalzend und pfeifend mit ihren bekannten Locktönen das Nest umschwirrend und im Nu wieder auf und davon fliegend. Dies Treiben dauerte etwa eine gute Viertelstunde, wobei das Pärchen oft Sekunden lang vor dem Eingangsloche schwebte, voll Neugierde und Verwirrung den Fremdling drinnen anstaunend, der sich über den jungen Rothschwänzen im Neste bereits breit machte. Endlich wagten die Alten vor dem Nest — welches in einem kleinen Wanddache des Hauses stand — zu fußen, lange den usurpatorischen Stiefsohn wie einen

Digitized by Google

Deus ex machina in der kleinen Behauſung anſtierend. Bald darauf trugen ſie Futter zu und bedachten damit auch den unaufhörlich Sperrenden, indem ſie es raſch demſelben in den geöffneten Schnabel fallen ließen. Man ſah, daß es ihnen noch nicht ganz geheuer war. Bald hatten ſie ſich jedoch an den Anblick des Kukuks beſſer gewöhnt und hüpften kecker hinzu, als ſie ihre eigenen Jungen hinter dem Aufoctroyirten auftauchen ſahen. Die Kleinen hatten ſich zwiſchen dem Rande des Neſtes und ihrem Stiefbruder durchzuarbeiten gewußt und bekamen ſo immer von den Eltern, welche über den Kukuk hinweg ihre Leiber ſtreckten, reichliche Nahrung.

Das friedlichſte Verhältniß herrſchte zwiſchen Kukuk und Rothſchwänzchen im Neſte, nur daß der erſtere den vorderſten Platz behauptete, durchaus aber keine Verſuche machte, die rechtmäßigen Inſaſſen aus der Wohnung zu drängen. Er duldete ſogar das Aufſitzen eines und des andern Rothſchwänzchens auf ſeinem Rücken. Als er größer wurde und ſeine vollſtändigen Federn hatte, krabbelte er vor das Neſt, ſo daß er mit dem Kopfe im Freien war, und ließ daſelbſt bei Annäherung der alten Rothſchwänze, oder wenn ihn hungerte, beſonders häufig ſein „Zi zi!“ hören.

Komiſch war es, wenn man ſich auf einer Leiter dem Neſte näherte. Er richtete ſich mit geſträubten Federn dann gravitätiſch in kurzen Zwiſchenräumen in die Höhe, als ob er Einen fürchten machen wollte; knappte auch wol einum das anderemal, doch nicht ernſtlich, nach der Hand, ließ ſich jedoch ohne Oppoſition aus dem Neſte nehmen, über das hinaus er aber, wieder hineingebracht, flugs zu den Rothſchwänzchen weiter hinten in die Höhlung des Dächelchens flüchtete.

Den 29. Juni hatten bereits die Rothſchwänzchen ſämmtlich als flüchtigere Bürſchchen das Neſt verlaſſen und auf den Bäumen des nahen Gartens ſich hier und da ein Plätzchen geſucht; der unbeholfene Kukuk aber ſaß noch feſt am Eingange des Loches, ſein unaufhörliches „Zi zi!“ oder „Zip zip!“ zum Beſten gebend. Nun pickte er auch ernſtlich nach der Hand, wenn man ſie ihm näherte, ließ ſich aber dennoch gutwillig nehmen, ſobald man ihn mit der Hand deckte.

Am 30. Juni Morgens flog er aus dem Neſte, aber zur Erde, weil er noch nicht gewandt fliegen konnte. Ich brachte ihn, da er nach zweimaligen Verſuchen, ihn im Neſte zu halten, immer wieder daraus entwiſchte, endlich auf einen Obſtbaum, von dem er, durch einen ſtarken Platzregen ſehr durchnäßt, alsbald in's Gras des Gartens herunterfiel, woſelbſt ich ihn nach beendigtem Regen aufnahm, im Zimmer trocknete und dann auf das Gebälk in der Nachbarſcheune ſetzte. Dort verblieb er aber nicht lange, ſondern flog — wahrſcheinlich vom Hunger getrieben — immer den ihm von Zeit zu Zeit fütternden Pflegeeltern nach, aber jedesmal zur Erde, woſelbſt er, zuletzt von einem Platzregen durchnäßt, in Folge von Erkältung ſtarb. . . . . .

Am 6. Juni 1867 entdeckten Köhler einen Kukuk in einem Rothkehlchenneſte. Ich fand, zu dem Neſte geführt, folgenden Thatbeſtand. Der junge, noch federloſe Kukuk lag auf einem kahlen Rothkehlchen, während ein Ei des

Rothkehlchens einige Zoll von dem Neste auf dem Boden sich vorfand. Der Kukuk war entschieden älter als das halb unter ihm liegende Rothkehlchen, denn bei ihm waren schon einige Kiele unter der Haut sichtbar. Als ich des andern Morgens das Nest besuchte, fand ich das junge Rothkehlchen todt, aber noch nicht erstarrt unter dem Kukuke im Neste liegen, während das Ei noch an seinem Platze außerhalb des Nestes sich befand. Ich öffnete das Ei und erblickte darin ein vollständig entwickeltes Rothkehlchen. Als ich nach mehreren Stunden während eines Waldgeschäfts wieder in die Nähe des Nestes gekommen, dasselbe besuchte, fand ich das todte Rothkehlchen in dem Neste und dessen Umgebung nicht mehr vor. Den jungen Kukuk brachte ich nun zur Probe zuerst drei Tage und Nächte in dem Neste einer fahlen Grasmücke mit Jungen von etwas geringerer Ausbildung als der erstere, sodann in dem Neste eines Hausrothschwanzes mit Jungen von dem Alter des Pfleglings unter. In beiden Fällen zeigte der Kukuk genau dasselbe Verhalten, wie der vor zwei Jahren von mir in ein Rothschwanznest gebrachte und oben beschriebene, d. h. er machte, obgleich von mir mehrmals in die Tiefe des Nestes zwischen und unter die jungen Grasmücken gebracht, dennoch keinen Versuch, sie aus dem Neste zu werfen und lebte äußerst verträglich mit seinen Stiefgeschwistern. Er bekam viel und mehr Atzung als die Nestlinge; die Eltern wußten ihnen aber trotz des dominirenden Sperrens des viel größeren Pfleglings durch Ueberbiegen ꝛc. hin und wieder Futter zu verschaffen und vergaßen keines ihrer Kinder. Wiederholt bemerkten wir, daß der Kukuk sich immer wieder in die Höhe des Nestes und an dessen Rand arbeitete und bei dieser schwerfälligen und unbehülflichen Bemühung die Stiefgeschwister eher in die Tiefe drückte als über sich schob, jedoch denselben, wenn sie unruhig unter ihm wurden, nachgiebig Platz machte. Zu erwähnen ist noch, daß, nachdem die Rothschwänzchen, früher flügge als der Kukuk, das Nest einmal verlassen hatten, der Pflegebefohlene von den Pflegeeltern verlassen und eines Morgens in dem unter einem Wetterdache freistehenden Neste verhungert gefunden wurde.

Da den jungen Kukuken, so lange die Stiefgeschwister bei ihnen im Neste weilten, nach meinen Beobachtungen in beiden Fällen von den Pflegeeltern hinlänglich Nahrung zugetragen wurde, die Pfleglinge auch nach meinen öfteren Untersuchungen an Gewicht und Größe zunahmen; so ist nach dieser kurzen Lebensgeschichte der Vögel anzunehmen, daß junge Thiere der Art zum vollständigen Flüggewerden längere Zeit brauchen, als unsere kleineren Insektenfresser, welche von dem Kukucksweibchen mit dem Ei bedacht zu werden pflegen. Denn die im ersteren Falle um einige Tage jüngeren Rothschwänzchen hatten einen Tag vor dem Kukuke, schon vollständig flügge, das Nest verlassen und waren in kurzer Zeit selbständig geworden. Meine Erfahrungen, welche ich an zwei Nestkukuken im Walde machte, stimmen damit überein. Nach diesen verläßt der Kukuk gewöhnlich erst nach dreiwöchentlichem Nesthocken durch seine mit dem Größerwerden immer zunehmende Freßbegierde das Nest, bleibt aber als noch nicht flügger, unbeholfener Fettwanst immer noch einige Tage in der

Digitized by Google

unmittelbaren Nähe des Brutortes ſitzen und erlangt erſt eine gewiſſe, gewöhnlichen Gefahren ihn enthebende Flugfertigkeit nach einem Monate. —

Bis auf einen Punkt ſtimmen die Angaben Chr. L. Brehm's in ſeinen „Beiträgen zur Vögelkunde" mit unſeren obigen Beobachtungen über das Verhalten des jungen Kukuks gegen ſeine Stiefgeſchwiſter im Neſte vollſtändig überein. Hiernach iſt „der ausgekrochene Kukuk äußerſt unbehülflich, aber zum Freſſen ſehr aufgelegt und zum Verderben ſeiner Stiefgeſchwiſter ohne ſein Wiſſen hinlänglich geſchickt; denn wenn auch ein oder mehrere Sängereier ausgebrütet werden, was bei dem beträchtlich größeren Umfange des Kukukseies ſelten der Fall iſt, ſo kann doch faſt nie ein junger Sänger aufkommen, weil der junge Kukuk alle von den Alten gereichte Nahrung gierig wegſchnappt. Auch wirft der Kukuk die Sänger, welche noch am Leben bleiben, gewöhnlich aus dem Neſte; aber nicht vorſätzlich, wie man ihm Schuld giebt, ſondern zufällig, und nicht in den erſten Tagen, ſo lange ſeine Rückengrube noch offen iſt, ſondern ſpäter! Er nimmt nämlich wegen ſeiner Größe und Schwere den unterſten (??) Platz im Neſte ein, und die Stiefgeſchwiſter kommen auf die Seite zu ſitzen; je mehr er nun wächſt, deſto mehr drängt er die jungen Sänger herauf, und ſo iſt es ſehr natürlich, daß ſie aus dem Neſte fallen, wenn er ſich ausſtreckt und bewegt."

Dem aufmerkſamen Leſer wird es nicht entgangen ſein, daß nach unſeren Beobachtungen und obigen Auseinanderſetzungen das Verderben der Stiefgeſchwiſter erſtlich ganz übereinſtimmend mit der Behauptung Brehm's durch das Wegſchnappen der Nahrung von Seiten des jungen Kukuks, zum andern aber — entgegen der Anſicht Brehm's — in dem Unter- oder Hinabdrängen der kleineren Inſaſſen ſeinen Grund hat.

15. Trotzdem wird eines und das andere der Neſtvögel mit dem Kukuk ausgebrütet und groß gezogen.

Wir haben ſelbſt zwei Fälle der Art beobachtet; das einemal bei einem Fitisneſt, das anderemal in dem Neſte eines Rothkehlchens. Daſſelbe haben Andere beobachtet.

Aus dem Vorliegenden geht hervor, daß zur Begründung ſolcher Wahrheiten nur eine exakte, unermüdliche Beobachtung in der lebendigen Natur, alſo allerdings eine reiche Erfahrung gehört, daß aber die bis hierher noch ſo vielfach im Dunkel ſchwebende Geſchichte über die erſten Lebensepochen des jungen Kukuks nur an der Hand der Thatſachen, einer lebendigen unmittelbaren Forſchung und einer natürlichen Unterſuchung, nicht aber auf dem bequemen Wege des alten Schlendrians, des „teleologiſchen", die Wiſſenſchaft verwirrenden Theorienkrames, allmälig in's Klare gebracht werden kann.

Wir wenden uns zu einigen ausländiſchen Vertretern der wahren Kukuke. Vor allen greifen wir einen Afrikaner heraus, weil es das Glück fügte, daß dieſer Vogel gerade von zwei der hervorragendſten unſerer deutſchen Naturforſcher, Vater und Sohn Brehm, von dem erſteren als in ſeinem Vorkommen in Deutſchland zum erſtenmale erkannt und beſchrieben, von dem letzteren, unſerem brüderlichen Freunde, in ſeinem Brutgeſchäfte der Naturforſchung zuerſt bekannt gemacht wurde.

### Der Straußkukuk (Coccystes glandarius)

iſt es, welcher neuerdings mit einigen andern Verwandten in Afrika zu der Sippe der Heherkukuke (Coccystes) gerechnet wird.

Brehm, Vater, hatte nach ſeinen „Beiträgen“ einen vor den zwanziger Jahren unweit Lübben im Spreethale von einem Kaufmann Müller in Lübben geſchoſſenen Vogel für ſeine Sammlung erhalten. Der Vogel flog dort während der Sommermonate mit einem zweiten in einem ſumpfigen Buſchholze herum. Von der Ankunft dieſer abſonderlichen fremden Gäſte benachrichtigt, verfügte ſich Müller mit einem Schießgewehr an den Ort. Die Vögel werden von ihm äußerſt flüchtig geſchildert, indem ſie von Baum zu Baum nach Art unſeres Kukuks flogen und ſtark mit ſpechtähnlichen Rufen ſchrien. Mit Mühe erlegte Müller einen der ſcheuen Vögel; die Erlegung des nach der Tödtung des erſten noch viel ſcheuer gewordenen zweiten Vogels gelang dem Schützen trotz aller Anſtrengung nicht. Dieſen Vogel benannte unſer Neſtor der praktiſchen Vogelkunde „langgeſchwänzter Kukuk“ (Cuculus macrourus), obgleich er in einer Kennerahnung darüber Folgendes erwähnt:

„Ich habe dieſen Kukuk mit den Beſchreibungen des ſüdeuropäiſchen Straußkukuks (Cuculus glandarius) verglichen; aber leider waren dieſe Beſchreibungen zu kurz, als daß ich mit Gewißheit hätte beſtimmen können, ob er der Straußkukuk ſei oder nicht; denn nirgends fand ich des ganz gelbweißen Unterkörpers und des gelblichweißen Halsringes erwähnt, was meinen Vogel ſo ſehr auszeichnet. Herr Schilling hat Edward's Werk ſorgfältig durchgeſehen, alle ausländiſchen Kukuke des herrlichen Berliner Muſeums genau durchmuſtert, aber unſern langgeſchwänzten Kukuk nicht darin gefunden.“ ... „Ich konnte nicht anders, als ihm einen beſonderen Namen zu geben, den ich recht gern wieder zurücknehmen will, wenn es ein ſchon bekannter Vogel iſt. Die Freude bleibt mir doch, ihn zuerſt als einen deutſchen Vogel aufgeführt und dadurch die Zahl deutſcher Arten um eine vermehrt zu haben.“ Ja gewiß, ſie bleibt dir, trefflicher Altmeiſter, mit ſo vielem Verdienſte um die heimiſche Vogelkunde, obgleich es ſich herausſtellte, daß dein richtig beſtimmter und gewiſſenhaft beſchriebener Vogel ein Exemplar des Linné'ſchen Cuculus glandarius war! —

Wir geben, um nicht zu ermüden, die kürzere Beſchreibung Ch. L. Brehm's, welche er einer längeren, in's Einzelne gehenden in ſeinen „Beiträgen“ vorausſchickt, mit der aber die Art hinlänglich gekennzeichnet wird.

„Der langgeſchwänzte Kukuk iſt ungefähr von Körper ſo groß, als das Weibchen des aſchgrauen (gemeinen), aber ganz anders gebaut. Sein Schnabel

Digitized by Google

und ſeine Füße ſind faſt noch einmal ſo groß, ſein Schwanz iſt viel länger und ſeine Schwingen ſind verhältnißmäßig viel kürzer. Der Schnabel iſt größtentheils lichthornfarbig, der Kopf aſchgrau; um den Nacken geht ein gelblichweißer Ring. Der Oberkörper iſt graubraun, auf dem Oberflügel mit weißen Flecken; der Schwanz mattſchwarz mit weißer Spitze; der ganze Unterkörper iſt gelblichweiß, an der Kehle und Oberbruſt mit ſchwarzgrauen Schäften.“ —

Der Straußkukuk. Nach Kretſchmer.

Der Vogel trägt außerdem einen Federbuſch, welcher nach Brehm, Vater, auf der Mitte des Schnabels anfängt, deſſen Federn lang, ſchmal und pfriemenſpitzig, in der Länge ſehr verſchieden ſind und faſt einen Zoll über den Hinterkopf hinausragen; die längſten Federn meſſen faſt zwei Zoll. Dieſer Federbuſch hat mit dem des Seidenſchwanzes viel Aehnlichkeit; nur iſt er weit ſchmäler, ſpitziger und zopfartiger.“

Auch kennzeichnen den Vogel im Vergleich zum gemeinen Kukuk ſehr große Fußwurzeln mit großen und ſtarken Zehen, wenig über die Ferſe befiederte, breit und groß geſchilderte, ſpechtähnliche Füße.

Mit den Worten: „Ueber die Nahrung und Fortpflanzung dieſes Kukuks weiß ich natürlich aus Erfahrung Nichts zu ſagen“, ſchließt die Schilderung von Brehm, Vater. — Es ſollte nun merkwürdigerweiſe ſeinem Sohne Alfred beſchieden ſein, auf ſeiner afrikaniſchen Reiſe den Straußkukuk unmittelbar zu beobachten und namentlich deſſen Fortpflanzungsweiſe zuerſt in's Klare zu bringen.

Digitized by Google

Wir geben — dem edlen Grundſatze unſeres Freundes folgend, den Urheber urſprünglicher Beobachtungen ſelbſt ſprechen zu laſſen — mit Freuden die Schilderung des Vogels nach dem „Thierleben“ unverkürzt unſeren Leſern.

„Als das eigentliche Vaterland des Straußkukuks iſt Afrika anzuſehen. In Aegypten und Nubien iſt er ſtellenweiſe häufig, in dem benachbarten Arabien und Paläſtina wenigſtens nicht ſelten; in Algerien findet er ſich ebenfalls, und von hier aus ſtreift er mehr oder weniger regelmäßig nach Europa herüber. In Spanien iſt er Brutvogel, in Griechenland ſcheint er ſeltener vorzukommen, in Italien hat man ihn öfter beobachtet. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß er in ganz Südeuropa an geeigneten Stellen faſt alljährlich gefunden wird; wenigſtens erſchien er nach meinen Erfahrungen während der Zugzeit regelmäßig bei Alexandrien, wo er ſonſt nicht vorkommt. Seine Winterreiſe dehnt er bis in die Urwälder Mittelafrika's aus; ich habe ihn dort wiederholt erlegt und für einen Zugvogel gehalten. Uebrigens wandern unzweifelhaft nur die in Europa anſäſſigen ſo weit nach Süden hinab; denn die in Aegypten wohnenden verlaſſen ihr Vaterland in den unſerm Winter entſprechenden Monaten nicht.“

„In Aegypten bevorzugt der Straußkukuk ganz entſchieden kleine Mimoſenhaine, wie ſich ſolche hier und da im Nilthale finden. Ein Wäldchen, welches man in einer Viertelſtunde umgeht, kann unter Umſtänden acht bis zehn Paare des Vogels beherbergen, während man ſonſt viele Meilen durchreiſt und bezüglich durchjagt, ohne einen einzigen zu bemerken. Ob die Paarungszeit auf ihr geſelliges Verhalten irgend welchen Einfluß ausübt, vermag ich nicht zu ſagen; ich kann blos angeben, daß wir gerade während der Brutzeit dieſe Kukuke in Geſellſchaft, jedoch nicht auch in Frieden zuſammen antrafen. Allen, welcher nach mir Aegypten bereiſte, ſagt, daß man den Straußkukuk gewöhnlich paarweiſe finde, und auch Heuglin giebt an, daß er nur einzeln getroffen werde, während ich behaupten muß, daß das häufigere Zuſammenſein die Regel, das vereinzelte Vorkommen die Ausnahme iſt.“

„In ſeinem Weſen und Betragen hat der Straußkukuk mit ſeinem deutſchen Verwandten wenig gemein. Der Flug ähnelt zwar dem des letzteren einigermaßen; im übrigen aber unterſcheidet ſich der Vogel doch ſehr von ihm. Auch er iſt flüchtig, läßt ſich jedoch, wie bemerkt, an ein viel kleineres Gebiet feſſeln; auch er iſt unſtet, kehrt aber doch viel öfter zu denſelben Plätzen zurück, als jener; auch er iſt eiferſüchtig, aber doch nicht entfernt in demſelben Grade, wie der blind wüthende Kukuk, welcher ſich, wie wir geſehen, von dieſer Leidenſchaft ſo vollſtändig beherrſchen läßt, daß er ſich wie ſinnlos geberdet. Daß die verliebten Männchen ſich ebenfalls heftig verfolgen, dabei lebhaft ſchreien und miteinander kämpfen, iſt ſelbſtverſtändlich; es geſchieht dies aber wenigſtens in einer viel anſtändigeren Weiſe als beim Kukuk.“

„Der Flug des Straußkukuks iſt pfeilgeſchwind und ungemein geſchickt; denn der Vogel eilt mit der Gewandtheit des Sperbers durch das ärgſte Dickicht hindurch, ohne einen Augenblick anzuhalten. Gewöhnlich fliegt er nicht gerade weit, ſondern immer nur von einem Baum zum andern; nur wenn zwei

Digitized by Google

Männchen sich jagen, durcheilen sie größere Strecken. Zum Boden herab kommt der Straußkukuk wol äußerst selten; ich meines Theils habe ihn wenigstens nie hier gesehen, aber beobachtet, daß er fliegend von unten Kerbthiere aufnahm. Er fliegt, wenn er aufgescheucht wird, einem Baum zu, dringt in das Innere der Krone und wartet hier die Ankunft des Verfolgers ab. Merkt er Gefahr, so stiehlt er sich unbemerkt zwischen den Zweigen hindurch, verläßt den Baum von der entgegengesetzten Seite und wendet sich einem andern zu. In dieser Weise kann er den Schützen oft lange foppen. Die Stimme ist von der unseres Kukuks durchaus verschieden; sie ist ein lachendes, elsterartiges Geschrei, welches Allen durch „Kiau kiau" wiederzugeben versucht. Der Warnungsruf, welchen ich übrigens nicht vernommen habe, soll wie „Kerk kerk" klingen. Der gewöhnliche Stimmlaut wird regelmäßig sehr oft nach einander und so laut ausgestoßen, daß er mit keinem anderen Vogelgeschrei verwechselt und auf weithin vernommen werden kann."

„Im Magen der von uns erlegten fanden wir Kerbthiere aller Art, auch Raupen, Allen und seine Begleiter hingegen vorzugsweise Heuschrecken." „Die Frage, ob der Straußkukuk selbst niste oder seine Eier andern Vögeln zur Pflege übergebe, war insofern von besonderer Wichtigkeit, als sie entschied, ob der Vogel zu den eigentlichen Kukuken gerechnet werden dürfe oder nicht. Es lag mir deshalb sehr viel daran, hierüber in's Klare zu kommen. Aber ich konnte trotz meines mehrjährigen Aufenthaltes in Afrika hierüber lange nichts Sicheres erfahren. Am 5. März 1850 endlich gewannen wir den ersten Anhaltspunkt für fernere Forschungen. Wir erlegten in einem Mimosenwäldchen bei Siut sieben Straußkukuke und unter ihnen ein Weibchen, welches ein reifes Ei im Legschlauche trug. Dasselbe war leider durch den Schuß zertrümmert worden, und so konnten wir blos Splitter untersuchen; aber auch diese waren hinreichend, um zu erkennen, daß das Ei von dem unseres Kukuks sehr verschieden sein müsse. Das Wichtigste war einstweilen, die Brutzeit des Vogels zu wissen, da diese in Afrika sehr verschieden, d. h. nicht an bestimmte Monate gebunden ist. Trotzdem verstrichen noch zwei Jahre, ehe es mir gelang, über das Fortpflanzungsgeschäft in's Reine zu kommen." „Am 2. März 1852 verfolgte ich in einem Garten bei Theben in Oberägypten längere Zeit einen Straußkukuk. Er äffte mich in beliebter Weise und zog mich wol eine halbe Stunde hinter sich her. Zuletzt sah ich ihn in ein großes Nest schlüpfen, welches auf einem nicht besonders hohen Baume stand. Es versteht sich von selbst, daß ich von jetzt an nicht daran dachte, den Vogel zu stören. Nach mehr als einer Viertelstunde flog er wieder aus dem Neste heraus und entfernte sich sofort aus der Umgebung. Ich erstieg den Baum und fand, daß das Nest der Nebelkrähe angehörte, im Ganzen sechs Eier enthielt, darunter aber eins, welches vor wenigen Minuten zertrümmert worden vor. Unter diesen Eiern entschied ich auf den ersten Blick zwei kleinere, den Kräheneiern an Größe und Farbe zwar nahe stehende, aber doch mit ihnen nie zu verwechselnde Eier eines andern Vogels. Sie wurden ausgehoben, mit einer gewissen Aengstlichkeit der Barke zugetragen und dort mit den sorgfältig aufbewahrten Trümmern des ersten Kukukseies verglichen. Zu meiner großen Freude fand ich, daß sie mit ihm

Digitized by Google

vollkommen übereinstimmten. In der Größe glichen sie ungefähr den Elstereiern, in der Form aber den anderen Kukukseiern. „„Ihre Farbe ist““, wie Bädecker sagt, „„ein lichtes Bläulichgrün, ihre Zeichnung aschgrau und bräunlichgrau in dicht gestellten Flecken, welche am stumpfen Ende sich zu einem mehr oder weniger geschlossenen Kranz vereinigen. Auf dieser Grundzeichnung stehen noch einige dunkelbraune Punkte. Mit Krähen- und Elstereiern sind sie kaum zu vergleichen, viel weniger zu verwechseln; denn ihre Form, die Körnung der Schalenoberfläche, ihre Fleckenzeichnung, selbst die gründliche Grundfärbung fallen auf's erste Ansehen und Berühren ganz anders in's Auge und in's Gefühl.““

„Meine Entdeckung wäre nun schon hinreichend gewesen, um die Art und Weise der Fortpflanzung der Kukuke zu bestimmen; ich machte aber glücklicherweise am 12. März noch eine zweite Beobachtung, welche der ersteren bedeutendes Gewicht verlieh. In einem Dorfgarten, welcher, wie in Aegypten überhaupt gewöhnlich, dicht mit Bäumen bepflanzt war, wurde ich durch das helltönende, mißlautende Geschrei des alten Kukuks, „Kiekkiek, kiek, kiek,“ zur Jagd aufgefordert. Ich erlegte beide Eltern, bemerkte aber bald darauf noch einen Straußkukuk und zwar einen noch nicht vollständig entwickelten jungen, welcher — von zwei Nebelkrähen gefüttert und vertheidigt wurde. Von nun an ließ ich alle Krähennester untersuchen und war wirklich so glücklich in einem derselben am 19. März noch ein Kukuksei zu finden.“

„Es nahm mich kaum Wunder, daß diese Beobachtungen, welche ich fast mit vorstehenden Worten veröffentlichte, bezweifelt und bemäkelt wurden; wol aber entrüstete es mich, daß man sich nicht entblödete, die wahrheitsgetreu gegebenen Thatsachen als „„Ansichten, welche ich triftig zu unterstützen versucht habe,““ hinzustellen, und zwar auf das bedeutungslose Geschwätz eines syrischen Knaben hin. Glücklicherweise hatte ich inzwischen eine weitere Bestätigung jener „„Ansichten““ erhalten. Bald nach meiner Ankunft in Madrid war ich selbstverständlich mit allen Thierkundigen der Hauptstadt bekannt geworden, und in ihren Kreisen wurde gelegentlich über dieses und jenes Thier gesprochen. Da fragte mich eines Tages ein recht eifriger Sammler, ob ich wol auch den Straußkukuk kenne. Ich mußte bejahen. „„Aber wissen Sie auch etwas über das Brutgeschäft dieses Vogels?““ Ich bejahte abermals. „„Señor, das ist unmöglich; denn ich bin der Erste, welcher hierüber etwas erfahren hat. Was wissen Sie?““ Ich war hinlänglich mit der Vogelwelt Spaniens vertraut worden, als daß ich nicht mit größter Wahrscheinlichkeit die Zieheltern der Straußkukuke hätte angeben können. Die Saatkrähe kommt blos auf dem Zuge in Spanien vor, und Raben und Nebelkrähe fehlen gänzlich. Es blieb, wenn ich von dem in Aegypten Beobachteten folgern wollte, nur unsere gemeine Elster als wahrscheinliche Erzieherin noch übrig, und ich nahm keinen Anstand, sie mit einer gewissen Bestimmtheit als die Pflegemutter der jungen Straußkukuke zu nennen. „„Sie haben recht,““ antwortete mein Freund, „„aber woher wissen Sie das?““ Nun theilte ich ihm meine Beobachtungen mit, und er gab mir dafür einen kurzen Bericht von seiner Entdeckung.“

Digitized by Google

„Aufmerksam gemacht durch etwas verschiedene, namentlich kleinere Eier im Neste der Elster, hatte er sich mit guten Jägern in Verbindung gesetzt und von diesen erfahren, daß der Kukuk die betreffenden Eier in das Elsternest lege. Die Sache schien ihm denn doch etwas unglaublich zu sein, zumal auch die bezüglichen Eier von denen des Kukuks wesentlich verschieden waren. Er forschte also selbst nach und fand, daß es der Straußkukuk war, welcher die fremden Eier in die Elsterwirthschaft gelegt hatte."

„Aber auch er war nicht der eigentliche Entdecker gewesen. Viel früher als mein Freund hatte ein alter deutscher Naturforscher, Mieg, beobachtet, daß der junge Straußkukuk von Elstern geführt und gefüttert werde; da aber Mieg diese Beobachtung nur im engsten Kreise erzählt hatte, durfte mein Freund das Erstlingsrecht der Entdeckung wol für sich beanspruchen, und seine castilianische Eigenliebe war deshalb nicht wenig verletzt, als er von mir erfuhr, daß die ganze Angelegenheit der wissenschaftlichen Welt bereits mitgetheilt worden sei."

„Gegenwärtig ist die Frage vollständig entschieden. Wenige Jahre später, als ich Spanien bereiste, durchforschte Tristram Algerien und erhielt dort Eier des Straußkukuks, welche denen der Maurenelster (Pica mauritanica) ähnelten, war aber der Ansicht, daß er wol in die Nester des Vogels lege, aber selbst brüte, da er in einem Neste, aus welchem ein Kukuk flog, zwei stark angebrütete Eier fand und in seiner Ansicht durch die Araber bestärkt wurde. Im Winter von 1861 zu 1862 bereisten Allen und Cochrane Aegypten, und da nun die Pflegeeltern des Straußkukuks bereits bekannt waren, wurde es ihnen nicht schwer, in den Nestern der Nebelkrähen viele Eier und Junge des Straußkukuks zu erhalten. Allen fand zwar nur zwei Eier, aber noch drei Junge, und unter ihnen zwei in ein und demselben Neste; der glücklichere Cochrane hingegen erhielt dreizehn Eier und zwölf Junge, sämmtlich aus den Nestern der Nebelkrähe. In drei Nestern lagen je zwei Eier, in einem Neste zwei Junge unseres Vogels."

„Aus Allen's Beobachtungen geht hervor, daß auch die jungen Straußkukuke immer ihren Stiefgeschwistern in der Entwicklung vorauseilen. Sie waren schon ziemlich befiedert, die jungen Nebelkrähen aber noch gänzlich nackend, und so scheint es, daß die Eier des Straußkukuks früher gezeitigt werden, als die Kräheneier, denn Allen's Annahme, daß der weibliche Kukuk sich stets ein Krähennest mit unvollständigem Gelege aussuche, ist meinen Beobachtungen zufolge wenigstens nicht immer richtig. „„Es scheint,"" schließt Allen, „„daß von dem Straußkukuk nur die in Mimosenhainen stehenden Krähennester erwählt werden, denn wir fanden niemals ein Kukuksei in solchen Nestern, welche auf einzelnen Bäumen standen.""

„Tristram fand, wie er ganz kürzlich uns mittheilte, auch in Palästina dasselbe Verhältniß, wie in Aegypten. „„In diesen Gegenden,"" sagt er, „„trafen wir die Krähe brütend an und zwar ebensowol auf vereinzelten Bäumen, als auf Felsen und in alten Ruinen, und hier trafen wir auch den Straußkukuk, welcher Eier in jener Nester legt. Wir erhielten mehrere von

Digitized by Google

ihnen. Eins dieser untergeschobenen Kinder würde, wie ich fürchten muß, ein trauriges Dasein geführt haben; denn die Kräheneier waren fast zum Ausschlüpfen reif, während das Kukuksei sich erst leicht bebrütet zeigte. Ich war erfreut, hier um die Ruinen von Rabath Ammon eine neue Bestätigung zu den Beobachtungen Brehm's, Cochrane's und Allen's zu erhalten, welche in Aegypten diese Eier ebenfalls ausschließlich in den Nestern der Nebelkrähe fanden, während Lord Lilford in Spanien im Gegentheil sie den Nestern der Elster entnahm und auch diejenigen, welche wir in Algerien erbeuteten, unabänderlich in den Nestern der dort lebenden Maurenelster gefunden wurden.""

„Durch Allen erfahren wir schließlich, daß sich junge Straußkukuke ohne Mühe in der Gefangenschaft erhalten lassen. Eines von denjenigen Jungen, welche er aushob, ging ohne Umstände an's Futter, nahm große Mengen von Fleisch zu sich, schrie beständig heißhungrig nach mehr Nahrung und befand sich hierbei so wohl, daß es England lebend erreichte. Wie lange es hier ausgehalten, vermag ich nicht zu sagen; Allen bemerkt blos noch, vernommen zu haben, daß das dunkle Gefieder des Vogels im Laufe der Zeit bedeutend lichter geworden wäre, und hieraus geht also zur Genüge hervor, daß der Gefangene wenigstens mehrere Monate lang bei guter Gesundheit gewesen ist."

---

**Der goldgrüne oder Goldkukuk** (Cuculus *s.* Chrysococcyx auratus),

welchen Le Baillant zuerst entdeckt und nach seiner Stimme Didrick genannt hat, ist ein Bewohner des südlichen Afrika. Er ist ein prachtvoller, in dem schönsten Metallschimmer glänzender Vogel, nur 6—7 Zoll lang, oben schön grün mit Goldschimmer und blauschillernden Federrändern, hat hinter den Augen zwei und an der Stirne einen weißen Streifen; auch die dunkelgrünlichen Flügel und die Seitensteuerfedern zieren weiße Flecken, während die Unterseite, Anfangs nach der Mauserung matt gelblich, an den Flanken goldstreifig angelaufen, durch die tropische Sonne bald weiß gebleicht wird. Sein gewöhnlich hell gelbbraunes Auge färbt sich bei dem Männchen zur Paarungszeit nach Brehm cochenilleroth.

Sein Entdecker will in ihm die Bestätigung gefunden haben, daß er sein Ei im Schnabel in fremde Nester trage. Vom Kap der guten Hoffnung bis zur Kafferei traf er ihn so massenhaft an, daß er mit seinem Jäger Klaas 210 Männchen, 113 Weibchen und 103 Junge schießen konnte. Bei einem erlegten Weibchen fand er ein unversehrtes, schneeweißes Ei im Schlunde, und sein Jäger Klaas bestätigte, daß er schon öfters neben eben geschossenen Weibchen ein frisch zerbrochenes Ei gefunden habe. In diesem Umstande liegt — wie Oken richtig bemerkt — der Grund zur Sage, daß der Goldkukuk die Eier anderer Vögel fräße.

Der Vogel kommt nach Brehm's, Heuglin's und Rüppell's Beobachtung auch in Mittelafrika, jedoch in viel geringerer Anzahl als in Südafrika vor. Brehm traf ihn nur im Urwalde an, wo er sich in den dich-

Digitized by Google

teſten Baumkronen der höchſten Bäume verbirgt. Brehm ſchildert in Uebereinſtimmung mit Heuglin, der ihn häufig in Keeren, hin und wieder am Blauen und Weißen Nil und in Abeſſinien beobachtete, das Betragen ähnlich dem unſeres Kukuks, indem ſich die Männchen ſowol durch ihr Geſchrei — das Heuglin mit „Huidhuidhuidi“ überſetzt — als durch Neckereien und Raufereien mit Nebenbuhlern kenntlich machen. Nach Heuglin's anatomiſchen Unterſuchungen werden die weißen Eier im Juli und September in beträchtlicher Anzahl legreif.

Neben dieſem kleinen Kukuk ſtellt ſich unter der Sippe der wegen ihrer maskenhaften bedeutenden Schnabelbildung ſobenannten Fratzenvögel (Scythrops) in dem „Lande der ſcheinbaren Wunder“, Neuholland, ein Rieſe dar:

Der Rieſenkukuk. Nach Kretſchmer.

Der Rieſenkukuk (Scythrops Novae-Hollandiae).

Dieſer, bis jetzt einzige Repräſentant ſeiner Sippe wird als Verbindungsglied der Kukuke und Pfefferfreſſer betrachtet; und in der That beſitzt er, neben ſeiner Fortpflanzungsart, im Gefieder und der Fußbildung Aehnlichkeit mit unſerem Kukuk, während ihn ſein über kopflanger, dicker Schnabel, der im Oberkiefer Längsfurchen und zahnartig ausgeſchnittene Ränder, ſowie an der Wurzel eine runzelige, wachshautartig-nackte, ſcharlachrothe Stelle zeigt, den Pfefferfreſſern näher rückt. Seinen Namen verdient er vollauf, denn er mißt in ſeiner Länge über 2 Fuß.

Digitized by Google

Latham, Gould und Bennett haben uns den Vogel und einige Züge aus seinem Leben geschildert, allein Ausführlicheres läßt sich noch sehr wünschen. Der Vogel soll nach diesen Mittheilungen eine gewisse imponirende Pracht, namentlich im Sitzen etwas Falkenähnliches entfalten, indem er den langen Schwanz oft fächerartig ausbreitet und, sich erhebend, mit den Flügeln schlägt. Sein Flug soll ihn weniger auszeichnen, mehr sein während dieses, sowie im Sitzen häufig ausgestoßenes Geschrei, das er besonders beim Ansichtigwerden eines Raubvogels hören läßt. Man sah ihn sowol in kleinen Flügen als paarweise. Er lebt von Samen des rothen Gummi- und Pfefferminzbaumes, sowie von Kerfen. Bennett erwähnt eines jungen Riesenkukuks, den ein gefangen gehaltener Riesenfischer bis zur Selbständigkeit auffütterte. Hiernach ist der Vogel in der Gefangenschaft zu erhalten.

Obgleich die Beobachtungen über seine Fortpflanzung noch dürftig sind, so geht doch entschieden aus den vorhandenen hervor, daß er sich in dieser Hinsicht als ein wahrer Kukuk verhält. Sein Ei fand Strange im Legkanale eines Weibchens von graulichtrübem Grunde mit häufiger röthlichbrauner Zeichnung von Flecken und Punkten. Gould giebt unter den Pflegeeltern des Riesenkukuks auch den australischen Flötenvogel (Gymnorhina tibicen) an. Die Eier dieses Vogels sollen nun nach Bennett's Angabe sehr auffallend untereinander abändern. Mit Recht fragt Rowley in seinen schon erwähnten „Thatsachen" unter Hinweisung auf die von Baldamus besprochene Eierfärbungs-Theorie des gemeinen Kukuks: „Legt der australische Scythrops Novae-Hollandiae ein Ei, das an Farbe dem der australischen Gymnorhina tibicen gleicht, die ihn nach Herrn Gould manchmal aufzieht?" Das Hervorbringen von den veränderlichen homogenen, „zum Verwechseln ähnlichen" und „typischen" Eiern, wie sie die „teleologische" Weisheit mancher Theoretiker unserer Naturkunde dem europäischen Kukuke beimischt, sollte für den Vogel eine wahre Riesenarbeit sein und ihn „weidlich schwitzen machen" — sofern er nicht etwa auch mit einem höheren Eierfärbungsvermögen von irgend einer indischen Gottheit begnadet worden.

Die volle Aufklärung über die Fortpflanzungsgeschichte des ausländischen Riesen bleibt immerhin noch einer späteren Naturforschung vorbehalten.

---

Ganz unerwähnt lassen wollen wir den Vertreter einer Sippe von Kukuken Südasiens und des indischen Archipels nicht, wenn wir gleich wegen seines kaum halb dem Dunkel der Sage enthobenen Lebenswandels ihn nur kurz berühren mögen. Es ist dies unter den sogenannten Guckeln der seines Rufes wegen so getaufte:

### Koel oder Kuil (Endynamys orientalis).

Von der ungefähren Größe unseres Kukuks, zeigt der Vogel eine glänzend grünlich-schwarze Grundfarbe mit weißen Flecken.

Ziemlich übereinstimmend sind die Angaben, daß er die Nester der indischen Krähenarten, der Glanz- und Aaskrähe, die der ersteren Art aber viel häufiger als die der letzteren, mit seiner Frucht beschenke. Das Ei hat nach

Digitized by Google

Blyth ein blasses Olivengrün mit gleichmäßig dichter röthlichbrauner Fleckung, welche um das dicke Ende herum gedrängter steht. Es findet sich in den Krähennestern immer nur ein Ei des Schmarotzers, der, von den Nistvögeln als solcher wohlerkannt, oft heftige Angriffe erfährt.

Der junge Koel soll nun nach Einigen, sobald er flügge geworden, von der Stiefmutter aus dem Neste geworfen und dann von der rechten Mutter bis zur Selbständigkeit gepflegt werden; nach Andern — und das scheint das Natürlichere — ätzen ihn die Krähen allein groß. Wenn die Vermuthung Blyth's — welcher eine Koelmutter einen jungen ausgeflogenen Koel will füttern gesehen haben — wahr ist, „daß der Vogel hinter einander verschiedene Eier in Zwischenräumen von zwei bis drei Tagen, wie der europäische Kukuk, legte und ferner, daß, nachdem die Jungen von den Pflegeeltern herausgeworfen sind, die echte Mutter sie noch einen und den andern Tag fütterte": — dann bildet dieser Vogel in seiner Nistweise einen Uebergang von den echten Schmarotzer-Kukuken zu den amerikanischen. Jedenfalls scheint aber über dem Wesen und Wandel dieses Vogels noch viel sagenhaftes Dunkel zu schweben, bei dessen Walten sich die wahre Naturforschung jeder Vermuthung enthält.

---

## Der Kuhvogel (Molothrus pecoris).

Die Sippe der Kuhvögel (Molothrus), welche unter der Ordnung der Rabenvögel (Coracirostres) der Familie der Stärlinge (Icteri) angehört, zeichnet sich aus durch einen kurzen, kegelförmig und spitz zulaufenden, auf der Firste fast geraden Schnabel mit sehr eingebogenem Rande, durch verhältnißmäßig lange und spitze Flügel, einen gerade abgestutzten Schwanz von mittlerer Länge, durch zierlich gebaute Füße von mittlerer Höhe und durch weiches Gefieder, welches beim jungen Vogel braun oder bräunlich, beim alten dagegen glänzend stahlblau ist.

Am berühmtesten von diesen Vögeln ist der Kuhstaar (Molothrus pecoris), ein Vogel von bräunlich schwarzer Farbe. Das Männchen unterscheidet sich vom Weibchen durch die wenig übersteigende Größe, die bläuliche Brust und den grün und blau glänzenden Rücken.

Ein großer Theil Nordamerika's ist seine Heimath, wo er über einzelne Gegenden in bedeutender Anzahl verbreitet erscheint und da vorzüglich sumpfiges Land und Viehweiden zum Aufenthalt sich erwählt. Die Nacht bringt er an den Ufern der Flüsse im Gebüsch oder Röhricht zu. Hier fällt er Abends in großen Schaaren ein. Am Tage sieht man ihn häufig in kleineren und größeren Flügen auf dem Rücken des Weideviehs begierig nach Schmarotzern suchen. Dr. Potter erforschte, daß die Kuhvögel sich nicht paaren, sondern in Vielweiberei und Vielmännerei leben. Er sah sie während der Brutzeit in ungeraden und geraden Zahlen von 1—20. Wenn ein Weibchen sich von der Gesellschaft lostrennt, so wird, nach Potter's Beobachtung, seine Abwesenheit nicht bemerkt oder berücksichtigt; kein Gefährte begleitet es und zeigt zärtliche Besorgniß. Ebenso wenig wird seine Wiederkehr mit dem liebevollen Gruß bezeichnet,

der bei andern Vögeln so auffallend ist. „Dieser Mangel an gegenseitiger Anhänglichkeit," bemerkt Rennie, „stimmt mit der allgemeinen Oekonomie des Kuhvogels überein, denn diese Anhänglichkeit würde überflüssig sein, da der Vogel niemals ein Nest baut und nie seine Jungen füttert. Ueberwacht man eine gewisse Anzahl dieser Vögel während der Brutzeit, so bemerkt man, wie das Weibchen seine Gefährten verläßt, ein kränkliches Aussehen annimmt und sich auf eine Höhe setzt, von wo es das Verfahren der Vögel im Bau der Nester überwachen kann; kann es von einer solchen Stellung keine passende Entdeckung machen, so wird es unruhig und flattert von Baum zu Baum."

Potter erzählt: „Als ich ein Weibchen in einer Gruppe Büsche in ein Nest blicken sah, beschloß ich, womöglich das Ergebniß abzuwarten. Da ich wußte, daß der Vogel sich durch die Nähe des Menschen leicht stören läßt, bestieg ich mein Pferd, ritt langsam vorwärts, indem ich ihn bisweilen sah und wieder aus dem Gesichte verlor, bis ich beinahe eine halbe Meile am Strande eines Baches zurückgelegt hatte; er begab sich in jedes Dickicht und forschte höchst sorgfältig nach Orten, wo kleine Vögel gewöhnlich bauen; zuletzt schoß er plötzlich in ein Dickicht von Erlen und Brombeer, wo er 5—6 Minuten blieb, worauf er über den Unterwald emporschwebend zur Gesellschaft auf einem Felde zurückkehrte, auf welchem er sich früher genährt hatte; als ich in das Dickicht ging, fand ich das Nest eines Marylandbuschsängers (Sylvia marylandica) [Gelbkehlchen] mit je einem Ei von beiden Vögeln. Als der Kuhvogel den Bach entlang kam, drang er in die dicken Zweige einer kleinen Ceder und kehrte mehreremal um, bevor er sich entschließen konnte, den Ort zu verlassen. Als ich denselben untersuchte, fand ich einen Sperling auf seinem Neste sitzen, in das der Kuhvogel sich sicher eingestohlen haben würde, wäre der Eigenthümer abwesend gewesen. Ich halte es für gewiß, daß der Kuhvogel niemals mit Gewalt in eine Wohnung dringt, indem er andere Vögel angreift und sie austreibt, obgleich sie ihm vielleicht untergeordnet an Kraft sind, mit Ausnahme des Blauvogels, der zwar von mildem und liebevollem Charakter ist, allein angegriffen lebhaften Widerstand leistet. Wie die meisten Tyrannen und Diebe ist der Kuhvogel feig und verschafft sich heimlich, was er nicht durch Gewalt erlangen kann. Der Marylandbuschsänger kehrte zurück, während ich am Orte wartete, und stürzte in sein Nest, kehrte aber sogleich wieder um, wiegte sich auf einem Zweige nahe am Orte, blieb dort einige Minuten, begab sich wieder in's Nest, kehrte um und verschwand. In zehn Minuten kehrte er mit seinem Gefährten zurück; sie schnatterten in großer Aufregung, wie es schien, über die Beschimpfung beide empört, und flogen davon."

Wilson, der sowol eigne Beobachtungen über diesen Vogel gemacht hat, als auch auf das übereinstimmende Zeugniß von Männern sich beruft, die einander unbekannt waren und weit von einander wohnten, spricht über unsern Gegenstand in folgenden Worten:

„In zahlreichen Beispielen hatte ich in den Nestern von drei oder vier Vogelarten ein Ei größer und anders gezeichnet, wie die andern, gefunden; ich hatte bemerkt, daß diese sonderbaren Eier von derselben Farbe und beinahe

Digitized by Google

in derſelben Weiſe gezeichnet waren, in welchem Neſte ſie auch liegen mochten, obgleich die nahe dabei liegenden Eier eine verſchiedene Färbung hatten; auch hatte man mir in unbeſtimmter Weiſe ſchon geſagt, der Kuhvogel lege in die Neſter von andern Vögeln; zuletzt bemerkte ich das Weibchen dieſes Vogels im Neſte des rothäugigen Fliegenfängers, welches Neſt ſehr klein und ſonderbar gebaut iſt.

Der Kuhvogel. Zeichnung von R. Kretſchmer.

Ich vermuthete die Abſicht und hielt mich deshalb ruhig, um das Weibchen nicht zu ſtören, und ſo hatte ich bei meiner Rückkehr das Vergnügen, das ſoeben gelegte Ei als von derſelben Art in Größe, Farbe und Zeichnung als dasjenige zu erkennen, welches ich vorher oft bemerkt hatte. Seit der Zeit fand ich die Jungen des Kuhvogels häufig in den Neſtern kleiner Vögel; ich ſah wie der junge Kuhvogel letzteren folgte, laut nach Futter ſchrie, und habe jetzt in einem Käfige einen ſehr ſchönen, der in dem Neſte eines Marylandbuſchſängers gefunden wurde. Ich nehme übrigens kein Verdienſt in Anſpruch, das mir nicht angehört. Leute, die in der Gegend wohnten, kannten längſt die ſonderbare Gewohnheit, und deren Kenntniß ging dem Wiſſen der Naturkundigen und Syſtematiker in dieſem Falle voran. Dieſe Vögel bemerkt man häufig, wie ſie in einſamem Dickicht einzeln umherſchwärmen, offenbar um zu

rekognosziren, welchem Vogel sie ihre Eier und die Aufbringung ihrer hülflosen Jungen anvertrauen sollen."

„Unter den Vögeln, deren Nester der Kuhvogel aufsucht, sind folgende: Der Blauvogel, der in einen hohlen Baum baut; der gesellige Sperling, der in einen Cederbusch baut; die goldhaubige Drossel, die in Form eines Ofens auf den Boden baut; der rothäugige Fliegenschnäpper, der ein hängendes Nest errichtet; der Gelbvogel oder amerikanische Stieglitz, der auf Erlen baut; der Marylandbuschsänger, der auf dem Boden unter Brombeergesträuch baut; der weißäugige Fliegenschnäpper, der sein hängendes Nest an einen wilden Weinstock heftet, und der blaugraue Fliegenschnäpper, der ebenfalls ein hängendes Nest an die zarten Ruthen eines Baumes, oft 50—60 Fuß vom Boden, befestigt. Offenbar giebt es noch andere Vögel, denen der Kuhvogel das Ei anvertraut, bei den genannten habe ich es selbst beobachtet. Die beiden Fliegenschnäpper scheinen besondere Günstlinge des Kuhvogels zu sein, und die Liebe, welche diese kleinen Vögel dem Zögling erweisen, rechtfertigt die Vorliebe der Eltern. Diejenigen, welche die Gewohnheiten der Vögel beobachtet haben, wissen sehr wohl, daß ein oder zwei Tage meist nach Vollendung des Nestes vergehen, bevor das Weibchen seine Eier legt. Dieser Verzug ist meist nothwendig, um dem feuchten Material Festigkeit zu ertheilen und es austrocknen zu lassen. (?) In diesem Zustand trifft man es bisweilen an, wenn der Kuhvogel sein Ei hineinlegt; alsdann ist der Verlust des Eies die Folge; hat aber die Eigenthümerin zu legen begonnen und sind ein oder zwei Eier vorhanden, bevor der Kuhvogel das seine gelegt hat, so ist die Anhänglichkeit der Pflegemutter gesichert und bleibt unerschüttert, bis der junge Kuhvogel für sich selbst sorgen kann. Im vergangenen Juli nahete ich mich dem Neste des Marylandbuschsängers, welches unter den trocknen Blättern an der Wurzel eines Brombeerstrauchs gebaut war; das Junge nahm das ganze Nest ein. Vorher hatte ich die Bewegungen der Pflegeeltern länger als eine Stunde beobachtet, um mich zu überzeugen, ob noch mehrere ihrer Jungen in der Nähe wären, erlangte aber die vollkommene Gewißheit, daß dies nicht der Fall war. Wahrscheinlich waren die Jungen umgekommen. Ich nahm diesen Vogel mit nach Haus und that ihn in denselben Käfig mit einem indianischen Haubenfink (Rothvogel, Kardinal), der zuerst den Vogel einige Minuten lang sehr neugierig untersuchte. Dieser schrie bald nach Futter, und von dem Augenblick an schien der Kardinal ihn als sein Junges anzunehmen und fütterte ihn mit größter Sorgfalt und Zärtlichkeit. Als er fand, daß ein Heimchen, welches er seinem Pflegling gebracht, zum Verschlingen zu groß sei, nahm er ihm das Insekt wieder weg, zertheilte es in kleine Stücke, kaute es ein wenig, um es zu erweichen, und brachte die Stücke mit aller denkbaren Zartheit einzeln in seinen Mund. Oefters verbrachte er mehrere Minuten, um den Vogel zu untersuchen und den Schmuz wegzubringen, der auf seinen Federn saß.

Als er ihn essen lehrte, erinnerte ich mich oft an Goldsmith's Verse:

Er suchte List beim Lehrling anzuwenden,
Er tadelte Verzug und strebt' in Spenden
Von Leckerei'n ihm Thätigkeit zu wecken.

Digitized by Google

„Der Kuhvogel ist jetzt sechs Monate alt, hat ein vollkommenes Gefieder und vergilt die liebevollen Dienste seiner Stiefmutter mit häufiger Aeußerung der musikalischen Talente, womit ihn die Natur begabt hat. Diese Talente sind allerdings nicht entzückend, aber merkwürdig wegen ihrer Sonderbarkeit; er breitet seine Flügel aus, schwillt seinen Körper zur kugelrunden Form an, spreizt seine Federn wie ein Truthahn auf und stößt mit scheinbarer Schwierigkeit einige tiefe, schnelle Töne aus, als kämen dieselben aus seinem Bauche. Bei allen diesen Gelegenheiten brüstet er sich vor dem Zuschauer mit wichtigthuender Ziererei. Sehe ich den Kardinal, der selbst ein vortrefflicher Sänger ist, jenen Kehltönen lauschen, so denke ich an den großen Händel, der einem elenden Violinspieler zuhört. Vielleicht jedoch sind dies die Töne der Liebe und Zuneigung, die dem Ohre lieblicher klingen und dem Herzen theuerer sind, als alle künstlichen Soli und Konzerte."

Das Ei, welches der Kuhvogel legt, steht in dem ungefähren Verhältniß zu ihm in Bezug auf Größe, wie dasjenige unsers Kukuks zu seinem Urheber. Es soll jedoch in der Färbung weniger als letzteres abändern. Seine Grundfarbe ist blaßblaugrau und seine Zeichnung besteht in umberbraunen Flecken und kleinen Strichen, welche gegen das dickere Ende hin am dichtesten stehen. Audubon giebt an, daß der Kuhvogel immer nur Ein Ei in ein Nest lege. Jedenfalls aber legt er während der Brutzeit in mehrere Nester, und dies entspricht vollkommen der Natur und Gewohnheit unseres Kukuks.

Was wir bereits bei unserem Kukuke zufolge unserer vielfältigen Versuche und Beobachtungen erwähnten, daß nämlich die Brutvögel ein fremdes Ei von den ihrigen wohl zu unterscheiden vermögen, sowie daß der Muttervogel regelmäßig sein Nest verläßt, wenn ihm sein eigenes Gelege ganz genommen wird, das bestätigen Ruttall's Beobachtungen auch bei den Vögeln, welchen der Kuhvogel sein Ei unterschiebt.

„Wird das Ei des Kuhvogels" — so erwähnt Ruttall in seinem „Handbuch der Ornithologie über die Vereinigten Staaten und Canada" — „allein in das Nest gelegt, so verläßt dies der Vogel regelmäßig. Hat aber die Pflegemutter zugleich eigene, so beginnt sie unverweilt zu brüten. Der rothäugige Fliegenfänger, **Muscicapa olivacea Wils., Vireo olivaceus Bonap.**, der unter 10—12 Vogelarten der am meisten bevorzugte Liebling des Kuhfinken zum Unterbringen seines Eies zu sein scheint, beweist sich als sehr besorgter und eifriger Pfleger des unbeholfenen Findlings. In einem Neste von ihm fand ich sogar einmal nur je ein Ei von beiden Arten, sowie ein anderes Mal nur zwei seiner eigenen mit einem des Kuhvogels; dennoch brütete das Weibchen bereits darauf. In dem ersteren dieser Fälle nahm ich demselben sein eigenes Ei und ließ ihm das fremde. Es kehrte bald zurück, sah, indem es das Geschehene merkte, einige Zeit mit unverwandter Aufmerksamkeit darein, schob das Ei herum, setzte sich dann zwar darauf, erhob sich jedoch bald wieder, um seine Untersuchung nochmals zu erneuern, und es währte eine bedeutende Weile, bevor es geneigt schien, seinen Platz auf demselben wieder einzunehmen. Zuletzt sah ich es zwar noch auf dem Neste sitzen; aber nach 2—3 Tagen fand ich, daß es seine Aufmerksamkeit für das fremde Ei ganz aufgegeben und sein Nest verlassen hatte."



Digitized by Google

Eigenthümlich ist zuweilen die Bethätigung einiger kleiner Vögel, wenn der Kuhvogel ihr Nest mit einem Ei bedenkt, gleichviel ob das Nest noch leer oder darin schon das Gelege sich befindet. Nuttal und Audubon berichten darüber höchst merkwürdige Thatsachen.

Ein Freund Nuttall's Namens Pickering fand nämlich zwei Nester des blauäugigen gelben Sängers (Sylvia aestiva Lath.), in welche der Kuhvogel früher als die Nistvögel gelegt hatte; außer Stande, das Kuhvogelei hinauszuwerfen, hatten sie es auf dem Boden ihres Nestes gleichsam vergraben durch eine neue Lage von Baustoffen.

„Im Jahre 1830 — fährt Nuttall fort — sah ich selbst einen gleichen Fall bei demselben Vogel; nur war hier das Ei des Kuhfinken, obwol gleichsam eingesperrt, noch mit seinem oberen Spitzende sichtbar. Mit ausgebrütet konnte es jedoch in solcher Lage nimmermehr werden."

Zwei ganz gleiche Fälle führt Audubon nach Beobachtungen seines Freundes Brewer in Boston an. Zwei andere hingegen nach derselben Quelle sind jedoch noch merkwürdiger. In dem ersten dieser beiden Fälle hatte das Vogelpaar bereits drei Eier gelegt, als der Kuhvogel das seine dazu brachte. Die Vögelchen, welche das Unterschieben wohl bemerkten, gaben lieber ihre eigenen Eier auf, als daß sie das Ei des Schmarotzers mit ausgebrütet hätten: — sie vergruben das ganze Gelege mit dem Kuhvogelei unter einem erhöhten Aufbaue! Der andere Fall übertrifft den eben erwähnten noch an Zügen entschiedener Selbsthülfe. Ein Sylvien-Pärchen sollte zweimal kurz hinter einander in einem Neste den Verdruß erleben, daß ihr eben vollendeter noch leerer Bau mit der Frucht eines Kuhvogels bedacht wurde. Das Pärchen wußte sich zweimal auf gleiche Weise zu helfen, indem es jedesmal eine dreiviertel Zoll dicke Lage neuen Baustoffes darüber aufhäufte. Auf diese Weise entstand „ein dreifaches Nest, dessen zwei obere Stockwerke sogar merklich breiter als das untere waren."

Nuttall sieht den Grund, warum diese Vögel, anstatt das Nest aufzugeben, lieber zu diesem Mittel des Vergrabens schreiten, in dem Umstande, daß ein neuer Nestbau bei ihrer künstlichen Wohnungsbereitung viel Zeit und Mühe erfordert und die Thierchen sich durch eine einfachere Art zu helfen wüßten. Ja, in der That! es ist ein sprechender Beweis überlegten Handelns in der Thierwelt, dem wir hier begegnen, woraus deutlich hervorgeht, daß der Nistvogel sich von den Schmarotzern keineswegs täuschen läßt und oft genug deren Einnisten in die kleine Haushaltung zu begegnen weiß.

Potter fiel bei Beobachtung der Fortpflanzungsgeschichte des Kuhvogels die Wahrnehmung auf, daß der junge Kuhvogel ebenfalls fast regelmäßig im Neste der Stiefeltern allein ausgebrütet wird und zieht aus dem Umstande, daß die Eier der rechtmäßigen Besitzer immer aus dem Neste verschwinden, sobald der junge Schmarotzer ausgebrütet ist, den richtigen Schluß, daß die Stiefeltern dies bewirkten und nicht das Junge, wie Jenner und nach ihm Montagu dies beim gemeinen Kukuk beobachtet haben wollen und so abenteuerlich beschreiben. Potter fand nämlich in dem Neste eines Blauvogels, welches in einen hohlen Baumstumpf gebaut war und fünf Eier des Blauvogels und eins

Digitized by Google

des Kuhvogels enthielt, drei oder vier Tage nach der Entdeckung einen jungen Kuhvogel ausgebrütet und nur drei Eier übrig; eines der beiden, welche aus dem Neſte verſchwunden waren, lag unten am Stumpf und war zerbrochen. Die Höhlung des Stumpfes war einen Fuß tief, das Neſt auf deren Boden und der Eingang ſenkrecht; deshalb konnte der junge Vogel die Eier nicht herausgeworfen haben, ſondern dies mußte von dem Blauvogel geſchehen ſein.

Wir haben geſehen, daß dieſe Vermuthung Potter's, welche Rennie in ſeiner mehrerwähnten „Baukunſt der Vögel" wie vorſtehend berichtet, in unſeren Beobachtungen und praktiſchen Verſuchen mit den Neſtern verſchiedener Niſtvögel thatſächlich ihre volle Beſtätigung findet.

So erſcheint denn die Fortpflanzungsgeſchichte des Kuhvogels mit der des wahren Kukuks im Weſentlichen übereinſtimmend.

## Die nordamerikaniſchen Kukuke.

Es drängt uns, zum Schluße noch eine merkwürdige Erſcheinung in den Bereich unſerer Betrachtungen zu ziehen, nämlich die Lebens- und Niſtweiſe der beiden nordamerikaniſchen Kukuksarten, des gelbſchnäbeligen oder Regenkukuks (Coccygus *s.* Cuculus americanus) und des ſchwarzſchnäbeligen oder rothäugigen Kukuks (Coccerythrophthalmus *s.* Cuc. dominicus). Ihre Fortpflanzungsgeſchichte ſteht einzig, wenigſtens in ihrem durch den bedeutendſten Vogelkundigen Amerika's thatſächlich begründeten ausgeprägten Charakter, in der Vogelwelt da. Dennoch iſt das merkwürdige Brutgeſchäft dieſer Vögel lange Zeit, ſelbſt von dem ſcharfſinnigen Audubon unbemerkt geblieben. Denn derſelbe ſchildert die Niſtweiſe der beiden Arten ausweislich des I. Bandes ſeiner im Jahre 1827 erſchienenen „Ornithological Biography" nicht abweichend von dem gewöhnlichen Gange dieſes Lebensabſchnittes bei den übrigen Vögeln. Erſt in den 1839 erſchienenen Nachträgen zu ſeinem obigen Werke finden wir die Aufmerkſamkeit des Forſchers in ihrer ganzen Lebendigkeit auf dieſen Punkt gerichtet.

Doch beginnen wir, ehe wir Audubon über das Brutgeſchäft ſprechen laſſen, vorerſt mit der allgemeinen Kennzeichnung der Gruppe, ſowie mit der Zeichnung ihres Weſens.

Die amerikaniſchen Kukuke benennt die Wiſſenſchaft mit Ferſenkukuke (Coccygi). Eine ſtarke Leibesgeſtalt, welcher ſich meiſt ein langer Schwanz und lange Füße zugeſellen, ſowie ein bald kräftigerer, bald ſchwächerer, leicht gebogener und ſpitziger Schnabel und mittellange Flügel ſind die allgemeinen Kennzeichen der über ganz Amerika verbreiteten Familie dieſer Kukuke, von denen wir aber nur die zu Einer Sippe gehörigen, ſchon erwähnten beiden Arten einer Betrachtung unterziehen. Dieſe ſind Vögel von 12—13 Zoll Länge ohne den Schwanz, welcher faſt 7 Zoll mißt, oben von hellgraubrauner, unten von ſchmuzigweißer Farbe und flinken, lebhaften Weſens. Ein eigenthümlicher Zug in ihrer Fortpflanzungsweiſe, den wir weiter unten näher erörtern wollen, bringt ſie in eine merkwürdige Beziehung zu den Kukuken der öſtlichen Erdhälfte. Ihr Weſen gleicht inſofern dem der letzteren, als ſie einſam und ſcheu

Digitized by Google

ſich in den Wäldern aufhalten, hingegen mehr Schlüpfer ſind und häufiger den Boden beſuchen als die Kukuke des Oſtens. Nach Nuttall „nähren ſie ſich von Inſekten und Beeren, ganz beſonders von den haarigen Raupen, die von andern Vögeln verſchmäht werden.“

Audubon fand zwar auch, ausweislich ſeiner Unterſuchungen der Verdauungswerkzeuge bei dieſen Kukuken, namentlich bei der ſchwarzſchnäbeligen Art, außer Inſekten viele Raupenhaare vor, welche in gleicher Weiſe, wie bei unſerem Kukuke, an und in den Wänden der Magenhaut ſaßen; zufolge ſeiner Beobachtungen in der Natur aber nimmt der ſchwarzſchnäbelige Kukuk auch ſehr gern Süßwaſſermuſcheln und Larven von Waſſerinſekten, ja ſogar hin und wieder kleine Fröſche auf, die er hier am Boden und an den Ufern der Gewäſſer, dort von herabhängenden Baumzweigen ſich zu verſchaffen weiß. Der gelbſchnäbelige geht dieſer Nahrung wenig oder gar nicht nach, doch frißt er dafür Landſchnecken. Endlich ſollen beide Arten mitunter entſchiedene Vertilger von Eiern ſein, die ſie aus den Neſtern kleinerer Vögel rauben, eine Nahrung ähnlich der von Schnecken und Lurchen, wodurch ſie viel größere Zerſtörungen an den Bruten anderer Vögel verurſachen als unſer Kukuk durch ſeine Niſtweiſe.

Wilſon unterrichtet uns über das Weſen des gelbſchnäbeligen oder Regenkukuks wie folgt. „Ein Fremder, der die Vereinigten Staaten beſucht und im Mai oder Juni unſere Wälder durchſtreift, hört zuweilen tiefe Kehllaute, die, mit den Silben „Koh koh“ vergleichbar, langſam anheben, immer ſchneller werden und durch ihre raſche Folge ſcheinbar in einander übergehen. Dieſe Töne hört man oft, ohne den Vogel zu gewahren, der ſie hervorbringt; denn dieſer iſt ſcheu und ein Einſiedler ſtets im dichteſten Gebüſche. Es iſt die gelbſchnäbelige Art oder der Regenkukuk, ein Sommervogel der Vereinigten Staaten, welcher daſelbſt Mitte April, mehr nördlich auch zu Ende dieſes Monates, auch wol erſt Anfang Mai eintrifft und bis Mitte September verweilt, um ſodann in großen Flügen vereinigt, nach Mittelamerika zum Ueberwintern zu ziehen.“ —

Namentlich nach warmem Regen läßt der Kukuk ſeine tiefen Kehllaute oft Stunden lang und auch während der Nacht erſchallen. Sein und ſeines Verwandten Aufenthalt, der einen ähnlichen Ruf hat, ſind vorzugsweiſe die einſamen ſtillen Wälder; doch ſollen die Kukuke auch zuweilen in Gärten ſich aufhalten und nicht ſelten daſelbſt in der Nähe menſchlicher Wohnungen niſten.

Betrachten wir nun nach den Quellen der nordamerikaniſchen Beobachter die hervorragendſte Eigenthümlichkeit der Kukuke.

„Als ich mich im Jahre 1837“ — ſo läßt ſich Audubon in ſeinen Nachträgen vernehmen — „im Anfang Juni zu Charleſton in Südcarolina befand, wurde ich von Herrn James Smith Rhett in der dortigen Vorſtadt freundlich eingeladen, auf ſein Grundſtück zu kommen, um daſelbſt ein Neſt dieſes Vogels (des gelbſchnäbeligen Kukuks) zu beſichtigen. Ich begab mich in Begleitung eines Freundes, Dr. Samuel Wilſon, alsbald dorthin; und wir waren beide hocherfreut, eine Gelegenheit zu haben, folgende Beobachtungen zu machen:“

„Ein Neſt, welches nahezu in der Mitte eines Baumes von mäßiger Höhe ſtand, wurde von dem Sohne des genannten Herrn, des Beſitzers des Grundſtückes, leicht erreicht. Einer der alten Vögel, welcher darauf ſaß, verließ

Digitized by Google

ſeinen Platz erſt, nachdem ihm der Kletterer mit der Hand bis auf wenige Zoll nahe gekommen war; dann flog er ſchweigend fort auf einen benachbarten Baum. Zwei junge Kukuke, die faſt ſchon im Stande waren zu fliegen, krochen eiligſt von ihrem Neſte weiter zwiſchen die Aeſte hinaus, wurden hier aber nach einiger Zeit von uns gefangen. Das Neſt ſelbſt wurde heruntergenommen und mir ſorgfältig gereicht. Es enthielt noch drei junge Kukuke, jedoch alle von verſchiedener Größe. Der kleinſte davon war augenſcheinlich ſoeben erſt ausgekrochen, und der nächſte an Größe wahrſcheinlich auch nur einige Tage alt, während der größte von ihnen, da er ſchon mit Kielfedern bedeckt war, wol im Laufe einer Woche fähig geworden wäre, auszufliegen. Zugleich waren im Neſte jedoch auch noch zwei Eier vorhanden: eines, welches bereits ein Vögelchen enthielt; das andere friſch oder kürzlich erſt gelegt. Jene beiden andern dem Neſte entſchlüpften jungen Kukuke klammerten ſich mit den Füßen ſo gut an den Zweigen feſt, daß unſere Verſuche, ſie herunterzuſchütteln, vergeblich waren. Wir ſahen uns daher genöthigt, ſie mit den Händen zu erhaſchen."

„Indem wir nun alle dieſe jungen Kukuke neben einander betrachteten, war in der That unſere Verwunderung groß, da auch nicht zwei von gleicher Größe erſchienen. Eben dies bekundete deutlich, daß ſie zu verſchiedenen Zeiten ausgebrütet ſein mußten, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß die älteſten volle drei Wochen älter waren, als einer der übrigen. In der That verſicherte uns Herr Rhett, daß er ein Gleiches bei einem andern Neſte wahrgenommen habe, welches wir auf einem Baume wenige Schritte von ſeinem Hauſe angebracht ſahen. Er erzählte, daß in demſelben von dem nämlichen Paare alter Kukuke binnen einer Brutzeit nach und nach elf junge Kukuke ausgebrütet und groß gezogen worden ſeien, indem ebenfalls mehrere Wochen lang hinter einander gleichzeitig junge Vögel und Eier darin vorhanden waren."

„Ich bat Herrn Rhett, mir ſpäterhin Weiteres über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben. Dies geſchah auch; aber zu meinem großen Leidweſen kann ich den Brief jetzt nicht wiederfinden." — Brewer zu Boſton, von Audubon aufmerkſam gemacht und ebenfalls um Bericht über die Niſtweiſe der Kukuke gebeten, theilte über beide Arten ſpäter ſeinem Auftraggeber Folgendes mit:

„Die Thatſache, mit welcher Sie mich im letztverfloſſenen Juli bekannt machten, habe ich nun auch ſelbſt beobachtet. Das Weibchen beginnt offenbar mit dem Brüten ſchon, ſobald es das erſte Ei gelegt hat. So habe ich denn im Neſte unſerer beiden Arten von Kukuken ein Ei noch ganz friſch gefunden, während in einem andern ein Junges ſoeben im Begriff ſtand, die Schale zu ſprengen; und wiederum gewahrte ich dann ein Ei, das nahezu gezeitigt war, während die Ausbrütung bei andern ſchon ſtattgefunden und während von den Jungen manche ſogar beinahe flugfähig waren. Beide Arten ſind hier in Maſſachuſetts nicht ungewöhnlich, brüten auch beide hier. Doch kommen beide in manchen Jahren zahlreicher vor, als in andern."

In der That erſcheint dieſes Brutgeſchäft einzig in ſeiner Art, wenn nicht eine ſchwache Aehnlichkeit in der Niſtweiſe unſerer Tauben — mit denen übrigens auch die beiden Amerikaner die liederliche flache Neſtbereitung gemein haben — gefunden werden mag. Allerdings fangen die Tauben ſogleich nach

Digitized by Google

dem Legen des ersten Eies zu brüten an; allein sie legen nie mehr als zwei Eier, öfters auch nur eines und in unmittelbarer Folge, während die amerikanischen Kukuke dies, wie wir gesehen, in weiten Zwischenräumen thun. Wir wollen uns nicht, wie es Gloger in seiner unausstehlichen Manier s. Z. gethan, mit weitschweifigen theoretischen Fragen und Erörterungen den Kopf zerbrechen, wie die Kukuke dies absonderliche Nistgeschäft sowol hinsichtlich der Zeitigung der Eier als der gleichzeitigen Auffütterung der Jungen bewerkstelligen; — dies bleibt füglich thatsächlichen Beobachtungen, Forschungen in der lebendigen Natur an den Nistvögeln selbst überlassen, den oft so verkehrten Folgerungen aus der todten Werkstätte der Stubengelehrsamkeit aber schwerlich erreichbar.

Prüfen wir vielmehr noch einen Augenblick den interessantesten Zug dieser Vögel in ihrem Fortpflanzungsgeschäft. Dieses verändert sich nämlich merkwürdigerweise zeitweise in der Art, daß die Vögel die Schmarotzernatur der eigentlichen Kukuke der östlichen Erdhälfte annehmen. Ruttall ist der Entdecker dieser beachtenswerthen Thatsache. Er fand zweimal die Eier der Kukuke in den Nestern des Spottvogels und der Wanderdrossel. Dies stellt die beiden Kukuke des neuen Welttheils in Anbetracht ihrer Doppelnatur bei der Nistweise in eine lebendige Uebergangsverbindung mit den Kukuken der Alten Welt.

Vielleicht ist sehr veränderliche Nahrung — das Ueberhandnehmen oder der Mangel an gewissen haarigen Raupen — in manchen Jahren die Ursache der veränderlichen Nistweise, also daß der nach Audubon in Verbindung mit Gillivray untersuchte und mit dem des europäischen Kukuks sehr ähnlich befundene Magen der amerikanischen Kukuke den häufigen Genuß von haarigen Raupen u. dgl. m. begleitenden Ballast in solchem Maße aufnimmt, daß er hierdurch zurückdrängend auf die Zeugungswerkzeuge und in Folge dessen auch auf den Bildungsgang des Eies wirkte. In solchen Fällen wandelte sich die Natur der neuweltlichen Arten in die unseres Kukuks um, so daß sie bei jenen die Brutwärme nicht zur Entwickelung brächte und sie so zum Schmarotzerthum hinwies. Bei entschiedenerer, weniger Ballast bildender Kerbthiernahrung herrschte hingegen die Ausbreitung der Verdauungswerkzeuge weniger vor und träte eine Beeinträchtigung der Zeugungsgebilde bei diesen Vögeln weniger auf, ein Umstand, der ein Hinneigen zu demjenigen Brutgeschäfte bewirkte, das so höchst charakteristisch in der Mitte zwischen der Nistweise der wahren Kukuke und der übrigen Vögel steht. — Doch wir erblicken uns ja auf einem Wege, auf welchem des Wandels und Ausbrütens so viel für die Zweckmäßigkeitslehrer von Profession sprießt und den wir gern denselben überlassen, ihre „teleologischen" Luftschlösser darauf zu bauen.

Als kleiner Anhang möge noch die schmarotzerartige Benutzung eines fremden Nestes seitens des australischen blauohrigen Honigessers (Entomyza cyanotis) Erwähnung finden. Er gehört zu der ziemlich reichhaltigen Gruppe der sogenannten „Honigesser" in diesem Welttheile, bewohnt Neu-Südwales und soll als Insektenfresser auch nebenbei den Saft aus den Blumen-Nectarien genießen. Abweichend von seinen Gattungsverwandten, die alle Nestbaufertiger sind, ist seine parasitische Nistweise, obgleich Gould ihm die Kunst seiner Verwandten zuzurechnen geneigt ist, ohne indeß ein eigenes Nest

Digitized by Google

des Vogels entdeckt, noch von der Exiſtenz eines ſolchen von Andern gehört zu haben. Was nun die Niſtweiſe anlangt, ſo bietet ſie nur inſofern etwas Eigenthümliches, als der von den Eingeborenen „Batikin“ getaufte Vogel vorzugsweiſe oder ausſchließlich die verlaſſene Wohnung eines Vogels aus dem Geſchlechte der Pomatorhini zu ſeinem Brutgeſchäfte, dem er ſich auch ſelbſt unterzieht, benutzt, ſonderbarerweiſe aber nicht das warme Innere des überdachten Baues zu ſeiner Niſtſtätte einnimmt, ſondern auf dem Außenwerk der Ueberdachung blos eine flache Vertiefung drückt, um daſelbſt allen Einflüſſen der Witterung preisgegeben, in einer neidloſen Lage ſeine ſorglos abgelegten Eier auszubrüten, ſo wie wir ihn auf dem Schlußbilde erblicken.

Man ſieht, daß dies Schmarotzerthum nur als eine Abänderung oder Ausdehnung der bekannten, vielen Vögeln eigenen Weiſe, alter fremder Vögel- und Säugethier-Neſter ſich zur Brut zu bedienen, erſcheint. Es erinnert lebhaft an die freilich ſchützlicher angelegten Schmarotzerwohnungen unſeres Hausſperlings in den Wandungen der Storchneſter, ſowie an die einiger finkenartigen Vögel in den Seiten der Adlerhorſte; läßt aber den Batikin im Hinblick darauf, daß er ſich als Uſurpator ſtatt in das warme Haus, vor die Thüre desſelben ſetzt, mindeſtens als einen Sonderling erſcheinen unter dem vielfach Auffallenden in dem Lande der Widerſprüche und „ſcheinbaren Wunder“.

Der Honigeſſer im fremden Neſt

Ende dieſes Bandes.

d by Google

# Register.

Die mit * bezeichneten Artikel sind illustrirt.


Acrocephalus turdoides 402.
*Adler 332.
Aegithalus pendulinus 460.
*Affen 8. 146.
Alcedo ispida 297.
*Alces jubata 28.
Alektovogel 410.
Alpenmauerläufer oder Alpenspecht 314.
*Ani 359.
*Aquila, chrysaëtos, fulva 338.
Arctomis Marmota 102.
*Ascomys canadensis 129.
*Atlasvogel 421.

*Baltimorevogel 416.
*Bär, gemeiner oder brauner, 42.
Bastardnachtigall 398.
Baumläufer 312.
Baya 411.
Beutelmeise 460.
*Biber 180.
Bienenfresser 295.
*Bisam- oder Zibethratte 191.
Blauheher 372.
Blutfink 373.
Bluthänfling 441.
*Bucerotes 302.
Büffelweber 409.
*Buntspecht 323.
Buntspecht, dreizehiger, 325.

Calaptes auratus 328.
- rubricatus 330.
Campephilus principalis 326.
Canadische Taschenratte, s. Taschenratte.
Capocier 463.
Cassicus cristatus 419.
*Castor Fiber 180.
Certhia familiaris 312.
*Cervus alces 28.
Ceryle rudis 300.
Chimborasso-Hügelstern 467.
Chlamydophorus truncatus 142.
Chlamydera maculata 424.
Chrysococcyx auratus 540.
*Cingulata 140.
Cisticola schoenicola 510.
Coccygi 549.
*Coccystes glandarius 534.
*Columba Palumbus 345.
Cometes sparganurus 467.
Corax nobilis 361.
Corvus frugilegus 364.
* - glandarius 368.
*Cricetus frumentarius 117.
Crossopus fodiens 208.
*Crotophaga Ani 359.
*Cuculus canorus s. europaeus 514. - americanus 549. - dominicus 550.
Curruca atricapilla 389. - nisoria 392. - cinerea 393.
Cyanocitta cristata 372.
Cynomis Ludovicianus 108.
*Cypselus apus 306.
*Cystensänger 510.

*Dachs, unser, 58.
Didrik 540.
Dipus aegyptiacus 124.
*Distelfink 438.
Dohle 305.
Dompfaff 373.
Dorngrasmücke 393.
Drygmoica maculosa 463.
- textrix 462.
Dryocopus Martius 321.
Dschungelvogel, australischer, 505.

*Edelfink 434.
*Edelmarder 75.
*Eichelheher 368.
*Eichhörnchen 155.
*Eisbär 17.
Eisenkraut-Kolibri 472.
*Eisfuchs 95.
*Eisvogel 279. 297.
*Elch oder Elenthier 28.
Elfenbeinschnabel 326.
*Elster 473.
*Elyomis nitela 171.
*Erdeichhorn, amerikanisches, 116.
*Erdsänger 378.
*Eremit 470.
*Erinaceus europaeus 176.
*Euphractus giganteus 141.

Ferkenkukuk 549.
Fettvogel 284.
*Fiber Zibethicus 191.
Fichtenkreuzschnabel 428.
*Fischotter 201.
*Fitis 395.
*Fratercula arctica 293.
Fringilla cannabina 441.
* - carduelis 438.
* - coelebs 434.
*Fuchs, unser, 86.

Gartensänger (Bastardnachtigall) 398.
Gecinus viridis 325.
*Gemeiner Kolibri 465.
Geomys bursarius, s. Ascomys canadensis.


Digitized by Google

*Geſelliger Webervogel 414.
*Geſtrüpptruthahn 504.
Gimpel 373.
*Goldadler 338.
*Goldhähnchen, ſafranköpfiges, 446.
- , feuerköpfiges, 447.
Goldſpecht 328.
Grasmücken 389. *- ſchwarzköpfige, 389.
- Sperbergrasmücken 392. - Dorngrasmücke 393.
Grauſiſcher 300.
Großfüßer 503.
Grünſpecht 325.
*Grypus naevius 468.
Guacharo 284.
*Gürtelthiere 140.

*Haliaëtus leucocephalus 339.
- albicilla s. oscifraga, 339.
*Haltomys aegyptiacus 124.
*Hamſter 117.
*Haſelmaus, große, 171.
* - , kleine 174.
Haubenkaſſike 419.
*Hausmaus 166.
*Haus- oder Mehlſchwalbe 478.
*Hirundo riparia 287.
* - urbica 478.
Höhlenente 281.
*Holztaube 345.
Honigdachs 66.
Hornvögel 302.
Hügelſtern, weißſeitiger 467.
*Hyphantes Baltimore 416.
Hypolais hortensis s. salicaria 398.
Hypudaeus amphibius 194.
- terrestris 194.
*Hystrix cristata 131.

Japu 419.
*Igel 176.
Iltis 84.
Inſtinkt 8.
*Jynx torquilla 316.

*Kaninchen 111.
Karmoiſin-Topas 469.
Kleinſpecht 325.
*Kolibri 465.
- gemeiner, 465.
- rubinkehliger, 470.
Kolkrabe 361.
Kragenvogel 424.
*Kreuzſchnäbel 426.
Krünitz 428.
*Kuhvogel 545.
*Kukuk 514.

Laubenvogel, gefleckter, 424.
Laubſänger 393.
Leipoa ocellata 505.
*Lemming 120.
*Lemmus Norwegicus 120.
*Lepus cuniculus 111.
*Loxia pityopsittacus 427.
- curvirostra 428.
*Luscinia Philomela 378.
*Lutra vulgaris 201.

*Madenfreſſer 359.
Marder (Martes) 75.
* - Edelmarder 75.
- Hausmarder 81.
Mahali-Webervogel 407.
Manes 145.
*Martes abietum 75.
*Mauerſegler 306.
*Maulwurf 135.
Megapodiden 503.
*Megapodius tumulus 505.
*Mehlſchwalbe 478.
Melanerpes erythrocephalus 338.
- formicivorus 331.
*Meles vulgaris s. taxus 58.
Mellisuga minima 472.
Merops apiaster 295.
Midaus meliceps 58. 64.
Mittelſpecht 325.
*Mönch 389.
*Molothrus pecoris 543.
Monedula turrium 305.
Motacilla acredula 395.
- rufa 393.
*Murmelthier 102.
*Mus minutus 161.
* - musculus 166.
*Muscardinus avellanarius 174.
*Mustela-Erminea 67.
- foina 81.
* - martes 75.
- putorius 84.
* - vulgaris 67.
*Myodes Lemmus 120.
*Myoxus nitela 171.

*Nachtigallen 378.
*Nelicurvius Baya 411.
Niſten der Vögel 215.
Nſchiego-Mbouve 153.

*Ofenvogel 488.
*Orang-Utang 150.
Oreotrochylus Chimborazo 467.
- leucopleurus 467.
Oriol, gelber 408.
*Oriolus galbula 443.
*Orites caudatus 457.
*Ornithorhynchus paradoxus 211.
Orthotomus longicauda 509.
*Orycteropus capensis 143.

*Papageientaucher 293.
*Pferdeſpringer 128.
*Pfingſtvogel 442.
*Phaëtornis eurynome 470.
*Philetaerus socius 414.
*Pholeoptynx hypogaea 279.

Digitized by Google

*Pica caudata 473.
*Pichiciego 142.
Picidae 318.
*Picus major 323.
- medius 325.
- minor 325.
- tridactylus 325.
*Pink-Pink 462.
*Pirol 442.
*Pithecus Satyrus 150.
*Plectorhynchus lanceolatus 425.
*Ploceï 405.
Ploceus ictorecephalus 409. - ocularius 408. - spilonotus 410.
*Polarbär 17.
*Polarfuchs 95.
*Prärie-Eule 108. 279.
*Präriehund 108.
*Ptilonorhynchus holosericeus 421.
Pyrrhula vulgaris 373.

*Ramphastus Toko 301.
Ratelus capensis 66.
*Rauchſchwalbe 477.
*Regulus flavicapillus 446.
- ignicapillus 447.
Rieſengürtelthier 141.
*Rieſenkukuk 541.
*Ringeltaube 345.
*Rothkehlchen 382.
Rothkopf 328.
*Rubecula sylvestris 382.
Rubinkehliger Kolibri 470.

*Saatkrähe 364.
*Sägenſchnabel-Kolibri 468.
Sappho-Komet 467.
*Schärrmaus 194.
*Schildwurf 142.
*Schilfſänger 401.
Schimpanſe 152.
*Schnabelthiere 211.
*Schneidervögel 509.
*Schuppenthier 145.
*Schwanzmeiſe 457.
Schwarzſpecht 321.
Scirtetes Jaculus 128.
*Sciurus vulgaris 155.
Scythrops Novae-Hollandiae 541.
*Seeadler 339.
*Siedelweber 414.
Sorex fodiens 208.
* - vulgaris 133.
*Specht 318.
Sperbergrasmücke 392.
Spermophilus Citillus 107.
*Spitzmaus, gemeine, 133.
*Spottdroſſel 387.
*Spottvogel 387.
*Springmaus, ägyptiſche, 121.
Staar 303.
*Stachelſchwein 131.
Stagnicola chloropus 353.
Steatornis caripensis 284.
*Steinadler 338.
Steinmarder 81.
*Stieglitz 438.
*Stinkdachs 58. 64.
Stoßfiſcher 300.
*Straußkukuk 532.
*Sturmvogel 290.
Sturnus vulgaris 303.
*Sylvia arundinacea 402. *- fitis 395.

Tadorna vulpanser 281.
Tahawebervogel 409.
*Talpa europaea 135.
Talegalla Lathami 504.
Tamias Lysteri 116.
*Taſchenratte, kanadiſche, 129.
*Teichſchilfſänger 402.
Textor Alecto 410.
- erytrorhynchus 409.
- Dinemellii 410.
*Thalassarktos 17.
Thalassidroma pelagica 290.
*Thalunania glaucopis 469.
*Thurmſchwalbe 306.
Tichodroma muraria 314.
*Toko 301.
*Topas, feuriger, 469.
Karmoiſin-Topas 469.
Topaza pella 469. - pyra 469.
*Trochilus colubris 465.
Troglodytes calous 152.
*Troglodytes parvulus 449.
*Turdus merula 495. *- musicus 501.
* - polyglottus 387.

*Uferſchwalbe 287.
*Upupa Epops 309.
*Ursus arktos 43.

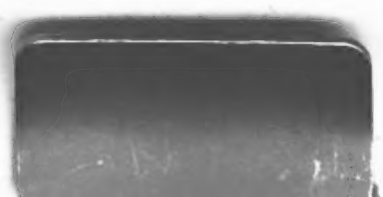
Verbena-Kolibri 472.
*Vulpes lagopus 95. *- vulgaris 86.

*Waldnymphe, braſilianiſche, 469.
*Wanderung der Vögel 245.
Waſſerhuhn 358.
*Waſſerratte 194.
Waſſerſpitzmaus 208.
*Webervögel 405.
Webervogel, goldſtirniger, 409.
- rothſchnäbeliger, 409.
*Weidenzeiſig, großer, 397. - kleiner, 395.
Weißkehlchen 393.
Wendehals 316.
*Wiedehopf 309.

*Zaunkönig 449.
*Zibethratte 191.
Zieſel, gemeiner, 107.
*Zwergmaus 161.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google